Dramaturgiſche Monate.

Erſter Band

von

EIGENTUM DER
K. UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Johann Friedrich Schink.

Drink deep, or taſte not the Pierian ſpring.
There ſhallows draughts intoxicate the brain,
And drinking largely ſobers us again.

Pope.

Schwerin.
Im Verlag der Bödnerſchen Buchhandlung.
1790.

EXEMPLAR DER
K. UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Nachricht.

Das im Kupfer geſtochne Titelblatt nebſt dem Titelkupfer, wird mit dem Titelblatt und Kupfer des zweiten Bandes zugleich geliefert werden.

[illegible]
[illegible]
[illegible]

An

Herrn Schröder,

Direkteur

des deutſchen Theaters zu Hamburg.

Mit welchem Namen könnt' ich dieſen erſten Band meiner Bemerkungen über die Kunſt des dramatiſchen Dichters und des Schauſpielers beſſer zieren, als mit dem Nahmen des Mannes, deſſen Bühne mir dazu die erſte Veranlaſſung giebt, deſſen groſſe Talente der Darſtellung, als Dichter und Schauſpieler, mir dazu den ergiebigſten Stof liefern? Und ſo ſey denn dieſe Zueignung ein Zeugnis meiner Hochachtung für Sie im Angeſichte des deutſchen Publikums.

Lobsprüche, der gewöhnliche Inhalt der Dedikazionen, sollen dieses Blatt nicht entweyhen. Ihre Werke sind Ihr Lob; und die Zergliederung dieser Werke, die, fern vom faden Ton der blossen Bewunderung, freymüthig prüft, und aus Uiberzeugung lobt, soll Ihnen die aufrichtige Hochschäzzung beweisen, mit der ich, so lang' ich für Schönheit und Wahrheit Sinn behalte, unausgesezt bin

der

Ihrige,

Schink.

An das deutsche Publikum.

Wie Diogenes, der Weltweise, am hellen Tage mit der Laterne ausging, unter den vielen Leuten, die ihn umgaben, Menschen herauszusuchen, so hab' ich — ohne übrigens im geringsten auf seine Weltweisheit Ansprüche machen zu wollen — eine ähnliche Absicht, die, mit der Fakkel der Kritik in der Hand, die dramatische und theatralische Kunst in Deutschland aufzusuchen, jedoch mit mehr Glauben an ihre Existenz, als der Cyniker an das Daseyn der Menschen. Gewis hat Deutschland Kunst und Künstler gehabt, und hat sie noch, aber eben so gewis steht die Anzahl der Künstler zu den blos Kunsttreibenden, genau in eben dem Verhältniß, wie die Anzahl der blossen Leute zu den Menschen.

Nun ists offenbarer Gewinn für die Kunst, wenn der Kunsttreibenden immer weniger,

und der Künſtler immer mehr werden. Das iſt der Zwek und das Amt der Kritik. Sie beleuchtet die öffentlich ausgeſtellten Werke der ſich in der Kunſt Uebenden, ſie prüft, ſie lobt, tadelt, ſie weiſt zurecht: und der Kunſttreibende bildet ſich nach und nach zum Künſtler.

Doch nicht allein die Kunſtverſuche, auch die eigentlichen Kunſtwerke, gehören vor ihren Richterſtuhl. Der gewordne Künſtler dient ihr zum Modell, von dem ſie abſtrahirt, zum Beſten der werdenden Künſtler; und, indem ſie von ihnen abſtrahirt, ſtößt ſie — denn was in der Welt wäre vollkommen? — auf kleine Lüken, Abweichungen — zeigt ſie an, und vervollkommt dadurch auch den ſchon gewordnen Künſtler.

Die Kritik iſt alſo die rechte Hand der Kunſt, die Freundin, Führerin und Verpflegerin des Genies. Daher auch die Achtung des wahren Künſtlers für ſie. Ihm iſt jede Vervollkommnung ſeiner Kunſt wichtig, er liebt und ſchäzt jeden, der ſein Scherflein dazu beitragen

tragen will. Nur der Kunſtreibende, der nie mehr werden will, macht ein ſcheel Geſicht, wenn der Tadel ſeine Stimme erhebt, und hält den Kunſtrichter für ſeinen geſchworenſten Feind. Er will nur Lob, ohne dies Lob zu verdienen, will Beyfall, ohne Recht auf Beyfall zu haben.

Wohl mir, und meiner Abſicht, daß das nicht ſo an dem Ort iſt, wo ich jezt zu leben, das Vergnügen habe. Hamburg war von jeher der Sammelplaz der gröſten Künſtler, die Deutſchland zu allen Zeiten hatte. Ekhof, Akkerman, Reineke, Stark, die Löwin, die beyden Akkermann, die Seylerin, die Mecour und Brandes glänzten auf ſeiner Bühne, und es hatte Leſſing zum Dramaturgen. So war es faſt immer der Pflegeſiz der wahren Kunſt, und iſt es noch, denn Schröder iſt Muſter und Lehrer. Darum auch hier die gröſſere Anzahl der Kenner, als irgendwo. Ein Umſtand, der dem Dramaturgen ſein Amt unendlich erleichtert, er darf nur die Stimmen des Publikums ſammeln, und das Reſultat

dieser Stimmen zum Besten der Kunst entwikeln.

Das ist es, was mich bestimmt hat, dieses sonst so schwierige Amt hier auf meine Schulter zu nehmen. Der Gedanke an einen Vorgänger, wie Lessing, müßte sonst meinen Muth niedergeschlagen haben. Dazu kömmt das Zutrauen, mit dem ein grosser Theil des vaterländischen Publikums mich, seit der Erscheinung meiner Wiener dramaturgischen Fragmente, in diesem Fache beehrt hat; der Beyfall, dessen mich die feinsten Kenner Deutschlands gewürdigt haben; der Wunsch, der von unsern besten Schauspielern bey meiner Hierherreise allgemein geäussert, und die Unterstüzzung, die mir von ihnen, zur Belohnung meines Fleisses, einstimmig versprochen wurde.

Und hiemit beginn' ich die Erfüllung des Hauptzweks meines Hierseyns, der nicht ist, das hiesige Theater mit Neuigkeiten zu versorgen. Dazu bin ich nicht der Mann, möcht' es auch nicht seyn, selbst, wenn ich es könnte. Gute dramatische Stükke lassen sich

nicht

nicht so aus dem Ermel schütteln. Richtigkeit des Plans, Interesse der Handlung, Wahrheit der Karaktere, reine, lebendige, korrekte Sprache, sind unentbehrliche Eigenschaften eines Schauspiels, das ein denkendes, prüfendes und Einsichtvolles Publikum unterhalten soll. Dazu aber bedarfs Zeit zur Reife, Laune, die einem nicht immer zu Gebote steht. Fremde Arbeiten hingegen, wenn es nöthig ist, hier und da genießbarer machen, mit dem würdigen und Ruhmvollen Vorsteher der hiesigen Bühne etwas zur bestmöglichsten Vorstellung derselben beitragen, zwischen Publikum und Künstler treten, mit dem denkenden Theil der Zuschauer mit, und dem blos geschäftigen vordenken, über den Wert und Unwert eines Schauspiels, über Geschmak und Darstellung, mein Urtheil zur Prüfung vorlegen, das ist es alles, was ich zu leisten, im Stande bin, wozu ich mich in der jezt anzukündigenden Schrift, über die Kunst des Dichters und Schauspielers, ganz allein anheischig mache.

Diese

Diese Absicht aber erstrekt sich nicht blos über die Bühne Hamburgs, sie erstrekt sich auf die deutsche Bühne überhaupt. Die Wahrheit, die ich verkünden will, soll nicht blos für die hiesigen, sie soll für alle Künstler Deutschlands gleich nüzlich, und meine Dramaturgie nicht blos das Resultat meiner Bemerkungen über die Kunst zu Hamburg, sondern auch über die Kunst des gesammten Deutschlands seyn.

Es giebt sich von selbst, daß die Kritik zur Erreichung einer solchen Absicht, den freundlichsten, den gefälligsten und civilisirtesten Ton annehmen muß, dessen sie nur immer fähig ist. Höhnender, nekkender, beissender Ton hat der Wahrheit noch nie Eingang verschaft, und mit Feuer und Schwerdt in der Hand, hat sie von jeher nur sehr schlechte Proselyten gemacht. Auch bedarf sie des Feuers und des Schwerdts nicht, um sich Anhang zu verschaffen, sie siegt durch sich selbst, und ihr Licht ist zu wohlthätig, als daß nicht jeder, der für sie Sinn hat, eilen sollte, sich

an

an ihrem mildern Strahl zu wärmen, und durch ihn zu erleuchten. Wer keinen Sinn für sie hat, ist zu bedauern, und man muß ihn seinem Schikſal überlaſſen. Mag der Maulwurf unter der Erde graben, wohl bekomm ihm sein Appetit zur Finſterniß! Jeder reite sein Steckenpferd, sagt Yorik, was geht es uns an, ob er gut oder schlecht darauf sizt. Wohl uns, wenn wir beſſer sizzen, aber laßt uns des nicht spotten, der das Unglük hat, schlecht zu sizzen, und sich doch einzubilden, er sizze gut.

Indes muß Wahrheit als Wahrheit aufgeſtellt, sie muß frey bekannt, und ohne Scheu vom Irrthum unterſchieden werden. Die Toleranz will zwar, daß man den Irrthum mit ſanftem Geiſt zurecht weiſe, aber, ſie will nicht, daß man ihn liebe; ſie will, daß man der Thorheit verzeihe, aber, es iſt gegen ihre Pflicht, ſie zu ehren. Die wahre Toleranz, iſt, wie die wahre Freiheit, eine Tochter der Aufklärung. Aufklärung aber zerſtört die Werke der Finſterniß, wie die Werke der Thorheit. Wahrheit iſt alſo die Gottheit, der ich

auch

auch diesmal vor allem Volk opfern werde. Sie wird ihren Mund aufthun, aber freundlich; sie wird tadeln, aber mit Liebe; sie wird zurecht weisen, aber ohne Stolz.

Bey einem Publikum, das, wie das hiesige, an wahre Darstellung gewöhnt, schon ein gewisses natürliches Gefühl des Schönen mit in das Schauspiel bringt, das über die Kunst selbst, und also dem Untersucher gern nachdenkt, das mich lesen wird, um mich zu prüfen; bey einer Bühne, deren Mitglieder lauter **Kunstliebende** Künstler sind, bey der der **gewordne** Künstler mein Urtheil gern näher untersuchen, und der **werdende** sich gern daraus unterrichten wird; bey solchen günstigen Aussichten, sag' ich, kann das Geschäft des Dramaturgen nichts anders, als ein Geschäft des Vergnügens seyn. Ich beginne also auch mein dramaturgisches Amt ohne Furcht, mit dem vollsten Vertrauen auf die Unterstützung und Aufmunterung dieses Publikums, auf die Gerechtigkeit dieser Künstler gegen meine reinen und tadellosen Absichten.

Der

Der Titel meiner Schrift ist: Dramaturgische Monate, der Plan derselben folgender:

1. Beurtheilung des dichterischen Werts aller seit dem ersten Oktober 1789 auf der hiesigen Bühne vorgestellten Schauspiele. Sind es Originale, Vergleichung mit den etwa vorhandnen Schauspielen, ähnlichen Inhalts; sind es Uebersezzungen oder Bearbeitungen, Vergleichung mit dem Originale, und Auseinandersezzung ihrer Veränderungen und Verbesserungen, entweder des Plans, oder der Karaktere; auch wohl Anzeige anderer Uebersezzungen und Beurtheilungen desselben, mit der Bestimmung ihres grössern oder kleinern Werths.

2. Psychologische Zergliederung wichtiger Karaktere, Schritt vor Schritt, in Rükficht auf theatralische Darstellung; entweder nach meinem eigenem, oder nach dem Ideale des Künstlers, der ihn mit vorentwikelt hat, mit allen meinen Zweifeln und Erinnerungen, die ich über und gegen ihn auf dem Herzen habe.

3. Anzeige des verschiednen Eindruks, den ein und dasselbe Stük auf die verschiednen Publikums Deutschlands gemacht, und Untersuchung der Ursachen des mehr oder weniger Gefallens desselben an diesem und jenem Orte.

4. Vergleichung der Vorstellungen der hiesigen Bühne mit den Vorstellungen anderer Bühnen, von denen Stükken, die ich, ausser Hamburg, zu **Berlin, Leipzig, Dresden, Prag, Wien** u. s. w. mit angesehn habe.

5. Verschiedne Betrachtungen, Meynungen und Vorschläge von mir über Schauspiel, dramatische Komposizion, Kostüme, Singspiel, Gesang, Musik, Rechte des Dichters, des Schauspielers und des Publikums, nebst andern verwandten Materien.

6. Alle halbe Jahr, als Anhang, eine Erzählung merkwürdiger Vorfälle auf den Bühnen, Englands, Frankreichs, Italiens und Deutschlands. Anzeige ihrer neusten Produkte, und, was Deutschland betrift, Anzeige der nicht auf der hiesigen Bühne erschienenen Schauspiele, mit den wahrscheinlichen Ursachen ihrer Nichterscheinung. Auch eine Beurtheilung der besten dramaturgischen Schriften.

Inhalt

Inhalt des ersten Bandes,

Erstes Stük.

Seite

I. Die Fürstenpflicht, Schauspiel in drei Aufzügen, und die Milchbrüder, Lustspiel in zwei Aufzügen, aus dem Französischen der Madam Bamois.
Die Fürstenpflicht ist nicht ursprünglich Brandes Werk. Prüfung der Veränderungen, die er damit vorgenommen. 1
Unächtheit der fürstl. Wohlthätigkeit, die der Dichter als Muster vorstellt. = 5
Fälscher Gebrauch, den unsre dramatischen Dichter von dem Hange des Publikums zu Szenen der Wohlthätigkeit, Vergebung und Großmut machen. Wie er sich weiser anwenden liesse. = = 5
Kurze Beurtheilung der Milchbrüder. 9

II. Die unerwartete Wendung, Lustspiel in vier Aufzügen, nach Mistreß Sheridan, von Jünger, und der Stammbaum, Lustspiel in einem Aufzuge, von Anton Wall. Reizende Schilderung der Weiblichkeit in den Karakteren der Lady Medway, Luise und Miß Ritschly bey Mistreß Sheridan. 12
Härten in dem Karakter des Lord Medway. = = = 13

Seite

Lebhaftigkeit der Szenen zwischen Lord und Lady Flotter, und soviale Zeichnung des Sir Bramble. = 14

Tadel der Katastrophe des Originals. Jüngers Veränderungen bey der Lokalisirung dieses Lustspiels, besonders der tadelhaften Katastrophe. = 15

Paralelle zwischen der Wiener und Hamburger Vorstellung dieses Lustspiels. = = = = 24

Kurze Anzeige des Stammbaums. 34

III. Die Wilden, Singspiel in zwei Aufzügen, aus dem Franzöſ. von Schmieder, die Musik von d'Alayrak.

Beurtheilung des Stüks und der Musik. 35

IV. Der Ring oder die unglükliche Heyrat durch Delikatesse, Lustspiel in fünf Aufzügen, von Schröder.

Dies Lustspiel ist eine Fortsezzung des Fraquahrschen Trip to the Jubilee. Der Engländer hat dem Deutschen nur die ersten Ideen dazu hergegeben, denn es ist genaues Bild deutscher Sitte und Thorheit. = = = 37

Etwas von französischen Nasen, mit denen es aber in Deutschland nicht viel zu sagen hat. = = = 38

Nähere Beleuchtung der Karaktere und Situazionen in diesem Lustspiel.

Wahre

Seite

Wahre Darſtellung der gewöhnlichen Damennatur in dem Karakter der Dame Holm. = = = 40

Entwiklung des delikaten Verhältniſſes zwiſchen Major Selting und ſeiner Frau. = = = = 43

Intereſſanter Karakter des Grafen Klingberg. = = = 50

Wunſch einer frühen Bekanntſchaft des Zuſchauers mit Henriette Darring, zur Erhöhung des Intereſſe für ſie. 52

Abſicht des Verfaſſers bey Verfertigung dieſes vortreflichen Luſtſpiels. = 53

Bemerkungen über die epiſodiſchen Perſonen, Baron Birk, Komteſſe Windheim, und Karoline Selting. = 54

V. Menſchenhaß und Reue, Schauſpiel in fünf Aufzügen, von Freiherrn von Kozebue.

Allgemeine Senſazion dieſes Schauſpiels auf unſre geſammten Publikums. Urſachen davon. Karakteriſtik der Dichtertalente des Verfaſſers und der vorzüglichſten Schönheiten dieſes Schauſpiels. = = = = 57

Tadel der zu grellen Vermiſchung des Komiſchen und Tragiſchen in dieſem Schauſpiel. = = = 62

Zu wenige Verflechtung der Lotte und des alten Tobias in die eigentliche

Seite

Handlung. Unwahrscheinlichkeit des Auftretens des alten Tobias. Seine und Franzens zu sublime Sprache für ihren Stand und Lebensart. " 65
Nicht allzurichtige und wahrscheinliche Verbindung der Szenen. " 68
Erinnerungen gegen die Moralität des Stüks, und die Widersprüche in dem Karakter der Madam Müller. " 70
Ideen zu einer Fortsezzung dieses Schauspiels, der Situazion Meinaus und Eulaliens gemäß. " " 76
Lob der hiesigen Vorstellung. " 81

VI. Die Italienerin in London, Singspiel in zwei Aufzügen, die Musik von Cimmerosa; und bey der Wiederholung von Menschenhaß und Reue, Zergliederung des Spiels der Madam Schröder, als Eulalia. " 83

Zweites Stük.

VII. König Lear nach Shakespeare, von Schröder, Trauerspiel in fünf Aufzügen.

Quellen, aus denen Shakespeare den Stof zu seinem Lear geschöpft hat. 114
Meisterhafter und originellerGebrauch, den Shakespeare von diesen Quellen gemacht, indem er zu dem in der Chronik,

Seite
nik und Ballade angegebnen Schwäche des Alters, noch den Zug von Kindheit des Geiſtes hinzuthat. 129
Menſchlichkeit in den böſsartigen Karakteren der Generill und Regan. 133
Erhöhung des rührenden und tragiſchen des Lears durch verſchiedne vortrefliche originelle Dichtungen. 136
Verſtärkung des tragiſchen Intereſſe dieſes Trauerſpiels durch die Einwebung der Gloſterſchen Epiſode. 140
Mitwirkung des Narren zur rührenden Theilnahme an Lears Leiden. 146
Nothwendigkeit einer Bearbeitung der Shakeſpearſchen Schauſpiele für die Vorſtellung. 152
Beurtheilung der Schröderſchen Bearbeitung. 156

VIII. Die Beſchämten, oder die Weiblichkeit in ihrer Stärk' und Schwäche, Luſtſpiel in fünf Aufzügen, nach Cibber.
Urtheil über Cibbers Werk. 161
Veränderungen des deutſchen Dichters. 163
Hauptzwek des Deutſchen bey der Bearbeitung des Cibberſchen Luſtſpiels. 166
Paralelle zwiſchen den Perſonen des engliſchen und des deutſchen Dichters. 171
Uiber die Rechte des Dichters in der Wahl der Gegenſtände ſeiner Dichtung. 194

Seite

Entwikkelung der Urſachen, warum die Beſchämten in Wien ſo groſſe, und in Hamburg ſo ganz und gar keine Senſazion machten? . . 197

Vergleichung der Wiener Vorſtellung mit der hieſigen. . . . 199

IX. Betrug durch Abergiauben, Singſpiel in fünf Aufzügen, von Eberl, die Muſik vom Edlen von Dittersdorf. 268

Drittes Stük.

X. Hamlet, Trauerſpiel in fünf Aufzügen, nach Shakeſpeare, von Schröder; die verſtellte Kranke, Luſtſpiel in drei Aufzügen, von Goldoni, und die Uibereilung, Luſtſpiel in einem Aufzuge, von Murphy.

Ganz verſchiedener Eindruk der erſten Lektüre und der erſten Vorſtellung des Hamlets auf den Dramaturgen. 213

Uiber Madam Schröder, als Ophelia. 216

Kurze Anzeige der Uibereilung. . 217

Anekdote, die verſtellte Kranke betreffend, aus Goldonis Memoiren. . 219

Urtheil über das Stük ſelbſt, und die hieſige Vorſtellung deſſelben. . 220

XI. Die Jäger, Schauſpiel in fünf Aufzügen, von Iffland.

Seite

Allgemeine Senſazion der Schauſpiele in Diderots Manier, wodurch ſie bewirkt wird. 222

Anwendung davon auf die Jäger, durch eine nähre Entwiklung ihrer Schönheiten. 224

Entbehrlich- und Unſchiklichkeit der luſtigen Perſonage des Amtsſchreibers mit dem krummen Beine. 230

Erinnerungen gegen den Geſang am Ende dieſes Schauſpiels. 231

XII. Wiederholung des Schauſpiels, **Menſchenhaß und Reue**, von Kozebue.

Welcher Art, der Natur der Sache nach, eigentlich Meinau's Menſchenhaß ſeyn ſollte. 235

Was er bey dem Dichter iſt. 237

Schröder, als Baron Meinau. Umſtändliche Zergliederung ſeines Spiels. 238

XIII. Einige Nachrichten von den Theatern zu **Venedig**, aus einem Briefe des Herrn Profeſſor **Meyer** in **Göttingen** an Herrn **Schröder**.

Anzahl der Theater in Venedig. 272

Theodora Ricci Bartolo, Schauſpielerin auf dem Theater St. Angelo. 273

An-

Seite

Antonio Palandi, Schauſpieler eben da. 275
Neue italieniſche Schauſpiele. 277
Neue Ausgabe von Goldoni. 278

XIV. Kurze Nachrichten von einigen deutſchen Theatern, aus Briefen an den Herausgeber.
Aus Wien. 279
Aus Berlin. 281
Aus Mannheim. 282

Dramaturgische Monate.

Januar 1790.

Schwerin,
im Verlag der Bödnerschen Buchhandlung.

Nachricht.

Von dieser Schrift erscheint alle Monate ein Heft, das brochirt und mit einem farbigen Umschlag versehen ist. Drey solcher Hefte machen einen Band aus, und zu jedesmaligen 3ten Hefte kömmt ein in Kupfer gestochener Haupt-Titel und ein Kupfer in [illegible] Erstern ziert eine passende Vignette, und [illegible] entweder eine theatralische Gruppe oder eine Figur mit dem Kostume irgend eines Zeitalters [illegible] illuminirt werden soll, wenn es die Umstände [illegible]

Der Preiß eines [illegible] Heftes ist [illegible] 4 — an Gold [illegible] Diesen Betrag zahlt jeder Interessent beim [illegible] des ersten Heftes.

Alle löbliche Postämter und Buchhandlungen, oder wem es sonst noch gefällig seyn solte, die Distribution derselben zu übernehmen, erhalten die gewöhnliche Provision für ihre Bemühung, und [illegible]

an die Kayserliche Reichs-Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition in Hamburg, welche [illegible] Versendung an alle resp. Post-Ämter in und ausser Deutschland übernommen;

— — Herzogl. Zeitungs-Expedition [illegible] Auch an folgende Buchhandlungen:

nach Berlin, an Herren Haude und Spener;
— Frankfurt am Mayn, an Herrn Herrmann;
— Hamburg, an Herren Herold;
— Leipzig, an Herrn Barth;
— Nürnberg, an Herren Felseker;
— Prag, an Herrn Gerle;
— Strasburg, an die academische Buchhandlung;
— Wien, an Herrn Stahel, oder
— die Verlagshandlung in Schwerin.

EIGENTUM DER
K. UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Dramaturgische Monate.

Erster Band.

Ad Bibl. Acad. Lund.

Erstes Stük.

I.

Am ersten Oktober 1789: **Die Fürstenpflicht**, Schauspiel in drei Aufzügen, und die **Milchbrüder**, Lustspiel in zwei Aufzügen, aus dem Französischen der Madam Bannois.

Die Fürstenpflicht ist eines von den Schauspielen, die, ohne auf Vortreflichkeit und großen dichterischen Wert Anspruch machen zu können, sich, wenn sie nur halbweg gut gespielt werden, doch auf der Bühne ganz hübsch ausnehmen. Es ist übrigens, obwohl es bey der hiesigen Bühne im Manuskript aufgeführt wird, nichts weniger, als ein neues Stük, denn schon

ſeit Jahren exiſtirt es unter zwei verſchiednen Titeln *) gedrukt; iſt, dem Stoffe, der Behandlung, und der Sprache nach, zu urtheilen, wahrſcheinlicherweiſe auf öſtereichiſchem, wenigſtens auf kayſerlich-erbländiſchem Boden entſproſſen, und gründet ſich auf irgend eine wohlthätige Anekdote des menſchenfreundlichen Joſephs. In der jezzigen Geſtalt, die es Herrn Brandes zu danken hat, iſt dem Dialoge merklich nachgeholfen, und auch ſonſt noch manche andere nicht unſchikliche Veränderung damit vorgenommen worden. So iſt, z. B., ein weinerlicher Monolog der Lieutnantsfrau, die Wiege mit dem Kinde, und die alberne Probe, durch die der Fürſt im Original die Liebe der Gattin des verabſchiedeten Lieutnants prüft, ſehr weislich weggeblieben. Aber troz dieſer Verbeſſerungen, troz des Beyfalls ſelbſt, den dieſes Stük, mit und ohne dieſe Verbeſſerungen, auf unſern Bühnen erhalten hat, und erhalten wird, bleibt es immer nur ein ſehr gewöhnliches Produkt. Die Karaktere darin ſind theils ſehr alltäglich, theils zu wenig hervorſpringend gezeichnet. Auch die Sprache iſt, was das Ka-

*) Der Rechtſchafne darf nicht darben, wenn es der Fürſt nur weiß; und Armuth um Liebe.

Karakteriſtiſche betrift, ſich nicht immer gleich. Bald ſpricht Thomas Riegel, wie es ſich für einen Schuſtermeiſter geziemt, bald erhebt ſich ſeine Sprache wieder ſehr merklich über ſeinen Leiſten, und perrorirt von Gewitterwolken des Eheſtandes, die vorüberziehn, u. ſ. w.; was mit ſeinem Schuhmaaß und ſeiner Pfrieme einen ſehr ſeltſamen Kontraſt macht. Mit der dramatiſchen Oekonomie iſt es gleichfalls nicht ganz richtig. Im Grunde enthält das Schauſpiel zwei Handlungen, die Verheiratung der Schuſtertochter mit dem Schuhknecht, Friedrich, und die Verſorgung des verabſchiedeten Offiziers; und die erſte, die doch eigentlich die untergeordnete iſt, ſticht in den erſten Akten ſo hervor, daß man das Schauſpiel mit dem zweiten Akt geendet glaubt, und den dritten als eine bloße Zugabe anſieht; was doch der Fall nicht ſeyn ſollte, wenn der Verfaſſer des Originals und der Bearbeiter deſſelben, wie es aus dem Titel ſcheint, uns hauptſächlich für die dürftige Familie und ihre Verſorgung intereſſiren wollten.

Was nun den Zwek des Dichters, in ſeinem Fürſten den andern Herren im Purpur einen Spiegel ihrer Pflichten aufzuſtellen, betrift, ſo

lassen sich gegen die Art und Weise, wie er seinen Fürsten wohlthätig handeln läßt, sehr gegründete Einwendungen machen. Daß er den armen Lieutnant wieder in den Dienst nimmt, daß er ihm Geld giebt, seiner Armuth abzuhelfen, ist sehr löblich; aber, daß er ihn gleich zum Hauptman macht, fast aus keinem andern Grunde, als weil er einer hübschen Amtmannstochter zu tief in die Augen gegukt hat, ist nicht mehr so löblich. Wohlthätigkeit überhaupt, vorzüglich aber fürstliche, muß auf Weisheit gegründet seyn, sie muß nie auf Kosten eines andern verdienten Mannes Gutes thun, nie die Gränzen der Billigkeit und Gerechtigkeit überschreiten. Das ist aber hier offenbar der Fall. Was hat der Lieutnant gethan, um eine solche Belohnung zu erhalten? Er hat neunzehn Jahr, und von der Muskete auf, seinem Fürsten treu gedient. Gut. Dafür ist er auch bis zum Lieutnant avanzirt. Aber, was hat er, seit er seinen Abschied gefodert, weiter gethan? Not und Elend gelitten. Wahr, aber nicht im Dienst des Fürsten. Er hat gegen das Verbot des Fürsten, als Subalternoffizier, ohne Kauzion zu heyraten, gesündigt, freilich, aus einer sehr menschlichen, verzeihlichen

Schwach-

Schwachheit, aber doch immer gefehlt. Es iſt edel, daß ihm der Fürſt, um des liebenswürdigen Gegenſtandes ſeiner Schwachheit willen, dieſen Fehler verzeiht, und ihm Charge und Brod wiedergiebt; aber, was für ein Verdienſt giebt ihm ſeine Schwachheit zur Hauptmannsſtelle? Und wenn nun vielleicht gar, was ſehr wahrſcheinlich iſt, ein anderer, eben ſo verdienter, auch wohl noch verdienterer Offizier dadurch verdrängt, in ſeinem Avanzement zurükgeſezt wird, weil er, zum Unglük, — keiner Amtmannstochter zu tief in die Augen gukte? iſt denn dieſe ganze fürſtliche Handlung, ſtatt wohlthätig und lebenswürdig zu ſeyn, nicht offenbar kränkend und ſtrafbar? Freilich iſt gerade dieſe Art Wohlthätigkeit unter unſern gütig, wohlthätig und menſchenfreundlich geprieſenen Fürſten leider! am meiſten Mode. Aber eben deswegen ſollen ſie nicht als Muſter empfohlen werden. Ihre Wohlthätigkeit ſchadet, ſtatt nüzlich zu ſeyn, thut übels, ſtatt zu ſegnen; ſie iſt eine Wohlthätigkeit, ohne Plan, ohne Grundſäzze; hängt vom Zufall, von Laune, von mehr oder weniger Zuneigung, von mehr oder weniger Fürſprache ab. Die weiſe fürſtliche Wohlthätigkeit hingegen iſt

gerecht, belohnt nur, wo Belohnung Verdienst ist; bezahlt treue Dienste, ehrt an ihren Dienern Ausübung ihrer Pflichten, aber belohnt nur lange, pünktliche Treue; ausserordentlichen, die Gränzen der angewiesenen Pflicht fast überschreitenden Diensteifer. Dann zeigt sie sich in ihrer ganzen fürstlichen Großmut, dann vergilt sie glänzend und Ehrenvoll. Diese weise Wohlthätigkeit, diese ehrende Belohnung des Verdienstes war es, durch die Friedrich, der einzige, wie durch so viel andere erhabene Regententugenden, sich vor allen Königen der Erde auszeichnete, und seinen nie genug zu verehrenden Nahmen bis zum lezten Pulsschlag der Schöpfung unsterblich gemacht hat.

Indes gefällt diese Fürstenpflicht vielleicht gerade um dieser ausserordentlichen, wiewohl unbesonnenen Wohlthätigkeit, nur um so mehr. Ein Schikſal, das alle Schauspiele wohlthätigen Inhalts, alle Szenen der Vergebung und Großmut, wenn sie übrigens noch so unnatürlich und unvorbereitet angelegt sind, allgemein bey unsern Publikums haben. Unstreitig macht dies Wohlgefallen an Wohlthätigkeit, Vergebung und Großmut, dem Herzen unserer Publikums Ehre,

aber

aber zugleich verräth es auch einen Mangel an Kultur. Denn eigentlich ſollte unſer Herz durch nichts intereſſirt werden, was nicht eben ſo ſehr durch unſern Verſtand gebilligt wird. So, wie es keine eigentliche Religion des Herzens, ohne geläuterte Erkentnis derſelben durch den Verſtand giebt, ſo giebt es auch keine wirklich wohlthuende Wohlthätigkeit, wenn ſie nicht das Reſultat des prüfenden Verſtandes iſt. Hier zeigt es ſich, wie weit wir, troz unſrer acprieſenen Aufklärung, von der Feinheit des griechiſchen Publikums entfernt ſind, das, ſtatt die dramatiſche Vorſtellung ſolcher unwohlthätigwohlthätigen Szenen zu beklatſchen, ſie gewis mit Naſenrümpfen und Achſelzukken belohnt haben würde.

Unſre dramatiſchen Dichter ſollten daher bey dem groſſen Einflus, den ſie auf die Bildung des Publikums haben, beſonders, da ihr höherer Zwek Unterricht, nicht blos Unterhaltung iſt, dieſen Hang zur Wohlthätigkeit weiſer benüzzen, als es leider! geſchieht. Sie ſollten, aus einem ganz verkehrten Begrif von der Kunſt, zu intereſſiren, es nicht ſo oft zu dieſem falſchen Wohlthun, Vergeben und Großmute durch ihre Werke verführen, vielmehr dieſen Hang zur

Wohlthätigkeit und wohlthätigen Geſinnungen weiſe leiten. Sie ſollten mehr Beyſpiele wahrer, ächter, auf richtigen und heilſamen Grundſäzzen beruhender Wohlthätigkeit, Vergebung und Duldung aufſtellen; vorzüglich, wenn ſie Lehrer für Fürſten ſeyn wollen, denen die Gränzen zwiſchen ächter und unächter Belohnung, zwiſchen nüzzer und unnüzzer Unterſtüzzung des Verdienſtes und des Talentes, nicht oft genug vorgeſtekt werden können; da, hundert gegen eins, höfeinde Schmeichler und Laſttragende Thiere ihrer fürſtlichen Launen und Leidenſchaften, dem wirklich Bedürftigen, dem wahren, beſcheidnen Verdienſte Wohlthat und Belohnung unrechtmäſſigerweiſe entreiſſen, und, indes ſie den unbeſonnenen Verſchwender einen Vater des Landes preiſen, ſo manche heimliche Thräne, ſo manchen Fluchähnlichen Seufzer darbender, beſſerer und nüzlicherer Unterthanen auf ihr Gewiſſen laden.

Durch einen ſolchen Gebrauch der dramatiſchen Dichtkunſt, durch eine ſolche Erfüllung des erſten und erhabenſten Zweks aller ſchönen Künſte, würden dieſe Schriftſteller ihr Talent ehrwürdig, ſich ſelbſt zu ſehr Achtungswerten Mitgliedern der Geſellſchaft, die Bühne zu einer unentbehrlichen

lichen Schule der Aufklärung, der Moral und der guten Sitten machen, und das Publikum nach und nach gewöhnen, größern Antheil an einer Kunst zu nehmen, die immer noch zu sehr, als ein gewöhnlicher Zeitvertreib behandelt, und mit den Gaukeleyen der Marktschreier und Taschenspieler nicht selten in eine Klasse geworfen wird.

Die Vorstellung der Fürstenpflicht auf der hiesigen Bühne fiel ungemein gut aus. Vorzüglich spielte Herr Zukkarini den Fürsten mit einem Anstande und einer Feinheit, wie Fürsten nur sehr selten auf dem deutschen Theater gespielt werden.

Die Milchbrüder sind ein Produkt des neuern französischen Theaters, was man ihnen auch ansieht. Eine niedliche Idee, die von einem älteren französischen Dichter unstreitig glüklicher ausgeführt worden wäre, als Dame Bannois es gethan hat. Dies ist, nur sehr wenige abgerechnet, der Fall mit allen neuern französischen Dramen. Titel, die unsre ganze Erwartung erregen, aber kalte, uninteressante Ausführung; feine, allerliebste Ideen, aber leichte Waare in der Behandlung, flache, todte Zeichnung. Der Geist

ihrer Moliere, Destouches, Voltaire, Diderot und Sedaine ist gänzlich von ihnen gewichen, und fast alles, was ihre Melpomene und Thalia jezt auftischen, ist Speise ohne Salz, dünner Bouillon, durch den man, gleich jenem Engländer in einem französischen Gasthause, wie durch einen Ocean rudern möchte, um zu der kleinen Insel von Fleisch zu kommen, die in der Mitte dieser weiten Wasserflut schwimmt.

Wenn schon diese Milchbrüder nichts mehr, als eine artige Kleinigkeit seyn sollen, wenn gleich der vornehme Leichtsinn des Junker Friz neben der ländlichen Treuherzigkeit seines Milchbruders, Hänschens, nicht uneben kontrastirt; und die Probe, durch die Junker Friz beschämt und gebessert wird, nicht ganz ohne Interesse ist: so ist doch dies auch alles, was einigermassen Lob verdient; das übrige ist nichts als oberflächliche Skizze, bey der der Schauspieler alle Kräfte aufbieten muß, um das Ganze nicht sinken zu machen. Am meisten ist noch mit dem Karakter der Frau von Dalheim anzufangen. Die Affenliebe zu ihrem Frizchen, der Unwille gegen das ihr liebes Kind verklagende Gesinde, die Beschämung, wenn das liebe Kind nun wirklich

Biß-

Bösartigkeit zeigt, die Unruhe, wenn es gerügt wird, und die überströmende Freude, wenn es in der Probe besteht; — alle diese Züge einer verkehrten Mutterliebe sind von der Dichterin, freilich nur mit leichten Pinselstrichen, aber doch immer noch am brillantesten herausgehoben worden.

II.

Am zweiten Oktober: Die unerwartete Wendung, Lustspiel in vier Aufzügen nach Mistreß Sheridan von Jünger, und der Stammbaum, Lustspiel in einem Aufzuge, von Anton Wall.

Mistreß Sheridan, die englische Verfasserin dieses Lustspiels, ist eine ganz andre Frau, als Dame Bannois, und ihre Entdekkung *) — der Nahme des Originals — verräth einen ganz andern Geist der Darstellung, als die Milchbrüder der französischen Dame. Sie besizt hervorspringende Dichtergaben, Phantasie, Karakteristik, Sprache; und hat diese Gaben, auch ausser ihren

*) the Discovery.

ihren dramatiſchen Arbeiten, noch durch andre Schriften aus dem Fache der ſchönen Litteratur, rühmlich bewahrt. Der auch in Deutſchland bekannt genug gewordne Namen: Geſchichte der Miß Sidney Bidulph, die Geſchichte des Henrzjahr, und die engliſche Ueberſezzung der Briefe der Madam Lenoles ſind von ihr.

Die Entdekkung iſt ein eigentliches Karakterſtük, und empfiehlt ſich durch eben ſo feine, als rührende Situazionen. Das weibliche Geſchlecht erſcheint hier — Miſtreß Palmer, die durch einige eben nicht ſehr empfehlende Züge unſer Intereſſe für ſich merklich ſchwächt, ausgenommen — durchaus von der liebenswürdigen Seite, durch die unverdorbene, ungezierte, reine Weiblichkeit ſo enzückend wird. Lady Medway, im deutſchen Gräfin Mittelburg, iſt ein Muſter ehlicher Zärtlichkeit, weiſer Toleranz und weiblicher Erachtung. Selbſt die Art, wie ſie ihren ausſchweifenden Mann beſſert, zeigt von einem eben ſo gebildeten, als edlen Herzen. Ihre Tochter, Luiſe, intereſſirt allgemein durch ihren kindlichen Liebreiz, und Miß Mitchly, die deutſche Fanny Mannenbach, iſt der einnehmendſte Karakter reizender Exzentrizität und weib-

weiblicher Bescheidenheit. Selbst Lady Flotter, bey Jünger Baronin Flatterbach, bleibt mit allen ihren kindischen Launen immer ein angenehmes Geschöpf, dem man nicht gram seyn kann.

Nicht weniger glüklich, wenn schon nicht durchaus so empfehlend, sind die männlichen Karaktere gezeichnet. Lord Medway, in der Bearbeitung Graf Mittelburg, ist Libertin im eigentlichen Verstande, doch ohne den liebenswürdigen Leichtsinn, der wohl sonst Libertinage entschuldigt. Er hat durch ein ausschweifendes Leben, durch Luxus und Uippigkeit, sich und seine Familie heruntergebracht, und ist hart genug, seinen verfallnen Vermögensumständen, die Folgen seiner Zügellosigkeit, durch eine erzwungne Heyrath seiner Tochter mit einem alten, aber reichen Gekken wieder aufhelfen zu wollen. Und da das, seinen ehmahligen Glanz wieder herzustellen, nicht hinreichend ist, so verlangt er, wiewohl weniger bestimmt und hartnäkrig, noch von seinem Sohne einen ähnlichen Beweiß seines kindlichen Gehorsams, obgleich dadurch die innigsten Bande der Zärtlichkeit zwischen diesem Sohn und der edlen Miß Ritschly, auf das gewaltsamste zerrissen werden. Dieses sich glüklich machen

wollen

wollen eines Vaters auf Koſten ſeiner Kinder, iſt ein garſtiger Zug in ſeinem Karakter, und bringt ihn um alle die ſüſſen Gefühle des Mitleidens, die wir ſonſt ſo gern, ſelbſt einem durch ſeine Schuld Unglüklichen, gönnen und gewähren.

Deſto hervorragender erſcheint ſein Sohn, der Kolonel, der, ſeinen Vater zu retten, ſo viel es ihm auch koſtet, lieber den ſüſſeſten Neigungen ſeines Herzens entſagen, und ſo das rührendſte Opfer kindlicher Liebe werden will.

Sehr viel zur Lebhaftigkeit des Stüks tragen die komiſchen Szenen bey, die durch die jungen kindiſchen Eheleute, Baron Flatterbach und Frau, und durch den äuſſerſt lächerlichen Karakter des Sir Bramble, in der Jüngerſchen Behandlung Baron Schnekkenburg, veranlaßt werden. Sir Bramble iſt eine der originellſten und Jovialiſchſten Zeichnungen des Britiſchen Theaters, und Garriks vortrefliches Spiel in dieſer Rolle hatte an der guten Aufnahme, die dieſes Luſtſpiel in England fand, ſehr vielen Antheil; ein Lob, auf das mit eben ſo vielem Rechte der deutſche Garrik zu Hamburg Anſpruch hat.

Das Tadelhafteste in diesem Produkte der Mistreß Sheridan ist die Katastrophe. Sie ist äusserst unnatürlich, wahrhaft romantisch, geschieht ohne alle Vorbereitung, und zerhaut den Knoten, statt ihn zu lösen. Dies, und eine grosse Porzion Geschwäzzigkeit ihrer Personen, bezeichnen, ohne, daß sie es vielleicht selbst wuste und glaubte, des Geschlecht der Verfasserin nur allzu deutlich.

Herr Jünger hat daher durch seine glükliche Abänderung dieser unschiklichen Katastrophe, der englischen Dichterin einen wesentlichen Dienst geleistet, und überhaupt durch seine Bearbeitung und Lokalisirung dieses schönen Lustspiels, dem deutschen Theater wieder ein sehr artiges Geschenk gemacht. Mit vieler Einsicht hat er das Romanhafte des Stüks getilgt, das lästige Geschwäz merklich gekürzt, den Dialog, den er vorzüglich in seiner Gewalt hat, besonders in den Karakteren der Palmer, Flatterbach, ja selbst des Baron Schnekkenburgs, durch manchen feinen, niedlichen und wizzigen Einfall bereichert, und dem Ganzen alle das Anziehende gegeben, dessen sich das Original nur immer rühmen kann.

Die

Die wichtigſten Verbeſſerungen aber betreffen die Karaktere des Mittelburg und der Palmer. Im Original iſt Graf Mittelburg, wie ſchon oben angewinkt worden, ein beleidigender, empörender Karakter; bloß auf ſein Projekt, ſich wieder reich zu machen, verſeſſen, und gegen ſeine Tochter hart, bis zur Grauſamkeit. Nur gegen den Sohn verräth er einige Funken von Vaterliebe, gegen die Tochter aber iſt er kalt, höniſch, feſt beharrend auf ſeinen Plan, wenn auch ihr Herz darüber brechen ſollte. Er ſagt ſeiner Gattin, die ihn durch die ſchmeichelndſten, dringendſten Vorſtellungen von ſeinem Plane abzubringen, und ihn für das Glük ſeines Kindes empfindlich zu machen ſucht, die härteſten, bitterſten Dinge, und erregt dadurch unſern gerechten Unwillen gegen ſich um ſo mehr. Mein Freund aber hat ihm auch gegen ſeine Tochter Züge von Liebe und Güte gegeben. Sein höniſcher Ton gegen ſie, iſt hier mehr angenommen, als ihm natürlich; weil die Umſtände ihn dringen, ſeinen Plan durchzuſezzen; und ſein bedauerndes, theilnehmendes Herz ſchimmert mehr, als einmahl, durch ſeine angenommene Grauſamkeit durch. Er ſpannt ſich, ſo zu ſagen, an, bittet

aber

aber auch in dem nehmlichen Augenblik, da er hart befiehlt. Es thut ihm weh, seine Zuflucht zu diesen verzweifelnden Mitteln nehmen zu müssen. Aber, er kann leider! nicht anders, wenn er nicht ganz zu Grunde gerichtet werden will. Vorzüglich äussert sich seine väterliche Zärtlichkeit in den Unterhandlungen mit seinem Sohne, von dessen großmüthiger Aufopferung er wirklich in ganzem Ernst nicht gleich Gebrauch machen will, was im Original blos Maske ist. Auch in Absicht seines Plans gegen die junge Flatterbach, erscheint er bey meinem Freunde weniger strafbar. Er will hier nicht sowohl häuslichen Frieden und häusliche Glükseeligkeit stören, als den schon gestörten Frieden unterhalten, und von dieser, ohne sein Zuthun, sich ereigneten Uneinigkeit Vortheil ziehen. Es ist eine Art Zerstreuung, die er sich in seiner verdrießlichen Lage wohl für erlaubt hält. Er glaubt die junge Frau schon so verdorben, daß nicht viel mehr an ihr zu verderben ist. Freilich bleibt er, dem allen ungeachtet, noch immer strafbar, aber doch lange nicht in dem hohen Grade, in dem er es bey Mistreß Sheridan ist. Diese weise Mildermer seines Karakters bringt ihn denn auch unserm Mitleid

und unſerer Verzeihung näher, macht ſeine Beſſerung am Ende des Stüks wahrſcheinlicher, und läßt uns an ſeiner Unruhe, an ſeiner allerdings nicht angenehmen Lage, herzlichen Antheil nehmen.

Eben ſo glüklich iſt meinem Freunde die Verädlung des Karakters der Palmer gerathen. Bey der engliſchen Verfaſſerin machen die ſtarken Züge von Eiferſucht und Neid, durch die ſie ſich fortreiſſen läßt, ſie, trz ihrer reichen Ader von Wiz und Laune, ſehr oft zu einen nicht wenig widerwärtigen Geſchöpfe. Sie tyranniſirt ihre arme Schweſter bis zur Mishandlung, weil ſie ſie unſchuldigerweiſe um eine Eroberung bringt, die in ihrem Plan war. Im Deutſchen äuſſert ſie gleich vom Anfange mehr Gutmütigkeit. Sie läßt zwar auch hier oft ihrer Eiferſucht den Zügel ſchieſſen, und ſie über die angebohrne Güte ihres Herzens ſiegen; ſie bereut aber auch den Augenblik wieder, wenn ſie ſieht, daß ſie das arme Mädchen gekränkt hat. Es iſt nicht Vorſaz, ihm weh zu thun, es iſt nur die üble Laune einer mislungnen Hofnung, die ſie hinreißt. Und wer, der nur irgend weiß, wozu beleidigte Eitelkeit, fehlgeſchlagne Hofnungen, und unbelohnte Liebe

uns

uns machen können, weil sie nicht ernst? Das führt denn auch die Fassung, mit der sie, so unangenehm um ihre angenehmsten Hoffnungen betrogen, ihre Liebe aufgiebt, und ihre Großmuth gegen ihre glücklichere Schwester, um so natürlicher herbey; und erhöht unsre Achtung für sie um so mehr, je weniger Prunk ihre Großmuth hat, je weniger Lermschlägerey ihre edle Aufopferung ist.

Brambles Karakter hingegen hat in dem Baron Schnekkenburg beiweiten nicht so gewonnen, als Medway und Alfred Palmer. Ich möchte vielmehr mit der Freymüthigkeit, die ich mir gegen meine Freunde erlaube, behaupten, er habe eher verlohren. Im Original hat er gerade so viel Umständlichkeit, Pedantismus und Weitschweifigkeit, als höchstnöthig ist, um nicht Gähnen zu erregen, und den Endzweck der Verfasserin, uns lachen zu machen, nicht zu verfehlen. Hier aber ist nach dem goldnen Spruch: omne nimium est vitium, dieses Pedantismus, dieser Umständlichkeit und Weitschweifigkeit fast zu viel in den Karakter gekommen; und die immer wiederkehrende Redensart, "ich darf behaupten und "behaupten," machen nebst den mit vielen

nen ewigen Parentheſen den Dialog ein wenig ſchleppend, und den Spaaß etwas einförmig; ſo, daß Onkel (allzuſehr) Parentheſe, wenn er nicht ganz auſſerordentlich gut geſpielt wird, mehr Langeweile, als Unterhaltung hervorbringen muß. Unſtreitig iſt das auch die Urſach, warum Herr Schröder bey der hieſigen Vorſtellung den Karakter gröſtentheils ſo behalten hat, wie er im Original iſt.

Eine ſehr wichtige und weſentliche Verbeſſerung des Stüks aber iſt Jüngers Zuſammenziehung des vierten und fünften Akts in einen. In der That ſchleppt ſich bey Miſtreß Sheridan die Handlung in dieſen beiden Akten ganz unleidlich. Sie läßt darin ſchwazzen und plaudern, daß es gar kein Ende nimmt, und martert den Zuſchauer mit Szenen, in denen die Handlung nicht einen Schritt weiter rükt; die, ohne allen Nachtheil des Intereſſe, geradezu weggeſtrichen werden können.

Der ungemein glüklichen Abänderung der Kataſtrophe, hab' ich ſchon erwähnt, hier etwas näheres über dieſelbe. Im Engliſchen muß, damit die projektirte Heyrath zwiſchen dem jungen Medway und der Witwe Palmer hintertrieben werde,

werde, der alte Herr durch den ſonderbarſten Romanſtreich von der Welt entdekken, daß die junge Dame, die er ſeinem Sohn zur Frau geben will, ſeine — Tochter iſt. Das geht nehmlich ſo zu. Der alte Herr findet, da er der Witwe im Nahmen ſeines Sohnes auf ihrem Zimmer den Heyrathsantrag thut, von ohngefähr das Porträt einer Lady, die mit einer Schöne, die er in jüngern Jahren treuloſer Weiſe verließ, eine auffallende Aehnlichkeit hat. Er erkundigt ſich bey der Witwe nach dem Originale dieſer Kopie, erfährt, daß es ihre Mutter, und bey weiterer Erkundigung noch obendrein, daß es ſeine verlaßne Schöne iſt. Natürlich, daß nach einer ſolchen Entdekkung nun auch aus ſeinem Projekt nichts werden kann, weil Schweſter und Bruder ſich unmöglich heyrathen können. Dieſer Komödienentdekkung hat denn auch das Original ſeinen Titel: the Discovery, zu verdanken. Aber unvorbereiteter, mehr aus der Luft gegriffen, iſt denn wohl noch keine Entdekkung auf der Bühne geſchehen. In dem ganzen Stük wird, eh es zu dieſer ſonderbaren Entdekkung kömmt, doch auch nicht der mindeſte, unbedeutendſte Wink von dieſer alten Liebſchaft des vornehmen Wüſtlings gegeben; ſie

kömmt einem über den Hals, wie ein Dieb in der Nacht.

Dieses armseligen Romanstreichs, zu trennen, was nicht zusammen gehörte, und zu vereinen, was Natur und Liebe für einander bestimmt hatte, bedurfte mein Freund, der deutsche Verfasser, nicht. Er verwarf die ganze abentheuerliche Entdekkung, und veredelte, eben so fein, als natürlich, den Karakter der reichen Witwe durch die freywillige Aufopferung einer Leidenschaft, die, da sie nie auf Gegenliebe rechnen konnte, höchstens nur ihre Eitelkeit, aber nie ihr Herz befriedigt haben würde. Deswegen ließ er in dem Karakter seiner Palmer, gleich bey ihrer ersten Erscheinung auf der Bühne, Fröhlichkeit und Güte des Herzens die hervorstechenden Züge, ließ selbst die bittern Ausbrüche ihrer Eifersucht mehr Aufwallungen der beleidigten weiblichen Eitelkeit, als eines Gallevollen Herzens seyn. Und selbst diese Eitelkeit ist nicht die gewöhnliche, Eroberungssüchtige eines alltäglichen Frauenzimmers, sondern die feine, Verzeihungswürdige Eitelkeit einer schönen Seele, die um ihrer selbst willen, nicht aus Großmuth geliebt seyn, nicht sich ein Herz erzwingen will, das so offenbar

für

für eine andere schlägt. Dazu kömmt ihre angebohrne Bonhomie, die ihr nicht erlaubt, ihre Wünsche auf Kosten einer Schwester zu befriedigen, die die Sanftmut und Güte selbst ist; und sonst keinen Fehler hat, als den, von dem Manne geliebt zu werden, den sie sich so gern selbst erobert hätte. In dieser für ihr Herz so Ehrenvollen Stimmung sehen wir sie im vierten Akt. Sie ahndet aus dem kalten Betragen des Hauptmanns gegen sich, aus der auffallenden Achtung desselben für ihre Schwester, daß sie schwerlich geliebt wird. Ihre Eitelkeit fühlt sich dadurch gekränkt, sie will ihre Nebenbuhlerin entfernen. Ihre Eifersucht reißt sie sogar zur Härte gegen sie hin. Aber in dem Augenblik empfindet ihre feine Seele auch, daß Eifersucht eine niedrige Leidenschaft ist, sie macht sich Vorwürfe darüber. Doch braucht sie zugleich die gröste Selbstüberwindung, nicht gegen ihre bessere Uiberzeugung zu handeln. Wirklich läßt sie sich noch einigemahl von dieser niedrigen Leidenschaft übermeistern; sie sagt der armen Fanny manches Unangenehme; kann sich sogar, als sie den Brief erhält, der ihren Wünschen zu schmeicheln scheint, worin ihr der Besuch des jungen Mittelburg und seine Absicht gemel-

det wird, eines kleinen Triumphs über die lei-
dende Schweſter nicht enthalten. Doch kaum
ſieht ſie, wie dieſer Triumph auf die arme Lei-
dende wirkt, ſo ſtimmt ſie, ſtatt Schadenfreude zu
empfinden, den Augenblik den Ton des Triumphs
in den Ton der Gutmütigkeit und des Mitleids
um; ſie ſucht ſie zu tröſten, ſchmeichelt ihr.
Vortreflich! Wer kann ihr noch gram ſeyn? Als
ſie nun vollends durch den aufgefangnen Brief
des Hauptmanns an Fanny, und durch die rüh-
rende Trennungsſzene der beyden Liebenden, die
ſie mit anſieht, überzeugt wird, daß ſie nicht die
Geliebte iſt: ſo ſteht ſie auch nicht länger an, den
großen Sieg über ſich ſelbſt zu gewinnen, und
den Martern der armen Duldenden ein Ende zu
machen. Sie giebt ſie zuſammen, und mit einer
Art, die die eigenthümliche Liebenswürdigkeit
ihres Karakters in das helliſte Licht ſezt.

Jezt einige Erinnerungen über die Vorſtellung
dieſes Luſtſpiels, das von dem hieſigen Publi-
kum mit Beyfall aufgenommen wurde. Man
erlaube mir, ſie mit der Vorſtellung des Hof-
theaters in Wien zu vergleichen, und aus dieſer
Vergleichung den Stof zu den Erinnerungen zu
ziehen, die ich über und gegen dieſelbe auf dem
Herzen habe.

Graf

Graf Mittelburg erſcheint in dem Spiele des Herrn Brokmann, als Mann, noch in die funfzig, mit deſſen Libertinage es ſchon bergab geht. Von ſeiner ehmahligen Lebhaftigkeit ſieht man nur noch einzelne Spuren, und in ſeinem Tone hört man nur den leiſen Nachhall des ihm ſonſt ſo eigenen Tons der Verführung, der Schmeicheley und der groſſen Welt. Sein bleſſes, älterndes Geſicht, ſeine ermatteten Augen karakteriſiren die Ueberbleibſel ſeines frühern Lebens; und die Falten, die ſeine Stirn umziehen, bezeichnen den Kummer über die Verwirrung und Unordnung ſeiner häuslichen Angelegenheiten, die einen groſſen Antheil an der Erlöſchung ſeines ehmahligen Feuers haben. Daher die Aengſtlichkeit, die durch ſein ganzes Spiel hervor ſchimmert, ſelbſt in den Szenen, wo er die junge Flatterbach durch Schmeicheley und Theilnahme zu ſeinen Abſichten zu bereden ſucht. Dieſe Aengſtlichkeit aber verhindert ihn nicht, in ſeinem Ton und ſeinen Manieren einen gewiſſen Grad von Leichtigkeit ſichtbar werden zu laſſen, die den Libertin aus der groſſen Welt, auch noch in ältern Jahren, karakteriſirt. Selbſt ſeine Augen verrathen noch einen matten Schimmer von Luſtern-

heit, wenn die unbefangne junge Frau ihn zu ihren Vertrauten macht; und ſelbſt die Bemäntelung ſeiner Verlegenheit, wenn das gebeſſerte kindiſche Ehepaar ihn auslacht, iſt noch ganz die galante Unverſchämtheit, in der Leute ſeiner Art, zur Zeit ihrer glänzendſten Epoke, ſo ſehr zu Hauſe ſind. Gegen dies Spiel überhaupt läßt ſich nichts einwenden, es hat Wahrheit und Einheit. Nur dünkt mich, Herr Löhrs hier nehme den Karakter richtiger, wenn er ihn nicht ſo alt, nicht ſo entnervt, nicht ſo heruntergekommen ſpielt. Mittelberg muß, wenn er ſich nur im geringſten ſchmeicheln ſoll, Eindruk auf Flatterbachs Frau zu machen, in der That jünger und liebenswürdiger genommen werden. Sie iſt zu jung, um nicht Sinnlichkeit zu haben; zu leichtſinnig, um ihm nicht gerade ins Geſicht zu lachen, wenn er ihr mit einem abgelebten, verfallnen Geſicht, mit ſich grauenden Haaren, von ſeiner Liebe und ſeiner Begierde, ſie zu tröſten vorſchwazt. Hierin hätte alſo Herr Löhrs offenbar Recht. Aber darin hat er nicht Recht, daß er den Karakter zu bürgerlich nimmt, daß er zu wenig den leichten, flüchtigen Ton der Verführung hat, der ſeinen jüngern Jahren zukömmt; daß ſein

ganz

ganzes Betragen zu wenig den Weltenſtand zeigt, der Leuten, die ſich in dem Zirkel der groſſen Welt gebildet haben, gleichſam zur andern Natur wird.

Gräfin Mittelburg iſt in Wien Madam Monfeul. Sie hat alles, was zu dieſer Rolle gehört, Figur, Anſtand, Geſicht und Sprache. Ihr Ton iſt der wahre Ton der Duldung, der Nachgebung; und ihre Gebärde unterſtüzt dieſen Ton durch Sanftheit, gefälliges Lächeln, durch bittende, ſchmeichelnde Miene. Etwas mehr Wärme hin und wieder, würde ihrem Spiele vielleicht noch mehr Anmuth und Wahrheit geben. Madam Genſike ſpielt ihre Rolle mit Einſicht, ſie weiß, was ſie ſagt, und hat richtige Begriffe von ihrem Karakter. Aber ihr Geſicht und ihr Ton paſſen nicht ganz zu dieſer Rolle. Jenes hat nicht genug Sanftheit und Freundlichkeit, dieſer nichts einſchmeichelndes, nicht Beredſamkeit genug. Beydes aber iſt zur völligen Darſtellung dieſer Rolle unentbehrlich. Mehr Aufmerkſamkeit auf dieſen Theil der Rolle, wird ſie ihren Karakter ganz wahr und untadelhaft ſpielen machen.

Die Rolle der Luiſe iſt klein, aber nichts weniger, als unbedeutend. Sie iſt das Bild

ihrer

ihrer ſanften, kuͤndenden Mutter, und intereſſirt, ſo wenig ſie auftritt, eben durch dieſe Zuͤge weiblicher Hingebung und Aufopferung. Sie wird in Wien und hier von zwei noch ſehr jungen Schauſpielerinnen, Demoiſell Sacco und Demoiſell Kalmes geſpielt. Beyde ſind Anfängerinnen, und dürfen alſo nicht ſtrenge beurtheilt werden. Beyden hat die Natur, vorzüglich der erſten, ein ſehr einſchmeichelndes Organ gegeben, das durch Fleiß, Studium und Aufmerkſamkeit ausgebildet, ſie zu eigentlichen Schauſpielerinnen fürs Herz ziehen könnte. Von Demoiſell Sacco nähr' ich dieſe Hofnung, wenn ſie ihre Wärme, ihre Liebe zur Kunſt behält; und mit dieſer Wärme Nachdenken, mit dieſer Liebe Gehorſam gegen gründliche Kritik verbinden lernt. In der Rolle der Luiſe hat ſie offenbar den Vorſprung. Ihr Spiel hat weit mehr Wahrheit, ihr Ton weit mehr Innigkeit. Selbſt der Fehler, ihren Körper immer vorwärts, und ihr Köpfgen auf die Bruſt hängen zu laſſen, kömmt ihr hier zu ſtatten. Es iſt, wie Medway im Original ſagt, die wahre Phiſiognomie der zerknikten Lilie.

In der Rolle des Flatterbach verdienen der Wiener Schauſpieler, Herr Müller der jüngere, und

und der hieſige, Herr Reineke einen Tadel, den, daß ſie nicht Lebhaftigkeit, Mutwillen und Gewandheit genug haben; daß das kindiſch-läppiſche ihres Betragens durch ihr Spiel nicht genug durchſchimmert; daß ſie ihre falſchen Begriffe von Oberherrſchaft über die Frau, wenn ich ſo ſagen darf, nicht genug parrodiren. Was aber Diktion und Anſtand betrift, ſo muß der erſte dem leztern geradezu nachſtehen. Jener deklamirt in uneigentlichem Verſtande des Worts, und trägt ſeinen Körper theatraliſch; dieſer hat den Ton des Umgangs, und gebraucht ſeine Gliedmaſſen frey und natürlich. Uiberhaupt hat Herr Reineke ſehr glükliche Anlagen. Figur, Geſichtsbildung, Organ, alles kömmt ihm zu ſtatten, um ihn, wenn er mehr Feuer und Mannigfaltigkeit auf die Darſtellung ſeiner Kunſtwerke verwenden wollte, zu einen braven Schauſpieler zu machen.

Baroneß Flatterbach iſt zu Wien in den glüklichen Händen der Madam Adamberger. Dieſe im Naiven und Unſchuldigen unnachahmliche Schauſpielerin, giebt dieſen Karakter, wiewohl er nicht mehr ſo ganz für ſie paſt, mit allem dem ihr ſo eigenen Reize. Ihr Mutwille

iſt

ist so allerliebst, ihre Neckereyen sind so Grazienhaft, ihr Eigensinn hat so wenig Härte, und selbst ihr Pochen und Weinen so wenig Plattes, daß man über den niedlichen Trotzkopf unmöglich böse werden kann. Ihre Gutmütigkeit, wenn sie, auf dem Rat ihrer Freundin, der Gräfin, dem närrischen Jungen vom Manne nachzugeben anfängt, ist vollends so anziehend, daß sich gar keine interessantere Darstellung dieser Rolle denken läßt. — Madam Langerhans wird in dieser Rolle ungemein glüklich von ihrer Figur und ihrer Jugend unterstüzt. Auch sagt und macht sie manches recht hübsch, und spielt die Rolle überhaupt nicht ohne Interesse. Aber sie ist zu wenig Fräulein, ihr Mutwille fällt zu viel ins Bürgerliche. Sie hat Lebhaftigkeit, aber nicht die Grazienhafte der Madam Adamberger. Besonders wird ihr Weinen und Pochen zu stark bezeichnet. Sonst hat sie gerade für diese Art Rollen die meisten Talente. Diese Talente feiner ausgebildet, und sie wird sich in diesem Fache auszeichnen.

Madam Stephanie zu Wien, ist als Frau von Palmer, — eine sehr schöne Frau. Madam Schröder ist Frau von Palmer. Sie drükt

die

die Fehlbarkeit und Güte des Herzens in diesem Karakter sehr glüklich aus; und bezeichnet die eifersüchtigen Kränkungen, die sich die arme Fanny von ihr gefallen lassen muß, im Sinne des Dichters, mehr als flüchtige Aufwallungen, als einen eigentlichen Vorsatz, sie zu quälen. Besonders fein ist ihr Spiel bey der Lektüre des Briefs von dem jungen Wittenburg an Fanny; ihre Betroffenheit, ihr Schmerz, sich getauscht zu sehen, ihr stummer Abgang! Vielleicht entspräche dieser Karakter in einem noch höheren Grade dem Ideal des Dichters, wenn er durch einen stärkeren Anstrich von Weltanstand gehoben würde.

Die Wiener Fanny, Demoiſell Müller, verdient alles Lob. Diese Rollen des stillen, leidenlosen Affekts gelingen dieser Schauspielerin immer am vorzüglichsten. Hier behält ihr Gesicht immer den sanften, ruhigen Ausdruk, der es so hübsch macht, dahingegen heftige Ausbrüche diese angenehmen Züge fast immer verstören, und ihre Gebärde überladen. Auch ihre Deklamazion ist hier am einfachsten und natürlichsten, und thut das Ihre weit mehr, als ihre stärkere Anstrengung der Leidenschaft. Ihre Fanny

weiß

wirkte allgemein, was bey dem ſanften Ausdruk ihres Geſichts und ihres Tons nicht fehlen konnte. Und ſo ſind' ich mein Urtheil, das ich von dieſer Schauſpielerin, ſchon vor vielen Jahren, in Abſicht ihrer Anlagen für ruhige und ſtillleidende Karaktere, fällte, noch immer beſtätigt, und wünſche, daß Demoiſell Müller ſich nie von dem Fache entferne, zu dem ſie von der Natur durch Geſicht, Organ, ja ſelbſt durch Karakter, ſo ſichtbar beſtimmt wurde. Nicht minder anziehend iſt die Fanny der Madam Eule. Beſcheidne Empfindlichkeit, ſittſame, und ihrem Karakter angemeßne rükhaltende Verliebtheit, bezeichnen durchaus ihr Spiel in dieſer Rolle.

Herren Schüz Baron Schnekkenburg iſt ein Werk des Nachdenkens; Fleiß und Studium ſchimmern überall aus ſeiner Darſtellung hervor. Aber dieſer Fleiß, dieſes Studium ſind allzu ſichtbar, die Kunſt iſt zu wenig mit der Natur bemäntelt. Daher eine gewiſſe Steifigkeit und Aengſtlichkeit in ſeinem Spiele, die ſein Werk matt macht. Auch hat ſein Pedantismus zu viel Einförmigkeit, und bleibt eben deswegen ohne Wirkung. Er hat nicht Salz genug, um lachen zu machen, was um ſo auffallender iſt,

da dieſer Schauſpieler ſonſt viele komiſche Talente beſizt, und mit dieſen Talenten viel Studium verbindet. Auch, dünkt mich, ſchleppe ſich ſeine Deklamazion allzu ſehr, was in Karakteren dieſer Art vorzüglich vermieden werden muß, weil die, ihnen eigenthümliche Umſtändlichkeit, an und für ſich ſchon ſehr leicht ins Langweilige fällt. — Herren Schröders Schnekkenburg iſt ein wahres Meiſterſtük. Er bringt eine Jovialität in den Karakter, die einem die Zeit nicht einen Augenblik lang werden läßt. Man wünſcht ihn immer auf der Bühne zu ſehen, und kann die Zeit ſeiner Wiedererſcheinung kaum erwarten. Selbſt die komiſche Muſe, wenn ſie Realität wäre, müßte vor dieſer Schöpfung des Schröderſchen Genius, die Hand in keuchende Seiten, ſtehen. Wie wahr, bis auf den kleinſten Zug des Karakters! wie durchgeführt vom Anfang bis zum Ende! Wer denkt noch daran, Schröder ſpielt, wer ſieht nicht blos den alten, ſüßlichen, pedantiſchen Gekken?

Bey der nächſten Wiederhohlung dieſes Stüks eine nähere Zergliederung dieſes Schröderſchen Meiſterwerks.

Der Stammbaum ist eine reizende Kleinigkeit eines unsrer elegantesten Prosaisten, des Herren Anton Walls. Eine glükliche Fabel, nie versiegende Laune, drollige Karaktere, feiner Dialog, und ächter Wiz machen dieses Stük zu einem der besten Nachspiele, die unsre Bühne aufzuweisen hat.

III.

Am fünften Oktober: Die Wiederhohlung der Fürstenpflicht und die Wilden, Singspiel in zwei Aufzügen, aus dem Französischen von Schmieder, die Musik von d'Allayrak.

Die erste Idee zu den Wilden hat, aller Wahrscheinlichkeit nach, Shakespeares Sturm gegeben. Wenigstens haben die Szenen zwischen Prospero und Azemia die auffallendste Aehnlichkeit mit denen zwischen Ferdinand und Miranda bey Shakespeare. Diese Szenen naiver und unschuldiger Liebe sind unstreitig das Beste in dieser Oper, und das, was den Zuschauer am meisten anzieht. Auch sind diese Empfindungen gerade am singbarsten und Situazionen

zionen dieſer Art der muſikaliſchen Behandlung am fähigſten. Sanfte, reine, unbefangne Liebe, die entſteht, ohne, daß man ſie ahndet; die ſich unſres ganzen Seyns bemächtigt, ohne, daß wir das Wort Liebe verſtehen und kennen; iſt, wenn ich ſo ſagen darf, eine eigentliche Muſik der Seele, und dieſe Situazion die muſikaliſchſte unſres Lebens. Ganz von ſelbſt, ohne, daß wir es wiſſen, löſen ſich unſre Empfindungen in Geſang auf; ganz ohne unſer Zuthun, erhält unſre Sprache eine Art Ritmus, wir empfinden und reden Muſik. Dichter und Komponiſt können daher keinen lyriſchern Stof wählen, und, wenn beide für die wahre Behandlung deſſelben Kopf, Herz und Sinn haben, auf die menſchliche Empfindung nicht zuverläßiger wirken, als durch ein Thema, das unter jedem Volke, das nicht von dieſen reinen Naturgefühlen ganz wegerzogen und weggekünſtelt iſt, gleiches, allgemeines Intereſſe hat. Was nun dieſe Oper betrift, ſo muß man ſowohl dem franzöſiſchen Dichter, wie dem Komponiſten die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, daß ihnen die Behandlung ihres reizenden und anziehenden Stofs nicht mislungen iſt. Zwar wird der erſte bey einer Vergleichung ſeines Proſpero

und seiner Azemia mit Shakespeares Ferdinand und Miranda merklich verlieren. Denn was der verewigte Lessing in seiner einzigen Dramaturgie von dem Romeo und Julie dieses unsterblichen Britten sagt, daß die Liebe selbst ihm dieses Stük diktirt habe, das gilt in einem noch ungleich höheren Grade von diesen Szenen des Sturms, in denen der Dichter seinen beiden Liebenden eine Sprache in den Mund gelegt hat, die der melodischste Nachhall eines ganz in reine Liebe und zarte Empfindsamkeit versunknen Herzens ist. Dem ungeachtet aber, hat auch der Franzose diesen Ton der Naivität und Unschuld nicht unglüklich getroffen, und der Komponist hat nicht weniger dazu beigetragen, durch seine Kunst diesen Szenen noch einen höhern Grad von Wahrheit und Wirksamkeit zu geben. Es ist eine feine, leichte, gefällige Musik, die dem Ohre eben so wohl thut, als sie das Herz trift; und, was die Wahrheit meiner Behauptung um so stärker beweißt, immer mehr gefällt, je öfter man sie hört. Das hiesige Publikum hat sie mit allgemeinem Beyfall aufgenommen. Auch ist diese Oper eine von denen, die durch niedliche Anordnung der Szene, durch gutes Ensemble,

und

und durch genaue Exekutirung des Geſangs, vorzüglich auf der Hamburger Bühne ausfällt.

IV.

Am ſechſten Oktober: Der Ring, oder die unglükliche Heyrat durch Delikateſſe, ein Luſtſpiel in fünf Aufzügen, von Schröder.

Dieſes ſchöne Luſtſpiel iſt die Fortſezzung des auf allen unſern Theatern mit einſtimmigem Beifall aufgenommenen Luſtſpiels: der Ring, nach Fraquhars Trip to the Jubilee. So lebhaft an Intereſſe, ſo reichhaltig an Karakteren, ſo brillant durch wahrhaft komiſche Szenen, auch dieſer Ring iſt, ſo wird er doch, in Abſicht der Feinheit der Handlung, der Situazionen und des Dialogs, von dieſer Fortſezzung bei weitem übertroffen. Zwar liegt auch hier ein engliſches Stük zu Grunde von eben dieſem Verfaſſer, und gleichfals eine Fortſezzung ſeines Trip to the Jubilee. Aber man merkt dieſer deutſchen Bearbeitung noch weniger ihren fremden Urſprung an, als der erſten. Es herſcht durch das ganze Stük ein Geiſt der Deutſchheit und der Originalität, aus

dem es klar wird, daß der englische Verfasser dem deutschen nur die ersten Ideen zu seiner Arbeit geliefert haben kann. Es lebt und webt in Deutschland, und der aufmerksame Beobachter erkennt darin genau das Bild seiner vaterländischen Sitten und Thorheiten. In der That ist dies auch die einzige Art und Weise, die meisten, ja selbst die besten Stükke des alten englischen komischen Theaters, für unsre Bühne glüklich zu benuzzen: Ideen aus ihnen zu schöpfen, und dann das Buch zu zumachen, und sich ganz dem Geiste seiner Eingebung zu überlassen. Alle diese altenglischen Stükke haben, wenn schon einen wahren Geist der Darstellung, doch eine gewisse Härte in der Behandlung der Karaktere und der Situazionen, eine gewisse Zügellosigkeit in Sprache und Sitten, mit denen sie auf unserer Bühne nicht gefallen können. Sie stossen so offenbar gegen alles Decorum und alle Sittlichkeit an, daß wir sie zu ganz was anderm machen müssen, wenn sie deutsche Theilnahme erregen sollen.

Diese Kunst hat Herr Schröder vorzüglich in seiner Gewalt, wovon besonders diese unglükliche Heyrat durch Delikatesse, einen einleuchtenden Beweis giebt. Die Handlung

lung iſt raſch und feuria, die Karaktere ſind wahr, die Sitten treffend und nach dem Leben gekhildert; und doch iſt nirgends das Delorum beleidigt, nirgends läuft weder die männliche, noch die weibliche Delikateſſe Gefahr, die Naſe zu rimpfen, oder ſich, erröthend, wegzuwenden; es müßte denn die gezierte, misverſtandene Delikateſſe ſeyn, auf die aber kein Mann von Kopf Rükſicht nehmen kann und wird. Vielmehr iſt alles ſo fein und delikat behandelt, daß nur eine franzöſiſche Naſe ſich darüber krauſen kann. Aber, es würde ſehr übel um deutſche Art und Kunſt ausſehen, wenn dieſe franzöſiſchen Naſen den Ton angeben dürften; und das deutſche Genie würde denn beſſer thun, a la Rouſſeau, Noten zu ſchreiben, als ſein Talent für ein Publikum zu verwenden, deſſen Beyfall oder Nichtbeyfall von einer längeren oder kürzeren Naſe abhinge.

Zum Glük hat das in Deutſchland keine Gefahr. Dieſer Naſen, wenn ſie ja exiſtiren, ſind noch immer zu wenig, um je zu der Ehre einer Entſcheidung zu gelangen; und der allgemeine Beyfall, den dies Luſtſpiel hier und in Wien gefunden, iſt ein Beweis, daß dieſe Naſenentſcheidung für den Wert oder Unwert eines dramati-

ſchen Produkts, wohl nur in Frankreich gelten bleiben wird.

Auſſer der ehrlichen Dame **Darring**, die unterdes zu ihren Müttern verſammelt worden, und dem heuchleriſchen Buben, **Louis Holm**, deſſen wir ſehr gern entbehren, erſcheinen in dieſer Fortſezzung des Rings alle die alten Bekannten wieder, deren Kennenlernen uns im erſten Theil intereſſirte; nur in neuen, ganz verſchiednen, aber ſehr unterhaltenden Situazionen.

Der alte Banquier **Holm** hat nach ſeinem unglüklichem Rendevous bey der Baronin **Schönholm**, und dem niedlich geflochtnen Korb, den er ſich von ihr geholt, ein junges armes Fräulein geheyratet. Dieſe Heyrat, und ſein ganzes Eheſtandverhältnis bezeichnen ihn auch hier wieder in ſeiner ganzen ehmaligen abgeſchmakten Holmheit. Er iſt der nehmliche Gek und Schwachkopf, der er ehemals war, mit dem man machen kann, was man will, der Düpe der ganzen Welt; hat ſich in nichts geändert, als, daß er älter, mithin noch fader geworden iſt. Seine theure Ehehälfte iſt eins von den gewöhnlichen Frauenzimmern der groſſen Welt, ein eitles, Rangſüchtiges Ding, vom Teufel der Spielwut fürchterlich be-

beſeſſen; welche Neigungen zu befriedigen, ſie ganz allein ihre Schönheit und Jugend dieſem alten, abgelebten Sünder aufgeopfert hat. Sie zieht denn auch von der Schaſheit ihres alten Ehſtandsfiguranten, zur Befriedigung ihrer unerſittlichen Spielrajerey, die möglichſten Vortheile. Sie ſchaltet und waltet mit ſeinen Dukaten nach Belieben, und ſo ſehr dieſer Quaſimann ſich zuweilen das Anſehn giebt, den Herren zu ſpielen, und ihrem Spieleufel Ziel und Gränze zu ſezzen, ſo ſteht er doch auf die erbärmlichſte und lächerlichſte Art unter dem Pantoffel. Dieſe ganze Dame Holm iſt ein treues Gemälde der gewöhnlichen adlichen weiblichen Erziehung. Auſſer der einzigen Tugend, der phyſiſchen Treue gegen ihren alten Sünder, iſt ſie ein wahres Kompendium aller nur möglichen Fehler der verzogenen Weiblichkeit: leichtſinnig gegen alles Gefühl von Ehre, das ſie ihrem und ihres Mannes Nahmen ſchuldig iſt; neidiſch, gallſüchtig, und eine Laſterzunge, wie eine. Dabey hat ſie eine ungeheure Portion von toller Furcht, Aberglauben und Heucheley, die die lächerlichſten Szenen veranlaſſen, und ſie in ihrer ganzen Erbärmlichkeit karakteriſiren. Sie ſcheut ſich nicht, durch ihre ausſchwei-

ſchweifende Spielſucht ihre und ihres Mannes Ehre in das verdächtigſte Licht zu ſezzen; aber das vorgeſpiegelte Daſeyn einer Maus, mit dem Klingsberg den Strom ihrer Läſterzunge aufzuhalten ſucht, macht ſie zittern, und, wie vor dem Tod', entlaufen. Sie ſcheut ſich nicht, die reinſte Tugend zu verläſtern, und zu dieſem Behufe Briefe aufzufangen, und zu erbrechen; aber die eingebildete Erſcheinung eines Geiſtes lähmt alle ihre Glieder mit Schrekken, erfüllt ſie mit Todesangſt, und dieſe Todesangſt verleitet ſie zur weinerlichſten Selbſtanklage ihrer Untugenden. Ihr Schaf von Mann ſieht und hört das alles mit an, und, ungeachtet er ſich alle Augenblik überzeugt, daß ſie ihn bey der Naſe herumzieht, daß ihre Liebe zu ihm Heucheley, und ihre Beſſerung Dunſt iſt; ohngeachtet er alle Augenblik ſeine Stirn in Gefahr glaubt, bleibt er doch der nehmliche verliebte Tropf, läßt ſich immer von neuem übertölpeln, zittert bey ihrer Furcht, wie ſie; ringt und windet die Hände, und ruft einmahl über das andre: Oh ma pauvre femme, ma pauvre femme! Der wahre bon homme der Franzoſen, zu dem wir leider! der Originale nicht weniger haben, als die Nazion, die die Sache, wie den

Nah-

Nahmen, zuerſt nach Deutſchland hinüber verpflanzt hat.

Amalia Selting, ehmalige Baronin Schönholm, iſt auch hier wieder das liebenswürdige, Geiſtvolle Weib, als das wir ſie ſchon kennen; ja, der Dichter hat ſie in Situazionen geſezt, in denen ſie ihren Karakter noch ungleich liebenswürdiger und anziehender entwikkelt. Das Schikſal hat ſie mit einem Mann verbunden, den ſie mit aller ihrer Liebenswürdigkeit, mit aller ihrer Anhänglich- und Zärtlichkeit nicht glüklich macht, der mit allen den vortreflichen Eigenſchaften ſeines Herzens und Geiſtes ihre Tage verbittert; deſſen unſelige Delikateſſe die Freuden ihres Bündniſſes ſtört, die ſo engen Bande deſſelben auseinander dehnt, ihre Herzen von einander entfernt, und ſie beide über eine Verbindung ſeufzen macht, die zwar Eigenſinn und Zufall ſtiftete, aber die zärtlichſte Zuneigung wieder erneuerte. Dieſe Lage zweier Eheleute, die ſich auf das zärtlichſte lieben und hochſchäzzen, und ſich, aus beleidigtem Stolz, auf der einen, und aus falſcher, zu weit getriebner Delikateſſe, auf der andern Seite, mit jedem Tage mehr von einander entfernen; die durch dieſe

Cat-

Entfernung leiden, und es doch weder von ihrem beleidigten Stolze, noch von ihrer Delikateſſe ganz gewinnen können, ſich gegen einander zu erklären, iſt eben ſo neu, als ſie fein und anziehend iſt. Sie hat ſo lange und beharrlich nach dem Mann geſucht, den ihr die Vorſehung gab und entriß; hat ihn endlich wiedergefunden, ihn mit Lieb' und Freud' aufgenommen; iſt bereit, alle ihre Glüksgüter mit ihm zu theilen, und nur durch ſeinen Mitgenuß ſie ganz zu genieſſen: und er iſt zu ſtolz und zu delikat, von dieſen Anerbietungen Gebrauch zu machen, lebt in dem, ihm als eigen angewieſenen Hauſe, nur als Gaſt; bedient ſich nur der unbedeutendſten Zimmer, begnügt ſich an dem Einkommen ſeiner Hauptmannsgage; hält ſich, ſo ein Überfluß an Bedienten im Hauſe iſt, ſeinen eignen Bedienten, und beſoldet ihn von ſeinem Gehalte. Gewis ein Benehmen, das für eine ſo feine und zärtliche Seele, als dieſe Amalia, äuſſerſt peinlich ſeyn muß. Das iſt noch nicht genug. Amalia hat, während der Abweſenheit ihres verlohren gegangenen Gemahls, ſich zu zerſtreuen, in der groſſen Welt gelebt, ihre glänzenden Zirkel mitgehalten, und ſich alſo dadurch einigermaßen an dieſen Glanz,

an

an dieſes bunte Kartenſpiel des Lebens gewöhnt; ſie ſezt dieſen Ton fort, ihre Geſellſchaften, ihre Soupé ſind gelten itzt, wie vor. An dieſem Ton, dieſen Geſellſchaften, dieſen feinen Abendeſſen findet der Hauptmann keinen Geſchmak; ihm wäre die Geſellſchaft ſeiner Amalia genug, eine traurliche Unterhaltung mit ihr würde ihm mehr gelten, als alle der Vilderſtram dieſer magiſchen Laterne des groſſen Weltgewühls. Aber, er iſt zu delikat, dieſen Mißgeſchmak zu äuſſern, und dadurch den Hang ſeiner Frau zu dieſen Vergnügungen zu beſchreiden, oder ihrem unumſchränktem Rechte, das ſie hat, ihr Vermögen nach ihren Neigungen zu genieſſen, Gränzen zu ſezzen. Lieber zieht er ſich zurük, und läßt ihr ihre Zirkel, ihren Ton und ihre Welt. Amalia giebt endlich ihre glänzenden Zirkel auf, ſie lebt einſamer, eingezogner. Dies, denkt ſie, wird ihn bewegen, ihr wieder näher zu treten, ihr Haus als ſeines anzuſehn, Vermögen und Bequemlichkeit mit ihr zugleich zu genieſſen. Umſonſt! Seine Delikateſſe vernichtet auch dieſen Plan. Noch immer lebt er in dieſem Punkt fern von ihr, bedient ſich nur ſeines Einkommens, und zieht ſchlechterdings von dem ihren keinen Nuzzen.

zen. So hat ſie nun von allen ihren Glüksgütern keinen eigentlichen Genuß, es iſt ein todter Schaz für ſie, ohne Reiz; denn welche ſeine Seele kann allein genieſſen, und was iſt Genuß ohne Mitgenuß? Will ſie alſo die Güter, die ihr Geburt und Glük zuwarfen, nicht, wie der Geizhals, blos bewachen, will ſie auch genieſſen: ſo muß ſie Mitgenieſſer haben, und, da ihr delikater Herr Gemahl dieſe Freude des Mitgenuſſes ihr leider! nicht geben will, ſo muß ſie, wärs auch nur zur Zerſtreuung ihres Verdruſſes über die kränkende Delikateſſe ihres unglüklich delikaten Lebensgefährten, dieſe Mitgenieſſer anderswo ſuchen. Sie beginnt alſo wieder, was ſie aufgegeben hat, ihr Haus iſt wieder den glänzenden Vergnügungen offen; empfängt wieder Beſuche, giebt wieder Spielgeſellſchaften. Dieſer ewige Trubel nun von kommenden und gehenden Beſuchen; dieſer Umgang ſeiner Gemahlin mit Spielern und Spielerinnen, thut dem zarten Ehrgefühl des Hauptmans empfindlich weh. Aber er iſt auch immer zu delikat, ſich es deutlich merken zu laſſen. Vielmehr iſt ſein Betragen gegen die Baronin äuſſerſt fein und verbindlich, aber zugleich mit einem Zeremoniel, mit einem Ton

der

der Etiquette verbunden, der ſie beinahe zur Verzweiflung bringt. Sie giebt ſich alle Mühe, dieſen Ton umzuſtimmen, ihn traulicher, einer gegen ſich zu machen: vergebens! Der delikate Herr beharrt auf ſeiner zeremonienſen Delikateſſe. Er geht nie in ihr Zimmer, ohne ſich nicht vorher melden zu laſſen, ſpricht nie anders mit ihr, als in dem Ton der feinſten Höflichkeit und Lebensart. Dadurch wird Amaliens Stolz beleidigt. So alle ihre Bemühungen, ſich mit ihm zu verſtändigen, vereitelt zu finden, kränkt ihre Eigenliebe. Was hat ſie gethan, ſich ſo behandelt, ſo kalt höflich abgewieſen zu ſehen? Sie kann nun weiter nichts thun, als ſeine Thorheit der Zeit überlaſſen, daß ſie ihn heile und ſeine Augen über ſich ſelbſt öfne. Aber das Uibel nimmt leider! zu. Mit jedem Tage wird er fremder, zurükhaltender gegen ſie. Ihre ſcheinbar leichtſinnige Lebensart giebt der Verläumdung allerley Stof zu ſeiner Ehre nachtheiligen Gerüchten, er weiß das, und leidet tief, aber noch immer iſt er zu delikat, ſein Leiden zu verſichtbaren. Amalia hält ſeit einiger Zeit ein gewiſſes Kabinet immer verſchloſſen, ſcheint ihm über dieſen Punkt ſehr Geheimnisvoll und zurükhaltend; er vermuthet

einen

einen Liebeshandel, und iſt allermahls viel zu delikat, Erklärung darüber zu fodern. Seine Eiferſucht, ſeine Ahndungen werden durch die Ankunft des Grafen Klingsberg, eines Welt-bekannten Libertins, auf das peinlichſte vermehrt. Seine Gemahlin hat ihm in ihrem Hauſe ein Quartier angeboten, empfängt ihn mit einer Freundlichkeit, mit einer Vertraulichkeit, die ihm äuſſerſt auffällt. Ja, was das ärgſte iſt, dieſer Graf bekömmt Briefe von einer Unbekannten, die nichts minder, als die Einladung zu einem verliebten Abendtheuer enthalten. Dieſe Unbekannte ſcheint mit allem, was dem Grafen je begegnet iſt, und noch begegnet, ſo bekannt, weiß um Geheimniſſe dieſes Grafen, die, wie er ſicher überzeugt iſt, nur ſeine Amalia wiſſen kann. Höchſt wahrſcheinlich iſt dieſe Unbekannte ſeine Gemahlin. Und wieder und wieder verhindert ihn ſeine unglükliche Delikateſſe, ſeinen Verdacht laut werden zu laſſen. Selbſt, da es zwiſchen ihm und ihr von Ohngefähr zu einer nähern Erklärung kömmt, Amalia durch eine freymüthige Aeuſſerung ihrer Beſchwerden gegen ihn, ſeinen Verdacht ſchwanken macht; mit der reinſten Offenheit über alles, was er gegen ſie haben kann,

Auf-

Aufklärung verſpricht; mit ihrem im ſüſſeſten Ton der Liebe geſprochenen: "Auguſt, laß uns ſo glüklich ſeyn, als wir können," ihn zu einer freien Aeuſſerung ſeiner Beſchwerden auffodert: ſelbſt da noch verſtopft ſeine — um dem Grafen Klingsberg einen Ausdruk aus dem Munde zu nehmen, — verdammte Delikateſſe ihm den Mund. Die feyerliche Art, mit der die edle Amalia den Grafen, der in ein Duell verwikelt iſt, auffodert, ſich nicht in dieſes Duell einzulaſſen, ſcheint ihm Beſorgnis für des Grafen Leben, und dieſe Beſorgnis eine Frucht der Liebe für ihn. Aber, anſtatt der ſo beſtimmten Auffoderung dieſer offenen, ſo ganz ohne allen Rükhalt handelnden ſchönen Seele, zu folgen, und ſie um Licht in dieſer Sache zu bitten, kömmt von neuem ſeine Delikateſſe ins Spiel, und verwirrt ihn immer ärger in ſeinen Zweifeln; bis es endlich, endlich einmahl recht zur Sprache kömmt, alles ſich zu ſeiner Freude enthüllt, er beſchämt, und von ſeiner ſich und ſeine Amalia martternden falſchen Delikateſſe geheilt wird. Die Zeichnung dieſer beiden Karaktere iſt vortreflich, und das ſo verwikelte Verhältnis dieſer durch ihre Schuld un-

glüklichen Eheleute mit auſſerordentlich vieler Wahrheit durchgeführt.

Graf Klinasberg, dieſer mit aller ſeiner Thorheit, Eitelkeit und Unbeſonnenheit liebenswürdige Libertin, zeigt ſich in dieſer Fortſezzung ſeiner Lebens- und Sittengeſchichte, von einer ungleich edlern und Ehrenveſtern Seite, als in dem erſten Theile ſeiner Abendtheuer. Wir entdekken hier in ihm ſo viel Züge von Größe, wahrer Ehrliebe, Mut, Feſtigkeit und wirklicher Moralität, daß ſelbſt ſein ſtrafbarer Leichtſinn weniger ſtrafbar ſcheint; daß er uns ſelbſt mit dieſem Leichtſinn intereſſirt, durch die Gutmütigkeit, mit der er ihn auſſert, durch die beſſern Grundſäzze, die jezt durch ihn durchſchimmern. Sein Eifer, mit dem er den delikaten Hauptmann zu heilen ſucht, mit dem er ſich bemüht, das Mißverſtändnis zwiſchen Mann und Frau zu heben, und ſie mit einander zu verſtändigen, erwirbt ihm unſre Hochachtung, und die williaſte Toleranz ſeiner übrigen Unarten. Vorzüglich rührt uns die Achtung, mit der er von ſeiner, wie er glaubt, verlornen Henriette ſpricht; die Wärme, mit der er ihre Ehre gegen die Verläumdungen der Läſterzunge, Holm, vertheidigt, der Werth, den er auf ihren Ring,

Ring, das lezte Andenken von ihr, legt. Und mit je weniger Prunk, je ungekünſtelter, je mehr ſo ganz in ſeiner Art er dies alles zu erkennen giebt, um ſo lebhafter macht er uns zu ſeinen Freunden. Nicht minder wirkt ſein Mut in dem Duell mit Birk, und ſein großmüthiges Betragen gegen ihn auf uns. Aber ganz für ihn hin reißt uns ſeine Freude, als er in der Unbekannten ſeine todtgeglaubte Henriette wiederfindet, ihr mit unverſtellter Zärtlichkeit in die Arme ſinkt, und in allen ſeinen Handlungen eine Fröhlichkeit verräth, die der redendſte Beweis ſeines ungeheuchelten Vergnügens über einen ſo angenehmen Ausgang ſeines Abentheuers iſt. So durch das ganze Stük, durch ſo viel in ihm erkannte Züge von Edelmut, Feinheit des Ehrgefühls und wahrer moraliſcher Güte vorbereitet, kann uns ſein Vorſaz zur Beſſerung nicht anders als aufrichtig ſcheinen; wir können es für gewis heſſen, daß er von nun an ſeinem Leichtſinn entſagen, ſeine Henriette ganz glüklich, und ſich mit ſich ſelbſt zufrieden machen wird. Und ſo gehört dieſer Klingsberg zu den intereſſanteſten und lehrreichſten Karakteren, die unſre Bühne in dieſer Gattung aufzuweiſen hat.

Henriette Darring, jezt Klingsbergs Gemahlin, erſcheint hier nur in zwei Szenen, aber in aller der Sanftheit, mit aller der Feinheit des Verſtandes und der Empfindung, die ſie uns ſchon ſonſt wert machten. Selbſt ihr unſichtbares Eingreifen in die Handlung des Stüks karakteriſirt dieſe Sanftheit und Feinheit. Die Geſchichte ihres vergegebenen Todes, und alles, was damit verbunden iſt, klingt zwar ein wenig romanhaft, aber man überſieht das der glüklichen Art, mit der es benuzt iſt, und des Intereſſe wegen, das daraus entſpringt, ſehr gern. Vielleicht hätte ſich dies Intereſſe, und eben dadurch auch die Feinheit der unſichtbaren Mitwirkung in die Handlung des Stüks noch mehr erhöhen laſſen, wenn der Zuſchauer gleich vom Anfang mit Henriettens Geſchichte näher bekannt gemacht worden, und die Unbekannte alſo nur für die ſpielenden Perſonen die wahre Unbekannte geblieben wäre. Ich geſteh es, daß ich mit Leſſing, ſowohl im Trauer- als Luſtſpiel, mehr für die Uiberraſchung der handelnden Perſonen, als der Zuſchauer bin. Das Vergnügen des Zuſchauers wird, zehn Fälle gegen einen gerechnet, bey der erſten Uiberraſchung immer gewinnen, und

und ſeine Theilnahme ungleich vermehrt werden. Wüßten wir es gleich voraus, daß dieſe Unbekannte die nehmliche Henriette iſt, die Klingsberg todt glaubt, deren Ehre er ſo lebhaft vertheidigt, deren ſanfte Tugend er mit ſo vieler Wärme preißt: ſo würde dieſe Unbekannte uns auch ungleich ſtärker anziehn; ihr ganzes Abentheuer, und ſelbſt Klingsbergs ganzes Benehmen würde uns noch näher ans Herz gehen; wir würden der Entwiklung begieriger, ungeduldiger entgegen harren, und die Szene, wo Klingsberg ſo angenehm überraſcht werden ſoll, kaum erwarten können. So gewis iſt es, daß Uiberraſchungen dieſer Art die Seele des Zuſchauers auffallend geſchäftiger erhalten, da durch Uiberraſchungen der lezten Gattung nur das kleinere Vergnügen eines Augenbliks bewirkt wird, das gegen das erſtere, Theilnehmung während des ganzen Stüks, gar nicht in Anſchlag kömmt.

Aus dem, was ich bis jezt über dies Stük geſagt habe, leuchtet die Abſicht des Verfaſſers, durch die nähere Entwiklung der Karaktere des alten Helm, des Hauptmans und ſeiner Frau, vorzüglich aber des Grafen Klingsberg, zum Beſten der Schauſpieler, einen deutlichen und

verſtändlichen Kommentar zu liefern, ſichtbar genug hervor, daß es faſt keiner Erinnerung deswegen bedürfte, wenn es für einen großen Theil der Herren und Damen, die ſich in dieſen Rollen produziren werden, nicht ſo höchſt notwendig wäre. Gebe doch nun der geſunde Geſchmak, und Schröders gutes Glük, daß dieſer deutliche und verſtändliche Kommentar allen denen, die künftig in der unglüklichen Heyrat durch Delikateſſe auftreten, eben ſo einleuchten möge, als er, zum Ruhm des Hamburger Theaters geſagt, den hieſigen Schauſpielern und Schauſpielerinnen eingeleuchtet hat.

Baron Birk, Karoline Selting und Komteß Wildheim lernen wir hier zum erſtenmahl kennen. Sie ſind eigentlich epiſodiſche Perſonen, wiewohl ſie, theils zur Entwiklung der Handlung, theils auch zur nähern Entwiklung des Karakters des Grafen, redlich das ihrige beytragen.

Die epiſodiſchſte Perſon iſt unſtreitig der Baron Birk; er hat freilich dadurch, daß durch ihn Henriettens Ring in Klingbergs Hände kömmt; daß er einige brillante Züge in Klingbergs Karakter entfalten hilft, und die Läſterzunge

zunge der Dame Holm in Gang bringt, einigen Antheil an der Handlung; aber sein auf einmahl Verschwinden, eine weitere Theilnahme an der Entwicklung, bleibt immer ein Fehler, und ist einer von den Flecken in diesem schönen Gemälde, die das Erbtheil der menschlichen Natur sind.

Weit weniger empfehlen sich Karoline Selkina und Graf Wildheim. Sie dienen dazu, den Leichtsinn des Grafen aufzudecken, aber auch zugleich Verachtungswürdiger zu machen. Beyde Damen sind in den Grafen verliebt, aber sie sind es nicht in ihn, sondern in sein Vermögen, seinen Rang. Eitelkeit, nicht Liebe ist es, die sie verleitet, ihre vermeinte Eroberung einander streitig zu machen. Dem Grafen ist das kein Geheimnis. Sein Stolz fühlt sich beleidigt. Um sich zu rächen, heuchelt er beyden Liebe, thut jeder die nehmliche Liebeserklärung, nicht sowohl, sie zum besten zu haben, als sie fühlen zu lassen, daß er sie kennt; ihnen einen Spiegel ihrer Thorheit vorzuhalten, und sie durch dieses Verhalten, wo möglich, zu bessern. Bey dieser so moralischen und für die beyden Thörinnen so lehrreichen Absicht, war es mir, bey der Vorstellung dieses Lustspiels, sehr unangenehm,

zu ſehen, daß der Graf es bloß bey dieſer Abſicht bewenden ließ, ohne ſie auszuführen, und alſo die Mädchen eigentlich nur bloß zum Beſten hatte. Ohne, Frauenzimmer zu ſeyn, beleidigte dieſes Verhalten des Grafen im Nahmen des ſchönen Geſchlechts meine Delikateſſe. Ich äuſſerte auch den unangenehmen Eindruk dieſes ungräflichen Benehmens auf mich gegen Herrn Schröder, und erfuhr zu meinem Vergnügen, daß die Ausführung dieſer Abſicht wirklich in ſeinem Plan geweſen, wovon er mir, durch Vorleſung der Szenen zu dieſem Behuf, ſogleich den Beweis gab. Nur, um der weiblichen Delikateſſe zu ſchonen, hat er dieſe Szenen ausgelaſſen, aber, wie mich dünkt, mit Unrecht. Die wahre weibliche Delikateſſe konnte nur durch Auslaſſung dieſer Szenen, wie ich ſchon geſagt habe, beleidigt werden. Die falſche aber darf hier keine entſcheidende Stimme haben. Weiblichkeiten der Art, wie ſie ſich hier in Karolinen und der Komteß äuſſern, verdienen dieſe Züchtigung. Eine Liebe, die ſich nur auf Rang und Geld bezieht, iſt verächtlich, würdigt die Weiblichkeit, die in dem richtigen Gefühl ihrer Beſtimmung ſo liebenswürdig iſt, herab, und iſt alſo der Verachtung wert.

Sie

Sie iſt der Ruin häuslicher Glükſeeligkeit, und vergiftet die Freuden der Ehe, des zarteſten, engſten Bandes, das die Natur zwiſchen Mann und Weib knüpfte. Aus ihr entſpringen die traurigen Folgen des Luxus, dem ſolche Rana und Geldſüchtigen Weiber ſich immer überlaſſen, Spielwuth und Untreue, die den Mann entehren, die Kinder moraliſch verpeſten, und den heiligſten Gelübden und Verträgen, mit Hamlet zu reden, die Krone ausreiſſen. Ich hoffe daher, Herr Schröder werde dieſe ſeine ſo wohlgerathne Szene wieder in ſein Stük aufnehmen, er iſt es der wahren weiblichen Delikateſſe ſchuldig, beſonders, da er ſie mit aller der Feinheit behandelt hat, deren der Gegenſtand nur immer fähig iſt.

Meine Bemerkungen über die Vorſtellung dieſes Luſtſpiels auf ein andermahl.

V.

Am ſechsten Oktober: Menſchenhaß und Reue, Schauſpiel in fünf Aufzügen, vom Leibherrn von Kozebue.

Unter unſern neuern dramatiſchen Produkten hat nicht leicht eins ſo allgemeinen, tiefen und

dauernden Eindruk auf die Zuschauer gemacht, als dies jüngste Kind der Kotzebueschen Muse. Ich sahe in Berlin die funfzehnte Vorstellung dieses Stüks, und das Publikum nahm Theil, als wär es die erste gewesen. Ich habe hier bereits die siebzehnte Vorstellung davon erlebt, und noch immer sind Parterr und Logen voll, tiefe Empfindung herscht auf allen Gesichtern, und selbst männliche Augenwimpern glänzen von theilnehmenden Thränen. Es ist ein interessanter Anblik, diesen Eindruk bey jeder neuen Vorstellung dieses Schauspiels, selbst bey den verschiedensten Menschenklassen, wiederhohlt zu sehn. Besonders gewähren die Logen ein sehr angenehmes Schauspiel, wo die dichtgedrängten Reihen schöner Damenköpfe einem reizenden Blumenbeet gleichen, das der Morgenthau getränkt hat. Auch in Manheim hat zuverlässigen Nachrichten zufolge, Menschenhaß und Reue die nehmliche allgemeine Sensazion hervorgebracht, und wird es eben so gewis bey allen Publikums, auf deren Bühnen es noch künftig erscheint. Beweiß genug, daß es diesem Schauspiel nicht an wahren und grossen Schönheiten fehlen müsse. So ist es denn auch wirklich. Der Herr Verfasser, den

ich

ich in Berlin kennen zu lernen, das Vergnügen gehabt habe, ein eben so feiner, als bescheidner junger Mann, besizt die hervorspringendsten Dichtertalente, die uns noch sehr schäzbare Beyträge für unsre vaterländische Bühne erwarten lassen. Er hat eine sehr feurige, lebhafte, Imagination, glükliche Darstellungsgabe, Neuheit in den Karakteren feine Wahl der Situazionen, treffenden Witz und leichten Dialog. Mit diesen ächten Dichtertalenten verbindet er noch eine sehr richtige Kentnis dessen, was vorzüglich auf den Zuschauer wirkt, und weiß aus dieser richtigen Kentnis einen unfehlbaren Vortheil für die Produkte seiner Muse zu ziehn. Großmuth, Wohlthätigkeit und Vergebung, diese drey zuverlässigen Schoßruthen des dramatischen Interesse für unsre Publikums, und die nicht weniger wirksame Vermischung des Rührenden und Lächerlichen, hat er so glüklich zu benuzzen gewußt, daß dies schon allein, auch ohne seine übrigen wahren Schönheiten, diesem Schauspiele die glänzendste Aufnahme hätte verschaffen müssen.

Vorzüglich sind es die Karaktere in diesem Kozebueschen Drama, die dem Verfasser Ehre machen. Baron Reinau und Madam Mül-

Müller sind darunter die hervorragendsten, deren nähere Zergliederung nach dem Ideal, das Herr und Madam Schröder davon aufgestellt haben, mich vorzüglich beschäftigen wird. Nicht minder unterhaltend und wohlgerathen sind die Zeichnungen des jovialischen Grafen Wintersee, seiner launigen Frau, des allwissenden Bittermans und des dummen Monsieur Peters. Besonders ist der mit der ganzen Welt in Korrespondenz stehende, superkluge, mit seiner Weisheit so höchst selbst zufriedne, sich so ausserordentlich wichtig dünkende Bitterman, ein vortrefliches Stük von Karakterzeichnung, neu und originell. Man mag ihn so oft sehen, als man will, man mag seine Späßchen und Schnaken noch so sehr auswendig wissen, es ist unmöglich, sich des Lachens über ihn zu enthalten, ja man lacht schon zum voraus über den Einfall, der nun bald kommen wird; eine sichere Bürgschaft für das wahre Komische, das in dem Karakter liegt.

So ist es auch mit den Situazionen, die den Eindruk dieses Schauspiels so dauernd erhalten. Die Kritik habe noch so viel gegen das Wie? und Warum? dieser Situationen, sie schüttle ihr Haupt noch so bedächtlich gegen die Moralität

derſelben: ſie reiſſen hin, machen uns theilneh-
men, wir mögen wollen oder nicht; preſſen unſre
Thränen aus, und hätten wir uns noch ſo ſehr
vorgenommen, nicht mehr zu weinen, weil es
mit ihrer Veranlaſſung, und mit dem, was ſie
hervorbringen, nicht ſo ganz iſt, wie es ſeyn
ſollte. So bald ſie einmahl vorgehen, ſo ſchlägt,
der Ton der Natur, der im Ganzen darin herſcht,
ſo unvermeidlich an unſer Herz, daß wir Kritik
Kritik ſeyn laſſen, und blos empfinden.

Das karakteriſirt vielleicht das Genie des
Dichters um ſo ſtärker, der uns ſelbſt mit allen
Gegeneinwürfen unſeres prüfenden Verſtandes,
hat er uns nur einmahl vor ſeiner Bühne, zu
ſeiner Parthey hinüber zieht, und, unſerer Weis-
heit zum Troz, mit uns macht, was ihm beliebt.
Dem ſey, wie ihm wolle, iſt die Stunde der
Täuſchung einmahl vorbey, ſchlägt unſer Herz
wieder kälter, fließt unſer Blut ruhiger, ſind
unſre Augen wieder trokken geworden, ſo behält
der prüfende Verſtand vor der bloſſen Empfin-
dung wieder die Vorhand; unſre beſre Ueberzeu-
gung hebt ihr Haupt mächtiger empor, und be-
hauptet nun ihr angebohrnes freies Recht, zu
unterſuchen: woven und wodurch hab' ich mich

täu-

täuſchen laſſen? hält die Dichtung, die mich hinriß, auch die Probe der Kritik aus? iſt auch alles ſo wahr, ſo auf Natur der Seele und Leidenſchaft gegründet, als es mir vorkam, oder hat ſich der Dichter auf Blöſſen und Menſchlichkeiten ertappen laſſen, die gegen den Gang der Natur, gegen die eigentlichen Regeln des guten Drama ſind?

Man erlaube mir, daß auch mein prüfender Verſtand, vereint mit der Stimme des unterſuchenden Theils des hieſigen Publikums, ſich ſeines angebohrnen Rechtes bediene, und alles auskrame, was es von dieſer Seite, über und gegen Menſchenhaß und Reue, auf ſeinem Herzen und Gewiſſen hat.

Zur Sache. So manchen Antheil auch die Vermiſchung des Komiſchen und Tragiſchen an der glüklichen Wirkung dieſes Stüks auf das Publikum hat, ſo angenehm auch die lächerlichen Pinſelſtriche des Dichters die düſtre Farbe des Tragiſchen zuweilen brechen, ſo ſind doch auch hier und da dieſe Übergänge aus dem Rührenden ins Lächerliche, zu grell, und bringen auf unſre Empfindung ohngefähr die Wirkung hervor, die ein brennendes Hochroth auf einem ſanften

ten Lilla-Grunde in einer Stilleren, auf unſre Augen, oder eine Hogarthiſche Figur unter lauter Raphaelſchen in einem und dem nehmlichen Gemälde, auf unſern Geſchmak hervorbringen würde. So wie der erſte Kontraſt uns, um Shakeſpeare einen Ausdruk abzuborgen, die Augen auéreiſſen, und der andere unſern Geſchmak äuſſerſt beleidigen würde, ſo ſchneiden dieſe harten Verſchmelzungen des Komiſchen und Tragiſchen hier äuſſerſt unangenehm in unſre Empfindung. Verſchmelzungen dieſer Art ſind, zum Beiſpiel, die achte Szene des zweiten, und die Schlußſzene des dritten Akts. In der erſten iſt Lottens Erſcheinung, gleich nach Eulaliens tiefempfindendem Monologe, der unſre ganze Seele erſchüttert hat, wahrhaft empörend, und ihre Hofkutſchertochterperſiflage zerſtört den ganzen groſſen Eindruk der vorhergegangenen Szene. Auch muß dieſer ſchneidende Uibergang von tiefer Empfindung zur Perſiflage, für die Schauſpielerin, die die Eulalia ſpielt, äuſſerſt peinlich ſeyn. Ihr Geſicht ſoll, der Natur der Sache nach, noch alle die Spuren der eben ausgeſtrömten Empfindung, ihre Stimme noch ganz den bebenden, ſchmelzen-

den

den Ton der Reue haben; wie soll sie nun diese leidende Miene, diesen bebenden Ton für die höhnende, neckende, nichts als Sottisen sprudelnde Kammerzofe verbergen? Wie sich überhaupt bey diesen Impertinenzen nehmen, ohne ihre jezzige Stimmung, gegen alle Natur, zu verlassen, ohne gewaltsam aus dem Karakter dieser ihrer Situazion zu treten? Dasselbe gilt von der Schlußszene des dritten Akts, wo gleich auf den äusserst rührenden Entdekkungsauftritt der Madam Müller, die lächerliche Szene mit den Pfeifen kömmt, die, so gut und brav sie an und für sich ist, doch hier äusserst unglüklich in das sanftere Interesse eingreift. Hier hat Herr Schröder dem Dichter einen wesentlichen Dienst geleistet, indem er, durch eine Einsichtsvolle Anordnung der Szene, diesen beleidigenden Kontrast schwächte; der sonst, wie er da ist, unsre Empfindung gerade so abkühlt, als ein unerwarteter, schreiender Trompetenstoß, eben da die anschwellenden und sterbenden Töne der Harmonika unsre Herzen in die süsseste Wehmut zerschmelzten, uns, wie bey den Haaren, aus dieser wohlthätigschwermütigen Stimmung herauszerren würden. So wahr es ist, daß in den Wer-

ken

ken der Kunſt Kontraſte zur Wirkung des Ganzen nothwendig ſind: ſo ſind doch harte, ſchneidende Kontraſte gegen alle Geſezze des Schönen, und zernichten den Eindruk, ſtatt ihn zu bewirken.

Schade iſt es auch, daß der Verfaſſer ſeine Lotte und ſeinen Tobias zu wenig in die eigentliche Handlung verwebt hat. Die erſte iſt blos dazu da, mit ihren Impertinenzen zur Züchtigung der Madam Müller zu dienen, und, ſehr unſchiklich, den unbekannten Baron Meinau auf das Schloß einzuladen. Wo gebraucht man in der wirklichen Welt eine Kammerzofe zu einer ſolchen Ambaſſade? Schröder hat hier wieder bey der hieſigen Vorſtellung die Menſchlichkeit des Dichters ſehr glüklich bemäntelt, indem er ſich Lotten ſelbſt zu dieſer Geſandſchaft antragen läßt, was einigermaſſen in ihrem vorſchnellen, naſeweiſen Karakter liegt, und ſo dieſer Unſchiklichkeit doch eine Art von Wahrſcheinlichkeit giebt. Tobias hat etwas mehr Antheil an der Handlung. Durch ihn wird Madam Müller in ihren wohlthätigen Geſinnungen karakteriſirt, ſelbſt dem Fremden giebt er Gelegenheit, eine anziehende Seite ſeines Karakters zu enthüllen, und bahnt zugleich den Weg zu ſeiner

nähern Bekanntſchaft mit Eulalien. Aber eine bloſſe Erzählung von allem dieſen hätte das eben ſo gut bewirkt. Und dann, wer, der je einen Bauern reden gehört hat, kann in der Sprache, die der Dichter ſeinem Tobias in den Mund legt, einen Landmann erkennen? So kann ein Bauer wohl empfinden, aber ſich ſo blühend, ſo poetiſch ſchön über ſeine Empfindung ausdrükken, das iſt geradezu gegen alle Wahrheit. Am unwahrſcheinlichſten iſt die Art ſeines erſten Auftretens. Er kömmt heraus, ſeinem vollen Herzen Luft zu machen, unter Gottes freiem Himmel ſeine dankbaren Empfindungen im Gebete auszuſchütten, und nun kniet er hin, und verſchließt eben die Empfindungen, die er laut werden zu laſſen, heraus kömmt, in ſich, verrichtet ſein Gebet ſtill, ohne Worte. Das iſt ſchlechterdings nicht in der Natur eines ſolchen Danks, der ergießt ſich in Worten, wären es auch nur halbe Laute, nur einzelne, loßgerißne Sylben. Nun ſteht er auf, und bemerkt eben ſo wenig, wie vorher, daß er Zeugen ſeiner freudigen Aufwallungen hat; wieder nicht wahr! Wer ſo, wie er, herauskömmt, die Natur in der Freude ſeines Herzens zu begrüſſen, läßt den Freudetrunknen

Blik weit umher ſchweifen. Er möchte gern jeden Baum, jedes Blättchen an dem Baume, zum Zeugen ſeines Glücks machen. Und, wenn er nun ſeinen Blik ſo herumſchweifen läßt, wie wär es ihm möglich, den Fremden und Franz, die ihm ſo nahe ſtehn, nicht zu bemerken? Aber, er bemerkt ſie nicht. Franz muß ihn erſt anreden. Man ſage nicht, daß eben ſeine volle Freude ihn die Gegenſtände um ſich her nicht bemerken läßt. Seine Freude iſt nicht die in ſich verſunkne, es iſt die ſich laut zu erkennen gebende Freude, die gern alles um ſich verſammeln will, um Theilnehmer zu haben. Sein Dank iſt nicht der ſtumme, der keine Worte zu finden weiß, es iſt der Dank, der gern der ganzen Welt erzählen möchte, welch Heil ſeinem Hauſe wiederfahren iſt. Eine ſolche Freude iſt nicht in ſich gekehrt, ſie ſucht Zeugen; ein ſolcher Dank iſt nicht Sprachloß, er ſtrömt ſich aus.

Der Tadel einer über ſeinen Stand weit erhabenen Sprache trift aber nicht blos den Bauer, Tobias, er trift auch den Bedienten, Franz. Dieſer Menſch moraliſirt und philoſophirt, trotz einem Profeſſor, reflektirt über alles, was er ſieht und hört, ſo tief und ſcharfſinnig, drükt ſich

über alles so nördlich, gebildet und bestimmt aus, daß diese seine Philosophie und seine Sprache mit seiner Livereh auf das seltsamste abstechen. — Soll so ein Bedienter in der Natur seyn, so muß er eine andere Bestimmung, so muß er eine gute Erziehung gehabt haben, und nur durch Not und Umstände zu diesem Posten heruntergekommen seyn. Davon giebt aber der Verfasser in seinem ganzen Schauspiele keinen Wink. Er ist also ein Bedienter aus einer fremden Sphäre, ein Bedienter gegen alles gewöhnliche Bedientenherkommen, im Widerspruch mit unsrer Kenntnis und Erfahrung. Ein solcher Widerspruch aber mit der reinen Natur der Dinge thut im Drama, dessen erster Zwek die höchste Täuschung ist, niemahls gut, er rükt uns aus der Welt der Täuschung heraus, wir sehen blos den Dichter in der verkleideten Person, und sein Werk wird mit allem Aufwand seines sonstigen Genies — ein blosses Puppenspiel.

Auch die Verbindung der Szenen in diesem Schauspiel ist nicht allemahl die richtigste und wahrscheinlichste. Wie unnatürlich ist es, z. B., daß die Gräfin Wintersee, der doch ihr Bruder den dringendsten Auftrag, sich näher nach

Eu-

Eulaliens Umſtänden zu erkundigen, gegeben, die, blos, um dieſe Erkundigung einzuziehn, bey der Entfernung Horſts und ſeines Schwagers, mit Eulalien zurükbleibt, der ſich Eulalia auch wirklich entdekt; wie unnatürlich iſt es, wenn ſie nun gleich nach dieſer Szene mit ihrem Bruder nach Haus geht, auf dieſem ganzen Wege nicht ein Wort von dem, was vorgegangen iſt, wiederſagt, und Horſt erſt im folgenden Akt, darnach fragen muß. Iſt es wohl im geringſten glaublich, daß der verliebte, ungeduldige Horſt ſeine Neugier bis dahin ſparen wird, beſonders nach der auffallenden Stimmung, in der er beyde, bey ſeiner Zurükkunft mit dem Grafen, findet? In der That iſt die Unnatur dieſes Miteinander-abgehens von Schweſter und Bruder, ohne ein näheres Zuſammentreten über dieſen Gegenſtand, ſo auffallend, daß ſie jedes aufmerkſamen Zuſchauers Kopfſchütteln erregen muß. Schröder hat ſich hier abermahls des Dichters angenommen. Er läßt die Gräfin und Eulalia zuſammen gehn, und Mann und Schwager ihnen nachfolgen. Dieſe Abänderung iſt um ſo glüklicher, je wahrſcheinlicher es iſt, daß die Gräfin, da ſie nichts als das liebende Herz ihres Bruders

kränkende Nachrichten hat, jedes zu schnelle Zusammentreffen mit ihm vermeiden wird.

Das meiste aber läßt sich gegen die Moralität des Stüks, und gegen den Karakter der Madam Miller sagen. Wenn Ehebruch überhaupt eins der verächtlichsten und entehrendsten Laster ist, zu denen die gebildete Menschheit hinunter sinken kann, wenn es besonders das Weib auf das tiefste herabwürdigt, so wird es unstreitig um so Verabscheuungswerter, je weniger Veranlassung und Umstände es verzeihlich machen. Und das ist hier der Fall. Ein Frauenzimmer, das mit den besten Grundsäzzen erzogen worden, dessen Verstand ein würdiger Vater auf das herrlichste gebildet, in dessen Herzen er den reinsten Saamen der Tugend gestreut hat; das sich in Liebe, aus freier Wahl, dem edelsten Manne ergiebt, das von diesem edlen Manne auf das zärtlichste geliebt wird, Mutter von zwei liebenswürdigen Kindern ist, und in dem beneidenswertesten Ehebande die glüklichsten Tage verlebt: verläßt, blos aus einer erbärmlichen Eitelkeit, blos, um sich glänzender puzzen, in einer prächtigern Equipage fahren zu können, einen Mann, dessen ganze Seele an ihr hängt, Kinder, deren

auf-

aufkeimende Tugenden und Talente ihr die süs-
sesten Mutterfreuden verheissen, und wirft sich
einem Buben in die Arme, der nach ihrem eignen
Geständnis tief, tief unter ihrem edlen Manne
stehe, und ausser seiner Jugend, seiner elenden
Schmeichelkunst, seiner Pracht und Prunkliebe,
nicht die kleinste Eigenschaft besizt, ihrer Ach-
tung, viel weniger ihrer Liebe würdig. Kann
die Weiblichkeit tiefer herabsinken, kann sie sich
nichtswürdiger, jämmerlicher, verächtlicher ka-
rakterisiren? Wenn ein gekränktes, beleidigtes,
zurükgesezтes Weib sich nach und nach von dem
Manne entfernt, wenn Kalte, Mishandlungen,
und nicht zu bessernde Treulosigkeit, nach und
nach die Stimme der Pflicht in ihrem Busen
erstikken, wenn Zuneigung für ein beßres, wür-
digeres, rührendes Geschöpf unvermerkt in ihrem
Busen keimt, unvermerkt zur Liebe wird; wenn
in einer Stunde der Leidenschaft Liebe, warmes
Blut und Temperament über ihre Grundsäzze
siegen, und sie so kämpfend und überwältigt fällt,
wer entschuldigt da nicht gern, wer weint da
nicht gern der gefallenen Tugend eine mitleidige
Thräne? Oder, wenn auch nur mürrische Laune,
gänzliche Widersezlichkeit gegen alle seine Win-

ſche, in einem jugendlichen, nach Genuß ſtrebenden Herzen, Liebe und Pflicht ſchwächen, und in dieſer Stimmung Verführung und Schmeicheley es berükken: wer hat auch da nicht noch gern Nachſicht gegen menſchliche Schwachheit, wer iſt auch da nicht noch gern ein milder Richter? Aber eine Madam Müller, durch die engſten Bande der Dankbarkeit, die ſüſſeſten Freuden der Gattin und Mutter gefeſſelt, wann die fällt, und auf eine ſo unwürdige Art fällt, was für Gründe hat ſie auf Nachſicht, auf milden Richteraus ſpruch? Daß ſie bereut? Was für ein verächtliches Geſchöpf wäre ſie, wenn ſie auch dieſer Reue nicht einmahl mehr fähig wäre? Zwar ſöhnt dieſe Reue, je tiefer ſie iſt, je bitterer ſie dadurch für ihr Verbrechen büßt, uns einigermaſſen wieder mit ihrem Karakter aus; wir wollen ihr auch gern aus Menſchlichkeit und Großmut verzeihen; aber entſchuldigt wird durch dieſe Reue ihr tiefes Herabſtürzen von der Höhe weiblicher Würde und Reinheit, auf keine Weiſe. Nur ihre Rükkehr zur Tugend, ihr völlig gebeſſertes Leben, ihr untadelhaftes Betragen ſeit vier Jahren, laſſen uns minder an ihre große Strafbarkeit denken, wir

wer-

werfen den Mantel der Liebe über ihr vergangnes Leben, und vergeben und vergeſſen.

Es iſt alſo eben ſo wahr, als natürlich, und eben ſo billig, als gerecht, wenn auch der beleidigte Mann ihr verzeiht, ja nicht blos verzeiht, ſondern auch durch Großmut und Wohlthun beweiſt, daß er alles vergeben und vergeſſen hat. Er thut unſerm Herzen wohl, wenn er, ſo viel er durch ihre Untreue gelitten, ſo ſehr ſie auch ſeine Wangen gebleicht, ſeine Augen umwölkt, ſein vergangnes und künftiges Leben vergiftet hat, ihr dennoch jeden Vorwurf erſpart, und ſie in ihrem jezzigen, bereuenden, zerknirſchten Zuſtande mit der zarteſten Feinheit, mit der zärtlichſten Schonung behandelt. Es thut uns wohl, wenn ihre Thränen ſein Herz treffen, wenn die Aufrichtigkeit ihrer Reue ihn an ihre Untreue, nur, wie an einen vergangenen Traum, denken läßt; wenn er ihr mit herabrinnender Thräne die vergebende Hand zum Bund des Friedens richt. Wir ſympathiſiren ſogar mit ihm, wenn ſeine nie verloſchne Liebe in hellen Flammen wieder aufſtrahlt, wenn ſein Herz mit ſeinem Verſtande, ſeine Sympathie für ſie mit ſeiner beleidigten Ehre kämpft; wenn er ſogar nahe daran

iſt, die alten Bande wieder zu erneuern, ihr ganz wieder zu werden, was er ihr war. Wir fühlen, daß es in ſeiner Lage uns eben dieſen Kampf koſten, daß wir, wie er, Gefahr laufen würden, unſres beleidigten Stolzes, unſrer ſo tief verwundeten Ehre zu vergeſſen. Aber, wenn es nun wirklich dahin kömmt, wenn die Ehebrecherin wirklich, wieder als Gattin aufgenommen, in ihre alten Rechte tritt: ſo empört ſich unſer Herz, ſollt es auch, in dem Augenblik dieſer raſchen Handlung, noch ſo ſehr betäubt werden, mit Rieſenkräften gegen dieſen Entſchluß. Unſre Sympathie hört auf, die einwilligende Verbrecherin wird wieder ſtrafbarer, wir ſehen jezt bloß, was ſie verbrochen, ſehen blos den ſo hartbeleidigenden Ehemann; zukken über ſeine Schwachheit die Achſel, und Unwille tritt, ſtatt des ſüſſen Gefühls des Mitleids, in unſre Seele.

Offenbar hätten mit der Situazion ſowohl Eulalien's, als Meinau's Karakter gewonnen, wenn die erſte auf ihrem Entſchluß, durch eine gänzliche Trennung von ihrem beleidigten Gemahl auf ihr ganzes Leben für ihr Verbrechen zu büſſen, und der lezte nach ſeinem rührenden Kampf zwiſchen Herz und Verſtand, auf ſeinen

Grund-

Grundsäzzen der gekränkten Ehre beharrt wäre. Jene hätte dadurch ihre Reue in die Augen leuchtender bewährt, und unsre Hochachtung für ihre rükkehrende Tugend erhöht; dieser die Stärke seines männlichen Karakters sichtbarer begründet, und unser Interesse für sich unendlich verstärkt. Und, was die Moralität betrift, wie weit philosophisch wahrer und unterrichtender wäre dadurch der Ausgang dieses, in manchem Betracht, so schönen Schauspiels geworden!

Mit dem jezigen Ausgang aber kann Niemand, der nicht blos sieht, sondern auch denkt, der, wenn er Beyfall geben soll, auch Gründe für diesen Beyfall haben will, einverstanden seyn. **Eulaliens** Untreue ist zu ausgezeichnet, zu weltbekannt, als daß selbst die tiefste Reu den Flekken auswaschen könnte, mit dem sie Meinaus Ehre beschmizt hat; sie ist ein Brandmahl an seiner Stirn, das auch die ungeheuchelste Besserung ihres Lebens nicht wieder zu vertilgen vermag. Die Ehre eines Mannes ist ein so theures, unschäzbares Gut, daß ihre Herabwürdigung das empfindlichste, was einem Mann wiederfahren, und ihre Vernachlässigung das unverzeihlichste ist, dessen sich ein Mann schuldig machen kann.

Mei-

Reinaus Wiederkehr also in die Arme einer Frau, die so unverantwortlich seinen guten Nahmen in die Schanze geschlagen, so schreiend undankbar, so öffentlich das theureste Kleinod seiner bürgerlichen Existenz gebrandmarkt hat, ist eine Schwachheit, die jeden Mann von Ehre mit Widerwillen erfüllen muß. Der dramatische Dichter aber sollte sich für nichts mehr in seinen Darstellungen hüten, als für die Schwächung solcher Gefühle, die geradezu die ersten Grundsäulen aller häuslichen und gesellschaftlichen Glükseligkeit sind.

Und wenn nun noch dieser von seinem Herzen überraschte Beleidigte durch die Aufopferung dieser Ehrgefühle — die er, sehr unrichtig, Vorurtheile nennt, denn sie sind es, die vorzüglich mit unsre Moralität aufrecht, und Uippigkeit und Ausschweifung in Zaum halten — wenn er nur noch durch diese Aufopferung gewönne, wenn er noch wirklich glüklich würde! Aber, man sezze nur die Szenen dieses wieder erneuerten Ehestandes in seiner Seele fort, er wird es nicht; oder alle meine bisherigen Beobachtungen und Erfahrungen über menschliche Natur und menschliche Seele, sind — Fieberträume. Wenn nun

der

der erſte Rauſch der wieder befriedigten Leidenſchaft allmählich wieder verſchwindet, das durch Thränen und Züge von Großmuth und Edelmuth betäubte Herz wieder aus ſeiner Betäubung erwacht, die Phantaſie ruhiger, das Blut kälter wird, die Gefühle der beleidigten Ehre, wie ein gewappneter Mann, wieder vor ſeine Seele treten: wie denn da? Sinken wird denn der Nebel, mit dem die Zauberkraft der Liebe und der Sinnlichkeit die Augen ſeines Verſtandes umgab, es wird wieder Licht in ſeine Seele fallen, und ein ſchreckliches Licht. Nun wird er nicht mehr in Eulalien die Reuige, Wiederkehrende, er wird blos die Buhlerin, die Ehebrecherin erblikken. Bey jedem Blik voll Liebe, der auf ihn weilt, wird er ſich erinnern, wem dieſe Blikke ſonſt lächelten, bey jedem Kuß, den er auf ihre Lippen drükken will, wird der Gedanke in ihm aufſteigen, an dieſen Lippen hing ſonſt ein Nichtswürdiger; bey jedem Hinſinken in ihre ſich ausbreitenden Arme, wird das Bild des Elenden vor ihm aufdämmern, der ſie ehmahls entweyhte. Dieſes Bild wird ihn unaufhörlich verfolgen, unſtät und flüchtig wird er im Hauſe herumirren, das Zeichen an ſeiner Stirn, wie Kain. Er wird ihre reinſten Blikke

unrein,

unrein, ihre keuſcheſten Küſſe üppig, ihre unſchuldigſten Umarmungen buhleriſch finden. Wegwenden wird er ſich von ihren Lippen, entziehn ſich ihren liebenden Küſſen, auffahren aus ihren zärtlichen Umarmungen. Er wird den Umgang der Menſchen fliehen, damit ſie das Zeichen an ſeiner Stirn nicht ſehen, er wird die Menſchen haſſen, wie nie; er wird ſich ſelbſt haſſen. Und Eulalia, je feiner ſie empfindet, deſto gewiſſer wird ſie die Urſachen ſeines Martervollen Zuſtandes ahnden; je herzlicher ihr Beſtreben iſt, ihm mit jedem Tage unbeſcholtner zu erſcheinen, und durch dieſe Unbeſcholtenheit das Andenken an ihre Schande zu vertilgen, deſto tiefer wird ſie es verwunden, daß es vergebens iſt. Fürchterlicher, als jemahls, wird die Erinnerung ihres Verbrechens über ſie kommen; ſie wird es mit blutigen Thränen bereuen, daß ſie von den Uiberwallungen ſeines überraſchten Herzens Gebrauch machte. Das Leben wird ihr eine Laſt werden, ſie wird dem beleidigten Manne das lezte, gröſte Opfer ihrer wiedergekehrten Tugend bringen, ſie wird ihn verlaſſen; in einem Kloſter den Reſt ihres Lebens verweinen, und freywillig Bande zerreiſſen, die nun nie wieder Bande des Glüks und der Zufriedenheit werden können.

Un-

Unstreitig würde eine Fortsezzung dieser Art von Menschenhaß und Reue, das erschütterndste und lehrreichste Schauspiel werden, das ein dramatischer Dichter aufstellen könnte. Und wer hätte dazu mehr Beruf, als Herr von Kozebue selbst, der sein Talent für Situazionen dieser Gattung so auffallend bewiesen und begründet hat.

So schwierig indes der Verfasser durch die allzugrosse Strafbarkeit, mit der er seine Ehebrecherin auftreten läßt, auch den Ausgang seines Schauspiels gemacht hat, so bleibt Madam Müller doch wegen der tiefen Reue und Zerknirschung, die sie über ihr Verbrechen äussert, immer ein sehr interessantes Geschöpf, und würde unstreitig noch mehr interessiren, wenn der Dichter ihren Karakter von verschiednen Zügen rein erhalten hätte, die mit ihrer Reue und Zerknirschung im offenbaren Streit stehen. Dahin gehört das Bonmot von der Schaszucht in ihrer ersten Szene mit Bitterman. Sie, die sich so strafbar fühlt, die sich selbst so viel zu vergeben hat, sollte sich Spott erlauben? sie, die sich eines Verbrechens bewußt ist, das sie so tief herabwürdigt, sollte sich über eine blosse Lächerlichkeit

lustig

luſtig machen? Schaam über ſich ſelbſt höhnt keinen andern, und Reue wizzelt nicht auf Koſten eines Zweiten. Hauptſächlich aber iſt es die Szene mit Horſt im zweiten Akt, die ein äuſſerſt zweideutiges Licht auf ihren Karakter und ihre vorgegebne Reue wirft. Welch ein auffallendes Beſtreben, ſich zu produziren und den Major für ſich einzunehmen, leuchtet nicht aus ihrem ganzen Betragen in dieſem Auftritt hervor? Was iſt dieſes Detailliren ihrer ganzen Lebensart auf dem Lande, ihrer Beſchäftigungen, ihrer ſchimmernden Empfindungen über Einſamkeit und ländliche Ruhe, troz des Mantels von Beſcheidenheit, mit dem ſie ſich enveloppirt, anders, als Eitelkeit, als Begierde, zu brilliren? Was iſt dies Aufkramen aller ihrer Kenntniſſe und Fähigkeiten, ihrer Lektüre und ihrer Urtheile gegen einen Mann, den ſie zum erſtenmahl ſieht, anders, als Kokketterie, als heiſſes Verlangen, eine hohe Meynung von ſich zu erregen, als kleinliche Sucht nach Bewundrung? Und wie reimt ſich nun dieſe Eitelkeit, dieſe Kokketterie mit dem tiefen Gefühl ihrer Unwürdigkeit zuſammen, das ſie, zu haben, vorgiebt? Wahrlich, wahre Beſcheidenheit ſpricht nicht in dieſem

pane-

panegyrischen Ton von sich, aufrichtige Selbsterkenntnis hascht nicht nach Bewundrung, und inniges Gefühl unsrer Unwürdigkeit trägt sich nie zur Schau. Nur durch eine Wendung läßt sich dieser offenbare Widerspruch mit Eulaliens jezziger Lage aufheben, wenn der Verfasser nehmlich dadurch die gewöhnliche Weiblichkeit bezeichnen wollte. In dieser ist freilich Kokketterie und Eitelkeit ein so karakteristischer Hauptzug, daß selbst die ernstesten und wichtigsten Situazionen des Lebens ihn nicht ganz vertilgen können.

Die Vorstellung von Menschenhaß und Reue gehört zu den vortreflichsten der hiesigen Schauspieler. Schwerlich wird dies Stük auf irgend einem deutschen Theater mit der Präzision, der Wahrheit und dem Leben gespielt werden, als es hier gespielt wird. Da ist nirgends eine Lükke, nirgends stokt das Ensemble; es ist ein zusammenhängendes, reines, schönes Ganze.

Herr Löhrs, als Graf Wintersee, ist ganz der joviale, feine Epikuräer, der er, nach der Absicht des Dichters, seyn soll, und verbindet mit dieser Jovialität sehr richtig die Bonhomie, die seinen Epikuräismus liebenswürdig macht. Madam Gensike, als Gräfin, ist eine feine,

angenehme Schäferin, und ihr Kopf steht durch ihr ganzes Spiel durch. Herren Zukkarinis Horst ist ein Muster von Anstand, leichtem Spiel und richtiger Dikzion; und der Bitterman des Herren Eule die vorzüglichste Rolle, die ich noch von ihm gesehen habe; komisch, ohne Grimasse, karakteristisch in Gebärde, Spiel und Ton. Herr Jebel, als Franz, ist auf seinem Plaz. Er spricht und trägt sich gut. Besonders glükken ihm die Szenen mit Horst, der Gräfin, und dem naseweisen Kammermädchen. Madam Löhrs, als Lotte, liefert das treuste Gemälde einer gezierten Vornehmigkeit; sie höhnt, ekelt und persifflirt mit einer Wahrheit, daß selbst dem Dichter schwerlich etwas zu erinnern übrig bleiben würde. Einen Peter, wie ihn Herr Zimdar giebt, findet man kaum noch irgendwo. Vom Kopf bis zum Fuß die treuste Peternatur, er mag gehen, stehen, reden oder schweigen. Herren Langerhans Tobias endlich hat Herzlichkeit und Wärme, und würde deren noch mehr haben, wenn seine Dikzion weniger ins Deklamatorische fiele.

Die versprochene nähere Entwiklung des Karakters der Madam Müller durch Madam Schrö-

Schröder, soll mich in dem folgenden Abschnitt, und die des Baron Reinau durch Herrn Schröder, in dem nächstfolgenden Hefte beschäftigen.

VI.

Am siebenten Oktober: **Die Italienerin in London**, Singspiel in zwei Aufzügen, die Musik von Cimmerosa. An eben dem Tage in Altona: **Menschenhaß und Reue.**

Die Italienerin in London ist der greulichste Unsinn, der je von sterblichen Lippen ist gesprochen und gesungen worden, und es ist unbegreiflich, wie eine solche himmelschreiende Sünde gegen die gesunde Vernunft je aus eines vernünftigen Menschen Kopf, oder auch nur Feder hat kommen, je von einem vernünftigen Menschen in Musik hat gesetzt werden können. Ich habe nicht leicht einen Abend meines Lebens peinlicher, langweiliger und unerträglicher zugebracht, als diesen siebenten Oktober; denn nie ist meine Empfindung, mein Geschmak und mein Verstand ärger gemishandelt worden. O wie gern hätt' ich das eingebildete Geheimnis des

Marquis Saralande in diesem dramatisirten und gesungenen Unsinn besassen, um die ganze Oper meinen Augen und meinen Ohren unsichtbar zu machen. Sie ist eine wahre Folterbank des Geschmacks, eine öffentliche Hinrichtung des gesunden Menschenverstandes. Kein Wort mehr von ihr, denn die blosse Erinnerung an sie, macht meine Glieder, wie im Fieberfrost, zittern.

Zur Entschädigung meiner Leser für die Erinnerung an diesen gräßlichen Vernunftmord, will ich sie jezt, meinem im vorigen Abschnitt gethanen Versprechen gemäß, mit der Zergliederung eines Kunstwerks — Eulaliens Darstellung durch Madam Schröder — unterhalten, das, vom Verstande gezeugt, und von der Schönheit empfangen und gebohren, der gesunden Vernunft eben so viel Ehre macht, als jener Opernunsinn sie brandmahlt und an den Pranger stellt. Hier ist, was ich versprach.

Durch Peter und den Greiß schon auf ihre Erscheinung begierig gemacht, tritt Eulalia in der achten Szene des ersten Akts, mit einem Brief in der Hand, auf. Mit nicht allzu festem Schritt, denn Schwermut tritt nur leise auf, mit etwas gesenktem Körper, denn Kummer trägt das

Haupt

Haupt nicht empor, mit umwölkter Stirn, mit der ganzen Phisiognomie des gebeugten Herzens tritt sie herrer. Der Brief, den sie in der Hand hat, meldet ihr die Ankunft des Grafen und seiner Familie. Diese Ankunft ist ihr unangenehm, denn sie zerstört ihren Genuß der Einsamkeit, der für ihr leidendes, gepreßtes Herz ein so süßer Balsam ist. Wohnt gleich nicht Ruhe, diese wohlthätige Tröster der Einsamkeit, in ihrer Brust, denn, ach! die Stimme ihres strafenden Gewissens ertönt auch hier; „so konnte sie doch „weinen, wenn ihr der Kummer das Herz nagte, „und Niemand sah ihre rothgeweinten Augen, „und Niemand fragte: warum haben Sie geweint? Sie konnte doch durch Thal und Flur „umherschweifen, und Niemand sah, daß ihr „Gewissen so zagte.„ Aber jezt, wie so ganz anders wird nun die Szene ihres Lebens werden. Sie wird ihrem jammernden Herzen Gewalt anthun, ihre Thränen zurükpressen, Heiterkeit und frohen Sinn heucheln müssen. Alle Bilder des nun gänzlich zu verändernden Lebensplans treten vor ihre Seele, sie sieht alles, was kommen wird, und wie es kommen wird. Nun wird sie sich nicht mehr selbst überlassen seyn, sie wird den

Ankommenden Gesellschaft leisten, an ihren Gesprächen, ihren Beschäftigungen Theil nehmen müssen. Dieses Müssen ist ein schmerzliches Müssen für sie. Das äussert sich in dem klagenden Ton ihrer Stimme:

"Da werd ich reden und lachen sollen, an schönen Tagen mit ihnen spazieren gehn, und bey Regenwetter wohl gar Karte spielen."

Selbst die tröstende Zuflucht zu ihren Büchern wird ihr geschmählert werden durch das Fragen, was sie liest? durch die Aufforderung zu erzählen, was sie gelesen hat, oder wohl gar durch völliges Verwehren. Diese Vorstellung wölkt ihre Stirn stärker, macht ihre Augen trüber. Die Erinnerung an Stadt und städtische Lebensart, an vornehmen Zeitvertreib und Zeitmord, so wenig passend für ländliche Ruhe und Genuß einfältiger Natur, bringt ihr ihre eigne ehmahlige vornehmmüßige, für ihr Herz und ihre Tugend so nachtheilige Lebensart, wieder ins Gedächtnis zurük, und verwandelt das sanftgewordne Gefühl ihres Wehs in bittre, stechende Empfindung. Heftiger bricht sie aus:

"Ach! ich wollte, sie wären in der Stadt geblieben, auf ihren Bällen und Klubs, auf ihren

ihren Assembleen und Promenaden, und hätten sich da begaft und verläumdet, und betrogen und verführt!„

Und hätte sie nur noch Zeit, sich zu sammeln, sich vorzubereiten auf das gewaltsame Herausrükken aus ihrer jezzigen, für ihren geheimen Kummer so Seegenvollen Lage. Aber schon heute, so plözlich, so auf einmahl? Enger zieht das ihre Brust zusammen, und mit einem tiefen gepreßten Seufzer fährt sie fort:

„Ach! das ist mir gar nicht lieb!„

Ist nun vollends diese Reise aufs Land nicht blos eine Grille, nicht blos Laune eines Augenbliks, ist sie Plan auf längere Dauer, desto schlimmer für sie. Denn ist es ganz um ihre Tröstungen gethan, dann wird das kleine Becherchen mit erquikkenden Balsam, den ihr die Einsamkeit reicht, bis auf das kleinste Tröpfchen für sie verschüttet werden. Mit dem rührendsten Ausdruk mahlt dieser Gedanke sich auf ihrem Gesichte, mit dem wehmütigsten Ton und Blik nimmt sie von der ihr so theuren Einsamkeit Abschied:

„Dann gute Nacht, Einsamkeit, die du so oft mit deinem magischen Stabe Ruhe in dieses Herz zurükbrachtest!„

Lerm und Geräuſch wird nun dieſe Ruhe verdrängen, wilde Freude ihre nach ſtillem Genuß ſehnende Seele betäuben. "Hier, wo die Morgenſonne ſich nur in ihren Thränen ſpiegelte, "hier wird Jagdgetöſe und Hundsgeheul ſie begrüſſen." Und wäre es doch nur das allein. Aber ſchmerzhaftere Empfindungen, peinigendere Gefühle warten ihrer. Ach! der Anblik der edlen Gräfin, ihrer Wohlthäterin, ihrer Schuzgöttin, iſt das Martervollſte, was ſie zu fürchten hat. Wie wird ihr ſich Schuldbewußter Blik vor dem reinen Blik dieſer Edlen, ihre geſunkne, herabgewürdigte Tugend vor dem Glanz dieſer tugendhaften, ſchönen Seele beſtehen? wie wird ihr ſie verklagendes Gewiſſen die ofne, zuvorkommende, freundliche Güte dieſes vortreflichen Weibes ertragen können? Drükend und ängſtigend ſpricht dieſer Gedanke aus ihrer Geberde. Aber noch demüthigendere Bilder drängen ſich ihrer Seele auf. Lebhafter wird ihr Schmerz, ihre Stimme Angſtvoller:

"Oder — ich bebe vor dem Gedanken — wenn dieſes Schloß nun ein Tummelplaz von Geſellſchaften würde, unter welchen das

Ohn-

Ohngefähr wohl gar einige meiner ehmaligen Bekanntschaften mischte —

Ihre Empfindung steigt, nahe an Thränen gränzend, in den Worten:

"Ach! wie elend ist man, wenn auch nur zwei Augen in der Welt sind, deren Blik man scheuen muß.„

Dieser Monolog ist schön, nicht blos der interessanten Situazien, die er entfaltet, sondern auch des wahren Gangs der Empfindung wegen, der vom Anfang bis zum Ende darin herrscht. Vielleicht dürfte er manchem Leser oder Zuschauer zu lang und umständlich scheinen. Aber er ist nicht zu lang, nicht zu umständlich, und ich wüßte auch nicht ein überflüssiges Wort in demselben. "Monolog, wenn es mir erlaubt ist, mich selbst zu zitiren, *) ist Darstellung des geheimen Herzens und Geistes zustandes der vorgeführten Personen, Bekanntmachung mit ihren leisesten Gesinnungen, Empfindungen und Begierden. Der Dichter macht uns im Monolog zum genauesten Vertrauten seines Helden, läßt uns in seine Seele, bis auf ihre geheimsten Falten, blikken, und

so

*) Ausstellungen. Seite 178.

ſo ſeine verſteckteſten Empfindungen klar und deutlich leſen. Da wir aber durch kein Gukglas in das Innere dieſes Helden blikken können, ſo muß er uns dieſe Empfindungen und Geſinnungen, dieſen geheimen Zuſtand ſeines Herzens und Geiſtes durch Geberde, durch artikulirte Töne, durch Reden verſinnlichen; die denn nichts anders, als die ungeheuchelte Aeuſſerung des geheimen und verborgenen Zuſtandes ſeines Herzens und Geiſtes ſind: da er, ohne Zeugen, ſich ſelbſt überlaſſen, nur ſein eigner Vertrauter, gar keinen Grund zum Rükhalt hat, ſondern ſich ſich ſelbſt zeigt, wie er iſt.„

Dieſe Theorie, gegen die nicht leicht Jemand etwas einzuwenden haben wird, auf den Monolog, von dem hier die Rede iſt, angewandt, ſo iſt auch ſeine Aechtheit und Wahrheit vollkommen bewieſen. Er iſt Darſtellung und Enthüllung des geheimen Herzens- und Geiſteszuſtandes der Madam Müller, Bekanntmachung mit ihren leiſeſten Empfindungen und Geſinnungen, Entfaltung dieſer Geſinnungen und Empfindungen, wie ſie nach und nach in ihrer Seele entſtehen, und Verſinnlichung derſelben durch Rede. Er iſt alſo auch weder zu lang noch zu umſtändlich, denn

es

es wird nicht mehr darin geäuſſert und empfunden, als gerade in dieſer Situazion von Madam Müller empfunden und geäuſſert werden muß. Und es kömmt nur darauf an, daß dieſe Empfindungen überall ſo richtig verſtanden und entwikkelt werden, als ſie hier, nach dem Beyſpiele der Schauſpielerin, von mir entwikkelt worden ſind.

Peters Nachrichten von des alten Tobias gänzlicher Wiederherſtellung, mildern den Trübſinn auf Eulalions Geſicht einigermaſſen; eine Art Heiterkeit kehrt wieder darauf zurük, ihr Blik wird etwas freier, ihr Herz leichter. Es iſt ihr, nach ihrem ſehr wahren und ſchönen Ausdruk, wie einem Menſchen, der hundert Thaler ſchuldig iſt, und einen davon bezahlt hat. Auch in der darauf folgenden Szene mit Bitterman äuſſert ſie dieſe ruhigere Stimmung. Doch ſchwindet die Falte des Grams nie ganz von ihrer Stirn, ſelbſt der Ton ihrer Stimme hat noch immer jenes ſanfte elegiſche, in dem die leiſere Schwermut ihre Empfindungen aushaucht. Mit unendlicher Delikateſſe ſchlüpft hier die Schauſpielerin über die Stellen hinweg, in denen der Dichter ſich vergeſſen hat, in denen er ſeine Madam Müller ſpotten und nellen läßt.

läßt. Sie wirft ſie nur ganz leicht hin, und mildert dadurch ſehr glüklich den Widerſpruch, in dem dieſer Spott, dieſe Nekkereien mit ihrer Lage und ihrem Karakter ſtehen.

Eben ſo fein zieht ſie ſich aus den Schwierigkeiten heraus, denen die Darſtellung der Szene mit dem Major von der Horſt im zweiten Akt unterworfen iſt. Mit einer ihrer Einſicht und ihrer Empfindung gleich Ehre machenden Kunſt giebt ſie den Zügen von Eitelkeit, Kokketterie und Selbſtpreiſung, durch die ſie hier karakteriſirt wird, ein Gepräge von Symplizität, die ſie uns in dem Augenblik ihrer Darſtellung zu einem ganz anderen Geſchöpfe machen, als ſie bey dem Dichter iſt. Sie ſagt alles, was ihr der Dichter in den Mund gelegt hat, mit einer ſolchen Herzlichkeit, verfeint durch dieſe Herzlichkeit den Ton der Auskramerei in ihren Reden ſo weiſe, läßt es alles ſo unmittelbar aus ihrer Empfindung quillen, daß es gar nicht mehr, wie Sucht, ſich zu produziren und Parade machen zu wollen, ausſieht. Eine Veredlung dieſer Szene, die ich den Schauſpielerinnen, die die Eulalia ſpielen, oder noch ſpielen wollen, nicht genug empfehlen kann.

Nicht

Nicht minder vortreflich iſt der Ausdruk beſcheidner Verlegenheit, wenn, ungeachtet ihrer getroffenen Gegenanſtalten, der alte Tobias kömmt, ihr in Gegenwart des Majors für die empfangnen Wohlthaten zu danken; ihr ſich Sträuben gegen den Ausbruch ſeiner dankbaren Empfindungen, ihre Rührung bey ſeinen Thränen und Segnungen. Aber noch hervorſtechender iſt der Uibergang aus ihrer beſcheidnen Verlegenheit, wenn der dankbare Greiß nun fort iſt, in den vorigen Ton der Unterhaltung, die Art, wie ſie den zerrißnen Faden des Geſprächs wieder anknüpft. Mit niedergeſchlagenen Augen ſteht ſie da, wendet ſchaamhaft den Blik von dem ſie beobachtenden Major, troknet ihre Thränen, ſchöpft Athem, ſammelt alle ihre Kräfte, ſich und den Major anders zu ſtimmen; ſucht gleichſam nach einem andern Ton der Unterhaltung, und beginnt denn das Geſpräch wieder mit dem Akzent des freiern Ausdruks. Eine ähnliche feine Wiederanknüpfung des Geſprächs iſt ihr ſchönes Zurükziehn aus der ängſtlichen Stimmung, in die die Frage des Majors, ob ſie Witwe iſt? ſie verſezt hat. Nachdem ſie dieſe Aengſtlich-

lichkeit in einem Ton, den nur wahre Empfindung eingiebt, durch die Worte:

"Es giebt Saiten im menschlichen Herzen, deren Berührung zuweilen einen traurigen Mißton hervorbringen."

geäussert hat, und der Major bescheiden zurücktritt, so bricht sie auf einmahl, aber mit der nur schönen Seelen eigenen Delikatesse, dieses Gespräch ab. Ein Lächeln schwebt auf ihren Gesichtszügen, und mit einer Art Mutwillen, den man aber deutlich das Erkünstelte anmerkt, beginnt sie:

"Wahrhaftig, ich werde anfangen, dem Herren Bitterman seine Kunstgriffe abzulernen. Nichts neues aus der Residenz, Herr Major?"

Dieser erkünstelte Mutwille herscht durch den noch übrigen Rest der Szene fort, und hat ausserdem, daß er dem Gespräch eine freiere, leichtere Wendung giebt, noch den Vortheil, daß er auch ihrem Gesichte den freieren, leichtern Ausdruk ertheilt, der zu dem Empfang des gleich darauf eintreffenden Grafen und seiner Gemahlin nöthig ist. Er bleibt ihr auch, bis mit dem Nahmen

Wil-

Wilhelm, und der Umarmung des kleinen, ſüßen Kindes der Gräfin, das Gefühl der Mutterfreuden, deren ſie ſich durch ihr unglükliches Verbrechen verluſtig gemacht, und die peinigende Empfindung ihrer Unwürdigkeit von neuem wieder in ihrer Seele erwachen. Sie kauert den Kleinen zu ſich hin, und erſtikt ihn faſt mit ihren Liebkoſungen. Ihre Phantaſie ſchiebt ihr gleichſam ihren eigenen Wilhelm unter, bis dieſer ſüße Traum allmählig ſchwindet, ſie ganz ihr Nichts fühlt, und heiſſe Thränen der Reue über ihre Bakken rollen.

Der Kleine iſt ſeiner Mutter gefolgt. Sie bleibt nun Kinderlos zurük. Ein Bild des Jammers, ſteht ſie da. Aber ſie iſt nicht allein, ſie darf ſich dem folternden Schmerz, der ſie ergreift, nicht überlaſſen: ſie muß ſich Gewalt anthun. Sie verſuchts, und nimmt ihre Zuflucht zum Strikzeug. Es iſt ein ſchönes Gemälde des Kampfes mit ſich ſelbſt, ſie in dieſer Stellung zu ſehn, die mechaniſche Beſchäftigung ihrer Finger, indeß ſie blos mit der einzigen Idee, was ſie vormahls war, und nun nicht mehr iſt, beſchäftigt, von allem, was um ſie vergeht, nichts zu ſehen und zu hören ſcheint.

Endlich gehen auch der Graf, Bitterman und Peter. Nun iſt ſie allein, und ſie kann freier Athem ſchöpfen. Ihre geängſtete, bedrängte und beſtürmte Seele kann endlich ihre Angſt durch Worte erleichtern, den Sturm, der in ihr wüthet, ausbrauſen. Sie wirft das Strikzeug fort, und tritt mit raſchem Schritt vorwärts, der ſchwerbeladne Buſen ergießt ſich:

"Was iſt es, das mich ſo fürchterlich erſchüttert hat. Mein Herz blutet, meine Thränen flieſſen. Schon war es mir gelungen, Herr über meinen Kummer zu ſcheinen, und mindeſten jene frohe Laune zu erheucheln — Ach! da ſchlägt der Anblik dieſes Kindes mich tief, tief zu Boden.„

Mit ſeinem Anblik, ſeinem Nahmen treten Bilder der Vergangenheit vor ihre Seele. Auch ſie hat einen Wilhelm, gerade ſo groß, wie dieſer, wenn er noch lebt. Wenn er noch lebt? Eine neue, Qualvolle Idee bemächtigt ſich ihrer Phantaſie. Ach! vielleicht lebt er nicht mehr. Vielleicht haben Krankheit und Schmerzen, Sorgloſigkeit und Leichtſinn ihn und ihre kleine Amalia ſchon vor der Zeit ins Grab geſtürzt: Vielleicht — Ihre verwilderte Phantaſie mahlt die Bilder des

Schrek-

Schreckens immer ſtärker aus – vielleicht ſtehen beyde, hingemordet durch ihre unmenſchliche Entfernung, ſchon vor Gottes Richterruhl, und ſchreien Wehe! über ſie. Mit Entſezzen wendet ſie ihre Augen von dieſem Graunvollen Bilde, wehrt es gleichſam mit ihren Händen ab. Aber es verfolgt ſie. Wo ſie hinblikt, ſteht es vor ihr. Die Angſt ihres Herzens wird gepreßter, ihre Phantaſie immer glühender, ihre Stimme bebender:

"Warum verfolgſt du mich, marternde Phantaſie? Warum kreiſchest du mir ihr hulfloſes Wimmern in die Ohren? Warum mahlſt du mir die armen Kleinen, kämpfend mit Maſern und Blattergift, lechzend mit dürrer Zunge nach einem Trunk, den die Hand eines Miethlings ihnen darreicht, vielleicht (mit dem gebrochenen Ton des Jammers) auch verſagt. Sie ſind ja verlaſſen von ihrer unnatürlichen Mutter."

Bittre Thränen ſtrömen aus ihren Augen, ſie ſinkt in einen Stuhl und weint ihren Jammer aus. Ach! fährt ſie mit dem tiefen Gefuhl ihres Nichts fort:

"Ich bin ein elendes, verworfenes Geſchöpf!"

Und gerade heute müſſen dieſe ſchrecklichen Bilder in ihr rege werden, heute, da ihr Geſicht einer Larve ſo bedurftig iſt.

Jezt kömmt die ſo unangenehm in unſre Empfindung ſchneidende, unſre Theilnahme ſo beleidigende Szene mit Lotten. Je wahrer hier Ton, Blik und Spiel der Madam Löhrs ſind, deſto greller kämpfen ſie durch die Schuld des Dichters gegen den eben empfangnen Eindruk unſres Herzens an. Die Schauſpielerin, die die Eulalia ſpielt, hat hier nur einen Ausweg, die Szene nicht ganz widerwärtig zu machen, den, ſich ſo ruhig und leidend zu verhalten, als nur immer möglich iſt; ihres Kummers ſo ſehr Meiſter zu ſeyn, als es ſich mit ihrer jezzigen Stimmung nur immer reimt; und ihrem Ton ſo viel Sanftheit und Toleranz zu geben, als nur irgend zu der Lage, in der ſie ſich eben befindet, ſtimmt. Dieſen Ausweg wählt Madam Schröder. Demuth mit Würde, und ſanfte Nachgiebigkeit ſind hier der herſchende Ton ihres Spiels; das einzige, wodurch ſich die Menſchlichkeit des Dichters bemänteln, aber auch nur bemänteln, nie ganz verbergen läßt.

Sie

Sie hat ſich nun durch dieſen Zwang einiger-maſſen wieder geſammelt. Beſonders trägt die Geſchichte von der Lebensgefahr des Grafen viel dazu bey, eine wohlthätige Revoluzion in ihrer Stimmung hervorzubringen, indem ſie ihre Aufmerkſamkeit mehr auf ein fremdes, als auf ihr eigenes Unglük richtet. Es liegt in der Natur der menſchlichen Seele, daß ein plözlicher unerwarteter Vorfall von auſſen her, ſein Reſultat ſey nun Freude oder Schmerz, uns um ſo mehr in Bewegung ſezt, je ungeahndeter, je mehr im Nu er eintritt; daß fremdes Unglük, je raſcher es ausbricht, ſollten wir auch noch ſo ſehr in unſerm eigenen verſunken ſeyn, uns von uns ſelbſt abzieht, unſre Aufmerkſamkeit auf ſich heftet, und über unſer eigenes uns erhebt. Da hingegen ein ſolcher Vorfall, wenn er blos ein neuer Schlag in unſerm Unglük iſt, keinen weitern tiefen Eindruk auf uns macht, weil wir in dem Augenblik dieſer in uns Selbſtverſunkenheit den gröſſern Zuſaz zu unſerm Leiden nicht mehr fühlen; wir werden blos betäubt, und dieſe Betäubung iſt Abſtumpfung unſrer Empfindung, nicht Erhöhung. Aus dieſem Grunde rükt dieſer Unglüksfall des Grafen Madam Müller, wenn ich ſo

ſagen darf, aus ſich ſelbſt heraus, und das um ſo lebhafter, jemehr das vorgeſpiegelte Unglük nur bloſſer erſter Schrek war, jemehr es durch einen glüklichen Ausgang aufgelößt wird. Ihre Seele, ſchon zu einer fremden Theilnahme hinübergezogen, hat für die darauf folgende Freude der glüklichen Beendigung nun deſto mehr Empfänglichkeit, und überläßt ſich ihrem wohlthuenden Eindruk um ſo freiwilliger. Daher die merkliche Erheiterung ihres vorher vom Kummer ſo ſichtbar überſchütteten Geſichts, ihr freierer, offnerer, beinahe froher Ton.

Nach und nach wird zwar dieſer freiere Ausdruk in Blik, Geberde und Ton wieder ſchwinden, aber es werden doch noch immer, wenn auch nur leichte Spuren, davon zurukbleiben. So iſt es mit Madam Muller bis auf die ſchöne, rührende Szene der Entdekkung. Die edle und freundliche Traulichkeit, mit der ihr die Gräfin entgegen kömmt, trübt zuerſt dieſe heitre Auſſenſeite; der Eindruk, den ſie auf das Herz des Majors gemacht hat, und der daraus flieſſende Wunſch zu einer nähern Vereinigung mit ihrem Herzen, trübt ſie noch ſtärker. Sie erinnert ſich nun

nun ganz wieder, was sie ist, und in dieser Erinnerung ist die Achtung der Gräfin, der Ehrenvolle Antrag des Majors demüthigender für sie, als selbst die bitterste Verachtung, der sie sich ausseze, wenn diese beiden Edlen sie in ihrer ganzen Unwürdigkeit kennen lernen sollten. Diese Verachtung wäre verdiente Büssung für ihr Verbrechen, sie würde leiden und schweigen. Aber diese unverdiente Achtung ist unerträgliche Folter für ihre sich Schuldbewußte Seele. Und weggewischt, wie jugendlicher Reiz von der Hand des Todes, ist nun auch der kleinste Zug von freierer Stimmung aus ihrem Gesichte. Bangigkeit tritt wieder an die Stelle der Offenheit, und alles an ihr ist das Bild der Selbstanklage und der Reue. Die Gräfin, voll Wohlwollen und Liebe, sieht in diesem Bilde der Reue und Selbstanklage nur Melancholie, auch da noch, als **Eulalia** über den Verlust ihrer Ruhe seufzt, sich den Blik abspricht, der allein brave Männer fesselt, und nur der Abglanz einer schönen Seele ist. Sie wünscht sich sogar immer das reine Herz, das, nach ihrer partheyischen Gesichtskunde, aus **Eulaliens** Augen leuchtet. Schrecklich trift dieser Wunsch die arme Büssende, sie schaudert zusammen, wen-

det ihren ſcheuen Blik ab, und raſch und wild ſchreit ſie auf:

"Ach! Gott behüte Sie dafür!„

Sie iſt in einer furchtbaren Lage. Sie ſieht ſich zu einer Entdekkung gedrängt, vor der ſie zurükzittert. "Ach ſie will ſo gern auf die Freund- "ſchaft einer edlen Seele Verzicht thun, aber ſoll "ſie es auch auf Mitleid?„ Thränen wollen hervorbrechen, dem gemarterten Herzen Luft zu machen; ſie hält ſie zurük, und ringt einer Entdekkung entgegen, die ihr ſchon auf den Lippen ſchwebt. Die Gräfin dringt mit dem Antrage ihres Bruders wärmer in ſie, bittet um Erklärung, um Vertrauen. Nun kann ſie es nicht länger aushalten. Sie kann die ſchönſte weibliche Seele nicht länger in einem Irrthum laſſen, der ſie nur noch tiefer in ihren eignen Augen herabwürdigen würde; ſie iſt entſchloſſen, dies groſſe, ſchuldige Opfer der Selbſtverleugnung zu bringen.

"Das höchſte Opfer, welches wahre Reue zu bringen vermag, iſt freywilliger Verzicht auf die Hochachtung einer ſchönen Seele.„

Zu dieſem Opfer iſt ſie bereit, ihr Blik, ihre Miene bezeugt es. Aber in dem Augenblik

kämpfen

kämpfen auch Schaam und Stolz wieder gegen dies Opfer; das Bekenntnis stokt. Sie ringt, sträubt sich, siegt endlich durch die Empfindung, daß Stolz ihr nicht zieme, und nimmt nun alle ihre Kräfte zu diesem Geständnis zusammen. Mit festem Ton fängt sie an:

"Hörten Sie nie —„

Indem bricht ihre Stimme, und stammelnd, leis' und nur halb artikulirt, vollendet sie die Frage:

"von einer gewissen Bareneß Meinau?

Die Gräfin bejaht es. Sie weiß die ganze abscheuliche Geschichte, daß sie einen würdigen Mann höchst elend machte, und mit einem Landstreicher davon lief. Eulalia wird dadurch erschüttert, mit hervorstürzender Thräne und wild ruft sie aus:

"Ja, das that sie.„

stürzt denn der Gräfin zu Füssen, ausser sich, fast erstikend in Thränen:

"Verstossen Sie mich nicht. Nur ein Plätzchen, auf welchem ich sterben kann.

Die Gräfin überrascht und halb ahndend, frägt:

"um Gottes willen, Sie sind —

"Ich bin diese Kreatur„

antwortet sie mit ersterbender Stimme.

Das entſezliche Bekenntnis iſt heraus. Hingeworfen auf den Boden, quält ſie ſich in ſtummem Jammer. Die Gräfin, von der Milde ihres Herzens hingeriſſen, hebt ſie auf, redet ſanft und freundlich mit ihr, verſpricht Verſchwiegenheit. Aermliches Verſprechen! Ihr Gewiſſen wird nicht ſchweigen. Es iſt der Wurm, der nie ſtirbt, und das Feuer, das nie verliſcht. Unglüklich iſt ſie, wird es ſeyn auf ihr ganzes Leben, Gattin, ohne Gemahl, Mutter ohne Kinder! Keine Reue, die ſtrengſte Büſſung nicht, kann wieder gut machen, was ſie verbrach. Ihr Verbrechen iſt zu ſchreiend, zu unverzeihlich! Nichts kann ſie entſchuldigen, ihre Strafbarkeit nichts mildern. "Die einzige traurige "Beruhigung ihres Herzens iſt, ſich ohne alle "Einſchränkung ſtrafbar zu bekennen."

Das thut ſie. Sie hat izt Mut genug, durch freimütige, ſtrenge Selbſtanklage ſich in ihrer ganzen Unwürdigkeit zu enthüllen, das Verdammungsurtheil über ſich feſt und unerſchütterlich auszuſprechen, und jeder Hofnung einer glüklichen Zukunft ernſt und feyerlich zu entſagen. Dieſer ſtarke Eindruk ihres Geſtändniſſes auf ihr eignes Herz verſichtbart ſich in ihrem ganzen Betra-

tragen. Eine gewiſſe Düſternheit karakteriſirt ihre Phiſiognomie, die aber, ſobald ſie in dem Unbekannten den beleidigten, entehrten Gatten erkannt hat, dumpfe, ſtarre Verzweiflung wird. Ihre Augen kommen nun nicht mehr vom Boden weg, nur halb offen, ſcheuen ſie jedes Menſchenantliz. Denn ſie fühlt: "was es heißt, den Blik eines ehrlichen Mannes nicht ertragen können." Ihr Vorſaz, jede Hofnung zur Wiedervereinigung mit dem bittergekränkten aufzugeben, iſt nun noch feſter in ihrer Seele geworden. Nur ſeine Vergebung, nur Ausſöhnung mit ihm, nur den Anblik ihrer Kinder, ach! den lezten, wünſcht ſie, dann will ſie auf ewig von Gemahl und Kinder ſcheiden. Dieſer Wunſch wird ihr gewährt. Sie kömmt, die ſchrekhlichſten, und die lezten ſeligen Augenblikke ihres Lebens zu genieſſen.

Langſam und bebend ſchwankt ſie daher, ſie naht ſich dem Oberſten ſcheu und zitternd. Ihre Augen ſcheinen verſchloſſen, denn ſie wagt keinen Aufblik; ſtokkend, und nur eben hörbar, redet ſie ihn an:

"Herr Oberſter! —"

Meinau, weich und ſanft, frägt mit einem traulichem Du, was ſie will. Das durchſchaudert ihre ganze Seele. Vorwürfe zu hören, dazu hatte ſie Mut. Aber dieſes trauliche Du ſchneidet ihr durchs Herz. Ihre Schuld ſteht unerhört, unverzeihlich vor ihr da. Wenn ſie bleiben, wenn ſie das Bekenntnis ihrer Schande aushalten, den Seegen ſeiner Vergebung ganz genieſſen ſoll, ſo muß ſie erſt Vorwürfe hören, ſo muß ſie erſt durch ſtrengen, harten Ton büſſen, ſo muß ihr dieſe Vergebung erſt ſauer gemacht, und ihr von Schuld gedrüktes Herz dadurch erleichtert werden.

"Um Gottes willen, großmüthiger Mann, einen rauhen, harten Ton für das Ohr der Verbrecherin — — Ach, wenn Sie mein Herz erleichtern, wenn Sie ſich herablaſſen und mir Vorwürfe machen wollten."

Aber der edle Mann zeigt blos auf ſein blaſſes Geſicht, ſeine eingefallnen Augen; ſein Mund hat keine Vorwürfe für ſie. Dieſes edelmütige Schweigen drükt ſie vollends zu Boden. Sie wird ſich immer verächtlicher, immer unwürdiger ſeiner Verzeihung! Nein, ihre Reue iſt zu lebendig, zu wahr, um ſo wohlfeil durchkommen zu wol-

wollen, um ſeine überſchwängliche Großmut ſo unverzeihlich zu mißbrauchen. Vielleicht weiß er ſelbſt nicht, wie ſtrafbar ſie iſt, wie unverantwortlich ſchwer ſie ihn beleidigt hat. Er muß es wiſſen, ſie will und muß bekennen, muß der Herold ihrer Schande werden. Er verbittet dieſes Geſtändnis, er will ihr jede Demütigung erſparen. Groß und erhaben! Aber auch ihre Reue iſt ſtark genug, dieſe Höhe von Duldung und Großmut zu überflügeln. Will er kein mündliches Bekenntnis ihres Verbrechens, ſo ſoll er wenigſtens ein ſchriftliches haben, einen Scheidebrief, der mit eins alle die Bande zerreißt, die ihn ehmahls ſo heilig, ſo unverbrüchlich an ſie feſſelten, die ihre Schande aber ſelbſt gewaltſam auseinander gezerrt hat. Mit bebenden Händen überreicht ſie ihm den Scheidebrief. Er zerreißt ihn, und betheuert, daß nie ein anderes Weib ihre Rechte in ſeinem Herzen behaupten werde, daß ſie noch immer darin herſche. Aber er hofft zugleich, daß ihr eigenes Gefühl für Ehre und Tugend nicht von dieſer Schwachheit Vortheil ziehen wird. Auch wär es vergebens, denn ſeine Schwachheit iſt ſeiner Ehre untergeordnet.

Nun iſt ihr alſo nichts übrig, als ſeiner Großmut nachzugeben, und Abſchied von ihm zu nehmen. Sie thut es zerknirſcht und zagend. Er nimmt dieſen Abſchied noch nicht an. Er bittet ſie, erſt eine Schrift anzunehmen, die ihr eine Leibrente von tauſend Thalern verſichert, damit ſie den wohlthätigen Hang ihres Herzens befriedigen, und Mangellos und anſtändig leben kann.

Edelmüthig ſchlägt ſie dieſes Anerbieten aus. Die Arbeit ihrer Hände ſoll ſie nähren. "Ein "Biſſen Brod, von einer Thräne der Reue be"feuchtet, wird ihr mehr Ruhe gewähren, als "das Bewußtſeyn, von dem Vermögen eines "Mannes zu ſchwelgen, den ſie ſo ſchändlich ver"rathen konnte. Sie hat dieſe Dehmüthigung "verdient, aber ſie flüchtet zu ſeiner Großmuth;„ und alles, was er von ihr erhält, iſt das Verſprechen, daß wenn es ihr je mangelt, er der einzige ſeyn ſoll, an den ſie ſich freymüthig wenden will.

Eben ſo ſtandhaft ſchlägt ſie den Schmuk aus, der ehmahls ihr Eigenthum war. Bey ſeinem Anblik ſtürzen ihre Thränen hervor, denn das Andenken an alle die Umſtände, unter denen ſie

ihn

ihn empfing, werden in ihrer Seele lebendig. Sie erinnert sich des Abends, an dem ihr alter Vater sie mit Meinau vereinte, wo sie froh den Eid der Treue aussprach; sie erinnert sich des kleinen ländlichen Festes, durch das ihr Geburtstag gefeyert wurde, wo alles Freude und Fröhlichkeit war; erinnert sich der Geburt ihres Wilhelms, und nun des Verlustes aller dieser Wonnevollen Szenen, der Tage des Glüks und der Zufriedenheit. Diese Erinnerungen sind wahr, und auf der Natur der Seele gegründet. Aber sie mußten nur in wenig Worten, in einzelen Ausdrükken geschildert, nicht so umständlich, so Bilderreich ausgemahlt werden. Eine solche Erinnerung wird nur empfunden, und, je tiefer sie empfunden wird, je weniger hat sie Worte. Wie sie hier spricht und sich äussert, hört sie beinahe auf, wahre Empfindung zu seyn, weil sie so Wortreich ist, scheint beinahe erkünstelt, weil sie den Pinsel in so bunte Farben taucht. Sie wird eine Art Kunstgrif, auf den schwankenden Beleidigten zu wirken, und seine Phantasie durch diese Zurükrufung der Bilder der Vergangenheit zu erhizzen; da doch Eulalia, von ihrer Empfindung hingerissen, vergessen soll, wo? und be-

bey wem? sie ist. Noch mehr ist es gegen die Natur dieser Erinnerung, daß Eulalia ihre Empfindungen dem Meinau erzählt, sie ihm vorperrorirt. In diesem Enthusiasmus soll er für sie gar nicht da seyn. Ich wünschte deswegen auch, die Schauspielerin, die schon durch den schwärmerischen Ton, mit dem sie diese Rede spricht, dem fehlenden Dichter aufhilft, möcht' ihm auch noch dadurch aufhelfen, daß sie das: "Sie gaben, Sie bereiteten„ u. s. w., in ein "da erhielt' ich, da war, da geschah,„ verwandeln möchte. Dadurch würden diese Erinnerungen doch um einige Schritte ihrer eigenthümlichen Wahrheit näher gebracht werden, und weniger einem Kunstgrif, dadurch fangen und fesseln zu wollen, ähnlich scheinen.

Meinau ist erschüttert. Er traut seinem Herzen nicht mehr, bricht ab, und will scheiden. Sie wagt die Bitte um den lezten Anblik ihrer Kinder. Auch dieser Trost wird ihr noch zugesagt. Sie soll sie bis zum Anbruch des Tages auf dem Schlosse sehn und umarmen. — Nun hat sie nichts mehr zu bitten und zu verlangen. Die entsezliche Stunde der Scheidung schlägt.

Sie

Sie raft ihre lezte Kraft zuſammen. Mit der möglichſten Anſpannung ſagt ſie ihm ihr Lebewohl, und benezt kniend ſeine Hand mit Thränen. Mit überſtrömender Herzlichkeit erwidert er den lezten Erguß ihrer Liebe, ſcheidet ohne Groll, aber auf ewig, bis in einer beſſern Welt er wieder ganz ſeyn kann, was er war. Noch einmahl ſtammelt ſie jezt ihr Lebewohl, wendet ſich, erſchöpft und ermattet von dieſer angreifenden Szene, von ihm ab, und ſchwankt weg. Indem erblikt ſie ihren Wilhelm, ſtürzt Lautlos an ſeinen Hals, blikt dann mit ſchwimmenden Augen auf den Mann und Vater, der ſeine Arme ausbreitet, in die ſie hinſinkt, und volle Verzeihung erhält. —

Nach dieſer getreuen Darſtellung des Spiels der Künſtlerin, hab' ich ich wohl nicht nöthig, noch etwas zu ihrem Lobe hinzuzuſezzen.

Den Schauſpielerinnen aber, die auf andern Bühnen die Rolle der Eulalia entweder ſchon ſpielten, oder noch ſpielen wollen, hof' ich durch dieſe Zergliederung einen wichtigen Dienſt geleiſtet zu haben. Iſt eine unter ihnen, deren

Spiel

Spiel mit dem Ideal der hiesigen Künstlerin zusammentrift, so ist dieses Zusammentreffen der sicherste Beweis ihres richtigen Raisonnéments und ihrer wahren Empfindung. Die übrigen können daraus lernen, was Eulalia seyn muß, wenn sie durch ihre Darstellung den Nahmen denkender und gebildeter Künstlerinnen verdienen wollen.

Inhalt.

1.

Die Fürſtenpflicht, Schauſpiel in drei Aufzügen und die Milchbrüder, Luſtſpiel in zwei Aufzügen aus dem Franzöſiſchen der Madam Vannois.

2.

Die unerwartete Wendung, Luſtſpiel in vier Aufzügen nach Miſtreß Sheridan von Jünger, und der Stammbaum, Luſtſpiel in einem Aufzuge von Anton Wall.

3.

Die Wilden, Singſpiel in zwei Aufzügen aus dem Franzöſiſchen von Schmieder. Die Muſik von d' Alnyrak.

4.

Der Ring, oder die unglückliche Heyrat durch Delikateſſe, Schauſpiel in fünf Aufzügen von Schröder.

5.

Menſchenhaß und Reue, Schauſpiel in fünf Aufzügen von Kotzebue.

6.

Die Italienerin in London, Singſpiel in zwei Aufzügen aus dem Italieniſchen, die Muſik von Cimmorosa. Fortſetzung von Menſchenhaß und Reue. Karakter der Eulalia nach Madam Schröder.

Von dieser Schrift erscheint alle Monate ein Heft. Drey solcher Hefte machen einen Band aus, und zu jedesmaligen 3ten Hefte kömmt ein in Kupfer gestochener Haupt-Titel und ein Kupfer in Octav-Format, Ersteres eine passende Vignette, und Letzteres bezeichnet entweder eine theatralische Gruppe, oder eine Figur mit dem Costume irgend eines Zeitalters: das auch illuminirt werden soll, wenn es die Umstände erfordern.

Der Preiß eines Jahrgangs von 12 Heften ist 4 — an Gold, den Louisdor zu [illegible] Diesen Betrag bezahlt jeder Interessent beim Empfang des ersten Heftes.

Alle löbliche Postämter und Buchhandlungen, oder wem es sonst noch gefällig seyn solte, die Distribution derselben zu übernehmen, erhalten die gewöhnliche Provision für ihre Bemühung, und wenden sich gefälligst

an die Kayserl. Reichs-Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition in Hamburg, welche die weitere Versendung an alle resp. Post-Aemter in und ausser Deutschland übernommen;

— — Herzogl. Zeitungs-Expedition in Gotha, [illegible] an folgende Buchhandlungen:

nach Berlin, an Herren Haude und Spener;
— Frankfurt am Mayn, an Herrn Varrentrapp;
— Hamburg, an Herren Herold;
— Leipzig, an Herrn Barth;
— Nürnberg, an Herren Felseker;
— Prag, an Herrn Gerle;
— Strasburg, an die academische Buchhandlung;
— Wien, an Herrn Stahel, oder

an die Verlagshandlung in Schwerin.

Dramaturgiſche Monate.

Erſter Band.

Zweites Stük.

VII.

Am zwölften Oktober 1789: König Lear, nach Shakeſpeare, von Schröder, Trauerſpiel in fünf Aufzügen.

Alte Chroniken, Novellen, Volkslegenden und Balladen waren, wie bekannt, die gewöhnlichen Quellen, aus denen Shakeſpeare's unerreichlicher Genius den Stof zu ſeinen unvergänglichen Werken ſchöpfte. Der Nahme Holinſhed kann daher für Niemand fremd ſeyn, der dieſen groſſen Darſteller menſchlicher Natur und Leidenſchaft auch nur aus Eſchenburgs Uiberſezung und dem kritiſch-hiſtoriſchen Anhange kennt, mit dem der Verdienſtvolle Verdeutſcher

dies Werk seines Fleisses und Studiums verschönte. Holinshed war fast immer der Führer unsers Dichters, wenn er englische Nazionalbegebenheiten durch dramatische Darstellung verewigte. Auch zum König Lear hat er die historischen Data geliefert, wie der zusammengedrängte Auszug seiner Legende beweisen wird. Hier ist er.

"Leir, Baldud's Sohn, regierte im Jahr der Welt, 3501, mit dem jüdischen Könige, Joas, zu gleicher Zeit, jener in Britannien, dieser in Juda. Er hatte den Ruhm eines guten und mächtigen Königs, und war Vater von drey Töchtern, Gonerilla, Regan und Kordeilla. Er liebte sie alle drey herzlich, doch war die jüngste, Kordeilla, vorzüglich sein Liebling."

"In seinem hohen Alter fielen ihm die Sorgen der Regierung zur Last. Er beschloß also, einer von seinen Töchtern Land und Regierung abzutreten, und zwar der, die er seiner Liebe am meisten würdig finden würde."

"Zu dem Ende mußten die Mädchen zusammen kommen, und ihm ihre Liebe durch Worte zu erkennen geben. Gonerilla, die älteste, ver-

vermaß ſich bey den Göttern, ihr Leben ſey ihr nichts, wenn es als ein Beweis ihrer Liebe gelten ſollte. Tochter Regan ſprach in eben dem Tone. Sie ſchwur und betheuerte: ihre Zunge ſey eine arme Stümperin, um ihre Liebe zu ihm auszudrükken, und kein Geſchöpf in der Welt werde von ihr ſo geliebt, als er. Nun kam die Reihe an Kordeilla. Ohne Prunk und Wortverſchwendung, offen und wahr, geſtand ſie blos: nie werde ihre Dankbarkeit für ſeine väterliche Sorgfalt aufhören, und ihre Liebe zu ihm, werde der ſeinigen zu ihr, immer die Waage halten.„

„Damit war Leir ſehr unzufrieden. Nur die älteſten ſchienen ſeiner Liebe würdig. Er verheyratete ſie, die eine an den Herzog von Kornwall, die andre an den Herzog von Albanien, und verſprach ihnen, daß nach ſeinem Tode ſein Reich unter ihnen getheilt werden ſollte, Kordeilla ganz leer aus.„

„Kurz darauf hielt ein galliſcher Fürſt um Kordeilla an. Er bekam ſie auch, doch ohne Mitgift.„

„Den beiden andern Schwiegerſöhnen lebte Leir zu lange. Sie ſehnten ſich nach dem Beſitz des Verheiſſenen, ergriffen die Waffen, riſſen

Land und Regierung an sich, und kaufen dem guten alten Könige eine Art Gnadengehalt aus, das sie noch obendrein von Jahr zu Jahr schmälerten. Der gekränkte königliche Greis mußte sogar, um Dach und Fach zu haben, wechselsweis von einer Tochter zur andern wallfahrten, und zulezt mit der Bedienung eines Knechts vorlieb nehmen. Endlich trieben sie es so arg mit ihm, daß er, troz Alter und Schwäche, sich genöthigt sahe, zu seiner verstossenen Tochter nach Gallien zu flüchten, und ihre Barmherzigkeit anzuflehen.„

"Kordeilla vernahm das traurige Schikſal des alten Königs, und schikte ihm Geld, sich Kleider und Leute dafür anzuschaffen, um, seinem vorigen Stande gemäß, bey ihr erscheinen zu können. Dann empfing sie und ihr Gemahl ihn mit allen Ergiessungen einer wahren kindlichen Liebe, und begegnete ihm an ihrem Hofe mit einer Achtung und Ehrerbietung, als ob er in seinem eigenen Lande lebte und regierte.„

"Die Mißhandlungen des ehrwürdigen Greiſes durch Gonerilla und Regan entrüſteten sie und ihren Gemahl auf das äuſſerſte. Sie segelten mit einer anſehnlichen Flotte nach Brittannien, die undankbaren Töchter aus ihrem

um:

unrechtmäßigen Beſitze zu verdrängen, und den gekränkten Vater wieder in ſein Reich einzuſezzen.„

„Alles lief glüklich ab. Kornwall und Albanien wurden gefangen und getödtet; Leir erhielt ſeine Krone wieder, regierte noch zwei Jahr, und hinterließ nach ſeinem Tode ſein Reich der jüngſten Tochter als Erbe.„

Jünger als dieſe Chronik, und älter als das Shakeſpearesche Trauerſpiel, iſt, wie Johnſon und Eſchenburg aus ſehr wahrſcheinlichen Gründen darthun, eine alte Ballade deſſelben Inhalts, die ſich in Percy's bekannter Sammlung alter engliſcher Poeſien befindet.*) Dieſe Ballade hat, was die hiſtoriſchen Fakta anlangt, die auffallendſten Aehnlichkeiten mit unſerm Trauerſpiele. Leir tritt hier freywillig, und noch bey ſeinen Lebzeiten, Land und Regierung ſeinen älteſten Töchtern ab. Zu ſeiner Bedienung werden ihm zwanzig, dann zehn, dann drey,

*) Reliques of ancient english poetry, conſiſting of old Ballads, ſongs and other pieces of our earlier poets &c. Vol. I. p. 338.

drey, endlich gar nur ein Knecht bewilligt. *) Regan und Generilla verjagen ihn von Hof und Land. Er wird wahnwizig, reißt in diesem Wahnwiz seine weissen Lokken aus, erfüllt Wald, Thal und Berg mit seinen Klagen, und macht Erd' und Himmel zu Zeugen der Grausamkeit seiner Töchter. **) Kordelia kömmt in der Schlacht gegen Kornwall und Albanien um, Leir stürzt über den Leichnam seiner Tochter, und giebt an ihrem erkalteten Busen seinen Geist auf. Alle diese Umstände sind Zusäzze, von denen der Chronikenschreiber nichts weiß, die aber alle bey Shakespeare, auf eine oder die andere Art, vorkommen.

Wenn

*) For whereas twenty men were wont
To wait with bended knee:
She gave allowance but to ten
And after scarce to three:
Nay one she thougt to much for him — &c.

**) Which made him rend his milk-white loks
And tresses from his head,
— — — —
To hills and woods, and wat'ry fountes,
He made his hourly moan.

Wenn nun dieſe Ballade, nach Johnſons und Eſchenburgs ſehr triftigen Beweiſen, nicht von unſerm Dichter kopirt worden, ſo dünkt es mich nicht nur glaublich, ſondern faſt auſſer allem Zweifel, daß er auch aus ihr, wie aus Holinſheds Legende, die Materialien zu ſeinem ſchönen Trauerſpiele ſammelte; weil eine ſo auſſerordentliche Zuſammentreffung von ähnlichen Umſtänden faſt unmöglich ein bloſſes Ohngefähr, faſt unmöglich bey zwei ganz verſchiedenen Dichtern ſo genau und übereinſtimmend dieſelbe ſeyn kann. Selbſt das ältere, drei Jahr früher, als das Shakeſpeareſche, erſchienene Trauerſpiel dieſes Nahmens, deſſen Herr Eſchenburg erwähnt, beweißt nichts gegen meine Behauptung. So offenbar es auch iſt, daß dieſer frühere Lear für den ſpäteren manchen einzelen Zug hergegeben, ſo findet ſich doch von denen aus der Ballade ausgehobenen Umſtänden, auf die es hier vorzüglich ankömmt, als die Zahl, Verringerung und Abſchaffung der königlichen Ritter, Lears Wahnwiz, Kordeliens und ſein rührender Tod, nicht die mindeſte Spur in demſelben. Die Ballade bleibt alſo, wenn man nicht ſchlechterdings auf ein blindes Ohngefähr beſtehen

will, immer eine Quelle mit, die der Dichter bey seinem Trauerspiel benuzte; und wir verdanken ihr, so gering auch ihr poetischer Wert ist, einige der rührendsten Züge der Shakespeareschen Darstellung.

Was nun der ältern Lear betrift, von dem Herr Eschenburg in seinem kritisch historischen Anhange zu dem Shakespeareschen Nachricht giebt, so wird eine Skizze davon hier nicht am unrechten Ort stehen. Auch ihm hat unser Dichter, wie schon erinnert worden, verschiedenes abgeborgt, aber freilich auf eine Art, die die Originalität seines großen Genies glänzender bezeichnet, als alle eigne Erfindungen der minorum gentium des Dichtergeschlechts.

Auch in diesem Trauerspiele ist Kordelia, die hier Kordella heißt, wie in der Chronik, Leirs liebste Tochter. Ein König von Irrland soll sie heyrathen, und Leirs Reich einst ihr Erbtheil seyn. Um aber ihren Schwestern, denen er gleichfalls ihre Männer zugedacht hat, nicht Unrecht zu thun, so will er hören, welche von allen dreyen ihn am meisten liebt, und das soll entscheiden. Prinzessin Generill ist sogleich bereit, sich einen Mühlstein an den Hals hin-

binden, und ſo von einem Thurm herunterſtürzen zu laſſen. Eben ſo gern will Dame Regan Kopf und Krazen verlieren, ihre Liebe zu beweiſen. Kordelia aber verſichert ihre kindliche Zuneigung ohne Mühlſtein und Halsbrechen; und ſiehe da, die beiden älteſten, an die Könige von Kambrien und Kornwall verheyratet, werfen das Loos über das Reich, theilen es, und die jüngſte bekömmt nichts.

Der König von Frankreich hat unterdes von Kordelia's Schönheit gehört. Er will ſie ſehen und lügt das Gerücht nicht, ſie zu ſeiner Gemahlin machen. Zu dieſem Behuf zieht er und einer ſeiner Hofleute Pilgerkleider an, kömmt nach Brittannien, wird von Kordelia's Schönheit bezaubert, von ihrem Unglük gerührt, entdekt ſich, geſteht ihr ſeine Liebe, und nimmt ſie mit ſich nach Frankreich.

Die Damen Goneril und Regan beginnen nun ihre Impertinenzen gegen den betrogenen Vater. Die erſte ſtößt ihn aus dem Hauſe, und die andere, von ihrer beßhaften Schweſter aufgehezt, faßt den grauſamen Vorſaz, den armen alten Mann und ſeinen einzigen, ihm treu gebliebenen Freund, Perillus — der

Shakespearsche Kent — ermorden zu lassen. Die Szene dieses gräßlichen Mords soll ein dichter Wald seyn. Sie führt diesen unmenschlichen Plan auch wirklich aus. Der Mörder wird gedungen, und überfällt die unglüklichen Greise, eben, da sie in dem bestimmten Walde, das Gebetbuch in der Hand, eingeschlafen sind. Der Mörder stuzt. Ihr ruhiges, ehrwürdiges Gesicht, die Beschäftigung, über der sie eingeschlafen sind, rühren ihn, er zaudert, und die Schlafenden erwachen. Leir erzählt seinem Freunde einen ängstlichen Traum, und beide werden den Mörder, mit zwei Dolchen bewafnet, gewahr. Mit Erstaunen hört Leir, wie hoch die Bestialität seiner Töchter gestiegen ist, und einer will nun für den andern sterben. Der Mörder wird weich, obendrein fängts glüklicherweise an zu donnern und zu blizzen, er zittert, läßt die Dolche fallen, und läuft davon.

Leir, vom Perillus beredet und begleitet, flüchtet nach Frankreich. Regan stellt sich über die Abwesenheit ihres Vaters äusserst betrübt. Um alle Mutmassungen über seine plözliche Verschwindung von sich abzuziehn, ist sie beßhaft genug, die unschuldige Kordelia in

Ver-

Univ. Bibl. München

Verdacht bringen zu wollen. Sie hat sogar die Unverschämtheit, dem französischen Abgesandten, der mit Geschenken an Leir und Kordelien nach Brittannien gekommen ist, Vorwürfe darüber zu machen. Der Abgesandte vertheidigt seine Königin, und Regan, ganz im Karakter eines bösartigen Weibes, schilt ihn. Unterdes sind Leir und Perillus auf dem Wege nach Frankreich. Da sie aber kein Geld zur Ueberfarth haben, so tauschen sie mit den Matrosen ihre Kleider. In dieser Masquerade begegnen sie Kordelien und ihrem Gemahle, die in Bauerntracht nach Brittannien wollen, dem alten Könige einen Besuch abzulegen. Leir sinkt für Hunger und Ermüdung auf die Erde. Kordelia erkennt ihn an der Stimme, sie will sich ihm entdekken, aber ihr Gemahl hält sie ab. Unerkannt reicht sie nun ihm und seinem Reisegefährten Trank und Speise, läßt sich seine Unglüksfälle erzählen, und giebt sich dann zu erkennen. Leir kniet vor seiner Tochter und bittet sie um Vergebung; diese kniet vor ihm und bittet um seinen Seegen. Er schwört, Rache an seinen abscheulichen Töchtern zu nehmen. Der König von Frankreich verspricht ihm Beystand. Sie rük-

rüken mit ihrem Heere in Brittannien ein, überfallen Gonerill und Regan, ihre Gemahle und Ritter im Schlaf; Leir wird wieder König, und die ausgearteten Töchter werden mit ihren Männern zum Lande hinausgejagt.

Auſſer der Chronik, der Ballade, und dem Lear von 1605, benuzte Shakeſpeare bey der Verfertigung ſeines Trauerſpiels noch ein andres altes engliſches Buch: Sidneys Arkadien, in dem die Geſchichte eines Paphlagoniſchen Königs und ſeines Sohns, zu Gleſters ſchöner, von dem Dichter mit ſo vielem Intereſſe in die Hauptfabel des Stüks verwebten Epiſode, den erſten Stof dargeboten hat.

Die Geſchichte iſt in kurzem dieſe. Ein paar Prinzen, ich glaube im Königreiche Galazia, finden in einer Höhle, unter der ſie gegen ein Ungewitter Schuz ſuchen, einen Paphlagoniſchen Fürſten und ſeinen Sohn. Beide ſehen ſehr elend und abgeriſſen aus. Der Fürſt iſt ein alter blinder Mann, und ſein ihn führender Sohn ein Jüngling von eben ſo edler Geſtalt, als edlen und kindlich zärtlichen Geſinnungen. Von einem andern, unehlich erzeugten, undankbaren und hartherzigen Sohn aufgehezt, hat der

blinde

blinde Mann ſich gegen dieſen ſeinen ehlichen, braven Sohn zu der Grauſamkeit verleiten laſſen: einen Befehl zu ſeiner Ermordung zu ertheilen. Durch die menſchlichen Geſinnungen ſeiner beſtimmten Mörder aber wird er beim Leben erhalten, und flüchtet mit ſeinem geretteten Leben, als Soldat, in die Dienſte eines benachbarten Fürſten. Unterdes ſtößt der unehliche Sohn den hintergangnen Vater vom Thron, beraubt ihn ſeiner Augen, und ſchikt ihn, hülflos, und jeder Gefahr Preiß gegeben, in die weite Welt. In dieſem ſeinen elenden Zuſtande ſucht ihn ſein verkannter, zärtlicher Sohn auf, theilt Jammer und Not mit ihm, und erhält ſein Leben, daß der arme blinde Mann aus Verzweiflung über die Grauſamkeit des abſcheulichen Baſtards, durch Sichherabſtürzen von einem Felſen enden will. Zum Unglük aber hat jener unnatürliche Böſewicht den Aufenthalt dieſer beiden Elenden erfahren, und kömmt mit vierzig Reutern, ſeinen Bruder zu tödten. Dieſer und die Prinzen aus Galazia wehren ſich tapfer. Ein König von Pontus, durch einen Traum aufgefodert, eilt ihnen mit hundert Reutern zur Hülfe, aber auch der Baſtard erhält Unterſtüzzung und gewinnt

die

die Oberhand; bis endlich die Prinzen von Galazia in Pontus und Phrygien eine grössere Mannschaft aufbringen, und dem rechtschafnen Sohn wieder zu seinem Reich und Rechte verhelfen.

Auf diesem, aus vier ärmlichen alten Hütten zusammengetragenen Schutte, errichtete Shakespeare das grosse Riesengebäude seines Trauerspiels; aus diesem wüsten Chaos roher, ungebildeter Massen, aus diesen unscheinbaren Materialen winkte er mit dem Zauberschlage seines Genies einen Pallast hervor, dessen Erhabenheit die Vorübergehenden mit Erstaunen erfüllt, der das unzerstörbare Denkmahl des größten Schöpfungsgeistes bleibt, den jemahls die ewigthätige Natur zum Seyn und Wirken ans Licht rief. Dem Gestaltlosen gab er Gestalt, dem Leichnamme Leben, der Finsterniß Licht, der Unordnung Verbindung. Das Kleine ward in seinen Händen Größe, der ungehaune Marmorblok kolossalische Bildsäule, und seiner Vorgänger kindisches Schattenspiel an der Wand eine ganze Welt von Gewühl, Handlung und Leben.

Ohne Metapher und Gleichniß, plan und einfältig: Shakespeare schöpfte aus seinen

vier

vier Quellen nichts, als die erſten Ideen. Die Geſtalt, der Körper, die Vollendung, die er dieſen Ideen gab, gehören ihm, ſind originelles, eigenthümliches Werk ſeines ſchaffenden Genies. Wie kalt und tot iſt, was Holinſhed, die Ballade und das alte Trauerſpiel von Lears Abtretung ſeines Reichs, dem Betragen der Töchter, bey der Prüfung ihrer Liebe, der Unzufriedenheit des Vaters mit Kordelien, und ihrer Vermählung mit dem Könige von Frankreich melden; und was hat Shakeſpeare daraus gemacht? Gleich mit dem erſten Auftritt karakteriſirt ſein Lear ſich ganz durch die Schwäche, die hernach die Urſach aller ſeiner Leiden wird. Die Karte in der Hand, ſteht der kindiſche, allzuleichtgläubige Greiß da, und zertheilt ſein Reich. Wie meiſterhaft ſchildert Gonerills und Regans Prunkreicher, und doch leerer Wörterkram, das an kindlicher Liebe ſo arme Herz dieſer Heuchlerinnen; indes die edle, zärtliche Kordelia ihr Herz nicht bis zu ihrer Zunge erheben kann, und Kunſt- und Schmuklos, in reinen Tönen der Natur ihre Liebe zu erkennen giebt. Wie kindiſch unbeſonnen läßt der alte ſchwache Mann ſich von Gonerills und Regans falſcher Münzetäu-

täuſchen, und erwärmt, leichtſinnig und eitel, die Schlangen in ſeinem Buſen, die ihn bald darauf bis zum Tode vergiften. Wie raſch bricht ſeine beleidigte Eitelkeit in unverſöhnlichem, ungezähmtem und unwiderruflichem Zorn gegen den ehmahligen Liebling ſeines Herzens aus! Welch ein lebendiges Gemälde des kindiſch gewordnen Alters, dem Heucheley für Liebe, und Worte für Thaten gelten; das liebt und haßt, ohne zu wiſſen, warum? und, einmahl aufgebracht, nichts ſieht und hört, als ſeinen Zorn; von Widerſpruch und Bitten nicht gedämpft, ſondern nur noch mehr empört wird! Das, eben ſeiner Schwache wegen, Schein nicht von Wahrheit, Wortgepränge nicht vom Gefühl zu unterſcheiden weiß; im Wahn der gekränkten Eigenliebe ſeine gewöhnliche Natur von ſich wirft, und eine fremde verderbliche, und rings um ſich zerſtörende annimmt! Nichts bewegt den alten kindiſchen Mann zum Widerruf ſeines ſo raſch ausgeſprochenen Verdammungsurtheils; nicht Kordeliens ſich immer liebenswürdiger entwikkelnde Offenheit, nicht ihre ſchweigende Duldung; nicht Kents, nicht Albaniens Fürbitte. Selbſt, als ſie der König von Frankreich, reich genug im

Beſiz

Besitz ihrer Tugenden, ohne Mitgift nimmt, bleibt er unerschüttert, trennt sich von seinem sonst so geliebten Kinde, ohne Versöhnung, ohne Seegen, und verstößt sie auf ewig, mit dem Fluche, nie ihr Antliz wieder zu sehn.

Eben so kühn, als groß, verband Shakespeare mit Lears in der Chronik und Ballade angegebnen Schwäche des Alters diesen ihm ganz eigenen hervorstechenden Zug von Kindheit des Geistes, und brachte dadurch das höchste Tragische in den Karakter, dessen, nach Aristoteles, der Held einer Tragödie fähig ist. Durch diesen Zug der Kindheit des Geistes werden alle Leiden Lears selbstverschuldete Leiden, die eben dadurch, daß sie selbstverschuldet sind, das Mitleid und die Furcht erregen, deren Hervorbringung der einzige und erste Zweck des wahren Trauerspiels ist. Der alte kindische Mann begiebt sich freywillig der Regierung seines Landes, und doch will er nicht auf königliches Ansehn, königliche Bedienung und königlichen Aufwand Verzicht thun. Von Gonerills und Regans Marktschreierischen Liebesversicherungen getäuscht, glaubt er in ihrer Pflege den König fortspielen zu können, ohne die Lasten der königlichen

lichen Würde zu tragen. In diesem Glauben sezt er seine ehmahlige Rolle fort, will noch immer den unumschränkten Herren in dem Hause seiner Töchter wenigstens figuriren, ob er gleich dieser Macht aus eigenem Willen entsagt hat. Aber diese Töchter, deren Herz leider! von der von ihnen mit so vielem Posaunenschall verkündigten Liebe sehr leer ist, anstatt aus Dankbarkeit den Schwächen des Alters nachzugeben, bedienen sich herrisch und gewaltsam der ihnen zugestandnen Rechte, allein zu befehlen; drohen und gebieten sogar seinen Leuten, als ob es ihre eigenen wären, und sagen die ihrigen von allem Gehorsam gegen die Befehle des Vaters loß. Seine um ihre gewissesten Hofnungen so arg getäuschte Eigenliebe, seine durch dies Betragen der Töchter so schmählich gekränkte Eitelkeit wird dadurch auf das äusserste empört. Und da Leib und Geist bey ihm zu schwach sind, um sich gegen diese Mishandlungen seiner Töchter mit Männlichkeit aufzulehnen, sie mit Nachdruk zu ihrer Pflicht zurükzuweisen, und ihnen wieder zu nehmen, wovon sie so unedlen Gebrauch machen: so bricht er blos in weibischen Thränen und kindischen Drohungen aus. Diese weibischen Wassertropfen werden bald zu wüthen-

den

den Thränen der betrogenen Vaterliebe, dieſe kindiſchen Drohungen zu ſchrecklichen Verwünſchungen und Flüchen der auſſer ſich geſezten mildern Natur. Dunkle Vorgefühle von Wahnwiz bemächtigen ſich ſeines armen, ſchwachen, durch dieſe gewaltſamen Ausbrüche des empörten Zorns zerrütteten Kopfs; Lieb' und Abſcheu, Wehmut und Wut durchkämpfen wechſelsweis das leidende, tiefverwundete Herz des unglüklichen Mannes. Da ſteht der arme, alte gemiſshandelte Vater, bittet und droht, weint und flucht, jammert und kreiſcht ſeinen Schmerz aus; klagt und wüthet, faltet flehende Hände und ſchlägt ſich wüthend vor die Stirn, hoft und verzweifelt. Ausgeſtoſſen von den Töchtern, denen er alles gab, mit Undank belohnt für Liebe, arm durch die, die er reich machte: kann ſein emporſchwellendes Herz den Anblik dieſer Unnatürlichen nicht mehr ertragen. Er flieht die verpeſtete Luft ihres Hauſes, und ſtürmt bey Nacht und Wetter in die reinere Luft des über ihn blizzenden und donnernden Himmels, ſein Gehirn in einer Spannung, die unausbleiblich mit Wahnwiz enden muß.

So fruchtbar wurde durch Shakeſpeare's Genie auch die kahlſte Erzählung des armſeli-

ſten Novellenſchreibers, ſo mächtig hob ſeine Dichtung auch den geringfügigſten Umſtand heraus. Zwar iſt Lears Wahnwiz dem Balladendichter abgelernt, aber alles, was den Weg zu dieſem Wahnwiz bahnt, der meiſterhafte Zug von der Kindheit des Geiſtes in dem Karakter dieſes Lears, iſt allein Shakeſpeare's Werk, und mit einer Weisheit darin verwebt und wirkſam gemacht, die ganz allein der Stempel ſeines unerreichlichen Dichtergeiſtes iſt.

Nur ein kindiſcher alter Mann konnte ſich ſelbſt und ſeine Rechte ſo Preis geben, nur ein kindiſcher alter Mann die Liebe ſeiner Töchter nach Phraſen und redneriſchem Floskeln beurtheilen; nur ein kindiſcher alter Mann ſein Reich und ſeine Macht für Wortgepränge wegſchenken, und den Mangel an dieſem Schellenklingklang mit Haß und Verſtoſſung belohnen; nur ein kindiſcher alter Mann den König fortſpielen wollen, wozu er doch die Macht ſelbſt aus den Händen gegeben; nur ein kindiſcher alter Mann ſo ſchnell und raſch von Liebe zu Haß, von unbeſonnener Güte zum höchſten Zorn, von weinender Wehmuth zum Fluch, von beleidigter Eigenliebe zum Wahnwiz übergehen. Nur Kindheit des Geiſtes allein

allein war dieſer Schwäche, dieſer Unſelbſtſtändigkeit, dieſes raſchen Wechſelns der Empfindungen, dieſer gewaltthätigen Sprünge der Leidenſchaft von dem einem äuſſerſten Ende derſelben bis zum andern, fähig.

Zugleich wird durch dieſe Kindheit des Geiſtes in dem Karakter des Lears, Gonerills und Regans Böſſartigkeit vermenſchlicht, die ſonſt Ungeheuer ſeyn würden über die Gränzen der Natur hinaus. Die Ausſchweifungen, die ſich die hundert Ritter im Gefolge des Königs, durch das Beyſpiel des alten kindiſchen Mannes gereizt und unterſtüzt, in ihrem Hauſe erlauben, veranlaſſen Uneinigkeit, Zank und Streit mit ihren Leuten. Dadurch wird die häusliche Ruhe zerſtört, es entſteht ein innerlicher Krieg zwiſchen beyden Partheyen, der mit jedem Tage neuen Stof zu Beſchwerden giebt, und mit jeder Stunde gefährlicher für die Sicherheit der ihnen einmahl zugeſtandnen Rechte wird. Sie ſehen ſich alſo genöthigt, auf eine Abdankung dieſes Rittergefolges, oder wenigſten auf eine Verminderung deſſelben, zu beſtehen, und bieten, um dieſe Mißhelligkeiten künftig zu verhüten, ihre Leute zur Bedienung an. Der kindiſche Greiß ſieht dieſes

Anerbieten für die grauſamſte Schmähleruug ſeines königlichen Anſehns, für die gewiſſenloſeſte Ausartung der kindlichen Dankbarkeit an; er will auch nicht einen einzigen Mann aus ſeinem Gefolge miſſen, und billigt gleichſam durch den Zorn, mit dem er über die Töchter herfährt, die Ausſchweifungen ſeiner Leute. Er ſprudelt Flüche und Verwünſchungen aus, und entſagt allen Empfindungen der väterlichen Liebe, eben ſo raſch und unverſöhnlich, wie bey Kordelien. Dadurch glauben auch ſie ſich von ihren Pflichten loßgeſagt, wenigſten wollen ſie ihn auf eine Zeitlang die Folgen ſeiner Ausſchweifungen empfinden laſſen. Als er nun gar, mit Frankreichs Macht bewafnet, gegen ſie ins Feld rükt, und ſie in Gefahr ſind, ihr Reich und ihre Krone zu verlieren, ſo ſehen ſie ihn vollends blos, als ihren Feind an, handeln blos nach den Geſezzen der Nothwehr und Selbſtvertheidigung, und vergeſſen ganz das ſo heilige Verhältnis der Kinder zum Vater.

Man verſtehe mich recht. Entſchuldigt wird durch dies alles das harte Betragen dieſer Töchter gegen ihren Vater nicht, recht und billig handeln ſie niemahls. Es bleiben immer harther-

zige,

zige, undankbare, boßhafte Geſchöpfe, aber gemildert wird doch ihre Böſartigkeit, menſchlicher werden ſie doch durch dieſe Nothgedrungenheit der Umſtände, was ſie weder in der Chronik, noch in der Ballade, noch in dem ältern Lear ſind, wo von dieſer Kindheit des Geiſtes und ihren ausſchweifenden Folgen auch kein Zug vorkömmt; wo ſie alſo auch über allen Ausdruk unſer Herz gegen ſich empören und mit einem Abſcheu erfüllen, der ganz gegen den Zwek des reinen Trauerſpiels iſt, das uns zwar Widerwillen und Verachtung gegen das Laſter, aber nicht gegen die menſchliche Natur einflöſſen ſoll. Shakeſpeare kannte die menſchliche Natur beſſer, um ſie einer ſolchen Ausartung fähig zu halten. Seine größten Böſewichter, ſeine laſterhafteſten Perſonen bleiben, auch bey dem gewaltſamſten Austritt aus dem Gleiſe des Rechts, der Billigkeit und der Tugend, immer der Menſchheit getreu, und werden nur eben dadurch für uns lehrreich und unterrichtend. Denn nur der Menſch kann dem Menſchen, als Beyſpiel aufgeſtellt werden. Aus den Gränzen der Menſchheit hinaus, es ſey im Guten oder Böſen, hört Nachahmung und Warnung auf. Wir fühlen, daß wir uns weder zu dieſer Uiber-

menſchlichkeit hinauf ſchwingen, noch zu dieſer Untermenſchlichkeit hinabſinken können. Und ſo iſt Shakeſpeare, ohne den Ariſtoteles geleſen und gekannt zu haben, der ariſtoteliſchſte Dichter, der ſich jemahls mit dramatiſcher Darſtellung abgegeben hat. Seine tragiſchen Helden ſind eben ſo wenig Engel an moraliſcher Vollkommenheit, als ſie Teufel an moraliſcher Infamität ſind.

Das hervorſtechendſte Tragiſche im Lear hat unſtreitig die Ballade hergegeben. Das Irren des wahnwizigen Königs durch Wald und Wieſen, ſein Klag- und Jammergeſchrei, ſein Haarausraufen ſind ohne Zweifel ſehr rührende und pathetiſche Züge. Aber, wie ſehr hat der Dichter auch dieſes Rührende und Pathetiſche durch ſeine Dichtung erhöht. Die kalte, ſtürmiſche Nacht, in der er ſeinen Lear im Walde umherwandeln, der Donner, den er über ſeinem grauen Haupte rollen, die Blizze, die er ſeine weiſſen Lokken ſengen, die Geſellſchaft von Unglüklichen, in die er ihn, während dieſes fürchterlichen Ungewitters, gerathen läßt, ſind eben ſo viel Verſchönerungen ſeines Stoffs; und unſer Mitleid mit dem Unglük des armen, ausgeſtoſſenen Greiſes wird dadurch in einem Grade ver-

verstärkt, daß diese Situazion eine der tragischsten ist, die je, vom Anbegin der dramatischen Kunst, auf der Bühne existirt hat. Und dann die grosse Wahrheit in der Karakteristik des Learschen Wahnwizzes! Wie trägt er so ganz in allen seinen traurigen Symptomen, bis auf die kleinsten, zartesten Nüanzen, den treuen Stempel der Natur! Wie wahr kömmt der arme Mann, nach allen Ausschweifungen seines verirrten Verstandes, immer wieder auf die erste Quelle seines Wahnwizzes, seine undankbaren Töchter, zurük. Wie wahr, und tief aus der Natur des Wahnwizzes geschöpft, ist die erschütternde Frage an den nakten frieernden Zom: "gabst du etwa "deinen Töchtern alles, und bist nun durch sie in "diesen Zustand gekommen?" Wie fein sind die Unterscheidungslinien zwischen Lears wirklichem und Edgars angenommenem Wahnwiz! Jener hat all das Unzusammenhängende, Verworrne, Sichunbewußtseyn und Dumpfe, alle die seltsamen und grotesken Sprünge der Phantasie und des Ideengangs, all das Gemisch von Vernunft und Thorheit, das diesen unglüklichsten Zustand, zu dem ein menschliches Geschöpf herabsinken kann, so eigends herausheben; in diesen

iſt bey aller anſcheinenden Verworrenheit, Plan, Zuſammenhang, ſichtbares Suchen nach Ideen, die ſeine angenommene Rolle verwahrſcheinlichen ſollen. Der wahre Edgar ſchlüpft mehr, als einmahl, aus der Mummerey des tollen Bettlers hervor. Er vergißt ſich ſelbſt da, wo er ſich nicht vergeſſen will, und ſein ganzer Wahnwiz iſt der Wahnwiz eines Vernünftigen, der ſcheinen will, was er nicht iſt.

Kordeliens und Lears Tod gehört gleichfalls zu den rührenden Zügen, die Shakeſpeare dem Balladendichter dankt. Sein aber iſt die groſſe Ausführung dieſer abgeborgten Idee. Die Erhabenheit dieſer Todes- und Sterbensſzene kann man nur denn ganz beurtheilen, wenn man ſie von Schröder hat darſtellen ſehen. Es iſt das Gröſßte, was die Kunſt des Dichters und des Schauſpielers hervorbringen kann. Das Herz bebt dabey in lauten Schlägen, die Bruſt will zerſpringen, und ein Strom von Thränen ſtürzt aus unſern Augen, wenn der jammernde Vater über die ermordete Tochter hinſtürzt, ihr Leben vergebens zurükzuſchreien ſtrebt, und endlich mit berſtendem Herzen ſeine leidende Seele an dem kalten Buſen ſeines erwürgten Lieblings aushaucht.

Eine

Eben so ist aus dem Perillus des ältern Lears im Kent ein ganz neuer Charakter geworden. Die edle Freymüthigkeit, mit der dieses Ideal von Biedersinn und Wahrheitsliebe sich gegen Kordeliens unbesonnene Verstossung auflehnt, die Beharrlichkeit, mit der er, auch, da Lear seinen ausgelassensten Zorn ihm entgegen sprudelt, die Wahrheit laut bekennt, und lieber durch die schimpflichste Verbannung ein Opfer derselben wird, als von ihrem Bekenntnisse läßt; seine Anhänglichkeit an dem alten schwachen Mann, der ihn so unbarmherzig von sich gestossen; seine unerschütterliche Liebe, seine unermüdete Thätigkeit für ihn, sein ihm Folgen durch alle die furchtbaren Auftritte seines Leidens und Duldens; sein Gränzenloser Schmerz, nun sein königlicher Freund dahin ist; sein Hinknieen neben dem Leichnam, von dem er sich nicht trennen will: alle diese Züge von Edelmut und unzerstörbarer Treue, machen ihn zu einem eben so interessanten, als ehrwürdigen Karakter, und sind ganz Shakespeare's Werk und Eigenthum.

Am auffallendsten endlich leuchtet Shakespeare's Schöpfungsgeist aus dem Gebrauch hervor, den er von der Geschichte des Paphlagoni-

genischen Fürsten in Sidneys Arkadien, durch die Episode von Glester und seinen Söhnen gemacht hat. Wie fruchtbar, wie reich an grossen Wirkungen ist diese abentheuerliche, so kalt und matt erzählte Novelle durch seine immer neuschaffende Dichtungsgabe geworden. Dieser Glester ist eine zweite Art Lear, schwach, eitel und leichtgläubig, wie jener; eben so leicht getäuscht, eben so leicht zu Haß und Liebe, zur Ungerechtigkeit und Grausamkeit gereizt; eben so ausschweifend im Zorn gegen sein beßres Kind, und eben so unbesonnen gütig gegen das bößartige! Verrathen, ausgeschossen, zum Bettler gemacht, zur Verzweiflung getrieben von einem undankbaren, unnatürlichen Sohn, wie jener von seinen Töchtern; gerettet von Verzweiflung und Tod durch den, den er verwarf, wie sein königlicher Unglüksgesell durch die verstossene Tochter. Und doch, wie so ganz anders, trez dieser Aehnlichkeit der Karaktere und Situazionen. Es war eine kühne, aber auch nur für Shakespeare ausführbare Idee, zwei solche Väter, mit so ähnlichen Schwachheiten, von so ähnlichen Schiksalen, in so ähnlichen Situazionen neben einander zu stellen, ohne eintönig zu wer-

werden, ohne unſer Intereſſe für einen oder den andern zu ſchwächen. Das iſt aber hier ſo wenig der Fall, daß vielmehr gerade der entgegengeſezte eintritt. So ähnlich dieſe Väter ſich an Schwachheiten, Schikſalen und Lagen ſind, ſo verſchieden äuſſern ſie ſich doch in dieſen Schwachheiten, Lagen und Schikſalen, ſo verſchiedene Wirkungen bringen ſie doch auf ſie hervor. Der eine, in der dumpfen Stimmung ſeines zerrutteten Gehirns, iſt ſich ſeines Elendes nur halb bewußt; nur dann und wann giebt ein augenblikliches Zurükkehren ſeiner Beſinnungskraft ihm Augen für ſein Unglük, und dieſe dumpfe Fühlloſigkeit, dieſes einzele Erwachen für das ſchrekkichſte Gefühl, ſchneiden tief in unſer Herz. Der andere, ſeiner Augen beraubt, fühlt ſein Elend nur allzuwohl, er kann es nicht ertragen. Enden will er, und erfleht dazu den Beyſtand ſeines eigenen Sohnes, des Sohnes, den er unbarmherzig von ſeinem Herzen losriß. Die Art, wie dieſer Sohn ihn von ſeiner Verzweiflung heilt, das Hinſtürzen des armen blinden Mannes von dem vermeinten Felſen, iſt ſo rührend, ſo äuſſerſt wirkſam auf Herz und Gefühl, daß ich den Menſchen bedauern würde, auf den dieſe Szene keinen Ein-

Eindruk machte. Sein Herz muß kalt seyn, wie das Herz eines — Königs, und leer, wie der Kopf eines — Domherren.

Nicht minder fruchtbar und originell hat der Dichter die historischen Züge von den beiden Söhnen des Paphlagonischen Fürsten in den Karakteren seines Edmunds und Edgars angewandt. Edmund gehört zu den ausgeführtesten Schurkengemälden der Shakespearischen Muse. Die Bosheit geht hier einen so Planmässigen, reiflich überlegten Gang, schleicht so tükkisch und hinterlistig einher, spricht so doppelzüngig und handelt so doppelseitig, enveloppirt sich so täuschend mit Ehrlichkeit und Biedersinn, daß sie der Schurkerey zum Ideal dienen kann. Allein so ein vollendeter Böswicht auch dieser Edmund ist, so ist er's doch nicht ohne Züge von Menschlichkeit, so hat der Dichter doch auch seiner Bösartigkeit wieder Gründe geliehen, die ihn wenigsten nicht ganz zum Unmenschen machen. Der Umstand, daß er unehlich gebohren worden, daß er um dieser unächten Geburt willen, wiewohl der Erstgebohrne, dem Spätergebohrnen, blos weil er in einem langweiligen Ehebette, zwischen Schlafen und Wachen, erzeugt

wurde,

wurde, an Ehre und Ansprüchen nachstehen muß; daß um einer Sünde willen, an der einen keinen Theil hat, eines elenden Vorurtheils wegen, seine Aussichten versperrt werden, seinen Hofnungen ein kleineres Ziel gesteckt wird; daß die Nahmen Bastard und unächt der ewige Refrain sind, der ihm von allen Lippen entgegen tönt; das alles, sag' ich, bringt eine Art von Säure und Bitterkeit in seinen Karakter, die ihn gegen die Ungerechtigkeit der Welt und ihre Urtheile empört, ihn gegen diesen ihm in Wege stehenden Bruder aufbringt, und sich das mit List und Gewalt verschaffen macht, was ihm diese Welt mit ihren Vorurtheilen so unbillig versagt. Eine Ungerechtigkeit dünkt ihm der andern wert. Die Stimme der Billigkeit ist gegen ihn taub, nun will er auch für sie sein Ohr verstopfen. Sind Gewohnheit und elende Konvenzionen gegen ihn, so ist er auch gegen sie. Die Natur ist seine Göttin, sie weiß nichts von diesen Gewonheiten, von diesen elenden Konvenzionen. Nach ihren Gesezzen ist Sohn Sohn; der nehmliche Sohn, er mag ehlich oder ausserehlich gebohren seyn; nach ihrem Rechte ist sich jeder selbst der nächste, und der, der seine gerechten Ansprüche beschränkt,

ein

ein Stein auf ſeinem Wege, den er fortſtoſſen darf, um ſich eine freiere Laufbahn zu verſchaffen. Freylich ſind dieſe Beweggründe zu ſeinen boßhaften Handlungen ſophiſtiſch ausgeſonnen, freylich bemäntelt er nur durch ſie ſeine Böſartigkeit. Aber eben dieſe Sophiſterey und Bemäntlung entſchuldigen und vermindern doch wenigſtens in ſeinen Augen die Strafbarkeit gewaltſamer Eingriffe in die Rechte der kindlichen und brüderlichen Liebe, die er ſich nur erlaubt, weil er ſich für den Unterdrükten, Zurükgeſezten hält. Seine Böſartigkeit iſt doch alſo nicht die gänzlich unnatürliche und unmenſchliche, die blos Böſes thut, weil es ihr Freude macht, weil es ſie kützelt, infam zu handeln, weil dieſe Infamität ihres Karakters ihr Element iſt, in dem ſie ſich allein wohl befindet. Der Böſewicht beginnt aus Nothwehr und endigt nur, nach der Natur der Habſucht, die, wie das ofne Grab, immer mehr fodert, mit niederträchtigem, gegen jeden Ruf der Natur und Billigkeit verſchloſſenem Eigennuz. Und ſo trägt Edmund bey aller ſeiner Schurkerey den Stempel der Menſchlichkeit, den Shakeſpeare allen ſeinen Menſchen, ſie mögen gut oder böſe ſeyn, immer eindrükt, und dient zugleich, wie

ein

ein englischer Kunstrichter, Warton, in dem Wochenblatte, der Abenteurer, *) sehr richtig anmerkt, zu einer sehr lehrreichen Gegeneinanderstellung des ungerathnen Sohns und der ungerathnen Töchter; zur Einschärfung der wichtigen Lehre: daß Bosheit nie auf halbem Wege stehen bleibt, daß ein Verbrechen die Quelle des andern, und das Ende davon unausbleibliches Verderben wird.

In dem Karakter des Edgar hat der Dichter, wie in dem Karakter der Kordelia, den Triumph der kindlichen Liebe geschildert. Verkannt und verstossen, wie jene, von einem allzu leichtgläubigen Vater, ist er der einzige Trost des Betrogenen, der einzige treue Gefährte in seinem Unglük, der einzige Stab seines leidenden und sinkenden Alters, der einzige Rächer seiner unnatürlichen Mißhandlungen. Dieser Edgar ist, nach Lear, der anziehendste Karakter dieses Trauerspiels. Die verschiedenen rührenden Situazionen, in die ihn der Dichter gesezt hat, die verschiedenen Physiognomien, die er ihn annehmen läßt, um sein flüchtiges, unstätes Leben zu erhal-

*) The Adventurer. Vol. IV.

erhalten, und den ſeiner Augen beraubten Vater von ſeiner Verzweiflung zu heilen, feſſeln unſre Aufmerkſamkeit und Theilnahme vom Anfang bis zum Ende.

Bey dieſer auffallenden Erhöhung des Tragiſchen in ſeinem Lear durch die Einwebung der Gloſterſchen Epiſode, die, ſo wie ſie bey dem Dichter liegt, allein den reichhaltigſten Stof zu einem ſehr rührenden Trauerſpiele gegeben hätte, ſcheint es beim erſten Anblik der abentheuerlichſte Einfall, daß Shakeſpeare, indem er dem Haupthelden ſeiner Tragödie einen Hofnarren zum beſtändigen Gefährten und Begleiter gab, das hohe Tragiſche, das er durch ſein ganzes Drama verbreitete, ſelbſt ſo muthwillig, wo nicht zerſtörte, doch wenigſtens in einem merklichen Grade ſchwächte. Aber es ſcheint es auch nur beim erſten Anblik, bei einer nähern Unterſuchung findet es ſich, daß ſogar dieſer Narr das Tragiſche des Stüks verſtärkt, und zu den rührendſten Perſonen dieſes Trauerſpiels gehört. Dieſer Narr iſt ſo wenig dazu da, durch unzeitigen Spaß unſer Intereſſe für den unglüklichen König zu zernichten, und die wehmütigen Empfindungen, in die uns ſeine Leiden verſezzen, weglachen zu machen,

machen, daß er gerade unſrer Rührung und Theilnahme einen noch lebhafteren Schwung giebt. Die auſſerordentliche Anhänglichkeit dieſes Narren an ſeinem mishandelten und gekränkten König, der tiefe Eindruk, den dieſe Mishandlungen und Kränkungen auf ſein mitleidendes Herz machen, und ſeine komiſche Laune ſo verſtimmen, daß der Spaß, den er zu machen, ſich die Mühe giebt, in Bitterkeit und den Gallevollſten Spott ausartet; das Weinerliche, das durch dieſen Spaß beſtändig hervor ſchimmert; der Zwang, den er ſich anthut, fröhlicher zu ſcheinen, als er iſt, und ſeinen ſo tiefgebeugten Herrn durch Poſſen zu erheitern; ſeine zärtliche Aengſtlichkeit um den armen Leidenden in den ſchrecklichen Stunden des Gewitters, und des Wahnwizes; ſein Krankwerden endlich: alle dieſe Züge bringen einen Grad des Rührenden, ja ſelbſt des Pathetiſchen in das Trauerſpiel, das ſogar die Schellenkappe und das bunte Wams dieſes Narren den höchſten Zwek der Tragödie, die Erregung der Furcht und des Mitleids, mit einer Stärke bewirkt, wie ihn nur immer der feyerlichſte Kothurn und Federbuſch eines alten Tragödienhelden zu bewirken, imſtande wäre.

Nach alle dem nun, was ich bisher über dieſes Shakeſpeareſche Trauerſpiel erinnert habe, bedarf es wohl weiter keines Beweiſes ſeiner Vortreflichkeit. Sie bewährt ſich ſo offenbar, daß eine gänzliche Blindheit des Geiſtes dazu gehörte, ſie nicht zu erkennen. Vom erſten bis zum lezten Auftritt zieht es unſre Aufmerkſamkeit an ſich, beſchäftigt unſre Neugierde, und ſezt unſre Leidenſchaften in Bewegung.

Lears unbeſonnene Abtretung des Reichs und der Regierung an ſeine heuchleriſchen Töchter, Kordeliens hartherzige Verſtoſſung, und Generills und Regans Grauſamkeiten, dünken, ohne eine nähere Prüfung, zwar unwahrſcheinlich, ſie werden aber theils, wie ſchon oben angedeutet worden, durch den Zug von Kindheit des Geiſtes, den der Dichter in den Karakter ſeines Helden verwebte, und durch die menſchlichen Gründe, die er den Grauſamkeiten dieſer ausgearteten Töchter leiht, vermenſchlicht und verwarſcheinlicht; theils durch die damahls allgemein angenommene hiſtoriſche Wahrheit der Quellen, aus denen er ſchöpfte, theils auch durch die Barbarey der Zeiten, in denen dieſe Begebenheiten vorgehen, ſattſam gerechtfertigt. Shakeſpeare

Lesspeare erregt freylich, wie ein englischer Kunstrichter sehr richtig bemerkt, durch die Erwähnung seiner Herzoge und Grafen, zum Nachtheil seiner Darstellung, bey dem Zuschauer die Idee eines gesittetern und gebildetern Zeitalters, als das war, in dem sein Lear lebte, und bewirkt dadurch eine Art Widerspruch. Aber diese Verwechslung eines frühern und spätern Zeitalters, diese Vermischung älterer und neuerer Sitten, bey aller übrigen genauen Bezeichnung der Karaktere seiner Personen, gehören zu den gewöhnlichen Fehlern unsres Dichters, und rühren sowohl von seinem Mangel an eigentlichen gelehrten Kenntnissen, als von dem unkultivirten Geiste seines Jahrhunderts her; wiewohl diese unkultivirte Epoche eines Volks fast immer die Epoche seiner grösten und kühnsten Genies ist, aus dem natürlichen Grunde, weil das Genie dann gerade seinen grösten und weitesten Wirkungskreis hat. Ohne Vorgänger, ohne Muster, steht es einzig und allein da, dankt Niemanden, was es weiß, als sich selbst, lernt von keinem andern, sondern schöpft nur aus sich. Sein eigener Reichthum macht es groß, sein eignes Feuer erwärmt es, kein fremdes. In

einem gebildeten, aufgeklärten Zeitalter aber ist unsre Weisheit fast nie mehr ganz unsre eigne, sondern eine zusammengebettelte Kollektaneenweisheit. Wir formen uns dann nach den anerkannten Mustern, diese Muster geben unserm Geiste eine fremde Richtung, und bilden ihn von der ihm eigenthümlichen weg. Unsre Werke werden vielleicht dann Regelmässiger, Geschmakvoller, übereinstimmender in allen ihren einzelen Theilen, aber sie bleiben auch an Kühnheit, Grösse, Erhabenheit, und unerreichlicher Originalität tief unter jenen ungebildeten Kunstwerken des rohern Zeitalters zurük.

Shakespeare würde, wär er ein Jahrhundert später gebohren, unstreitig noch immer der größte dramatische Dichter seiner Zeit und seines Volkes geworden seyn. Aber ob auch der größte und unerreichlichste aller Zeiten und aller Völker, daran zweifl' ich. Denn eben die Rükſicht auf den bessern Geschmak dieses Jahrhunderts, die Beobachtung einer grössern Regelmässigkeit, würde seine feurige Einbildungskraft erkältet, den Flug seines kuhnen, weitumfassenden Schöpfungsgeistes gehemmt, und seine rasche immer fortschreitende Thätigkeit eingeengt haben.

Er

Er würde, ein Jahrhundert ſpäter gebohren, z. B., zuverläſſig, unſer Herz und unſre Augen nicht durch die barbariſche Szene ſeines Lears empört haben, in der Gloſter's Augen auf öffentlichem Theater ausgetreten werden; eine Szene, die nur den Zuſchauern ſeines rohern Zeitalters gefallen konnte. Er würde, von dem beſſern Geſchmak des ſpätern Jahrhunderts geleitet, die poetiſche Gerechtigkeit beſſer beobachtet, und Kordelien nicht in der gerechteſten Sache von der Welt haben unterliegen laſſen. Aber, ob denn auch nicht zugleich mancher erhabne, wahrhaft tragiſche Zug ſeines Trauerſpiels mit verlohren gegangen, ob die Beobachtung der poetiſchen Gerechtigkeit, auch die hohe tragiſche Wirkung hervorgebracht hätte, die ihre Nichtbeobachtung hervorbringt, das iſt eine andre Frage. Es ſey ferne von mir, Shakeſpeare's mannichfaltige Verſtoſſungen gegen Wahrheit und Natur, gegen Geſchmak, Einheit der Handlung und Karaktere, durch dieſe Wendung vertheidigen, oder gar empfehlen zu wollen, dazu wird meine gröſte Bewundrung dieſes Dichters mich nie verleiten. Aber alle dieſe Fehler ſchwinden, wie Nacht und Nebel vor der aufgehenden Son-

ne, gegen die unübertreflichen Schönheiten seines einzigen Dichtergenius; sie sind mir, wenn ich ihn lese und studire, sogar willkommen, weil ich ihn, ohne sie, für ein übermenschliches Wesen halten, und die Freude entbehren müßte, diesen ausserordentlichen Mann Fleisch von meinem Fleisch, und Bein von meinem Bein heissen zu können. Mir ist es mit ihm, wie mit Friedrich, dem Grossen, den ich, so oft ich ihn durch die Thatenreichen Jahre seiner Regierung mit schwindelndem Erstaunen verfolge, und alle Könige der Erde und alle Helden der vorigen und izzigen Zeit, wie in einer Staubwolke gehüllt, weit hinter ihn zurückbleiben sehe, gar zu gern auf Menschlichkeiten, und zum Theil auf rechte grosse, ertappe; und so diesen über so viele berühmte Sterbliche erhabenen König und Weisen zu dem Geschlechte herunterziehen kann, zu dem auch ich gehöre; das, bey aller seiner Beschränktheit und Gebrechlichkeit, doch dieser erhabnen Höhe von Geistes- und Tugendkraft fähig ist.

So gros indes Shakespeare auch mit allen seinen Fehlern bleibt, so ehrwürdig und willkommen auch immer diese Fehler seinem bewundernden Leser seyn mögen und müssen, so

ſind ſeine Schauſpiele, wie ſie da liegen, doch ſchlechterdings nicht für die Zuſchauer eines gebildetern Zeitalters. Die Begebenheiten laufen darin viel zu verworren durcheinander, die Szene wechſelt darin viel zu ſchnell, die Phantaſie des Dichters ſpringt viel zu raſch von einem Gegenſtand zu dem andern über, und die Situazionen werden viel zu ſehr auf einen Haufen gedränget, als daß der Zuſchauer ſie genug überſehen und ein vollſtändiges Bild von ihnen auffaſſen könnte. Mit jedem Auftritte wird ein neues Bild vorgeſchoben, ein Verfall jagt den andern, und die Handlung ſchwillt zu einem himmelhohen Rieſen an, den wir nicht ausblikken können, der, gleich dem **Proteus**, alle Augenblik eine andre Geſtalt annimmt, daß wir am Ende nicht wiſſen, was wir geſehen und gehört haben. Wir werden beſtürmt, betäubt; dieſe Betäubung zerſtört unſre Täuſchung, und eben dadurch unſre Theilnahme. Die Aufmerkſamkeit wird verwirrt, ſie weiß nicht mehr, wo? und wie? ſie ſich fixiren ſoll. Denn, indem ſie ſich hier oder da an die Handlung anſchlieſſen will, entſchlüpft dieſer **Proteus** in einer andern Geſtalt ihrem fixirenden Blik, und ein neues Bild tritt vor ihre

Augen. Man versuche es einmahl, und bringe diesen Lear, wie ihn Shakespeare niedergeschrieben hat, auf die Bühne, und wenn er da noch die Hälfte der Wirkung hervorbringt, die er in der Schröderschen Bearbeitung gethan hat; wenn da unsre Täuschung nicht auf halbem Wege stehen bleibt, wenn der Zuschauer da nicht, ohne recht zu wissen, was er gesehn und gehört hat, mehr betäubt, als gerührt, aus der Vorstellung nach Hause geht: so will ich gern bekennen, daß ich nicht weiß, was theatralische Wirkung ist, daß ich es mit allen meinem bisherigen Studium derselben nie gewußt habe, und mit allem meinen künftigen Nachdenken darüber es schwerlich jemahls lernen werde.

Zum Glük sind selbst die Engländer auf meiner Seite, selbst auf der brittischen Bühne werden Shakespeare's Stükke nicht, wie sie bey ihm liegen, aufgeführt; selbst für seine enthusiastischen, an dramatische Regel- und Zügellosigkeit so gewöhnten Landsleute, ist Shakespeare, so bald von theatralischer Darstellung die Rede ist, in seiner eigenthümlichen Gestalt nicht brauchbar. Das beweisen die vielfältigen Bearbeitungen, durch die man alle seine Schauspiele, und

auch diesen Lear, theatralischer zu machen gesucht hat. Tate, Colman und Garrik haben sich damit beschäftigt. Mit welchem Glük? davon, wie von einem französischen Lear, der in seiner Art eben so merkwürdig ist, als der Ducische Hamlet, in der Fortsezzung dieser Schrift das Nähere.

Ein andres ist Shakespeare lesen, ein andres ihn vorstellen sehn. "Der Geist des Lesers ist, wie ich schon anderwärts gesagt habe, *) nicht so geschäftig, wie der des Zuschauers; er hat immer Zeit genug — selbst nach dem auffallendsten Absprung von Aechtheit und Wahrheit der Natur, selbst nach dem verworrensten Durchkreuzen der Begebenheiten und Empfindungen — sich wieder zu sammeln, und den abgerissnen Faden bey einem andern Ende zu fassen. Nicht so der Zuschauer. Alles, was dem geraden Gange der Natur zuwider läuft, alles, was ihn im Fortschritt der Leidenschaft aufhalt, schwacht seine Aufmerksamkeit, und ermattet seine Theilnehmung. Er zieht sich unwillig von der Vorstellung zurük, und es braucht lange Zeit, seine

abge-

*) Dramaturgische Fragmente, zweyter Band. S. 311.

abgeſchrekte Aufmerkſamkeit wieder an ſich zu ziehn.„

Auf dieſen Unterſchied zwiſchen leſen und vorſtellen ſehn, hat Herr Schröder, wie es ſich von ihm erwarten ließ, in ſeiner Bearbeitung des Lears für die deutſche Bühne, mit vieler Klugheit Rükſicht genommen. Er hat die Hauptſituazionen, die im Original, ſo manchmahl zur Unzeit, durch Zwiſchenauftritte etwas gewaltſam auseinander gerükt werden, mehr zuſammen gezogen, und durch dieſe Zuſammenziehung das Ganze aneinanderhängender und überſehbarer gemacht. Verſchiedene unnöthige Füllſzenen ſind ausgelaſſen, und alle Auswüchſe einer allzuwollüſtigen und ſchwelgeriſchen Phantaſie getilgt worden. Die Aufmerkſamkeit wird hier weniger verwirrt, und der Zuſchauer geht mit einer vollſtändigen Vorſtellung deſſen, was er geſehn und gehört hat, nach Haus. Lears kindiſche Prüfung der Liebe ſeiner Töchter, Kordeliens Verſtoſſung, Kents Verbannung iſt ſchon vorüber, und die Handlung beginnt gleich mit den Leiden des alten Königs. Dadurch iſt ein höherer Grad der Wahrſcheinlichkeit in das Betragen der boshaften Töchter gekommen, das im

Ori-

Original gleich auf die Szene der Reichsvertheilung zu schnell und unnatürlich eintritt. Ihre Klagen über die Ausschweifungen des königlichen Gefolges in ihrem Hause, erhalten dadurch einen gröſſern Schein von Wahrheit, und mildern ihr hartes Verfahren gegen den alten König zugleich auffallender in unſern Augen. Eben ſo werden durch dieſe Abänderung die ſo raſchen Ausbrüche des väterlichen Zorns in Flüchen und Verwünſchungen, der Wahrheit noch näher gebracht. Es iſt nun in dieſem neuen Verhältnis zwiſchen dem Vater und den Töchtern ein gewiſſer Zeitraum verfloſſen, in welchem der ſchwache alte Mann Gelegenheit gehabt, die Abnahme der Ehrfurcht ſeiner Töchter und ihrer Leute gegen ihn und ſein Gefolge zu bemerken, welche Bemerkung den erſten Saamen der Unzufriedenheit und der gekränkten Eitelkeit in ſeine Seele geſtreut hat. Der Auftritt, der nun erfolgt, bringt dieſen Saamen nur zum Wachsthum. Er hat dieſe Kränkungen ſchon lange mit ſich herumgetragen, hat ſie nur nie ganz geäuſſert, weil er ſeinen Augen und Ohren nicht traute, ſeine Töchter, die durch ihn ſind, was ſie ſind, unmöglich für ſo undankbar halten konnte. Aber itzt, da ſeine

Ahn-

Ahndungen so offenbare Wahrheit werden, izt, da dieser bisher nur im Dunkeln umherschleichende Mangel an Ehrfurcht öffentlich ausbricht, da Gonerills Haushofmeister so offenbar sein königliches Ansehn beleidigt, und Gonerill diese Beleidigung, statt sie zu bestrafen, in Schuz nimmt, gegen alle Gesezze kindlicher Unterwerfung, ihm öffentlich eine Strafpredigt hält, und sein Gefolge sogar beschränken will; jezt kann er sich nicht länger halten, jezt bricht der so lange verhaltne Unwille los, und um so heftiger, rascher und zügelloser, je beleidigender, kränkender und treffender er gereizt wird. Auch der Narr spielt hier eine den ersten Absichten des Dichters angemessenere Rolle. Er ist hier ganz der verstimmte, melancholische, bittre Lustigmacher, der er, seinem Zwekke nach, seyn soll. Alles, was im Originale dieser Bestimmung entgegen, zu platt, zu gemein oder auch für seine Zuschauer allzu dreb ist, hat der deutsche Bearbeiter weislich weggeschnitten *), und

*) Zum Beyspiel. Wenn der Narr auf Lears Frage: "seit wenn bist du so liederreich?„ die Antwort gegeben hat: das war ich schon lange vorher, ehe du deine Töchter zu deinen Müttern mach-

und nur das in ſeine Rolle aufgenommen, was dieſer Beſtimmung gemäß iſt. — Mit eben ſo vieler Einſicht und Kenntnis theatraliſcher Wirkung iſt die Rolle des Edgars behandelt worden, beſonders in den Szenen ſeines angenommenen Wahnwizzes, wo ihn Shakeſpeare zu viel und bunt durcheinanderlaufende Dinge ſagen läßt, die zwar ſeiner angenommenen Narrheit nicht widerſprechen, aber doch die Aufmerkſamkeit von der Hauptfigur in dieſem tragiſchen Gemälde zu ſehr abziehen. Was Edgar in der

machteſt, ſezt er im Engliſchen noch hinzu: for when thou gaveſt them the rod, and put'ſt down thine own breeches,

Then they for ſudden joy did weep &c.

Ferner Akt 2. Sz. 4. All that follow their noſes, are led by their eyes, but blind men; and there's not a noſe among twenty, but can ſmell him that's ſtinking.

Und im erſten Akt, nach Kents Rede: "das iſt nicht ſo ganz närriſch, Mylord.. no, faith. lords and great men will not let me: if i had a monopoly out, they would have part on't: and *ladies* too, they will not let me have all fool to myſelf; they'll be *ſnatching*.

der deutſchen Bearbeitung ſagt, iſt noch immer im Karakter ſeines erkünſtelten Wahnſinns, nur ſchadet es dem Hauptintereſſe weniger; es verſtärkt es vielmehr, da er öfter ſeine Rolle vergißt, und dies Sichſelbſtvergeſſen mit dem einzelen: "Tom friert„ eben ſo fein, als rührend bemäntelt. Von dieſer Art ſind auch die übrigen Veränderungen des deutſchen Bearbeiters. Sie haben dem Dichter nichts genommen, was wahrhaft groß und ſchön iſt, ſondern ſtellen dies wahrhaft Groſſe und Schöne nur in eine regelmäſſigere Verbindung und dadurch auch zugleich in einen noch anziehendern Geſichtspunkt.

Von einer andern deutſchen Bearbeitung dieſes Trauerſpiels, deren Verfaſſer der ſelige Bok iſt, künftig. Der Narr iſt hier ganz ausgelaſſen, und das Stük hat, zur Freude der Liebhaber der poetiſchen Gerechtigkeit, einen glüklichen Ausgang.

Die Rolle des Lears von Schröder, iſt ein groſſes, aber zu tief gedacht und geſchöpftes Werk, als, daß der Raum, der mir noch für dieſe Materie übrig iſt, zu einer Zergliederung deſſelben hinreichte. Alſo auch von ihm bey einer Wiederhohlung dieſes Trauerſpiels.

VIII.

Am dreizehnten Oktober: Die Beſchämten, oder die Weiblichkeit in ihrer Stärk' und Schwäche, Luſtſpiel in fünf Aufzügen, nach Cibber.

Cibbers careleſs husband, aus dem der deutſche Dichter ſeine Beſchämten geſchöpft hat, gehört, als treues Sittengemälde der groſſen Welt, als Sammlung wahrer, und nach dem Leben gezeichneter Karaktere, als wizzige und nachdrükliche Perſifilage der Laſter und Thorheiten ſeiner Zeit, zu den vorzüglichſten und beſten Luſtſpielen des engliſchen Theaters; in Rükſicht auf dramatiſche Oekonomie aber, fehlt es ihm an Rundheit und Vollendung. Doppelte Fabel ohne eigentliche Verbindung zu einem Hauptzwekke, unſtatthafter Zuſammenhang der Szenen, nicht ſelten gänzliches Stillſtehn der Handlung, und allzu gedehnter Dialog ſind die Hauptfehler, die aus dieſer üblen Oekonomie entſtanden ſind. Der leichtſinnige Ehemann, auf den doch der Titel des Stüks aufmerkſam macht, verliert ſich faſt ganz aus den Augen des Zuſchauers, und hat nur einen ſehr entfernten Antheil an der eigent-

lichen Handlung. Er iſt blos untergeordnet, und wenig mehr, als Maſchine. Die ſpielenden Perſonen treten auf und ab, man weiß oft nicht, warum? und ſchwazzen einige Seiten herunter, ohne, daß ihr Geſpräch den geringſten Einflus auf die Handlung hat. Zwar iſt in dieſen Geſprächen der Ton der Welt meiſterhaft kopirt, aber des Nekkens, Zierens, Perſifilirens und Diſputirens iſt doch zu viel, der Wiz ſchweift allzuſehr aus, wird, wenn ich ſo ſagen darf, müde gejagt, und fällt eben deswegen oft in's Fade. Dazu kömmt eine auſſerordentliche Uppigkeit in den Karakteren, eine auffallende Zügelloſigkeit in den Geſinnungen derſelben, und eine etwas derbe Schlüpfrigkeit in den Situazionen. Beſonders erſcheint hier die Weiblichkeit in den Karakteren der Lady Graveairs und Modiſh, bey dem Deutſchen Hofräthin Gabel und Gräfin Bergheim, von einer ſehr anſtößigen und beleidigenden Seite. Es iſt nicht, wie bey dem Deutſchen, blos Frivolität und Leichtſinn, was ſie bezeichnet, es iſt Frechheit in eigentlichem Verſtande, völlige Sittenloſigkeit; und der engliſche Dichter läßt dieſe Damen Dinge ſagen, die geradezu gegen alle Geſezze des Wohlſtandes und

der

der weiblichen Delikatesse sind. So wahr nun auch immer diese Schilderung einer verderbenen Weiblichkeit ist, so mannichfaltig auch die Geschichte aller Zeiten es bestätigt, daß die Weiblichkeit zu dieser Verderbtheit hinabsinken kann, so oft auch diese Verderbtheit, noch weit ausgearteter und ungezognet, selbst hinter der Maske von Ehrbarkeit und gezierter Zucht, in weiblichen Seelen hauset: so ist doch ihre Aufstellung auf der Bühne allzuempörend und widerwärtig. Sie erregt Ekel, und Ekel ist gegen den Zweck der schönen Künste. Der nehmliche Tadel des allzufrechen und ausgelassenen in der Darstellung trift den Karakter des Lord Foppington, in den Beschämten, Legationsrat Möll, der bey Cibber der lüderlichste und ausschweifendste Wollüstling ist, der je, in der Schule der Zügellosigkeit gebildet, seine eigenen, seines und des weiblichen Geschlechts Sitten vergiftet hat.

Bey aller seiner Ausgelassen-Frech- und Derbheit aber hat Cibbers Lebens- und Sittengemälde wegen der tugendhaften Karaktere der Lady Easy und des Mylords Morelove, im Deutschen Juliane von Bender und Graf von der Linde, immer noch Anziehung ge-

nug, um es einer Verpflanzung auf deutschen Grund und Boden würdig zu machen. Nicht ohne Grund fand der deutsche Dichter darin einen ergiebigen Stof zur Erreichung des höchsten Zwecks der dramatischen Kunst, der Besserung und Belehrung seiner Mitbürger, bey denen, wie ihn vielfältige Erfahrungen nur allzusehr überzeugten, die von Cibber gerügten Laster und Thorheiten leider! nicht weniger einheimisch sind, als in irgend einem andern kultivirten und polizirten Lande des aufgeklärten Europa's. Es bedarf in der That nur wenig Beobachtungsgeist, nur ein wenig Bekanntschaft mit dem Ton und den Sitten der grossen Welt, um auch bey uns die Wahrheit der Cibberschen Schildrungen, überall, wo diese grosse Welt Siz und Stimme hat, in lebendigen Beyspielen einer solchen gesunknen Moralität bestätigt zu finden. Der Gedanke des Dichters, dieses Resultat seiner Beobachtungen in einem dramatischen Gemälde, zur Lehr' und Warnung, aufzustellen, und, zu diesem Behuf, von dem Werke des Engländers Gebrauch zu machen, war daher so natürlich, als nüzlich. Nur die Art und Weise dieses Gebrauchs hatte ihre Schwierigkeiten. Eine bloße Uibersezzung

dessel-

desselben, eine bloſſe Vertauſchung der engliſchen Nahmen in deutſche, war nicht hinreichend, es für die Aufführung auf unſern Bühnen geſchikt, und für unſre Publikums genieſsbar zu machen. Schon die dramatiſche Oekonomie des Stüks bedurfte einer gänzlichen Umſtaltung. Die Fabel mußte mehr Einheit, die Szenen mehr Verbindung bekommen. Eben ſo nöthig war das Zuſammendrängen der Handlung, die Verkürzung des allzugedehnten Dialogs; die Mildrung der ſtrafbaren Karaktere, die ſtärkre Heraushebung der guten, und überhaupt gröſſere Beſtimmtheit derſelben. Auch hiemit war noch nicht alles verthan. Sollte der careleſs husband wahres deutſches Sittengemälde werden, ſo durfte in die Bearbeitung deſſelben nichts hinüber genommen werden, was nur engliſcher Karakterzug war; ſo lag es dem Dichter ob, ſein Original öfter zu vergeſſen, blos ſeine Beobachtungen zu benuzzen, blos aus der Welt um ſich her ſeine Urbilder zu nehmen, nach dieſen Urbildern jene engliſchen umzuformen, und allein von dem Vortheil zu ziehn, was bey dem Britten in ſeinen Kram taugte. Mit einem Worte, er mußte eine Art neuer Schöpfung beginnen, und dem, was er vom Eng-

länder borgte, so sehr seine eigene Phisiognomie, die Phisiognomie des deutschen Beobachters und Darstellers geben, daß sein auf vaterländischem Boden verpflanztes ausländisches Werk nicht den mindesten fremden Ursprung verrieth, sondern als ein ursprünglicheinheimisches Werk angesehen wurde.

Die Schwierigkeiten einer solchen Behandlung dieses Lustspiels fallen von selbst in die Augen. Wie glüklich oder unglüklich sie aber in den Beschämten durchgesezt worden, das muß die nähere Vergleichung des deutschen Stüks mit dem englischen entscheiden. Man prüfe.

Cibber nennt sein Lustspiel den leichtsinnigen Ehemann, (careless husband). Er verspricht also ein Karakterstük, in dem dieser leichtsinnige Ehemann durch verschiedne Situazionen seinen Leichtsinn entfalten wird, und läßt doch, wie schon oben gerügt worden, seinen Karl Easy nichts als eine Nebenrolle spielen. Er verliert sich bis zum fünften Akt, als leichtsinniger Ehemann, fast ganz aus unserm Gesichte. Die episodische Handlung zwischen Moreleye und Lady Modish — Graf von der Linde und Rosalia Bergheim — wächst der Haupthandlung gänzlich über den Kopf, und

theilt

theilt nicht nur blos auffallend das Interesse, sondern schwächt es sogar für den Helden des Stüks. Der deutsche Dichter, um diesem Mangel an Einheit in der Handlung abzuhelfen, und ein eigentliches Hauptinteresse in die Fabel zu bringen, machte die Schildrung der Weiblichkeit in den Karakteren der Lady Easy und der Lady Modisly zum ersten Zwek seiner dramatischen Nachahmung. Sein Lustspiel sollte eine Schule für das schöne Geschlecht seyn. Von der einen Seite sollte die weibliche Tugend über den männlichen Leichtsinn, von der andern die männliche Tugend über den weiblichen Leichtsinn triumphiren. Hier sollte der Mann, dort das Weib beschämt und gebessert, in Julianen von Bender die Stärke, in Rosalia Bergheim die Schwäche des weiblichen Herzens entwikkelt werden. Daher der ursprüngliche Titel seines Lustspiels: die Beschämten, oder die Weiblichkeit in ihrer Stärk' und Schwäche, unter dem es auch in Wien aufgeführt worden. Der Titel: leichtsinniger Ehemann, verrükt den Gesichtspunkt des Dichters, und zieht ihm unverdienterweise den Tadel des englischen Lustspiels zu. Beschämung, Triumph und Niederlage des

weiblichen Herzens ist der eigentliche Vorwurf seines Werks. Dahinaus läuft alles in seiner Bearbeitung, zu diesem Zwek vereinigen sich alle seine Personen. In dieser Absicht verband er die im Original so getheilt nebeneinander fortlaufenden zwo Handlungen zu einer. Die Verirrten zu ihrer Pflicht zurük zu bringen, Leichtsinn und Thorheit zu bessern, getrennte Herzen zu vereinen, und eines durch das andere glüklich zu machen, dazu alles, was in diesem Lustspiele gesagt und gethan wird. Darum scheint Juliane von Bender von allen Ausschweifungen ihres Mannes nichts zu bemerken, darum entfährt ihr auch nicht die mindeste entschiedne Anspielung auf seine Untreue, auch nicht der kleinste Vorwurf. Durch Nachgiebigkeit, durch nie veränderte Fröhlichkeit und Liebe will sie ihn beschämen, durch unerschütterte Duldung über sein von seiner Pflicht abgewichnes Herz siegen. Darum legt Karl die Intrigue zwischen dem Grafen und der Hofräthin an, um durch dieses scheinbare Liebesverständnis Rosaliens Eifersucht zu reizen; darum ängstigen Karl und Juliane mit diesem erdichteten Liebeshandel Rosaliens Herz, um sie durch die Besorgnis,

sie

ſie könne ihren Liebhaber verlieren, zur Erkenntnis ihrer Thorheit zu bringen. Darum muß der Graf, auf Karls Anrathen, den feſten, kalten, ſtrengen Ton gegen Roſalien behaupten, darum ihr einen Spiegel ihres bisherigen Lebens vorhalten, daß ſie es fühle, auf welchem Abhange ſie ſteht, daß ſie ſich ſelbſt verachte, und durch dieſes Selbſtgefühl ihrer Verirrungen, durch ihre Reue darüber, und den ernſteſten Vorſaz, ſich zu beſſern, der Achtung und Liebe ihres beleidigten Liebhabers wieder würdig werde. Darum unterzieht ſich der Graf der ihm ſo peinlichen Rolle des Liebhabers gegen die Hofräthin, Karln einen Vorwand zu geben, dieſen unanſtändigen Roman zum Nachtheil der würdigſten Frau, abzubrechen, und Roſalien durch dieſe vorgebliche Verlaſſung in Angſt und Furcht zu ſezzen. Darum muß Legationsrath von Möll, ohne, daß er's ſelbſt weiß, den Liebhaber der Roſalia machen, damit Galle und Eiferſucht den Grafen rege, ſeiner angenommenen Rolle deſto treuer zu bleiben. Darum muß endlich auch Karl der Hofräthin Gabel ſo viel Verdruß machen, damit die Luſt, ſich zu rächen, ſie deſto mehr kirre, die Komödienliebe des Grafen zu ihr, durch alle Kunſtgriffe

der Koketterie für Rosalien um so wahrscheinlicher zu machen. In diesem einzigen Punkt der Beschämung, des Triumphs und der Niederlage, laufen alle Linien der Handlung des deutschen Lustspiels zusammen.

Durch diesen veränderten Gesichtspunkt bekam nun die dramatische Oekonomie des Originals, ganz von selbst, eine rundere, zusammenhängendere Gestalt. Die Handlung wurde gedrängter, die Szenen näher verbunden. Was bey dem englischen Dichter, nach dem Plane des deutschen, nicht zur Sache gehörte, ward verworfen, oder doch, zu einem andern Zwekke, ganz anders benuzt. Er that von dem seinen viel und häufig hinzu, webte ganz neue Züge und Szenen ein, schuf um und veränderte, wie es die Sitten seines Volks, und der Welt um ihn her foderten, machte Cibbers Engländer zu Deutschen, und das ganze Werk zum vaterländischen Sittengemälde.

Karl und Juliane von Bender, Graf von der Linde und Gräfin Bergheim, Hofräthin Gabel und Legazionsrath von Möll sind daher auch viel was anderes, als Sir und Lady Easy, Worclove und Lady Modish,

Lady

Lady Graveairs und Lord Foppington im Original sind. Entweder haben die Karaktere mehr Festigkeit und Hervorspringendes, oder mehr Milde und Sittlichkeit erhalten. Die nähere Entwiklung wird das deutlich machen.

Cibbers Lady Easy ist bey aller ihrer Sanftheit, Nachgiebigkeit und Duldung, nicht ganz von Heftigkeit, Galle und Bitterkeit frey. Die Ausschweifungen ihres Mannes kränken sie nicht nur, sie wurmen ihr auch. Sie nennt ihn, in dieser Bitterkeit, wenn schon nur in einem Monologe, einen schlechten, lüderlichen Mann. *) Seine Bekanntschaft mit Lady Graveairs thut ihr nicht blos weh, sie haßt ihre Nebenbuhlerin. **) So ruhig sie sich stellt, so kocht es doch in ihr, wenn sie ihn und sie auf einem Augenspiel ertappt. ***) Auch ihr Kammermädchen — die

*) A vile, licentious man.

**) Too well I know his hatefull hand, sagt sie, als sie die Handschrift der durch das Kammermädchen aufgefangnen Briefe erkennt.

***) So! there's another couple have quarrell'd too, I find — Those airs to my Lord *Morelove*, look as if design'd to recover *Sir Charles* into jealousy: I'll

die bey Cibber allerdings viel strafbarer ist — empört ihre Galle mehr, als es sonst mit ihrem sanften Karakter stimmt. Sie ärgert sich über ihre Frechheit, und hat so wenig Herrschaft über sich, daß sie es merken läßt. In der Szene, wo sie ihren Gemahl mit dieser ihr so verhaßten Kreatur auf offenbarer Untreue ertappt, verräth sie gleichfalls weniger Delikatesse, als ihrem sanften Karakter zukömmt, so wie die Art, mit der sie ihr Schnupftuch zurückläßt, troz ihrer vorgeblichen Besorgnis für seine Gesundheit, eine eigentliche Absicht, ihn zu demüthigen, zu erkennen giebt. Und endlich äussert sie ihre Freude über seine Beschämung mit mehr Triumph und Heftigkeit, als in so einem bescheidnen, duldenden Karakter wahr ist.

Juliane von Bender hat von dieser Heftigkeit, Galle und Bitterkeit auch keinen Zug. Sie ist durchaus Sanftheit, Duldung und Nachgiebigkeit. Immer Freundlichkeit und Güte, Liebe und Offenheit. Die Untreue ihres Mannes

I'll endeavour to join the company, and it may be, that will let me into the secret. In der Szene, die bey dem Deutschen im Prater spielt.

nes kränkt ſie, aber ſie empört ſie nicht. Sie äuſſert dieſe Kränkungen nie, ſpielt nie deutlich und entſchieden auf ſeine Untreue an. Und thut ſie es ja, ſo geſchieht es mit der fröhlichen Leichtigkeit, die ſchon zum voraus verzeiht, die Flatterſinn von eigentlicher Strafbarkeit unterſcheidet, und, mit der ſchönen Seelen eigenen Natur, lieber durch Güte gewinnen, als Beleidigung mit Beleidigung vergelten will. Und, was ſind denn Vorwürfe anders, als eine Art Beleidigung? Ihr Betragen bleibt ſich immer gleich. Immer bringt ſie ein fröhliches, heitres Geſicht in die Geſellſchaft. Keine Falte darin verräth, daß ſie weiß, was die ganze Stadt weiß, kein Seufzer, kein Laut entfährt ihr darüber. Nicht einmahl, wenn ſie allein, ſich ſelbſt überlaſſen iſt, bricht ſie in Bitterkeit gegen den Treuloſen aus. Nur ſchnelle Empfindlichkeit äuſſert ſie, immer voll Hofnung, ſie werde noch glüklich werden, immer ihrem Vorſaz treu, durch Lieb' und Freundlichkeit den Verirrten zu ſeiner Pflicht zurük zu führen. Weit davon entfernt, gegen die Hofräthin Gabel auch nur die entfernteſte Spur von Eiferſucht ſichtbar werden zu laſſen, das Mienenſpiel zwiſchen ihr und ihm ſpionirend zu beobachten,

hin-

hinter ihr geheimes Verſtändnis kommen und ihre Tête à Tête belauſchen zu wollen, empfängt ſie vielmehr ihre Nebenbuhlerin mit der offenſten Gefälligkeit in ihrem Hauſe, und ſcheint von allem, was vorgefallen iſt, und noch vorfällt, nichts zu bemerken. Eben ſo klug iſt ihr Betragen gegen ihre Kammerzofe. So ſtrafbar ſie ſie auch glaubt, ſo wenig äuſſert ſie dieſen Glauben, tadelt blos die Naſeweisheit, mit der ſie ſich der Pappiere aus ihres Herren Taſche bemächtigt, und zeigt ihr ein ſo volles Zutrauen zu der Treue ihres Gemahls, daß ſich auch nicht der kleinſte Verdacht ihrer Seele bemeiſtert zu haben ſcheint. So bleibt ſie ſich gleich von ihrem erſten bis zu ihrem lezten Auftritt. Wie ſie war am Tage ihrer Vermählung, ganz Liebe, Zutrauen und Anhänglichkeit, ſo iſt ſie noch. Ihr Herz iſt unverändert geblieben, eingedenk des Schwurs der Treue, der Ergebenheit und Duldſamkeit, den ſie am Altar ſchwur. Selbſt, als ſie den Undankbaren in ſeiner ganzen Strafbarkeit kennen lernt, bleibt ſie ihren Grundſäzzen treu. Sie weint, aber demüthigt ihn nicht. "Demüthigung iſt nicht die Mutter der Liebe, ſagt ſie, ihn demüthigen iſt gegen meine Pflicht. Ich hab'

ihm einmahl Lieb' und Treue zugeſchworen bis in den Tod.„ Und als er nun zurükkehrt, reuig und beſchämt, wie ſanft, wie rührend, wie dankbar iſt ihre Freude! Sie triumphirt nicht über ihren Sieg, ſie freut ſich deſſelben mit ergieſſendem Herzen; ſie nimmt ſeine Beſſerung nicht als einen ihr ſchuldigen Zoll, ſie nimmt ſie als eine Wohlthat auf, für die ihr Dank keine Worte hat. Kurz, ſie iſt, was das Weib, nach ſeiner erſten Beſtimmung, ſeyn ſoll; was es, unverdorben und unverzogen, wirklich iſt: liebenswürdig durch jede Tugend, ohne Parade damit zu machen.

Und wahrlich, dieſes Ideal iſt nicht aus der Luft gegriffen, iſt nicht blos Traumbild dichteriſcher Imaginazion, es iſt Wahrheit. Das Weib in ſeiner urſprünglichen Würde iſt das wohlthätigſte Geſchenk der ſchaffenden Gottheit, die Wonne und Glükſeligkeit des Lebens, die reinſte Quelle geſelliger Freuden. Dieſer urſprünglichen Würde der Weiblichkeit in Julianen von Bender ein Denkmal ſeiner Achtung und Ehrfurcht zu ſezzen, ſie als Ehrenvolles Muſter ihres Geſchlechtes aufzuſtellen, zur Nachahmung zu empfehlen, und den ſchönen Seelen unter ihren Mitſchweſtern wie in einem Spiegel ihre eigene Liebenswürdig-

keit

keit zu zeigen, war des Dichters, der mehr als eine ſolche ſchöne Seele kennt, dankbare Abſicht, und es iſt unbegreiflich, wenn dieſe Abſicht jemahls verkannt, ihm je eine ganz entgegengeſezte angedichtet wird.

Freilich erſcheint die Weiblichkeit in Roſalia Bergheim von einer weniger empfehlenden Seite, aber ſie iſt darum nicht minder Wahrheit, und, was ſehr zu beklagen iſt, die viel gewöhnlichere. Will man ſich aber überzeugen, mit wie vieler Schonung auch der Dichter ſelbſt in dieſer Gräfin Bergheim die entartete Weiblichkeit behandelt hat, ſo vergleiche man nur ſeine Schildrung mit der des Originals.

Lady Modiſh bey Cibber iſt eine Kokette im ganzen Sinne des Worts. All ihr Dichten und Trachten iſt, Liebhaber um ſich zu verſammlen, nicht blos aus Eitelkeit, ſondern aus wahrer Eroberungsſucht. Sie ſcheint nicht blos ſchlüpfrig, ſie iſt es wirklich. Ihre Koketterie iſt nicht blos Ton, ſondern Grundſaz. Ihre Reden ſind nicht blos frivol und leichtſinnig, ſie ſind wirklich anſtößig. Sie denkt über Zucht und Dekorum nicht blos leicht, ſie hat gar keine Achtung dafür. Sich zu puzzen, und

Män-

Männerherzen erobern, hält ſie für die einzige Beſtimmung eines Geiſtreichen Weibes. *) In ihren Augen geben die verſtändigſten Männer die beſten Narren ab. Ihre Aufrichtigkeit und gute Lebensart liefert ſie, nach ihren Grundſäzzen, ſo ganz und gar in die Hände der Weiber, und reizt den weiblichen Appetit zu ihrer Mishandlung ſo ſehr, daß ihm ſchlechterdings nicht zu widerſtehn iſt. Mylord Morelove, ihr Liebhaber, iſt, nach ihrem ſehr unanſtändigen und derben Ausdruk, ein ächter indianiſcher Damaſt, ſo unverwüſtbar, daß ſie ihn endlich ihrem Kammermädchen wird geben müſſen. — Sie hat ihre Freude daran, wenn

*) I can't ſee a woman of ſpirit has any buſineſs in this world but to dreſs, and make the men like here. — — The men of ſenſe, make the beſt fools in the world: their ſincerity and good breeding throws them ſo entirely into one's power, and gives one ſuch an agreeable thirſt of uſing them ill, to ſhew that power — 'tis impoſſible not to quench it. — my Lord *Morelove's* a mere *Indian* damask, one can't wear him out: o my conſcience I muſt give him to my woman at laſt — I'il ſwear I'm better pleas'd to

wenn recht viel närriſche Kerl vom Stande ihre Geſundheit oft trinken; und dulder dieſe närriſchen Kerls um ſich, weil das immer die ſchönſten und geſuchteſten Früchte ſind, um die die meiſten Fliegen ſumſen. Dieſen Grundſäzzen gemäß behandelt ſie denn auch Lord Foppington, der Fliegen eine, die um ihre Schönheit herum ſumſen. Selbſt in einem hohen Grade ausgelaſſen, macht er von der Uippigkeit ihrer Reden und Geſinnungen den ausgelaſſenſten Gebrauch; ſpricht und beträgt ſich gegen ſie äuſſerſt dreiſt und frech; und ſie rügt es nicht, nimmt vielmehr ſeine Unverſchämtheiten mit lächelnder Miene auf, ſtimmt ſogar in ſeinen zügelloſen Ton ein; perſiflirt mit ihm Beſtändigkeit, Treue und Tugend, als Zeichen des Alters und der Häßlichkeit; tritt Sittſamkeit und Ernſt unter die Füſſe, und preißt freie Lebensart und Zügelloſigkeit, als ihren Wahlſpruch. *)

Ein

to know, there are a great many ſoolish fellows of quality that take occation to toaſt me frequently — — fine fruit will have have flies about it, — for if you obſerve, poeple are generally moſt apt to chuſe that the flies have been buſy with.

*) Verlezte Szene des dritten Akts im Original.

Ein Frauenzimmer dieſer Art konnte unmöglich auf unſrer Bühne gefallen. So tief ſinkt die Weiblichkeit unter uns nur höchſt ſelten, daß ſie alles Gefühl für Schaam, Ehre und Anſtand verlöhre. Unſre Lady's Modiſh umwerfen ihre Uippigkeit doch mit einem Schlever von Dekorum; wikkeln ihre Frechheit doch in den Mantel von Zucht und Ehrbarkeit. Indes ſind auch dieſe ehrbar-laſterhaften und züchtig-Zuchtloſen Weiber viel zu verworfne Geſchöpfe, als daß ihre Darſtellung den deutſchen Bearbeiter hätte beſchäftigen können. Seine Roſalia Bergheim iſt nur ein eitles, muthwilliges, frivoles, perſifliſirendes Ding, das die Sitten, die Manieren und den Ton der groſſen Welt angenommen, nicht wirklich zu ihren Grundſäzzen gemacht hat; das üppiger ſcheint, als iſt, ſchlüpfriger ſpricht, als denkt, das mehr aus Mode, als aus Neigung, auf einem böſen Wege, mehr nahe daran, eine ausgemachte Kokkete zu werden, als es ſchon geworden iſt. Es ſchmeichelt ihrer Eitelkeit, einen Schwarm von Anbetern um ſich zu verſammeln, treuloſe Liebhaber und Ehemänner zu machen; aber ſie dienen ihr nur zu einem Hofſtaate, zu einem öffentlichen Triumph ihrer Reize.

zu einem Spielwerk ihrer Launen. Keiner von ihnen kann ſich einer eigentlichen Gunſtbezeugung rühmen, keiner darf die Vertraulichkeiten, die ſie ihm geſtattet, bis zur Unanſtändigkeit treiben. So weit ſie der Gier, zu gefallen, Aufmerkſamkeit zu erregen, und von ſich reden zu machen, den Zügel ſchieſſen läßt, ſo weit entfernt iſt ſie doch von eigentlicher Kokketterie. Ihre Auſſenſeite hat zwar ein ſehr verdächtiges Anſehn, aber ihr Herz ſpricht zu ihrem Vortheil. Der Teufel, der ſie regiert, iſt der gewöhnliche vornehme Damenteufel, der Teufel einer Gränzenloſen Eitelkeit. Dieſer verleitet ſie zu dem Tone, der gegen die ſtrenge Sittſamkeit ſtreitet, zu dem Betragen, das ſich die weibliche Delikateſſe nie erlauben ſollte, aber nur allzuoft erlaubt. Sie hat Wiz, und die unſelige Sucht, überall damit zu brilliren, ſollt' es auch auf Koſten des Anſtandes und der weiblichen Beſcheidenheit ſeyn — wieder eine alltägliche Schooßſünde der Damen aus der groſſen Welt — reißt ſie immer mit ſich fort, und macht ſie nicht ſelten Dinge beſpötteln und perſiflliren, die ganz auſſer dem Gebiete des Wizzes liegen. Sie begreift nicht, daß Wiz nur eine Art leichter Sommerchemiſe, geſunder Verſtand aber ein Kleid für alle Jahrszeiten

zeiten iſt; daß Spott in einem weiblichen Munde nur lächeln, nicht lachen, nur ſtechen, aber nicht verwunden muß; daß er, in Grimaſſe ausartend, jeden weiblichen Reiz vertilgt, und das lieblichſte Maygeſicht zur häßlichſten Karnevalslarve macht. Aus Eitelkeit, aus Begierde, ſehen zu laſſen, wie groß die weibliche Herrſchaft auch über den geſcheiteſten Mann iſt, ſinkt ſie zu der verächtlichſten Unanſtändigkeit herab, zu der die weibliche Kokketterie hinabſinken kann, die Gewalt zu misbrauchen, die ſie über das allzuzärtliche Herz des Grafen hat; macht ſeine Liebe zum beſtändigen Wezſtein ihres queckſilbernen Wizzes, und nekt ihn bis zur Grauſamkeit. Zum Glük hat ihr beßres Ich keinen Anthell an dieſer Verächtlichkeit. Es iſt der herrſchende Ton der Damenwelt, in der ſie zu Hauſe iſt, ſo macht ſie ihn mit, ohne zu unterſuchen, wie anſtändig oder unanſtändig er der weiblichen Sittſamkeit iſt. Es iſt alſo nur immer ihr Kopf, der ſündigt, nicht ihr Herz. So bald ſie ſich in dem Spiegel erkennt, den der Graf ihrer Thorheit vorhält, ſo bald ſie ſieht, in welchem zweideutigen Licht ſie ſich bisher, vom Modeton hingeriſſen, der Welt gezeigt hat, ſo bald ſie die Gefahr erblikt, in der

ſie iſt, die Achtung aller Edlen, und die Liebe eines würdigen Mannes zu verlieren, ſo geht ſie in ſich, und bebt vor dem Abhange zurük, auf den Leichtſinn und Unbeſonnenheit ſie geführt haben. Zwar ſträubt ihr Stolz ſich anfangs gegen dieſe Selbſterkenntnis, aber die Wahrheit in dem ſtrafenden Munde ihres gemiſshandelten Liebhabers ſpricht zu ernſt, zu eindringend, zu überzeugend, als daß ſie lange widerſtehen könnte. Ihr beſſeres Herz ſiegt, die Wolke, mit der Eitelkeit und Schmeicheley ihren Verſtand umnebelten, zertheilt ſich; das Gefühl ihrer edlern Beſtimmung erwacht, ſie ſchämt ſich ihrer bisherigen Rolle; hat Mut genug, dieſe Beſchämung öffentlich zu geſtehen, und wird wieder der Achtung der Edlen und der Liebe des würdigſten Mannes wert.

Weniger mildern ließ ſich der Karakter der Lady **Graveairs**, die deutſche Hofräthin **Gabel**. Sie mußte, um zu zeigen, wohin Modeton, Gefall- und Eroberungsſucht endlich führen, zur eigentlichen Verderbtheit und Laſzivität der Sitten und des Herzens, auch in der Bearbeitung bleiben, was ſie im Original iſt, Beyſpiel geſunkner weiblicher Moralität. Was ſich indes

von den allzugrellen und Ekel erregenden Zügen in dieſem kühnen Gemälde ausgeartеter Weiblichkeit, ohne Nachtheil ſeiner moraliſchen Abſicht, tilgen ließ, tilgte der Deutſche, ſo gut er konnte. Hofräthin Gabel ſteht zwar, wie Lady Gravenairs, mit dem leichtſinnigen Ehemann in einem ſtrafbaren Verſtändnis, aber doch nicht auf einem ſo gemeinen und unanſtändigen Fuß, wie im Original. Sie iſt zwar eine Buhlſchweſter, wie jene, aber doch mit mehr Dekorum. Sie liebäugelt, und hat, wie die Engländrin, einen ſehr üppigen und ſchlüpfrigen Karakter, aber doch mit weniger Frechheit, weniger empörend und beleidigend. Kurz, ſie iſt ein Weib, wie es deren in der ſogenannten verfeinerten Welt genug giebt, das die Kunſt gelernt hat, die verächtlichen Geſinnungen ihres Herzens in einem Schleyer von Grazie zu hüllen, mit einer Art Anſtand zu buhlen, zu kuppeln, zu läſtern, und ihre eigne und andrer Ehre in die Schanze zu ſchlagen. Sie iſt gallſüchtig, boshaft, ein Weib ohne Tugend und Grundſätze, aber als Dame, mit Erziehung, mit einem Aufwand von Wiz und Geiſt, mit einem Anſtrich von feiner Lebensart, den billig das Laſter nie haben ſollte, aber, zum

Nachtheil unerfahrner, unbefangner Herzen, leider! allzuoft hat.

Gänzlich veredelt aber ist im Deutschen der äusserst verächtliche Karakter der Mistreß Edging, Kammermädchen der Lady Easy, das naseweiseste, impertinenteste und frecheste Ding von einer Zofe. Nicht genug, daß sie mit dem Gemahle ihrer Gebieterin auf das genaueste bekannt geworden, und also ihre Herrschaft auf das empfindlichste beleidigt hat, — sie erlaubt sich auch gegen diese durch sie in ihrem eigenen Hause auf das bitterste gekränkte Gebieterin den unverschämtesten, Respektwidrigsten Ton, den sich Kreaturen dieser Art nur immer erlauben können. Nicht genug, daß sie ihre niederträchtige Vertraulichkeit mit dem Gemahle ihrer Gebieterin noch immer fortsezt, sie läßt sie es auch auf die frechste Art empfinden, daß sie ihre Nebenbuhlerin ist. Sie macht dem Treulosen Ehemanne die empfindlichsten Vorwürfe über die Achtung, die er, bey allem seinen Flattersinn, doch noch immer für seine Gemahlin äussert, spricht in dem verächtlichsten, unanständigsten Tone von ihr, wenn dieser die Rechte seiner Gattin vertheidigt, und ihr Zügelloses Lästermaul

zu

zu ſtopfen ſucht. Sie läuft ihm überall nach, ſpionirt alle ſeine Wille und Tritte, und mis-braucht die Vertraulichkeit, zu der er mit ihr hinabgeſunken, mit aller der Gemeinheit, die ſo verworfenen Geſchöpfen eigen iſt. Sie ſucht jede Gelegenheit auf, ihn allein zu treffen, um ihn gleichſam zur Fortſezzung ſeiner ſtrafbaren Vertraulichkeit einzuladen. Die Szene des Ori-nals, wo Lady Eaſy ihren Gemahl und ſie in ſeiner Schlafkammer ſehr verdächtig und traulich neben einander ſchlafen findet, hat ſie mehr, als er, angelegt. Ja ſelbſt, gleich nach dieſer nie-derträchtigen Wiederhohlung ihres Verbrechens, iſt ſie frech genug, ihrer eben durch ſie auf das ſchändlichſte hintergangenen Gebieterin auf das naſeweiſeſte zu widerſprechen, frech genug, über das freundliche Betragen des dazu kommenden, ſich Schuldbewußten Mannes gegen ſeine betro-gene Gattin, die unverſchämteſte Eiferſucht zu äuſſern.

Wahr iſt dieſes Gemälde von Zofenfrechheit und Impertinenz zum Erſchrekken. Bis auf ſeine kleinſten Liniamente, iſt es getreue Darſtel-lung jener unglüklichen Geſchöpfe, die gegen alles Gefühl von Schaam und Zucht gleichgültig wer-

den und werden müſſen, weil ſie es, wie mein Freund und Landsmann, Schulz in Weimar, eben ſo ſchön als richtig ſagt, gegen ihr edleres Selbſt geworden ſind. *) Aber dieſe Wahrheit, ich ſag' es noch einmahl, iſt nicht für die Bühne, ſie iſt eine Art ſchmuziger Natur, die Ohr und Auge beleidigt, gegen die ſich der gute Geſchmak auflehnt, und die Bühne ſoll eine Schule für, nicht gegen den guten Geſchmak ſeyn.

Darum iſt auch die deutſche Rekke ganz was anders, als die engliſche Edging. Sie iſt weder impertinent noch frech, weder unverſchämt, noch liderlich; ſie iſt blos eitel, und ein wenig naſeweis und verſchnell, ſonſt gut und edel. Es thut ihrer Kammerjungfereitelkeit wohl, daß ein ſo vornehmer und gallanter Herr, als Karl von Bender, ein Auge auf ſie wirft, und in ihr niedliches Lärvgen vergaft iſt. Er gefällt ihr ſogar nicht übel, denn er weiß ſeine Liebe ſo rührend zu geſtehn, ſich darüber ſo tragiſch auszudrükken, kann ſo beweglich von Sterben und Erſtechen reden, daß ihr ganz wunderlich

*) Siehe deſſen intereſſante Geſchichte der Revolution in Frankreich. Seite 26.

lich um's Herz wird. Aber, er iſt ihrer Gebieterin Gemahl, und damit hat das Ding ein Ende. Dieſe ihre Gebieterin iſt eine ſo gute Frau, es geht ihr ſo wohl in ihrem Dienſte. Weg mit dem gnädigen Herren! Mit Ernſt und Nachdruk, ſogar mit Würde, widerſezt ſie ſich dem vernehmen Liebhaber, als es ihm beliebt, ihr gewiſſe Anträge zu machen, zu deren Erfüllung ſie ſich zu gut fühlt; ſchikt ihn mit einem niedlich geflochtnen Korbe heim, und ſperrt ihm die Thüre vor der Naſe zu, in die er eindringen will. Bei dem allen traut ſie ſich ſelbſt nicht. Sie fühlt etwas in ſich vorgehn, das für ihrer Gebieterin, ihre eigne Ruhe gefährlich werden kann. Juliane, als Augenzeugin der Szene, aus der ſie ſich ſo brav herausgezogen, ſichtbar von ihrer Unſchuld überzeugt, und wider Willen von ihrem dankbaren Herzen hingeriſſen, beſchenkt ſie, nennt ſie gut und brav. Das rührt ihr ſich nicht ganz Schuldfrey bewußtes Herz auf das innigſte. Sie ſtürzt Julianen zu Füſſen, bittet um ihren Abſchied, und kann für Thränen nicht weiter reden, da Juliane ihr den Abſchied verſagt, und volles Zutrauen in ihre Tugend ſezt.

Karl von Bender ist, wiewohl er nur eine Nebenfigur macht, schon im Original ein sehr auffallender und brillanter Karakter. Seine fröhliche Unbesonnenheit, die Leichtigkeit, mit der er alles thut und sagt, die Gutherzigkeit, die überall bey ihm hervorsieht, die Achtung gegen seine Gattin, trotz aller seiner Flatterhaftigkeit; seine nie versiegende Laune, die selbst seiner Lüderlichkeit eine Art Grazie giebt, sind mit Meisterhand von Cibber gezeichnet. Der deutsche Dichter fand also hier so viel vorgearbeitet, daß seine Lokalisirung, unter allen Karakteren dieses Stüks die wenigsten Schwierigkeiten hatte. Die hauptsächlichste Verändrung war, daß er ihn weniger lüderlich machte, daß er ihn mehr sündigen wollen, als wirklich sündigen ließ; daß er und Nette in keinem strafbaren Verständnis mit einander stehen, daß er nur Lust hat, näher mit ihr bekannt zu werden; daß selbst diese Lust kein eigentlicher Plan, sondern nur vorübergehende Laune ist, daß er blos von der Gelegenheit, mit ihr allein zu seyn, profitiren will; daß es in dieser, bey Cibber so schlüpfrigen Szene, nur beym Wollen bleibt, nicht zur Ausführung kömmt; daß Unbesonnenheit und Leichtsinn bey

ihm

ihm noch hervorstechendere Züge seines Karakters sind, als selbst bey dem Engländer; daß seine Persiflage über eheliche Treue und beständige Liebe mehr Ton, mehr Bonmot, als Resultat seines Herzens sind; daß er ihn ernster und rührender sein Unrecht erkennen, und sich dessen schämen läßt; kurz, durch verschiedene neue Züge ihn noch mehr heraushob und der Achtung und Verzeihung des Zuschauers würdiger machte.

Graf von der Linde aber unterscheidet sich merklich von Cibbers Morelove. Der Engländer schmiegt sich bis an's Ende des Stüls unter dem Pantoffel der weiblichen Tyranney, läßt sich bis an's Ende von seiner liebäugelnden Quälerin, ihrem Mutwillen, ihren Launen, ihrer Koketterie neken und zerren; weint und winselt in einem fort, bittet sie sogar wegen der einzelen Wahrheiten, die er im Zorn gesagt, und die sie so sehr verdient hat, um Verzeihung; und ist von Herzen froh, daß sie sie vergessen, und sich seine Liebe gefallen lassen will. Karl bekehrt sie, nicht er, von Karln erfährt sie, welch ein verächtliches Geschöpf sie ist, nicht von ihm. Er ist sogar bey der Strafpredigt, die ihr Karl hält, himmelangst, bittet alle Augenblik vor, und

und weint beynahe über die Härte, mit der ihr Karl begegnet. Den Damen im Schlage der Lady Modiſh, wird freilich ſo ein Liebhaber gerade am willkommenſten ſeyn. Gar zu gern mögen ſie ihre Thorheiten, ja ſogar ihre Laſter für Liebenswürdigkeiten verkaufen, gar zu gern mit der Liebe eines rechtſchaffenen Mannes ihre Kurzweil haben, gar zu gern ſein Herz zu einem Spielwerk ihrer Launen machen. Ihnen iſt ein Liebhaber nur dazu da, zum öffentlichen Triumpf ihrer Reize zu dienen. Je verliebter, je blinder für Liebe gegen ihre Thorheiten, je nachgiebiger für Vergaſſung, gegen ihre Launen, Neckereyen und Ungezogenheiten er iſt: deſtomehr ſcheint er ihnen einer Eroberung wert. Aber ſo ein Liebhaber ſchändet zu ſehr den Karakter eines deutſchen Mannes, als daß ein deutſcher Dichter durch ſeine Aufſtellung die dramatiſche Kunſt und ſein Geſchlecht entweyhen ſollte. Graf von der Linde iſt alſo in der Bearbeitung mehr Mann geworden. Er iſt zwar nicht weniger verliebt, wie Morelove, läßt ſich auch lange nekken und zerren, aber endlich erwacht doch der Mann in ihm. So ſehr er noch an der mutwilligen Quälerin ſeines Herzens hängt, ſo ſehr er ſie noch mit

allen

allen ihren Unarten liebt, so ist er doch fest entschlossen, sie entweder zur Erkenntnis ihrer Thorheit zu bringen, oder ihr gänzlich zu entsagen. Ernst und streng eröfnet er ihr, daß er seine unwürdigen Fesseln zerbrechen, und eine Leidenschaft aufgeben will, die sie so wenig verdient. Standhaft widersteht er allen den Kunstgriffen des Spotts, des Schmeichelns und der Thränen, mit denen sie so oft sein zu leicht getäuschtes Herz überraschte; stellt ihr feurig, treffend und nachdrüklich das Bild ihres zweideutigen Karakters auf, nimmt ihr Herz in die Presse, und bohrt ihr die Wikke bis aufs Fleisch in die Wunde. Es wird ihm sauer, aber er läßt nicht nach, bis sie fühlt, was sie ist, bis sie sich schämt zu scheinen, was sie ist; bis sie den ungeheucheltsten Entschluß faßt, anders zu werden. Es sind harte, bittre Wahrheiten, die er ihr sagt, aber sie hat sie verdient. Soll ein Weib, dessen höchster Schmuk Sittsamkeit, Bescheidenheit und Zurükhaltung ist, ungestraft gegen Wohlstand, Dekorum und Delikatesse sündigen? Soll es, da doch Sanftheit, zartes Gefühl für die Ehre, und Geräuschlose Liebenswürdigkeit seine schönsten Tugenden sind, ungezüchtigt ihren Wiz zügellos ausschweifen

las-

laſſen, Dummköpfe und Narren zu einem Hofſtaat um ſich verſammeln und den rechtſchafnen Mann öffentlich zum Geſpött machen? Die weibliche Delikateſſe und das männliche Ehrgefühl mögen hier entſcheiden. Ich ſezze nichts weiter hinzu.

Aus dem dreiſten, frechen und entſchiedenen Wollüſtling, **Foppington**, endlich iſt im Legationsrat **Möll** blos ein ſüſſer, falſelnder Gek geworden, eine Art ſchönen Geiſtes, der ſich beſtändig geſucht und zierlich ausdrükken will, nach Wiz und Einfällen haſcht, in dem ſelbſtgefälligſten Ton von ſich, und mit einem Air de Suiſiſance von andern ſpricht. Er prahlt mit Siegen über die Weiber, die er nie erhalten hat, macht ſich eine Ehre daraus, an dem Narrenſeile ihrer Launen herum zu tanzen, und glaubt jede Dame in ſich verliebt, der er ſeine Affenſprünge vormachen muß. Er dringt ſich überall auf, und iſt überall willkommen, weil die Weiber mit ihm machen können, was ſie nur immer wollen. Er fühlt, daß er nur zur Kurzweil dient, daß man ſich über ihn luſtig macht, aber er wird nie böſe darüber, ſondern lacht ſelbſt aus vollem Halſe mit. Er ſieht ſich öffentlich von **Roſalien**

zum

zum Narren und Gespötte gemacht, wird aber nicht im geringsten dadurch deroutenanzirt, sondern freut sich vielmehr, daß es mit so vielem Geschmakke geschieht, und rächt sich blos mit einer Sottise auf die Weiber; kurz, ist eins der Geschöpfe, von denen einem die Originale in allen grossen Städten zu Duzzenden unter die Nase laufen.

Vielleicht bleibt dies Gemälde deutscher Sitten und deutscher Thorheit, mit allen seinen gemilderten Pinselstrichen und sanfter verriebenen Farben, demungeachtet noch immer eine etwas dreiste und freie Schilderey. Aber treu ist sie, das wird jeder bestätigen, der diese Sitten und Thorheiten der grossen Welt jemahls in der Nähe gesehn hat. Ein Beweis davon ist der allgemeine Beyfall, den die öffentliche Ausstellung dieser Schilderey auf der Wiener Nazionalbühne gleich anfangs, und mit jeder Wiederhohlung, bey immer vollem Hause, ununterbrochen fort erhalten hat. "Die Zeichnung ist kühn und kräftig, aber sie ist wahr, lautete das einstimmige Urtheil dort. So denkt, so spricht, so handelt man in der Welt, die der Dichter nachahmte." Niemand tadelte ihn, daß er gerade diese Welt

ſeinem Vorwurf gewählt hatte. Auch hat, dünkt mich, der Dichter ein unumſchränktes Recht in der Wahl ſeines Thema, und Niemand darf ihm vorſchreiben, dies oder jenes hätte er wählen ſollen. Die ganze menſchliche Natur liegt ausgebreitet vor ihm da, und es ſteht ganz in ſeiner Willkühr, welche Seite er von ihr enthüllen, und zum Unterricht, zur Nachahmung oder zum Abſchrekken, dem Auge des Leſers oder des Zuſchauers vorführen will. Der Leſer und Zuſchauer muß ihn dann, wenn er billig ſeyn will, nach dieſem ſeinen gewählten Vorwurf richten, oder wenn er das nicht kann, ſich wenigſtens beſcheiden eines eigentlichen Richterausſpruchs enthalten. Iſt, z. B., wie hier, die groſſe Welt einmahl der Gegenſtand ſeiner Nachahmung, ſo muß er ſie auch ſo verderbt und ſo kultivirt, ſo böſe und ſo gut darſtellen, wie ſie iſt. Seine Karaktere müſſen die ganze Wahrheit dieſer Welt haben, handeln und reden, wie es ihnen zukömmt; ſo ausgelaſſen und ſo freigeiſtriſch, ſo üppig und laſziv, wie ſie exiſtiren; kurz, ſo treu, wie ſie nur immer, ohne den guten Geſchmak und die Sittlichkeit ganz offenbar zu beleidigen, nachgeahmt werden können. Seine ſpielenden

Per-

Perſonen müſſen perſifliren und wizzeln, wie es in dieſer Welt Ton iſt; ihren Grundſätzen und Erfahrungen gemäß, über die Dinge um ſich urtheilen, wär es noch ſo ſchief, ſchielend und unbeſtimmt; ſo wie ein Gotteslengner die gröſte Blasphemie muß ſagen dürfen, ſobald er als Gotteslengner karakteriſirt werden ſoll. Dieſe ſchiefen und unbeſtimmten Urtheile ſind dann nicht des Dichters Meinung, ſondern die Meinung ſeiner Perſonen, und man hat gar keine Begriffe von der dramatiſchen Kunſt, wenn man ſie dem Dichter anrechnet, oder wohl gar den Karakter dieſer Perſonen mit dem ſeinen vermengt. Geſchieht es demungeachtet, ſo thut der Dichter ſehr wohl, wenn er ſich dadurch nicht irre machen läßt. Was würde aus ſeiner Kunſt werden, wenn er ſolche erbärmliche Rükſichten nehmen müßte.

Indes iſt es auch ſehr begreiflich, daß das Gemälde dieſer Welt nicht überall gleiche Senſazion machen, daß es ſogar hier und da anſtößig ſeyn und misfallen kann, ohne, daß dabey der Dichter oder das Publikum, dem es misfallt, verlieren. Wenn dieſe Welt nur in Reſidenzen einheimiſch iſt, ſo iſt das Gemälde davon auch nur in Reſidenzen Waare für den Plaz. Nur

hier kann man von ihrer Exiſtenz, von ihrer Natur und Treue überzeugt ſeyn, ſie be- und verlachen. Man darf nur um ſich blikken, ſo ſieht man die Originale, vielleicht ein wenig anders nüanzirt, aber ſonſt die nehmlichen, vom Kopf bis zum Fuß, die der Dichter der Natur abbeobachte. Man findet nichts zu frey und nichts zu anſtößig, denn dies Freie und Anſtößige fällt täglich vor; man freut ſich, daß es der Dichter ſo gut getroffen hat, lacht oder ſchämt ſich, klatſcht oder ärgert ſich, je nachdem man ſich getroffen fühlt oder nicht; und muß ſelbſt, ſich und ſeine eigene Thorheit erkennend, wenn auch nur leiſe, der Wahrheit die Ehre geben, und, wär's auch nur dem Nachbar in's Ohr, ſagen: der Dichter hat Recht.

Ein anders aber iſt es mit dieſem Gemälde, wenn es vor einem Publikum aufgeſtellt wird, dem dieſe Welt ganz fremd iſt. Dieſem dünkt alles darin neu, unerhört, beleidigend und anſtößig. Weder Ton noch Betragen, weder Phiſiognomie noch Perſon, weder Sprache noch Karakter, paßt in den Kreis ſeiner Welt, in den Zirkel ſeiner Bekanntſchaften. Bey ihm ſehen die Leute ganz anders aus, ſprechen ganz anders, nehmen ſich ganz anders. Wie ſollt' es nun

mit

mit dieſen Fremdlingen ſympathiſiren, wie ſollt' es Intereſſe an ihnen nehmen können? Die ganze Wahrheit des Gemäldes geht alſo für dieſe Zuſchauer verlohren, aus dem ganz ſimplen Grunde, ſie haben keine Empfänglichkeit dafür, und können keine haben, weil der Gegenſtand deſſelben für ſie ein unentdektes Land iſt, deſſen Endekkung ſie nicht einmahl reizt.

Hierin liegt denn auch die Auflöſung der Frage: wie konnten die Beſchämten in Wien ſo auſſerordentlichen und in Hamburg ſo gar keinen Beyfall finden? Daß ſie den Wienern gefielen, daran waren weder angehäufte Handlung, noch übereinander polternde Situazionen, weder Szenen, in denen bald geflucht und bald geſegnet, bald aus vollem Halſe gelacht, bald ganz erbärmlich geſchluchſt wird, noch ſchreiende, Lermſchlagende Karaktere ſchuld. Da giebts keine Ohnmachten, keinen Wahnwiz, gar nichts von dem, was auch dem mittelmäßigſten Produkte Beyfall verſchaffen kann. Es iſt ein Luſtſpiel in der Manier der Marivaux und Deſtouches, in dem die ſpielenden Perſonen ihre Karaktere und Geſinnungen mehr durch Dialog, als eine angehäufte Handlung entwik-

kein, in dem mehr der Wiz, als eine Reihe toller und närrischer Situazionen Lachen erregt. Der Beyfall der Wiener kann also keinen andern Grund haben, als ihre beßre Bekanntschaft mit der vom Dichter vorgeführten Welt, als ihr Gefühl der wirklichen Existenz und Wahrheit dieser Welt; so wie das Misfallen der Hamburger in ihrer Nichtbekanntschaft mit dieser Welt und ihrem Zweifel an der Existenz derselben liegt. Der Beyfall dieses Stüks bey dem einen, und das Misfallen bey dem andern, ist also ganz natürlich; es wird darum weder besser, noch schlechter, als es ist; und der Geschmak kann, troz diesem Gefallen und Nichtgefallen, bey dem einen so fein, wie bey dem andern seyn.

Deswegen darf auch der Verfasser, ungeachtet des Nichtgefallens seines Lustspiels, von der Wahrheit seiner Darstellung noch immer überzeugt bleiben. Auch wird diese Wahrheit überall wirken, überall dafür erkannt werden, wo sie zu Haus ist. Uibrigens war es von ihm sehr wohlgethan, daß er sein hier gefallnes Kind, gleich nach der ersten Vorstellung, zurüknahm, und sich bey Herrn Schröder die fernere Aufführung desselben ernst und feyerlich verbat.

Zum

Zum Beſchluß noch einige Anmerkungen über die Aufführung dieſes Luſtſpiels zu Wien und zu Hamburg.

Karl von Bender gehört zu Herrn Brokmans ſchönſten Rollen. Er ſpielt ihn mit aller der Jovialität, mit aller der Laune, die der Engländer und Deutſche in dieſen Karakter gelegt haben. Kein Zug geht verlohren, kein Bonmot fällt auf die Erde. Sein Ton iſt der wahre Ton der Libertinage, und ſein ganzes Betragen verräth die fröhliche Unbeſonnenheit ſeines Karakters. Dabey ſticht die Güte ſeines Herzens überall ſo ſichtbar hervor, daß man ihn lieben muß, man mag wollen oder nicht. Bey aller ſeiner Perſiflage über die Weiber, ehliche Liebe und Treue, iſt ſeine Hochachtung gegen die reine Weiblichkeit, die ſeine Juliane ſo liebenswürdig macht, doch ſo ungeheuchelt, und ſeine Beſchämung in der Bekehrungsſzene ſo aufrichtig, ſteht ſo deutlich auf allen ſeinen Geſichtszügen, daß gar kein Zweifel an ſeiner Beſſerung übrig bleibt. Wie ſchön Herr Schröder, der in der Kunſt, ſich zu vermannigfaltigen, und den Menſchen vom König bis zum Bettler, und vom Pedanten bis zum Weltmann, in ſeiner wahren,

eigenthümlichen Gestalt darzustellen, so einzig unter Deutschlands Schauspielern dasteht, einen Karakter, wie diesen, spielen muß, leuchtet von selbst ein, auch, wenn man ihn nicht als Klingsberg gesehen hat. Sein Genius wacht so oft, wenn der Dichter schläft, daß er unmöglich da schlafen kann, wo der Dichter nur einigermassen gewacht hat. Da ist auch kein Bug, keine Falte, kein Maal, das nicht in Karakteren dieser Art den Mann verkündigte, der in der grossen Welt gebohren und erzogen ist. Sein Humor strömt ununterbrochen fort, seine Lebhaftigkeit stokt nie. Welch eine reiche Ader von Laune in der Szene mit der Hofrathin von Gabel, welch eine Abwechslung in Ton und Geberde! Der wahre Geist der Persiflage. Man sieht sich in die wirkliche Welt versezt und vergißt das Theater. Eben so schön ist seine Beschämungsszene. Wie rührend erkennt er sein Unrecht, wie ganz aus dem Herzen kömmt sein Entschlus zur Besserung!

Madam Sacco als Juliane von Bender, leistet den strengsten Foderungen des Dichters Genüge. Die freundlichste Offenheit sizt auf ihrer Stirne, die sanfteste Gefälligkeit blikt aus ihren Augen, und die anziehendste Duldung

tönt

tönt aus dem ſüſſen Ton ihres Mundes. Ihr Organ, das ſilbernſte und einſchmeichelndſte, das je einer Schauſpielerin zu Theil ward, unterſtüzt ſie in dieſem Karakter der Toleranz und Güte ſo ausgezeichnet, daß jeder Laut davon unwiderſtehlich an das Herz ſchlägt. Wie vortreflich ſpielt und ſagt ſie den Monolog, wenn ſie von Karls ſtrafbaren Abſichten auf ihr Kammermädchen ſo ſichtbar überzeugt worden iſt; wie ſchön den Auftritt, wo ſie Karln verzeiht, und in der ſchmelzendſten Freude über ſeine Bekehrung ausbricht. Wie gern ſchreibt man fur's Theater, wenn man ſo verſtanden, wenn das, was man geſchrieben hat, ſo entwikkelt und ausgeführt wird. Auch in Julianens Darſtellung, durch Madam Schröder, ward dem Dichter dies Vergnügen zu Theil. Der Ausdruk edler Simplicität, reiner, unbefangner Güte, ſanfter Duldſamkeit und Ergebung, ſind ein ſo eigenthümliches Talent dieſer Künſtlerin, daß man alle dieſe Züge ſchöner Weiblichkeit nicht leicht in einer anziehendern Eintracht ſehen kann, als bey ihr. Alles an ihr entſpricht dieſen Zügen, die Beſcheidenheit ihres Bliks, der ſo ganz und gar keiner Koketterie fähig iſt, der ſtille Ausdruk ihres Geſichts, ſo

ganz von aller Prätension frey, der Ton ihrer Stimme, so ganz der Ton des Nachgebens. Ihre Juliane ist also auch, was sie, dem Zwekke des Dichters gemäß, seyn soll, Geistvoll, ohne Ansprüche auf Bewundrung, liebenswürdig ohne Schimmer, und tugendhaft ohne Prahlerey. Bescheidner kann kein Triumph seyn, als der, den sie bey der Beschämung ihres Karls äussert, und sanfter sich die Freude nicht ergiessen, als sie sich über seine Rükkehr ergießt.

Graf von der Linde ist eine eigentliche Lustspielrolle. Sie erfodert nicht nur den gebildetesten Anstand, die feinsten Weltmanieren, sondern auch den leichtesten civilisirtesten Ton des Umgangs. Gewöhnlicher Theaterhelden- und Prinzenanstand, gewöhnliche Theaterdeklamazion paßt zu dieser Rolle, wie der steife und Faltenreiche Halskragen unsrer Vorfahren zu einem Kleide nach modernem Zuschnitt. Dem hiesigen Schauspieler, Herrn Klingmann, gebührt daher in dem Karakter des Grafen von der Linde offenbar der Vorzug vor dem Wiener Schauspieler, Herrn Lange. Bey Herrn Lange wird der Graf von der Linde im Gang, Geberd' und Ton ein griechischer Tragödienheld, bey Herrn

Kling-

Klingmann ist er ein Mann aus unsrer Welt. Er hat Anstand, aber keinen geluchten, er spricht mit Affekt, aber nicht — was er wohl sonst im Lustspiel thut — im tragischen Ton. Sein Spiel ist lebhaft und feurig, ohne gemein zu werden. Alles, was er thut und sagt, ist natürlich, dem Karakter, den er spielt, treu, dem Stande, zu dem er gehört, angemessen. Graf von der Linde gehört zu Herrn Klingmans besten Komödienrollen.

Durch die eben so reizende, als glükliche Ausführung des Karakters der Gräfin Rosalia Berghrim, hat Madam Adamberger in Wien wieder einen neuen Beweis ihres für diese Art Rollen einzigen Talents abgelegt. Sie spielt mit einer Niedlichkeit und Feinheit, mit einer Abwechslung des Tons und der Gebärde, mit einem Reichthum von Laune und Munterkeit, mit einer so treuen Nachahmung der Damennatur und Welt um sich her, daß jeder Mund im Parterr bewundernd und klatschend ausrief: bey Gott, wie aus dem Spiegel gestohlen! Auch nicht eine Eigenthümlichkeit ihres Karakters entschlüpft ihr. Alle die kleinen Minauderien und Neckereyen, alle die feinen Züge von Koketterie

im

im Anzuge, Betragen, Blik und Sprache; das beſtändige Beſſern und Aendern ihres Puzes, das Spiel mit dem Fächer, das edelnachläßige in ihrem Anſtande; das leichtunbeſonnene im Ausdruk, das ganze Queckſilbrige Weſen, was die Damen dieſer Sphäre karakteriſirt, wird von ihr, bis auf die kleinſte Nüanzen, bezeichnet. Und doch wird ihre Zeichnung nie ekel, doch iſt alles mit dem Schleyer von Grazie behangen, mit dem dieſe Damen ſo ausgelernt ihre Schlüpfrig- und Unpriggkeit zu bedekken wiſſen. Madam Eule hier gab ſich die ſichtbarſte Mühe, den Foderungen des Dichters Gnüge zu leiſten, und verdient deswegen Lob. Aber der Karakter liegt ganz auſſer ihrer Sphäre. Sie kennt dieſe Welt und ihren Ton nicht, auch fehlt es ihr an der Leichtigkeit und Gewandheit, die hier unentbehrlich iſt zur Täuſchung. Ueberhaupt zweifl' ich, daß, auſſer Demoiſell Withöft in Manheim, und Madame Unzelmann in Berlin, irgend eine unſrer Schauſpielerinnen es Madam Adamberger in dieſem Karakter gleichthun werde.

In der Darſtellung des Legationsrat von Möll kam Herr Langerhans hier dem Ideale des Dichters näher, als Herr Dauer in Wien,

und

und doch that ihr abweichendes und ganz verschiedenes Spiel gerade die entgegengesezte Wirkung. Der Hamburger Möll erregte kaum ein Lächeln, der Wiener ließ die Zuschauer fast nicht aus dem Lachen kommen. Die Hauptursach dieser ganz entgegengesezten Wirkung des wahreren und falschern Spiels liegt wohl darin, daß der Wiz in Mölls beziehenden Betheurungen dort mehr und allgemeiner einleuchtete als hier, daß der Karakter desselben in Wien mehr einheimisch ist, als in Hamburg. Ausserdem aber legte auch Herr Dauer, wiewohl er die Meynung des Dichters wenig oder gar nicht errieth, mehr komisches Salz und Leben in sein Spiel, dahingegen Herren Langerhans Geziertheit und Süßlichkeit sich allzusehr dehnte. Eine Hauptsünde gegen den Karakter, theilten beyde Schauspieler, die: daß sie den Mann vom Stande gänzlich vergassen, und den in der grossen Welt erzogenen und gebildeten, gewandten und geschmeidigen Gekken in einen blossen süßlichen und gezierten Pedanten verwandelten; daß die Züge von falscher Schöngeisterey, vollübler und wizzelnder Schwazhaftigkeit, von Persifflage und Suifisance, stolzer

in ſich ſelbſt Verliebtheit, von Prahlerey, dem ſich Schmiegen und Biegen in alle Launen, dem durch nichts in der Welt dekontenanzirt werden, was die Möllſche Gekkerey ſo auffallend vor allen ähnlichen Gekkereyen heraushebt, in ihrem Spiel faſt durchaus verlohren gingen. Züge, ohne die, wenn nicht, wie in Wien, ein äuſſerſt glükliches Ohngefähr waltet, der Karakter ſchlechterdings fallen muß.

Der Wiener Hofrätin von Gabel ſah man in dem Spiele der Madam Stephanie ganz deutlich den Groll an, mit dem die Schauſpielerin dieſe Rolle übernahm. Unſtreitig hatte der Groll der Madam Stephanie Unrecht. Denn auch der verworfenſte Karakter gehört ſo gut in das Reich der Nachahmung, wie der tugendhafteſte, und die Kunſt hat von der Darſtellung des einen, wie des andern, gleiche Ehre, wenn ſie nur treu und wahr nachahmt. Aber Unrecht oder nicht, Madam Stephanie iſt eine ſchöne Frau, und mit einer ſchönen Frau zu hadern, dazu iſt ſelbſt die Kritik zu gallant. Was die Kritik gegen Madam Stephanie iſt, war Madam Benſike hier gegen den Dichter. Sie führte, ſo wenig auch dieſe Rolle eine von denen

ſeyn

ſeyn mag, die ſie gern ſpielte, dennoch ihre Hofräthin Babel dem Wunſche des Dichters gemäß aus, feſt überzeugt, ſie vergebe deswegen ihrem Talente nichts, wenn ſie darſtellte, was der Dichter dargeſtellt haben wollte. Selbſt das unverſtändige Vorurtheil unverſtändiger Zuſchauer, die gar zu gern Karaktere dieſer Art mit dem Dichter, und dem Künſtler, der ſie darſtellt, verwechſeln, und den Haß, der nur eigentlich dem Karakter gehört, ſehr unweiſe und lächerlich, auf ſeinen Darſteller werfen, ſchrekte ſie nicht ab. Sie rechnete auf den Beyfall der Weiſen im Volk, die beſſere und gründlichere Einſichten vom erſten Zwekke der Kunſt haben, und den Künſtler von dem Menſchen, und ſeinen nachgahmten Karakter von ſeinem wirklichen zu unterſcheiden wiſſen.

Nette wird in Wien wechſelsweis von Madam Stierle und Madam Schüz geſpielt. Beyde lieſſen dem Dichter nichts zu wünſchen über. Ihre Darſtellung hatte Leben, Wahrheit, und den feinen Anſtrich von Schuldloſer Kokketerie, der dieſem Karakter eigen iſt. Auch die Züge von Gutheit und feiner Lebensart, die dies Kammermädchen von dem gewöhnlichen Soubret-

ten-

tengeschlecht absondern, wurden von ihnen nicht unbemerkt gelassen. Madame Löhrs hier machte manches recht hubsch, aber sie fiel zu sehr in den Ton ihrer Lotte in Menschenhaß und Reue.

IX.

Am vierzehnten Oktober: Betrug durch Aberglauben, Singspiel in zwei Aufzügen von Eberl, die Musik vom Edlen von Dittersdorf.

Der Verfasser dieses Singspiels, Herr Eberl, ist schon seit Jahren einer der rüstigsten Papier- und Federnvertheurer des litterarischen Unterklubs zu Wien. Seitdem ihn aber sein günstiges Schikſal zu dem Rang eines dramatischen Neuigkeitenkrämers für das Vorstadttheater des Herrn Marinelli erhoben hat, auf dem der Weitbekannte und Weltberüchtigte Kakperle, sonst auch la Roche genannt, sein Spaßhaftes Wesen treibt, ist der Popanz — Geist kann man wohl nicht sagen — der Vielschreiberey vollends so mächtig in ihn gefahren, daß er seine Finger unabläſſig zu neuen Ausleerungen

tungen ſeines Tintenfaſſes und ſeiner Feder hin= kribbelt. Mit einer unerreichlichen Fruchtbar= keit bläßt er aus dem Seifenſchaum ſeines Ge= hirns eine bunte Blaſe nach der andern in ſein Publikum, die aber, nach dem traurigen Schikſal aller Seifenblaſen, in dem nehmlichen Augenblik, in dem ſie hehr und lieblich aufſteigen, wieder zerpuffen, und auch nicht eine Spur ihres Da= ſeyns hinterlaſſen. So zahlreich alſo die Luft= familie iſt, mit der ſein Waſſergenius ſeinen Helden, Kasperle, und ſein Publikum in der Leopoldſtadt, *) beſchenkt, ſo wenig weiß man doch im eigentlichen Wien von ihrer Exiſtenz. Uiber die Gränze gelängen ſie vollends gar nicht. Die armen Kinder kommen gleich ſo ſiech, ſchwäch= lich und krüppelhaft auf die Welt, daß ihr Athem= ſchöpfen und ihr Athemverlieren zugleich die erſte und lezte Handlung ihres kläglichen Lebens iſt. Sie ſchnappen blos nach Odem, um den Tod ein= zuziehen, nicht einmahl die Nothtaufe der Kritik kann ihnen zu Theil werden, und ſo ſterben ſie dann, wie arme, blinde Heyden, vom Hauſ' aus verdammt, und ohne Barmherzigkeit der Hölle der ewigen Vergängnis überantwortet.

Dieſes

*) Der Schauplaz der Kasperliaden.

Dieſes vielfältige Unglük mit den Kindern ſeiner eignen Rache bewog den gebeugten und bekümmerten Vater endlich, fremde Kinder zu adoptiren, um in ihnen längere und dauerhaftere Vaterfreuden zu genieſſen. Er begann alſo die beliebteſten italieniſchen Opern des Wiener Hoftheaters für ſein Publikum in der Leopoldſtadt in ſein Deutſch zu überſezzen, um ſo ſich und ſeine adoptirten Kinder unter dem Strahlenmantel der Paiſello Sallieri und Martini — wenn auch als Contrebande — in den Tempel des Beyfalls einſchwärzen zu laſſen. In der That hat auch Niemand zu dem Geſchäft, italieniſchen Opernunſinn in deutſchen umzuprägen, einen ſo unleugbaren Beruf, als Herr Eberl. Es herrſcht in ſeinen und jenen Produkten eine ſo auffallende Geiſtesähnlichkeit, daß ſich gar keine innigere Verbrüderung zweier Weſen denken läßt, als dieſes Band der Eintracht zwiſchen dieſen deutſchen und jenen italieniſchen Dichtern. Und, da die Operliebhaber Sinnloſigkeit, Plattitüden und Ungereimtheiten für die weſentlichſten Beſtandtheile des Schauſpiels halten, zu denen die Paiſello, Sallieri und Martini ihr unſterbliches Talent herleihen müſſen, ſo konnt' es auch nicht fehlen, daß dieſer Herr Eberl und dieſe italieniſchen Operndichter um ſo gröſſern

Beyfall erhielten, je toller, abentheuerlicher und grotesker sie die dramatische Kunst entweyhten, je offenbarer sie in ihren Irrhausprodukten die gesunde Vernunft an den Pranger stellten.

Durch diesen glorreichen Beyfall aufgemuntert, bekam der Eberlsche Zeugungspopanz neuen Mut. Er wagte mit der Göttin Unvernunft abermahls einen Beyschlaf, und die herrliche Frucht dieser Liebesumarmung war — Betrug durch Aberglauben; ein Produkt, das wert wäre, auf italienischem Opernboden entsprossen zu seyn, so würdig ist es der Mutter, in deren Umarmung es entstanden ist. Der kahlste, jämmerlichste Plan, die gemeinste, alltäglichste Fabel, der platteste, trivialste Spaßmacherspaaß, der je auf einem Budentheater ist gesprochen worden, der Lendenlahmste, Kraft- und Saftloseste Dialog, Verse, die, wie ein Fiacreroß, stolpern, und Reime, die, wie eine Kindertlapper, gellen, sind die Karakterzüge, durch die dieses dramatische Wechselbalg sich auszeichnet.

Die nähere Zergliederung dieses Tadels wird man mir hoffentlich schenken. Bey einem so elenden poetischen Machwerke wär es Herabwürdigung der Kritik, wenn sie noch beweisen sollte, was jedem Auge, selbst dem, das eine Lorgnette nötig hat, beym ersten flüchtigsten Blik auf diese verschobene,

ver-

verzerrte und verdrehte Gnomenfrazze, bis zum Greifen einleuchtet. Auch möcht' ich nicht gern in den Fehler ihres Urhebers fallen, und so läſterlich Zeit, Pappier und Tinte verſchwenden. Genug, daß ſein Kind beim rechten Nahmen genannt worden. Und ſo mag er denn, ſo viel es ihm gefällt, dieſen Werken der Finſterniß leben, und, nach Belieben, noch der Vater einer ſehr zahlreichen Familie von Seekälbern, Meerkazzen und Orangoutans werden. So lange die Dittersdorf bey ſeinen Misgeburten Pathenſtelle vertreten, ſo lange die Armenſündergerippe ſeines dramatiſchen Schöpfungsgeiſtes den Genius dieſes vortreflichen Komponiſten zu ſolchen herrlichen Werken zu begeiſtern inſtande ſind, als dieſe Muſik zum Betrug durch Aberglauben: ſo lange mag er ſeine poetiſche Nohtzucht ungeſtört und ungeſtraft forttreiben. Die Kritik wird ihm großmüthig vergeben, ſeine unſelige Exiſtenz gern vergeſſen, und ihm ſogar, wenn er ſelbſt den Weg alles Fleiſches geht, den ſeine theuren Geburten ſchon längſt gegangen ſind, noch die tolerante und ſchonende Grabſchrift ſezzen, die ein Epigrammatiſt vorlängſt einem ähnlichen Dichtermann geſezt hat:

Hier ruhet ſanft der Dichter, Eſſen,
Er ſchrieb des Unſinns viel, und reimte herzlich matt;
Gott woll' in jener Welt die Sünden ihm vergeſſen,
Wie man ſie hier vergeſſen hat.

Inhalt.

7.

König Lear, Trauerspiel in fünf Aufzügen, nach Shakespear von Schröder.

8.

Die Beschämten, oder die Weiblichkeit in ihrer Schwäche, Lustspiel in fünf Aufzügen, nach Cibber.

9.

Betrug durch Aberglauben, Singspiel in zwei Aufzügen, von Eberl, die Musik von vom Edlen von Dittersdorf.

Von dieser Schrift erscheint alle Monate ein Heft. Drey solcher Hefte machen einen Band aus, und zu jedesmaligen 3ten Hefte kömmt ein in Kupfer gestochener Haupt-Titel und ein Kupfer in Octav-Format. Erstern ziert eine passende Vignette, und Letzteres [illegible] entweder eine theatralische Gruppe, oder eine [illegible] mit dem Kostume irgend eines Zeitalters: das [illegible] werden soll, wenn es die Umstände erfordern.

Der Preiß eines Jahrgangs von 12 Heften ist [illegible] — an Gold, den Louisd'or zu 5 [illegible] — [illegible]. Diesen Betrag bezahlt jeder Interessent [illegible] ersten Heftes.

Alle löbliche Postämter und Buchhandlungen, oder wem es sonst noch gefällig seyn sollte, die Distribution derselben zu übernehmen, erhalten die gewöhnliche Provision für ihre Bemühung, und wenden sich gefälligst

an die Kayserl. Reichs-, Ober-, [illegible] Zeitungs-Expedition in Hamburg, welche die monatliche Versendung an alle [illegible] Post-Aemtern und [illegible] Deutschlands übernommen:

— — Herzogl. Zeitungs-Expedition in Gotha. Auch an folgende Buchhandlungen:

nach Berlin, an Herren Hallde [illegible]

— Frankfurt am Mayn, an Herren [illegible]

— Hamburg, an Herren [illegible]

— Leipzig, an Herrn [illegible]

— Nürnberg, an Herren [illegible]

— Prag, an Herrn [illegible]

— Strasburg, an die akademische Buchhandlung;

— Wien, an Herrn [illegible], oder

an die Verlagshandlung in Schwerin.

Dramaturgiſche Monate.

Erſter Band.

Drittes Stük.

X.

Am funfzehnten Oktober 1789: **Hamlet**, Trauerſpiel in fünf Aufzügen, nach **Shakeſpeare**, von **Schröder**; am ſechszehnten der ſeltne **Freyer**, nach **Gernevalde**, von **Meyer**, mit der Wiederhohlung des Singſpiels: **die Wilden**; und am zwanzigſten: die **Uebereilung**, Luſtſpiel in einem Aufzuge, aus dem Engliſchen, dazu die **verſtellte Kranke**, Luſtſpiel in drei Aufzügen, von **Goldoni**.

Hamlet hat unter allen Shakeſpeareſchen Trauerſpielen am früheſten und öfterſten meine Aufmerkſamkeit und mein Nachdenken be-

ſchäftigt. Durch ihn macht' ich meine erſte Bekantſchaft mit dieſem Dichter. In meinem ſiebzehnten Jahre laß ich ihn deutſch, und in meinem ein und zwanzigſten ſtudirt' ich ihn in ſeiner eigenen Sprache. Der Eindruk, den dieſe Lektüre auf mich machte, war ſo eizen, neu und wunderbar, daß das Wie? und Warum? davon ſchon damahls meinen Verſtand in die lebhafteſte Thätigkeit ſezte. Faſt von jedem Karakter in demſelben ſchwebte eine Geſtalt vor meiner Seele; faſt jede wichtige Stelle darin wuſt' ich auswendig, und vernahm ihren Ton und Akzent mit den Ohren meines Geiſtes. Beſonders regt' und bewegt' ich den Karakter Hamlets ſo lange in meiner Phantaſie, bis er zum vollſtändigen Bilde ward. Mit der erſten Vorſtellung dieſes Trauerſpiels aber ging es mir ſonderbar. Ich fühlte mich lange nicht ſo warm und feſtgehalten, lange nicht ſo bewegt und erſchüttert, lange nicht ſo in die Wirklichkeit verzaubert, als ich träumte, glaubte und hofte. Da war manches ſo ganz anders, als es vor meiner Phantaſie ſtand, da blieb ich kalt, wo ſich bey der Lektüre mein Haar gelüpft, da ſaß ich lau und ſchläfrig, wo ich ängſtlich geſchaudert, da lacht' ich, wo ich geweint,

da erblikt' ich Komödianterey, wo ich Menschheit erwartet hatte.

Woher, und wodurch nun dieser ganz verschiedene Eindruk bey der Lektüre und der Vorstellung? Diese Untersuchung zog mich immer tiefer und tiefer in Hamlets Studium hinein. Jezt entwikkelt' und entfaltete ich vollends jeden Karakter, erforschte Plan, Fabel und Gang des Stüks; verglich es mit den Quellen, die Shakespeare benuzte; untersuchte die Art und Weise seiner Benuzzung; las und durchdachte Schröders Bearbeitung, Monsieur Ducis Parrodie, und ihre Nachahmung im Wälschen und Holländischen. Und so entstand alles, was ich über Hamlet vom Jahre 1777 bis 1784 schrieb, und dem Publikum zur Prüfung mittheilte. *) Hierauf muß ich meine Leser verweisen. Alles dies hier wiederhohlen, wäre lästige Michausschreiberey und ekles Wiederkäuen. Eine Schrift aber, die der Kultur des Geschmeks und

*) Siehe die Schrift über Brokmans Hamlet, den ersten Theil meiner dramaturgischen Fragmente, und der litterarischen Fragmente zweyten Theil.

und der Verbreitung des Schönen gewidmet ist, muß weder durch das eine, noch durch das andere, diesen Zwek selbst mutwillig zerstören.

Nur über die Ophelia der Madam Schröder erlaube man mir ein paar Worte. Die Szenen des Wahnwizes in dieser Rolle gehören unstreitig zu den rührendsten, die Shakespeare je gedacht und niedergeschrieben hat. Was besonders das Herzangreifende dieser Szenen erhöht, ist die dumpfe Fühllosigkeit, die Opheliens unglüklichen Wahnwiz karakterisirt. Eine der vortreflichsten Schauspielerinnen, die das deutsche Theater jemahls gehabt hat, die verstorbne Jacquet in Wien, kam dem Ideal, das ich mir immer von der Bezeichnung dieser dumpfen Fühllosigkeit in der theatralischen Darstellung machte, sehr nahe, aber ganz erreicht sah' ich nur es von der hiesigen Künstlerin. Sie ist die erste und einzige deutsche Schauspielerin, die die Kühnheit hatte, die einzelen Strophen aus den alten Balladen, die Shakespeare seiner Ophelia in den Mund legte, wirklich zu singen. Die Melodie, die sie sich zu diesem Gesang selbst erfunden, und der einfache, dumpfe, verstimmte Ton, mit dem sie ihn vorträgt, haben eine fürchterlich große

Wahr-

Wahrheit; sie zerschneiden das Herz bis auf seine kleinsten Fäserchen, und füllen die Augen mit grossen schweren Thränentropfen. Ihr todtenblasses Gesicht, ihre starren Blikke, und der zum Lächeln verzogene Mund, indes alle übrigen Theile ihres Gesichts von Wahnwiz gespannt sind, geben dem Gemälde vollends den höchsten Grad von Wahrheit, der sich aber besser empfinden, als beschreiben läßt.

Ueber den seltnen Freyer muß ich meine Leser abermahls auf meine dramaturgischen Fragmente *) verweisen, wo ich mich umständlich über ihn erklärt habe. Die Vorstellung desselben hier sah ich nicht. Ich verspare also die Zergliederung der Hauptkaraktere darin auf die nächste Wiederhohlung desselben.

Murphy's Uibereilung ist eine niedliche Plaisanterie, der man mit Vergnügen zusieht. Ein Herr von Kleefeld hat sich in die Frau des Herrn von Homberg verliebt, er hält sie aber für

*) Dramaturgische Fragmente, zweiter Band, S. 477.

für seine Schweſter, und thut ihr eine ſchriftliche Liebeserklärung. Ein vierzigjähriges Fräulein, Hombergs eigentliche Schweſter, eignet ſich dieſe Liebeserklärung zu, beantwortet dies Billet-doux, genehmigt ſeine Flammen, und fodert ihn auf, bey ihrem Bruder um ſie anzuhalten. Der entzükte Liebhaber gehorcht dieſem willkommenen Befehle, und der Bruder, wiewohl er den Sieg vierzigjähriger Reize über das Herz eines ſo jungen Mannes nicht begreifen kann, giebt, da er dadurch einer peinlichen Hauslaſt loß wird, ſeine Einwilligung mit Freuden. Wer iſt glüklicher als Kleefeld? er bittet nun um die Erlaubnis, der Königin ſeines Herzens ſelbſt aufwarten zu können. Homberg verſpricht, ſie ihm zu ſchikken, und durch ein Ohngefähr tritt, ſtatt der verheißnen zärtlichen Amaryllis, Hombergs Frau ein. Dies beſtärkt den Liebhaber vollends in ſeinem Irrthum, bis ſich endlich das Ding entwikkelt, und er mit Erſtaunen entdekt, daß ſeine Geliebte Hombergs Frau, die Urheberin des empfangnen Liebesbriefgen aber eine vierzigjährige Schäferin iſt, gegen deren Zärtlichkeit er ſich natürlich mit Händ' und Fuß wehrt. Dieſer durch das ganze kleine Stük

dauernde Irrthum giebt zu ſehr drolligen Situazionen Anlaß, die ungemein lachen machen, und eine ſehr angenehme Unterhaltung gewähren.

Die verſtellte Kranke — la finta ammalata — iſt eins von den ſechzehn Luſtſpielen, die der fruchtbarſte komiſche Dichter des neuern Theaters, Goldoni, im Jahre 1750 für das Theater St. Angelo zu Venedig verfertigte. Seinen Urſprung verdankt es einer kleinen Dichterboßheit gegen die Frau des Direktors, für den Goldoni arbeitete. Madame Medebac, eine vortrefliche Schauſpielerin, und voll Liebe für ihre Kunſt, war zugleich ein eigenſinniges, launenhaftes Ding. Dieſe Launen machten ſie oft wirklich krank, öfter aber glaubte ſie es zu ſeyn, und noch öfter that ſie, als ob ſie es wäre. Sie für dieſe kleinen Grimaſſen zu züchtigen, ſchrieb der Dichter ſeine finta ammalata, und Madame Medebak mußte die Hauptrolle ſelbſt ſpielen. Die Naſe der Dame war fein genug, Goldoni's Abſicht zu wittern, aber die Rolle gefiel ihr, ſie that alſo, als merke ſie nichts, übernahm ihre Roſaura, und ſpielte ſie nach Goldoni's eigenem Geſtändniſſe, unverbeſſerlich.

Das Stük ist reich an komischen Zügen, die Fabel ist närrisch genug ersonnen, und mit vielem Wiz durchgeführt. Rosaurens angenommene Krankheit, die Aengstlichkeit ihres Vaters, die Charlatanerie des Dokter Buonatesta, Malfatti's Ignoranz, der Aderlassende Chirurgus, und der Zeitungsnärrische taube Agapito, bringen ein ausserordentliches Leben in die Handlung und geben zu den tollsten und Baucherschütterndsten Szenen Anlaß. Es wird freilich auch viel darin gesaalbadert, manches platte Späßchen gesagt, und die Dame Beatrice, nebst dem Herren Florindo, sind ein paar sehr lästige Personagen; aber mit diesen Fehlern der Saalbaderey, des platten Wizzes, der nur halb reifen, flachgezeichneten, und sehr zu entbehrenden Karaktere, sind Goldonis Produkte gewöhnlich behaftet; Fehler, die bei einem so allzeitfertigen Dichter, wie er, nicht leicht vermieden werden konnten.

Auch hinderten diese Fehler die gute Aufnahme der verstellten Kranken zu Venedig nicht. Die komische Laune und die Lustigkeit, die durchaus darin herrschen, erwarben ihr einen allgemeinen Beyfall. Dasselbe Glük

machte ſie in Deutſchland. Wer, der ſie je aufführen geſehn, hat ſie nicht mit Vergnügen geſehn, und wer ſieht ſie nicht noch gern, ohngeachtet ſie nun ſchon über zwei und zwanzig Jahre auf unſern Bühnen gegeben wird.

Die hieſige Vorſtellung davon fällt ungemein gut aus. Sie geſchieht mit aller der Rund- und Raſchheit, mit aller der Lebhaftigkeit, die Stükke dieſer Art ſchlechterdings erfodern, wenn ſie nicht matt werden ſollen. Komiſche Szenen müſſen ſchnell hintereinander fortgeſpielt, und Poſſen Schlag auf Schlag geſagt werden; man muß einander gleichſam das Wort aus dem Munde nehmen; ein Einfall muß den andern jagen, oder das wizzigſte Bonmot geht verlohren, und alle Laune des komiſchen Dichters iſt vergeudet. - Es gereicht den hieſigen Schauſpielern zum Ruhm, daß dieſe Bemerkung ihnen nicht erſt zur Lehre geſagt werden darf, daß ſie ſie ſich ſelbſt aus der Manier und dem Beyſpiel ihres Ehrenvollen Vorſtehers abſtrahirt haben.

XI.

Am einundzwanzigſten Oktober: Im Trüben iſt gut fiſchen, Singſpiel in drei Aufzügen, die Muſik von Paiſello. An eben dem Tage in Altona: Die Jäger, Schauſpiel in fünf Aufzügen, von Iffland.

Ueber die Oper muß ich, weil ich das Schauſpiel in Altona beſuchte, meine Bemerkungen für einandermahl ſchuldig bleiben.

Die Jäger ſind eins der vorzüglichſten Schauſpiele des deutſchen Theaters, und ihr Verfaſſer, Herr Iffland, einer der wenigen vortreflichen Köpfe in Deutſchland, die entſchiedenes Talent für dieſe Gattung der Dichtkunſt haben. Troz dem Kraft- und Genieweſen, das aus allen Sümpfen und Lachen unſers vaterländiſchen Parnaſſes rings um ihn herquakte, troz dem Geſauſ' und Gebrauſe, das auf allen Bühnen um ihn her herſchte, troz den Bärenhezzen und Hahnenkämpfen, die unſre Renommiſtengenies und Kraftiroqueſen für dramatiſche Darſtellung verkauften, betrat Herr Iffland, unverführt und unverdorben, in ſeinem Verbrechen aus Ehrſucht, und ſeinen Jägern

die

die Bahn der reinen, einfältigen Natur, gab uns menschliches Leben ohne Karrikatur, und Sitt' und Leidenschaft ohne Grimasse und Karnevalsverzerrung. Er bereicherte durch diese schönen Beyträge unsre Bühne in einer Gattung des Drama, die — wie der Beyfall, mit dem der französische Hausvater, der Fähndrich, und der Vetter aus Lissaben ununterbrochen aufgenommen werden, hinlänglich beweißt — für unsre gesammten Publikums immer die anziehendste bleiben wird. Hier sind wir in einer Welt, die wir alle kennen, hier wird eine Menschheit entfaltet, in der wir alle zu Hause sind, die geradezu aus dem Kreise unsrer Erfahrung genommen ist, in dem wir uns selbst wiederfinden. Ganz natürlich, daß ihre Darstellung unserm Herzen und unserm Interesse am nächsten liegt. Die Menschen darin sind ganz eigentlich unsre Brüder, Freunde und Verwandten, wir schmiegen uns also auch um so inniger an ihre Schikſale, Leiden und Freuden. Diese Vater- Gatten- Kinder- und Freundesverhältnisse sind die tägliche Geschichte unsres Lebens, in einem von diesen Verhältnissen befinden wir uns gewis. Es ist uns, als ob wir zu der Familie gehörten,

die

die vorgestellt wird, es ist, als träfe uns selbst, was sie trift; und so weinen und freuen wir uns über ihre Leiden und Freuden, als ob es unsre eigenen wären. Ist nun vollends alles so wahr und so treu, alles so unmittelbar aus der Natur unsres Lebens und Webens genommen, wie in diesen *Jägern: was Wunder, wenn vom Rhein bis zur Elbe, von der Spree bis zur Donau.* und von der Newa bis zum Belt, eine Thräne der Rührung den Leiden der Warberaschen Familie fließt, und eine Stimme des Beyfalls dieser schönen Isländischen Schöpfung ertönt.

Vielleicht sind auch die Jäger unter allen Werken dieses Dichters sein vorzüglichstes in Rükſicht auf Fabel, Plan, dramatische Oekonomie, Karakteristik und Sprache. Es herrscht hier eine vorzügliche Wahrheit, Ordnung und Verbindung im Anfang, Mittel und Ende der Handlung. Begebenheiten, Karaktere und Sprache sind treuer Spiegel der Natur, was geschieht, gethan und gesagt wird, interessirt, und muß jeden interessiren, in dessen Herzen Menschlichkeit schlägt, für den Menschenwohl und Menschenweh Wert hat. Ein wakkres Paar

Ehe-

Ehelente, die mit sich, ihrer Familie und ihren Freunden in dem schönsten bürgerlichen Verhältnis leben, einander schäzen, ehren und lieben; voll Tolleranz gegen ihre wechselseitigen Launen, Eigenheiten und Schwächen; er ganz Mann, sie ganz Frau; er rasch und lebhaft, etwas heiß vor der Stirn, auffahrend im ersten Augenblik, aber bald wieder gut und nachgebend; bieder, im strengsten Verstande des Worts, wohlthätig und menschenfreundlich; sie ganz Hausfrau und Hausmutter, in ihrem Hauswesen exakt bis zur Aengstlichkeit; ein gutmüthiges, projektirendes, geschwäzziges altes Mütterchen, das ihre harten Thaler lieb hat, mit ihrem Anton hoch hinaus will, und für ihr Leben gern Heyraten stiftet; ein braver Junge von einem Sohne, heftig und ebenaus mit seinem Köpfgen, aber sonst so wakkerer Eltern wert; eine Nichte, voll der liebenswürdigsten Sympliziität, mit dem weichsten, reinsten Herzen von der Welt, mit einem Anstrich von feinerer, städtischer Erziehung, aber doch ihrer angebornen reinen Einfalt treu; ein ehrwürdiger Geistlicher, fern von Priesterprunk und Hoffart, menschlich und gut, thätig und eifrig für das Wohl seiner Mitmenschen, ohne

Vor-

Vorurtheil und Verdammungsgeist; ein ehrlicher Schulze, schlecht und recht, ohne Furcht, wenn es Menschenrecht gilt, und unerschütterlich in seinen Pflichten: für wen hätte ein solcher Kreis von Menschen nicht Anziehung? Wer wird nicht gern Theil nehmen an allem, was ihnen begegnet, nicht sich mit ihnen freuen, mit ihnen leiden? nicht fürchten, was ihnen übles, nicht wünschen, was ihnen gutes wiederfahren kann? Dieses vereinte Streben, einander glüklich zu machen, diese liebenswürdige Thätigkeit zur Beförderung ihrer und andrer Menschen Freude, dieses Kämpfen mit Vorurtheilen, Schwächen und Launen, wie wahr und unterhaltend ist es! Dieser Uibergang von fröhlicher Unbefangenheit zu Familienzwistigkeiten und Unruhen, dieses Wechseln von freudigen Auftritten mit Szenen des Leiden und des Jammers, welch eine Fülle von Rührung und süßwehmüthiger Empfindung verbreitet es nicht über das ganze Stük! Wenn sie so in fröhlicher Eintracht an der Familientafel sizzen, die gute alte Oberförsterin, gleich der geschäftigen Martha im Evangelio, ängstlich hin- und herläuft, daß ja ihren Gästen nichts abgeht; der ehrliche Schulze

sie

ſie durch ein Kompliment über ihre Kochgeſchik-
lichkeit beruhigt; der joviale Oberförſter
darüber ſcherzt; die weiche Friderike ſich vor
heimlicher Angſt über die Abweſenheit ihres An-
tons nicht zu laſſen weiß, und doch ihre Aengſt-
lichkeit, ſo viel als möglich, verbirgt; der ſteife
Amtmann, und die Ehrenveſte alte Jungfer,
Kordula, ſeine neidiſche, gallſüchtigſte und
Mannluſtige Tochter, mit ihrer ſeynſollenden
Vornehmigkeit Langeweile affektiren: wer glaubt
da nicht mit Leib und Seele in Weiſſenburg
zu ſeyn, wem kömmt da noch die Idee an Thea-
ter und Schauſpieler in die Gedanken? Und
wenn der wakkre Warberger, warm von dem
edlen Gewächs der Rheinhügel und der guten
Sache, für die er ſpricht, dem kalten, fühlloſen
Amtmann frey und offen unter die Augen tritt;
erſt gelind und ſchonend Recht und Billigkeit ver-
theidigt, denn, da der Niederträchtige ihn zum
Gehülfen ſeiner Rechtsverdrehereyen, zum Theil-
nehmer ſeiner Schurkenſtreiche machen will, über-
wallend, feurig und nachdrüklich dieſen Blutigel
entlarvt; ihm ſeine eigene Schande mit lebendi-
gen Farben vor's Geſicht mahlt, und ohne Furcht
und Aengſtlichkeit, feſt überzeugt, daß er recht

gethan

gethan hat, befreit von der Gegenwart des Elenden, in den Schooß seiner Familie sein Glas Rheinwein um so frölicher ausleert, und sein "am "Rhein, am Rhein, da wachsen unsre Reben„ hohen Muts anstimmt: wem schlägt da nicht das Herz wärmer, rascher, lauter, wer fühlt da nicht inniger den Wert der Menschheit? Die plözliche Unterbrechung dieses menschlichen Genusses des edelsten Selbstbewustseyns durch Antons Unglük, der Jammer, der dadurch über eine fröhliche, sich liebende, ganz ineinander verwebte Familie ausgegossen wird, ist unstreitig die hervorragendste und pathetischste Situazion dieses Schauspiels. Der Eindruk, den sie hervorbringt, ist groß und wahrhaft dramatisch. Sie rührt und erschüttert, erfüllt uns mit Zittern und Zagen, und einem bangen Erwarten, was nun kommen, wie es enden wird, was dieser uns so sehr am Herzen liegenden Familie droht? Wir ahnden, hoffen und wünschen Antons Unschuld, und fürchten doch zugleich, daß Rausch, Verzweiflung und Aufgebrachtheit gegen den Schurken, Mathes, den Unglüklichen wirklich zu der That verleitet haben möchte, die ihm Schuld gegeben wird. Diese Furcht und diese

Hof-

Hofnung erhalten uns in der lebhafsten Geschäftigkeit, erhöhen unsre Theilnahme mit jedem neuen Auftritte, und lassen uns dem Ausgange mit einer Ungeduld entgegenharren, die der höchste Beweis von der Täuschungskunst des Dichters ist. Diese Szenen der Angst und der Ungewisheit, des Hoffens und Fürchtens haben eine Wahrheit, der Niemand wiederstehn kann. Hier der niedergeschmetterte Vater, den sein Unglük alles männlichen Mutes beraubt hat, die tiefleidende Mutter, die ihren Jammer in sich verschließt, und ihn kaum sichtbar werden läßt, um nur des gänzlich von seinem Weh hingeworfnen Mannes zu schonen; dort die arme, in ihren getäuschten Hofnungen sichtbar dahinwelkende Friderike, der tröstende, wiewohl tiefmitgetroffne, selbst Trost entbehrende redliche Seebach, der bekümmerte, menschlichthätige Schulze; und neben ihnen der Schadenfrohe, unempfindliche Schurke von einem Amtman: wie sehr ist alles dies den Lagen, den Karakteren der aufgestellten Personen und der menschlichen Natur überhaupt gemäß, ausgeführt; wie sehr erhält dies alles unsre Aufmerksamkeit bis an's Ende, und wie schön bereitet es unser ängstlichharrendes Herz

auf den wohlthätigen Eindruk der glüklichen Beendigung aller dieſer Weh und Schmerzensauftritte vor.

Bey ſo vielen unleugbaren Schönheiten dieſes Schauſpiels nun, iſt es Schade, daß Herr Iffland durch die unzeitige Einwebung der komiſchen Szenen in der Schenke zu Leuthal, und durch die gewaltſame Einflikkung der eben ſo entbehrlichen, als unſchiklichen Perſonage des Gerichtsſchreibers mit dem krummen Beine, die ſchöne Einheit ſeines ſonſt ſo wohlgerathnen Familienzemäldes ſo unangenehm zerſtörte. Ein Dichter, wie Herr Iffland, hat es wahrlich nicht nötig, durch die Einſchiebung ſolcher Auftritte ſeinen Werken für den gewöhnlichen Zuſchauertroß eine Anziehung zu geben, deren ſie nicht bedürfen, und die ſeines Talentes in jedem Betracht unwürdig iſt. Offenbar ſind dieſe Gerichtſchreiber- und Bauernauftritte völlig Zweklos, und ſtehen mit der eigentlichen Handlung wenig oder gar nicht in Verbindung. Vielmehr ſchaden ſie dem Ganzen, hemmen unnöthigerweiſe den Fortgang der Handlung, und bewirken einen äuſſerſt unwillkommnen Stillſtand. Auch kontraſtirt das Poſſenhafte dieſer Szenen

mit

mit dem übrigen edlern Ton des Stüks gegen alle Geſezze der Harmonie, die in den Werken der Kunſt zur völligen Täuſchung unentbehrlich iſt. Solche Schauſpiele können wohl durch feine komiſche Nüanzen ſanft gehoben werden, aber jede groteske Zeichnung in ihnen macht wiederwärtigen Effekt. Sie paßt darin, wie die Melodie eines Gaſſenhauers in eine Muſik Bendaiſchen Styls zu Romeo und Julie oder Walder. Unſre Empfindung wird verſtimmt und unſre Täuſchung geſchwächt; die wirkliche Welt verkriecht ſich hinter der erdichteten; die Perſonen des Dichters ſind nicht mehr Menſchen, an deren Schikſalen wir Theil nehmen, es ſind Schauſpieler, die uns für unſer Einlaßgeld ein paar Stunden verkomödiantiſiren; und alle übrige ſchöne Darſtellungsgabe des Dichters iſt nicht inſtande, dieſe ungelegne Herausrükkung aus dem angenehmen Betruge, in den er uns verſezt hatte, ganz wieder gut zu machen.

Nicht weniger gewaltſam, wie dieſe Einwebung Zwekloſer und unzeitig komiſcher Szenen, ſcheint mir auch der wiederhohlte Geſang des Rheinweinliedes von Claudius am Ende des Stüks. So wahr und angemeſſen der Situa-

zion, und von ſo ſchöner Wirkung dieſes Singen vor dem Ende des vierten Akts iſt, ſo unnatürlich dünkt es mich hier. Nach einer ſo auſſerordentlichen Revolution, nach einem ſo plözlichen Uibergange vom Leben zum Tode, vom höchſten Unglük zur höchſten Freude, ſind Geiſt und Herz viel zu ſehr erſchüttert, als daß ſie der Stimmung fähig ſeyn könnten, die Geſang überhaupt, am meiſten aber Geſang dieſer Art erfodert. Es iſt die Natur der Uiberraſchung, wie der heftigen Empfindung, daß ſie uns entweder ganz Sprachlos macht, oder doch nur in einzelen Tönen des Schreklens und der Freude ausbrechen läßt. Am meiſten aber liegt Geſang ganz auſſer den Gränzen der Uiberraſchung und der heftigen Empfindung. Singen können wir in Freud' und Leid nur, wenn wir ruhiger geworden, wenn unſre Empfindung ſanfter und milder geſtimmt iſt. Geſang iſt denn gleichſam Erhohlung, freieres Athemſchöpfen unſres betrübten und freudigen Herzens. In dem Augenblik aber, da ein Unglük oder eine frohe Begebenheit plözlich vor unſre Seele tritt, iſt der Eindruk, den wir fühlen, viel zu mächtig, viel zu erſchütternd, als daß wir uns darüber in einer Reihe von harmoniſchen Tönen ergieſſen könnten.

könnten. Am wenigſten werden wir uns dann mit fremden Worten ausdrükken. Was denn ja unſerm Mund' entfährt, ſind gewis eigene Töne und Worte, wie ſie unmittelbar aus unſerm beſtürmten und überraſchten Herzen quellen. Dieſe Töne ſind denn faſt nichts, als ein unartikulirtes Geſchrei, dieſe Worte nichts, als einzele Laute. Wir ſind in dieſer Stimmung weder red- noch ſingſelig. Der Oberförſter kann daher in dieſer Situazion auf ſeine Knie ſtürzen, und "Gott, ich danke dir!„ ausrufen; die Oberförſterin weinend den Blik dankbar zum Himmel erheben, und dem wiedererhaltnen Sohn um den Hals fallen; Friderike im Uibermaaß der Freude ohnmächtig erſtarren, und Anton froh ausbrechen: "ſeht ihr's, ich bin unſchuldig!„ das alles iſt wahr und ſchön. Aber in eben dem Nu, da dieſe nicht geahndete Errettung vom Tode eintritt, nach dem Weinglaſe greifen, und die Strophe eines Trinkliedes anſtimmen, das iſt geradezu gegen die Natur dieſer Lage und dieſer Empfindungen. Geſang iſt nur das Reſultat des ruhigergewordnen Herzens, und im Tumult ſtürmender und gedrängter Empfindungen ſingt man nicht. Weit wahrer, natürlicher und rüh-

render ſchließt deswegen dies Schauſpiel hier und in Wien mit der Rede des Oberförſters: "wir wollen nicht ſtumm ſeyn, wir wollen Gott laut loben und danken mit guten Handlungen, ſo lange wir leben.„

Herr Schröder ſpielt den Oberförſter vortreflich, und Madame Stark die Oberförſterin mit einer Natur und Wahrheit, die des Ruhmes, mit dem ihr Nahme unter unſern erſten und vorzüglichſten Schauſpielerinnen genannt wird, würdig iſt. Die nähere Entwiklung dieſes vortreflichen Spiels aber, wie die Vergleichung der hieſigen Vorſtellung mit der Vorſtellung des Nationaltheaters zu Wien, bey der nächſten Repetizion der Jäger.

XII.

Am einundzwanzigſten Oktober, die Wiederhohlung des Schauſpiels: Menſchenhaß und Reue.

In der Wiederhohlung von Menſchenhaß und Reue hat vorzüglich Schröders Meinau meine Aufmerkſamkeit an ſich gezogen. Ich verſprach eine Zergliederung ſeines Spiels, hier iſt ſie.

Der

Der Karakter des Baron Meinau iſt nichts weniger, als ein neuer, von dem Dichter erſt erfundener Karakter. Wir haben der Menſchenfeinde aus ähnlichen und den nehmlichen Urſachen mehr auf dem Theater. Selbſt die Gutherzigkeit, die Meinaus Menſchenhaß karakteriſirt, die geheime Wohlthätigkeit, mit der er, ungeſehn und unbemerkt, dem Elende ſeiner leidenden Brüder abhilft, indes ſein Mund von Galle und Bitterkeit gegen das Menſchengeſchlecht überſprudelt, iſt ſchon in der Perſon des Harwiz im Fähndrich da geweſen, und dort ungleich brillanter, hervorſtechender und thätiger entwikkelt. Vielleicht ſollte auch nach den Umſtänden, in die der Dichter ſeinen Menſchenfeind verſezte, und nach den Urſachen, die ſeine Miſanthropie veranlaßten, Meinaus Menſchenhaß eine ganz andre Phiſiognomie haben, als er hat. Vielleicht ſollte er mehr in dumpfe kalte Verſchloſſenheit, in eigentliche Menſchenverachtung ausgeartet ſeyn. Gefühle erlittnen Unrechts, Kränkungen des Undanks, mit denen wir uns Jahrelang herumſchleppen, ſtumpfen endlich unſre Empfindung ab; und, je undankbarer, je Himmelſchreiender, je ſich ſelbſt

entehrender uns die Menſchen beleidigt haben, je kleiner, jämmerlicher ſie durch ihre Beleidigungen in unſern Augen werden, deſto unwürdiger halten wir ſie auch unſrer Empfindlichkeit und des Andenkens an ihre Jämmerlichkeit; zu einer deſto tiefern Verächtlichkeit ſinken ſie auch für uns herab. Verachtung aber iſt kalt, Verachtung hat keine Galle, wird durch nichts gereizt, durch nichts aufgebracht. Sie lächelt zu Beleidigungen, denn ſie iſt über jede Beleidigung hinweg. In dieſer Lage aber befindet Meinau ſich offenbar. Die Art und Weiſe, wie ihn Eulalia verließ, iſt ſo kleinlich, der Undank, mit dem ſie ihn für ſein vollſtes Zutrauen, für ſeine unbegränzteſte Liebe belohnte, würdigt ihn und ſie ſo herab, und er hat dies kleinliche und herabwürdigende ſchon ſo lange durchdacht und empfunden, daß er an ſie unmöglich anders, als mit der äuſſerſten Verachtung, denken kann. Und da ſie die einzige war, die ſeinen Glauben an Menſchheit noch aufrecht erhielt, in deren Armen er für alle Mishandlungen, die ihm von Menſchen wiederfuhren, Erhohlung und Troſt fand, ſo muß dieſer durch ſie nun völlig geſunkne Glaube an die geſamte Menſchheit ſchlechterdings aus

Haß — denn Haß iſt noch immer eine Art Empfindlichkeit, für die aber ſein Herz ganz tot geworden iſt — in tiefe Verachtung übergehn, die weder Thorheit noch Schurkerey mehr aus ihrer Kälte herausrükken kann, denn ſie erwartet nichts anders von den Menſchen. Dem Dichter hat es indes anders beliebt. Sein Reinau ſcheint mehr Menſchenfeind, als er's iſt, und ſein Menſchenhaß iſt mehr Reſultat ſeines Kopfs, als ſeines Herzens; was er gegen das Menſchengeſchlecht ausſprudelt mehr Wiz, als empfundne Wahrheit. Er giebt ſich mehr Mühe, Exemplarien ſeiner Liebe unwürdig zu finden, als daß er ſie wirklich ſo fände. Er zwingt ſich zum Mistrauen, zur Kälte, zur Verſchloſſenheit gegen die Menſchen um ſich her, aber ſein Herz, das anders empfindet, reißt ihn alle Augenblik zum Gegentheil hin. Daher ſein Streben nach Einſamkeit, ſein Ausweichen, wenn ſich Menſchengeſichter nähern, ſeine angenommene Taubheit und Unempfindlichkeit, wenn die leidende Menſchheit zu ihm ſpricht, oder wenn für ſie geſprochen wird: er traut ſeinem Herzen nicht. Daher bey ſeiner affektirten Untheilnahme doch die Aufmerkſamkeit auf alles, was um ihn vor-

geht, sein schnelles Anfassen, wenn wirklich sein Rath, sein Trost und seine Hülfe nötig ist. Daher seine Entfernung der Augenzeugen, wenn sein Herz ihn überrascht, weil er durch weitre Bekanntwerdung seines eigentlichen Karakters, den Misbrauch seines Herzens scheut. Daher endlich sein sich plözlich Zurükziehn, nach der Befriedigung seines wohlthätigen Hangs, damit er durch die Ergiessungen des Danks, nicht wieder zu dem Geschlechte hingezogen werde, das er zu hassen, sich vorgenommen hat. Diese Züge des erkünstelten Menschenhasses hat Herr von Kozebue ziemlich wohl miteinander verbunden, und, wo er hie und da aus dem Gleise tritt, hilft Herr Schröder so meisterhaft nach, daß man, so lange er die Rolle spielt, diese Lükken und Abweichungen kaum bemerkt. Den Beweis davon gebe die Entwikkelung dessen, was er macht.

Gleich Herrn Schröders erstes Auftreten als Meinau, bestätigt, was ich von dem erkünstelten Menschenhasse desselben gesagt habe. Gang, Tragen des Körpers und der ganze Ausdruk des Gesichts bezeichnen mehr den leidenden, in sich versunkenen Dulder, als den Galleko-

den

den und Bitterkeitenausſprudelnden Menſchenhaſſer. Sein Heraustreten iſt nicht der ſtarke, feſte Tritt, mit dem die Bitterkeit daherſchreitet, es iſt der leiſe, ſchwankende Gang der Melancholie. Sein Rükken iſt noch nicht von wildem Starrſinn gekrümmt, und ſein Kopf kriecht nicht menſchenfeindlich in ſich ſelbſt hinein. Es iſt nur ein kleines Beugen des Nakens, ein leichtes Herabhängen des Hauptes, wodurch er ſeinen Trübſinn karakteriſirt. Seine Stirn iſt nicht wild zuſammengerunzelt, ſeine Augen bohren nicht ſtörriſch zuſammengezogen, als ſcheuten ſie den Anblik der Natur und das Licht des Tages, in den Boden, und ſeine Zähne nagen nicht timoniſch an der Unterlippe. Nur eine Falte des Grams überſchattet ſein Geſicht, ſein Blik iſt geſenkt, und ſein Mund blos ſchmerzlich verzogen. Seine Arme hängen nicht ſtarr an dem Leib herab, und wühlen in den Taſchen ſeines Roks, ſie ſind ſanft ineinander verſchränkt, und alles an ihm ſpricht nur Kummer, nicht Groll und Wildheit. Er iſt ſo eben, wie der Erfolg zeigt, mit der Not des alten Tobias beſchäftigt, von der ihm Franz geſtern Abend erzählte. Zwar ſchien er nicht darauf zu merken, aber ſein menſchliches

Herz

Herz nahm doch Theil. In dieser wohlthätigen Stimmung stört ihn ein fremdes Menschengesicht, Peter, der gerade seinen Auftrag von Madam Müller ausrichten will. Mit dem Blik auf ihn erwachen alle Erinnerungen an Bösartigkeit und Undank, durch die Menschen seinen Karakter und sein Herz mißbrauchten, wieder in seiner Seele. Durch diese Erinnerungen wird er aus seiner wohlthätigen Stimmung herausgeschrekt, und Mistrauen bemächtigt sich seiner statt Mitleidens. Aber diese Verstimmung dauert nur einen Augenblik, das Mitleiden siegt über das Mistrauen, und er erkundigt sich von neuem nach den Umständen des Unglüklichen, der seiner Hülfe bedarf. Zwar sind noch Reste von Mistrauen in ihm zurükgeblieben, denn er ist zu oft betrogen worden; zwar entfahren ihm einzele Bitterkeiten über die vielleicht erdichtete Noth des Klagenden, aber nicht, wie er sich stellt, weil sein Herz für diese Noth verschlossen ist, er will nur wissen, ob er auch wirklich seiner Hülfe bedarf. Der Schauspieler bezeichnet diese angenommene Bitterkeit und Kälte sehr fein durch den Ton, mit dem er sie äussert, aus dem das Bestreben, hart seyn zu wollen, sehr merklich

hervor-

hervorschimmert. So bald er aber sieht, daß Hülfe nöthig ist, widersteht er auch nicht länger dem Hange, der ihn hinreißt, er geht in die Hütte.

Er hat Petern in der Hütte mit dem Alten in einem vertraulichen Gespräch gefunden. Sein Mistrauen tritt wieder ein, er glaubt, daß er und der Greis unter einer Decke spielen, er will nicht betrogen seyn. Diese Vorstellung macht ihn bitter. Das verräth sein Ton in den Worten:

"Wie würden sie lachen, wenn sie mich einmahl wieder zum Narren meines Herzens gemacht hätten?"

Dieses Gefühl ist natürlich. Er ist zu oft in diesem Fall gewesen, zu oft hat man sein Spiel mit seinem Herzen getrieben. Aber nun will er auf seiner Hut seyn. Eh' es ihm nicht ganz klar ist, daß kein Betrug geschmiedet wird, daß der Alte wirklich Hilfe braucht, eher will er auch nicht helfen. Er tritt, in sich gekehrt, auf die Seite, dem Scheine nach, ohne alle weitre Theilnahme. Unterdes erkundigt sich Franz näher bey Petern, und die Geschwäzzigkeit dieses Dummkopfs löst nun das ganze Räthsel auf. Das nach und nach Wiederzurükkehren aus seiner

in ſich ſelbſt Verſunkenheit, das ſich in Reinaus Mienen und Bewegungen einleuchtend verſichtbart, verräth deutlich, daß er hört, was geſprochen wird, daß ſein Mistrauen mählich und mählich ſchwindet. Die ſchöne That der Madam Müller hat Eindruk auf ſein Herz gemacht. Aber Madam Müller iſt ein Weib, gehört zu Eulaliens Geſchlecht. Dieſe Erinnerung iſt genug, ihm dieſe ſchöne That verdächtig zu machen. War eine Eulalia, deren Geſicht ſo ganz den Abdruk einer ſchönen Seele verkündigte, in der alle weiblicher Tugenden, die die Wonne des Lebens ausmachen, ſich in dem reizendſten Einklange vereint zu haben ſchienen, war ſie eine Heuchlerin, war ihre Liebenswürdigkeit Grimaſſe, und ihre Tugend Larve, wo iſt denn noch Wahrheit und Realität in dem Weibe? Von dieſer Idee voll, will er nichts mehr von der Geſchichte hören, wiſſen. Die bloſſe Erinnerung an dies Geſchlecht iſt hinreichend, alle Leiden ſeiner Seele aufzuregen, alle Wunden ſeines Herzens friſcher bluten zu machen. Mit unwilligem Geſicht, mit den Tönen der bitterſten Empfindung wehrt er die Fortſezzung dieſes Geſprächs von ſich ab. Dieſe Erinnerung hat die empfindlichſte

lichste Sayte seines Herzens getroffen, und einen Mißklang hervorgebracht, der seine ganze Seele durchtönt. Mit einem Ton, in dem die Bitterkeit wehmütiger Schmerz wird, und mit einer Bewegung der Hand, die diese Unterhaltung von sich entfernen will, bricht er aus:

"Rede mir nicht von ihren Wohlthaten. Glänzen und schimmern wollen sie alle; eine Frau in der Stadt durch ihren Wiz, eine Frau auf dem Lande durch ihr Herz.

Dieser Unwille gegen das Weib wird nun zum Unwillen gegen den Menschen überhaupt, sogar der unschuldige, mitleidige Franz muß für die Beleidigungen büssen, mit denen Weib und Mensch seinen Herrn gekränkt haben. Mit dem festen Ton der Entschlossenheit gebietet er ihm, von dem Alten zu schweigen.

"Ich will ihm nicht helfen —

Und mit dem tiefen Akzent des überströmenden Spottes, mit dem fixirendem Blik des Mistrauens sezt er hinzu:

"Du interessirst dich ja recht warm für ihn, willst du vielleicht mit ihm theilen?

Franz fühlt sich dadurch gekränkt. Sein untersuchender Blik sieht, er hat ihm Unrecht gethan;

than; es ſchmerzt ihm, er reicht ihm die Hand und ſagt mit ſanftem, rührendem Tone:

"Vergieb mir!

In dieſer mildern Stimmung ſezt er ſich hin, und lieſt Zimmermans Buch über die Einſamkeit.

Der alte Tobias tritt aus ſeiner Hütte und ergießt im Angeſicht der Sonne ſein dankbares Herz für die von Madam Müller empfangenen Wohlthaten — Meinau hört auf zu leſen, und wird aufmerkſam auf den dankbar Freudigen. Franz läßt ſich mit dem Alten in ein Geſpräch ein, und Meinau verliert kein Wort, ob er gleich fortzuleſen und wenig oder gar keinen Antheil zu nehmen ſcheinen will. Dieſes ſtumme Spiel wird von Herrn Schröder vortreflich ausgeführt. Man merkt es mit jedem Fortgang des Geſprächs, wie ſehr der Greis ſeine Menſchlichkeit triſt. Seine Wangen werden röther, ſeine Augen heitrer von der Idee, er iſt deiner Wohlthat werth, und du kannſt ihm Freude machen. Zugleich iſt eine Art Ungeduld in ſeinem Geberden ſichtbar, allein mit dem Hülfsbedürftigen zu ſeyn, ohne Zeugen ſeiner wohlthätigen Neigung Gnüge thun zu können. Franz wird

alſo weggeſchikt. Er thut nun, wonach ſeinem Herzen ſchon ſeit geſtern Abend lüſtete, und entfernt ſich ſo ſchnell als möglich, den Ergieſſungen eines Herzens zu entgehn, das ihn, zu ſeinem Nachtheil, wieder mit einem Geſchlechte ausſöhnen könnte, das er haſſen will.

Will, aber nicht haßt; denn, wo eine Thräne zu troknen, eine Wunde zu verbinden, ein Leben zu retten iſt, da wallt ſein Herz über in Liebe zu den Menſchen, er tröſtet, verbindet, rettet. Das thut der wahre Menſchenhaß nicht. Ihm iſt der Menſch ein reiſſendes Ungeheuer, und eher würd' er den Thränen eines Krokodills trauen, eher einen blutenden Tieger heilen, und einen gefangenen Wolf befreien, als einem Menſchen die helfende Hand bieten, dem hämiſchſten, gefräßigſten und blutdürſtigſten Thier' in der Schöpfung. Wie fern von dieſer grimmen Miſanthropie iſt Meinau. Der Menſchenfreund von Profeſſion kann nicht wärmer und inniger die Pflichten der Bruderliebe üben, nicht herzlicher theilen, was er hat, nicht williger Leib und Leben aufopfern für ſeinen Bruder. Nur in Verbindung will er nicht mehr ſtehen mit dieſem betrügeriſchen Geſchlechte, nur ſein Herz

nicht mehr der Mishandlung Preiß geben. Darum thut er Gutes, und flieht; darum hilft er, und entzieht ſich dem Anblik des Geholfenen. Er rechnet nicht auf Dank und will keinen, ſelbſt, wo man ihm Dank bietet. Nicht einmahl Erwähnung deſſen, was er gethan hat, will er. So erſcheint er im dritten Aufzuge. Mit Gefahr ſeines eigenen Lebens hat er ein fremdes gerettet, ohne ſich zu bekümmern, wem er's gerettet. Da ſizt er auf ſeiner Raſenbank und ließt, mit einer Miene, als erinnert' er ſich kaum noch, was er gethan hat. Die That iſt in ſeinen Augen ſo unbedeutend, daß ein Lobſpruch darüber ihn ſo gar beleidigt, daß er den darüber für Freuden weinenden ehrlichen Franz ein altes Weib ſchilt. Dieſe Lobſprüche, dieſe Thränen erbittern ihn, er hält ſie nach den traurigen Erfahrungen, die er gemacht hat, für ſchmeichleriſches Schwazwerk, für Krokodillthränen, und wendet ſich unwillig von ihnen ab. Aber der ungeheuchelte Ton, mit dem der treue Gefährte ſeiner Einſamkeit ſich an die Leiden ſeines blutenden Herzens ſchmiegt, laſſen ihn empfinden, daß Menſchheit noch nicht ganz unter dem Menſchengeſchlecht ausgeſtorben iſt. Sein Herz wird weicher, offner gegen ihn.

Er

Er dankt ihm, nennt ihn "guter Franz,„ tröſtet ihn ſo gar in ſeinem mitempfindenden Schmerz. Mit dankbar auf ihn gerichtetem Blik, mit dem Ausdruk des freudigen Gefühls, wieder einen Menſchen gefunden zu haben, auf ſeinem Geſichte, und mit dem rührenden Laute der Hofnung eines beſſern Lebens, bricht er aus:

"Haſt du vergeſſen, was der Greis dieſen Morgen ſagte: "es giebt noch ein andres, beſſeres Leben,„ laß uns hoffen — und muthig tragen.

Dieſe weich're, wohlthätigſüſſe Stimmung, in der ſeine ſanftere, wohlwollendere Empfindung über ſeinen angenommenen Menſchenhaß geſiegt hat, wird bald wieder zum Unwillen, zur Bitterkeit, da die geſchwäzzige Zofe ihm mit ihrer zudringlichen Einladung auf das Schloß über den Hals kommt. Er ſoll wieder unter Menſchen, ſoll ſich wieder begaffen, belobreden, quäſtioniren und betrügen laſſen: das macht ihn ärgerlich. Beſonders erhöht der Umſtand, daß es gerade ein Weib iſt, das ihm mit dieſer wiederwärtigen Einladung zur Laſt fällt, ein Glied von dem Geſchlechte, das den bitterſten Wermuth in den Kelch ſeiner Ruhe träufelte, ſeinen Unwillen

ausserordentlich. Mit dem raschen Schritt der Aufgebrachtheit steht er auf, und entfernt sich, die Natter nicht mehr zischen zu hören, die ihn an eine andere erinnert, die sein bestes Herzensblut abgetrunken, und die schönste Blüte seines Lebens weggenagt hat.

In dieser fatalen Aufwallung ist er noch, als die Schwäzzerin sich schon entfernt hat. Man merkt das an dem raschen Schritt, mit dem er aus seinem Häusgen tritt, an dem finstern, düstern Blik, den er um sich wirft. Er will fort, sey's wohin es wolle, und wär's in den Tod. Da ist Ruhe. Nur von den Menschen fort, die ihn, wie ein fremdes Thier, begaffen wollen. Jezt ist er wirklich, was er sonst nur aus Erkünstlung war, voll Haß gegen die Brut, die sich Mensch nennt. Er ist ärgerlich über sich selbst, ärgerlich über sein Herz, das seinem Kopf immer und ewig einen Streich spielt. Das hat er nun von seinem unseeligen, nicht zu überwindenden Hange, sich der Menschen zu erbarmen, die der Erbarmung nicht werth sind: neugierige Zudringlichkeiten, zeremonieuse Einladungen, vornehme Dankbezeigungen für etwas, das er gar nicht des Dankes wegen that, für das ihm Dank peinlich ist. Sein

Ton

Ton iſt der bitterſte Ton der überſtrömenden Galle in den Worten:

"Die Schranzen! Sie bilden ſich ein, der wichtigſte Dienſt ſey vergolten, wenn man einmahl das Glük haben darf, mit ihnen zu ſpeiſen.„

Selbſt ſein Franz, in dem er erſt kurz vorher mit freudiger Aufwallung einen Menſchen wiederfand, ſcheint ihm in dem Augenblik wieder verdächtig. Der Spott, mit dem der ehrliche Kerl ſeine Mitempfindlichkeit über das Reſidenz- und Stadtvolk ausgießt, ſcheint ihm gefährlich. Er unterſucht ihn mit dem zuſammengezogenen Blik des Mistrauens, und verächtlicher Hohn ſchwebt auf ſeinen Lippen:

"Dein Scherz wird bitter, und es läßt ſich vermuthen, daß, wenn jenes Ziel deines Spottes dir aus den Augen gerükt worden, du deinen Herrn zum Ziel nehmen werdeſt. Ich kannte dich noch nicht von der Seite.„

Selbſt die Empfindlichkeit des durch dieſe Aeuſſerung beleidigten alten Mannes ſchwächt ſein Mistrauen nicht. Umſonſt erklärt er ſich: "lieber Herr, ich will Ihnen gern ohne Lohn dienen, aber halten Sie mich nur für einen ehrlichen Kerl.„

Gallevoller, als vorher, frägt er, ihn mit prüfendem Auge wägend:

"Ohne Lohn? Also läßt dein ehrlicher Nahme sich taxiren? Ohngefähr so hoch, wie dein Lohn?„

Aber kaum schließt er aus dem herzigen Ausdruk von Kränkung in dem Gesicht und dem Ton seines treuen Gefährten, daß er ihm mit seinen Zweifeln weh gethan hat, so sinkt auch seine emporgestiegene Galle wieder, so blikt sein verdüsterter, umnebelter Verstand, der alles in grüngelbem Licht sahe, wieder heller; wehmütig und rührend drükt er dem Alten die Hand mit den Worten:

"Du bist mein einziger Freund.„

So wird sein auf eine Zeitlang verstimmtes, aus seiner natürlichen Lage gerüktes Herz, immer wieder es selbst. So ist sein Menschenhaß nur immer das Werk eines trüben Augenblikes, seine Bitterkeit gewaltsam und vorübergehend. Seine wahre Natur ist von aller Menschenfeindlichkeit rein. Gern läßt er der ächten Menschheit ihr Recht wiederfahren, und nur sein Verstand wacht, daß sein Herz nicht über seinen Kopf den Meister spiele.

So lange die Menſchen ihm nicht den kleinen, ſchwachen Troſt verkümmern, den ihm die Einſamkeit bietet, ſo lange Stadt- und Hofgeſchmeiß nicht ſeiner ſtillen Hütte nahen, ſo lange ihn zudringliche Neugierde nicht in dem ſüſſen Genuß der ſchönen Natur, der einzige Balſam für ſein verwundetes Herz, ſtören: ſo lange ſchläft auch der Menſchengroll in ſeinem Buſen, in den ſein verdüſterter Verſtand ſich hineinraiſonnirt hat. Sobald aber Uniformen und Kopfzeuge in ſeine Augen ſchimmern, ſo bald ſein Ohr den Tritt von ſpähenden, ſpionirenden und beſuchenden Stadtſchranzen hört, ſo bald nimmt ſein Herz die Farbe ſeines Kopfs an, er wird ärgerlich, ungeſtüm, und ſprudelt Spott und Galle aus:

"Ich muß fort. Hier iſt meines Bleibens nicht. Da muß ich an dem herrlichen Tage mich zwiſchen vier Mauern verſperren, um den Maulaffen aus dem Wege zu gehn. Und iſt es wahres Hofgeſchmeis, ſo ſind ſie wohl kek genug, ſich bis in mein Zimmer zu drängen."

Er geht und Franz muß die Thür hinter ihm verriegeln.

Dieſe lezte Aeuſſerung iſt ein neuer, unwiderſprechlicher Beweis von ſeinem Menſchenhaſſe aus Vorſaz, nicht aus Neigung. Wirklicher Menſchenhaß iſt finſtres Brüten der Seele, das uns zur dumpfen, ſtarren Fühlloſigkeit abſtumpft. Er verwandelt unſre Empfindung in Eiß, die durch nichts erwärmt wird, umnebelt unſre Augen mit einem dichten Flor, durch den kein Strahl des Lichtes dringt. Der ſchönſte Frühlingsmorgen, der reizendſte Sommerabend iſt für ihn ein trüber, regnigter Novembermorgen, ein kalter, rauher Winterabend; und die blühende Natur mit aller ihrer Fülle des Lebens und Webens, und einer Raſtloſen Thätigkeit, eine tote Schöpfung, ein oſnes, oedes Grab. Der Menſchenfeind ſieht in ihr, wie Werther, nichts als ein wiederkäuendes Ungeheuer, und in ſich ſelbſt nichts, als einen Mörder, von dem ein einziger Spazziergang viel tauſend Würmchen das Leben koſtet. Soll die Natur für ihn Reize haben, ſo muß ſie wild ſeyn, wie ſeine Seele, ſo muß es in ihr ſtürmen, wie in ſeinem Herzen. Eine kahle unwirthbare Wüſte, fürchterlich ineinander gegattete Felſen, ein donnerndherabſtürzender Waſſerfall, in dem die Wogen ſich ſchäumend brechen,

das

das ſind die Auftritte der Natur, in denen der Menſchenhaſſer gern weilt, denn ſie ſtimmen zu dem dumpfen Brüten ſeines gährenden und kochenden Herzens. So lange noch, wie bey Meinau, die ſchöne Natur Reize für ihn hat, ſo lange eine Störung in ihrem Genuß, ihm noch unwillkommen iſt, ſo lange iſt auch ſein Menſchenhaß nur angenommen, ſo lange iſt auch ſein Herz noch für Leben, Menſchenwohl und Menſchenweh empfänglich. Er wird noch ſanft getroffen von einer mitgeweinten Thräne der Freundſchaft, er oefnet ſich noch voll Vertrauen dem Freunde, opfert ſich ſogar noch auf zum Glük des Freundes.

Dieſe Züge von Empfänglichkeit, Sympathie, Zutrauen und Aufopferung entwikeln ſich in Meinaus Karakter, wenn Major von der Horſt, ſein alter Freund und Kriegsgefährte, ihm in die Arme ſtürzt. Herzlich erwiedert er ſeine Umarmung, Jahrelange Trennung, der drükkendſte Kummer, und die mannigfaltigſten, von Menſchen erlittenen Kränkungen, haben ſeine Gefühle für dieſen Menſchen nicht ſchwächen können. Ihm wallt ſein Herz noch entgegen, wie vormahls. Feurig iſt der Kuß, den er auf ſeine Lippen drükt, und weich und mild der Ton,

mit dem er ihn seiner ungeänderten Freundschaft versichert:

"Ich bin dein Freund. Du bist ein guter Mensch, ein seltner Mensch. Mein Herz ist unverändert gegen dich geblieben."

Aber eben, weil dieses Wiederfinden des einzigen Freundes, der ihm übrig blieb, seine ganze Seele wohlthätig bewegt, eben, weil er durch diesen einzigen seltnen Menschen sich wieder zu dem ihm – wie er glaubt – verhaßten Menschengeschlecht hingezogen fühlt, will er sich diesen Empfindungen nicht überlassen; er sträubt sich gegen den wiederkehrenden Glauben an Menschheit, und sucht den zu entfernen, der diesen Glauben wieder aufregt. Deswegen sezt er zu der Versicherung seiner Freundschaft die Bitte hinzu:

"Ist aber diese Versicherung dir lieb und wert – so – Horst! – so verlaß mich, und komme nie wieder zu mir."

Sein Herz ist in Gefahr, seines festesten Entschlusses zu vergessen, in Gefahr, wärmer für die Menschheit zu schlagen, gegen die kalt und unempfindlich zu werden, er sich Jahrelang Mühe gegeben hat. Darum vermeidet er so gar den Anblik des geliebten Freundes, wendet die Augen

von

von ihm ab. Horſt erinnert ihn an die Zeiten, wo ſein Geſicht der Abdruk eines fröhlichen, offenen Herzens war, wo er Freude in jede Geſellſchaft brachte, und ſich Freunde erwarb, eh' er noch den Mund aufthat; an den offenen Feuerblik, der ſonſt in aller Herzen laß. Dieſe Erinnerung giebt ihm herbe, peinliche Gefühle. Dieſes ehemahls und dieſes jezt pflanzt ſich lebhaft vor ſeine Seele, und mit ihm das Warum? und Wodurch? dieſer Veränderung. Hohn ſchwebt auf ſeinen Lippen, und ein dumpfes Gelächter drängt ſich durch die aufeinandergepreßten Zähne:

"Mein Blik laß in aller Herzen? ha, ha, ha!„

Dieſes Lachen erſchüttert Horſt. Er ahndet fürchterliche Dinge. "Freund, frägt er, was iſt dir wiederfahren?„

"Alltägliche Dinge — Der Weltlauf — Begebenheiten, wie man ſie auf allen Straſſen hört,„

antwortet ihm Meinau ſchneidend und Galle voll, und ſezt in eben dieſem Tone hinzu:

"Horſt! wenn ich dich nicht haſſen ſoll, ſo verſchone mich mit Fragen; und wenn ich dich lieben ſoll, ſo verlaß mich!„

Allein, ſo ſehr ihn auch dieſe Erinnerung erbittert, ſo

so rauh und störrisch sie ihn auch gemacht hat, so spricht doch die Stimme des Zutrauens und der Sympathie zu seinem Freunde stärker in ihm, als die Stimme des gereizten Unwillens. Zwar kämpft er dagegen, zwar bemüht er sich, die Theilnahme seines Freundes durch Verschlossenheit und Zurükhaltung abzuschrekken, und will weder Thränen, noch Mitleid; zwar vergleicht er sein Herz "mit einem verschloßnen Grabe, in dem vermodern "und verwesen muß, was darin verscharrt wurde, "und will es nicht öfnen, und die Luft umher "verpesten;" aber doch giebt er endlich dem mahnenden Freunde nach, und vertraut sich ihm. "Der Freund soll den abgeschiedenen Schatten "des Freundes nicht verlassen, ohne zu erfahren, "wie die Hand des Schiksals ihn für jede Freude "des Lebens mordete."

Die Erzählung, in der Meinau nun seinen so lange verhaltnen Gram ausgießt, ist dem Dichter vorzüglich gelungen. Sie ist, was Erzählung im Drama seyn muß, lebhaft, handelnd, darstellend. Aber so schön sie ist, sie wird äusserst selten so in die Seele des Zuschauers übergehn, wie in die Seele des Lesers. Die Kunst zu erzählen ist ein ganz eignes Schauspie-

ler-

Virtalent. Sie erfodert die biegsamste, gewandteste Deklamazion, die geschmeidigste Abwechslung der Töne, die feinsten Nüanzen der Stimme, und eine ausserordentliche Lebhaftigkeit des Vortrags; kurz, die grosse Kunst der Dikzion, die Kunst, blos durch eine Reihe richtig verstandner, und richtig angewandter Töne auf unsere Phantasie, unser Herz und unsre Empfindung zu wirken. Eine Kunst, die dem grösten Theil unsrer Schauspieler eben so fremd ist, als — Liebe zur Kritik.

Wer lernen will, was diese Kunst ist, der höre Meinaus Erzählung von Schröder. Der junge Künstler sollte sie nie versäumen, er sollte jeden Laut, jede Wendung und Biegung der Stimme mit den Ohren seines Geistes auffassen und in seinem Gedächtnis regen und bewegen. Hier kann er hören, wie fein wahre Dikzion Erzählung, Reflexion und Empfindung durch abgeänderte Tonarten von einander unterscheidet; wie die Empfindung, dem Inhalt der Erzählung gemäs, schwillt und sinkt, steigt und fällt; wie sie verstummt in bedeutenden Pausen, und, Athem schöpfend, sich erhohlt; wie kalte Dumpfheit und ausströmender Spott wechseln, wie Bitterkeit zur Wehmut wird, und die Wehmut in Thränen schmilzt.

ſchmilzt. Hier kann er lernen, Erzählung in Handlung verwandeln, vorführen als eben ſich ereignende Begebenheit, was ſchon vergangen iſt, und ohne Geſtikulazion und Armrudern — durch bloſſe reine Töne der menſchlichen Rede an unſer Herz und unſre Empfindung zu ſprechen.

Ich wünſchte, ich könnte dieſe Kunſt, dem jungen Künſtler zum Beſten, näher entwikkeln. Aber, wer kann Töne beſchreiben, wer Tonnüanzen und Uibergänge dem Verſtande durch Beſchreibung verſinnlichen? Wer kann, z. B. durch Beſchreibung einen Begrif geben von dem feinen und doch ſo wahren Uibergang der Stimme aus dem Ton dumpfer Verſtimmtheit in den Ton ſchmelzender Empfindung, mit dem der Schauſpieler die Geſchichte von Eulalien beginnt:

„Endlich fand ich auch ein Weib, ein Schuldloſes herrliches Geſchöpf, von kaum ſiebzehn Jahren. O wie liebt' ich ſie! ja damals war ich ganz glüklich!„

Welches Wort kann den Laut der Schwärmerei und des Entzükkens mahlen, mit dem dieſe erwärmende Rükerinnerung ſein trunknes Herz auf ſeine Lippen bringt:

„Sie

„Sie gebahr mir einem Sohn und eine Tochter; beyde hatte die Natur mit der Schönheit ihrer Mutter gestempelt. O wie liebt' ich mein Weib und meine Kinder! Ja, damahls war ich recht glüklich!„

Und, wie sollen Buchstaben dem Ohre des Lesers den Akzent verführen, in dem die Stimme des Schauspielers erstirbt, und in Thränen erstikt, bey den Worten:

„Sieh da, noch eine Thräne; hätt' ichs doch kaum gedacht. Willkommen, ihr alten Freunde, wir haben uns lange nicht gesehn.„

So was muß man den jungen Künstler nur hören lassen, und dann seine Aufmerksamkeit auf Wie? und Warum? fixiren. Beschreibung langt hier nicht aus. Allgemeine Winke geben, das ist es alles, was der Kunstrichter kann. Diese Winke aber wird nur der Virtuoß verstehen, und der Virtuoß bedarf ihrer nicht.

Meinau hat sich nun durch Erzählung seiner Leiden des drükkenden Kummers seines Herzens entledigt, sein so werbeladner Busen hat sich, mit Schiller zu reden, in Worten erleichtert. Freilich sind durch diese Erinnerungen verkümmerter und weggerükter Freuden auch seine

menschen-

menſchenfeindlichen Ideen von neuem wach geworden. Aber, es iſt mehr wehmütige Empfindung, was durch dieſe neugereizte Menſchenfeindlichkeit durchſchimmert, als bitterer, ſchneidender Groll. Dieſe wehmütige Empfindung, wie ſie ſich in Schröders Dikzion und dem Ausdruk ſeines Spiels und ſeiner Geberde äuſſert, bereitet denn auch ſeine Empfänglichkeit für den Auftrag des Majors vor: Freiwerber bey Madam Müller zu werden, für die Bitte, ihm zur Liebe, ganz gegen ſein Syſtem, wieder ein paar Stunden unter Menſchen zuzubringen. Sprudelt Reinau, das, was ihm der Dichter nach dieſer Erzählung in den Mund legt, in dem Gallevollen Ton des eigentlichen Menſchenhaſſers aus, ſo iſt ſeine Bereitwilligkeit für des Majors ſonderbaren Auftrag, und ſeine Bitte, ſich wieder einem Menſchenzirkel zu nähern, was er bisher ſo gefliſſentlich und ſtandhaft vermied, wirkliche Ungereimtheit, und gegen alle Natur und Wahrheit. Einer ſolchen Aufopferung iſt der wahre Menſchenhaß unfähig, mit Hohn und Empörung wird er Prätenſionen dieſer Art von ſich weiſen, und dem, der darauf beſteht, unwillig den Rükken zukehren. Was kümmert ihn Menſchenglük,

glük, er hat keinen Glauben daran. Die Menſchheit iſt ihm zu verächtlich geworden, als, daß er noch irgend Intereſſe für ſie haben könnte. Der Dichter hat freilich dieſen Widerſpruch in Meinaus Karakter nicht ganz vermieden. Aber Schröder wacht, wo er ſchläft, ein Talent, das bey unſern Schauſpielern eben ſo rar iſt, als die Schröder ſelbſt. Die meiſten ſchlafen vielmehr ſichtbar, wo der Dichter mit der lebendigſten Thätigkeit wacht. Denn auch hier trift es ein, was die Schrift ſagt, viel ſind berufen, aber wenig ſind auserwählt. Es ſind dienende Brüder, die zwar die Attribute des Ordens kennen, aber, was die Erkenntnis betrift, kaum zum erſten Grade, vielweniger zum Siz auf dem Stuhl des Meiſters gelangen.

Meinau hat ſein Wort gegeben, er will auf's Schloß, will mit Madam Müller reden. Dieſer Entſchluß, das Reſultat ſeiner ſanftern, weichern Stimmung, führt zugleich einen andern, aus eben dieſer Stimmung flieſſenden, ſeinem Herzen bisher ſo fremden Vorſaz herbey: ſeine Kinder wieder bey ſich zu haben, mit ihnen zu leben, ihres Wachſens und Entwikelns ſich zu freuen. Sie ſollen zu ihm kommen, er will ſie

mit ſich nehmen in einen andern Ort, vielleicht in einen andern Welttheil. Zu den friedlichen Inſulanern der Südſee will er flüchten. "Dort "ſind die Menſchen noch unverdorben. Sie ha: "ben nur eine Schwachheit — ſtehlen. Aber, er "bringt keine Schäzze mit. Sein köſtlichſtes "Kleinod, ſeine Ruhe, hat man ihm in Europa "geſtohlen. Dort will er ſich an den Anblik "ſeiner Kinder gewöhnen, dort, wo weder Phi: "lantropine, noch Penſionen ſie verderben können.„

Allerdings blikt auch durch dieſen Entſchluß die noch nicht ganz unterdrükte Bitterkeit ſeines Herzens durch. Aber dieſe Bitterkeit iſt nicht die rauhe, in ſchwarze Galle getauchte eines Timons; ſie iſt nur die lezte Aufwallung des nun bald ganz verdumpfenden Menſchengrolls. So viel Hohn auch in ſeiner Stimme und ſeinen Geberden ſichtbar iſt, wenn er, unwillig gegen ſich ſelbſt, die Worte ausſtößt:

"Narr, der ich war! Mir das Verſprechen entlokken zu laſſen, mich noch einmahl unter die Affengeſichter zu mengen. Welch' eine lächerliche Figur werd' ich da ſpielen. Und gar als Freywerber!„

So

So höhnend er auch lacht: es ist mehr ein forcirter, als ihm jezt eigner Hohn. Denn in eben dem Augenblikke giebt der Gedanke: es ist mein Freund, dem ich dies Opfer bringe, diesem Hohne den warmen Ton der Theilnahme:

"Warum solit' ich nicht, einem Freunde zur Liebe, eine böse Stunde mehr in den Kalender meines Lebens schreiben?„

Er geht, sieht und erkennt Eulalien. Von Schrekken und Erstaunen überwältigt, flieht er in seine Hütte zurük. Dieses plözliche, unerwartete Wiederfinden erschüttert und bewegt sein ganzes Wesen. Er hat sie nun wiedergesehn, die seine ganze Seele liebt, deren Bild er umsonst aus seinem Herzen zu verdrängen suchte, die zu vergessen, er sich vergebens ängstete und mühete. Er hat sie gesehn mit dem trüben, Schuld bewusten Blik, mit den von Reue gebleichten Wangen. Er hat ihr zusammenfahrendes Schrekgeschrey gehört, hat sie ohnmächtig hinstürzen sehen, und sein Herz ist entwafnet. Das Bild der Verbrecherin ist mit diesem Blik vor ihm verschwunden. Er sieht nur die Reuige, Büssende, Rükkehrende. Ist sie nicht die Madam Müller, von deren Tugenden das ganze Dorf voll ist, von

deren Liebenswürdigkeit sich jung und alt erzählt? Ist es nicht ihre wohlthätige Hand, die so viel Thränen getroknet, nicht ihr Herz, das voll Erbarmen gegen die leidende Menschheit überwallt? Ist es endlich nicht sie, von deren bescheidnem stilltreffendem Blik auch seines Freundes Herz gerührt wurde? O gewis, sie ist weniger strafbar, als sie ihm schien. Es war Rausch, Jugend, die sie hinrissen, ihre Sinne sündigten, nicht ihr Herz. Alle seine Zweifel hat dieser einzige Blik auf sie, alle seine Entschlüsse der Entsagung diese Reue, diese Büssung, dieses still-edelthätige Leben niedergeschlagen. Seine nie ganz entschlafne Liebe kehrt feuriger, glühender, unwiderstehlicher zurük. Er verzeiht und — liebt. Aber bald erwacht auch sein Stolz, sein Ehrgefühl wieder. Mit aller Anstrengung lehnen diese sich gegen die mit Riesenkräften emporwachsende Liebe auf. Die Stimme der Ehre ringt, die Stimme der lauterfodernden Liebe zu überschreien. Er nimmt seine ganze Mannheit zusammen, über seine Schwachheit zu siegen; nöthigt seinen Kopf, die Dinge anders zu sehn, als sie sein Herz sieht; arbeitet, Eulalien gerade darum strafbar zu finden, warum er sie vorher entschuldigte; da Plan und

Rolle

Rolle zu erblikken, wo er eben unwiederſprechbare Beweiſe ihrer rükkehrenden Tugend zu ſehen glaubte. Aber dieſe Bemühung, einen verändderten Geſichtspunkt ihres Betragens anzunehmen, iſt ſeinem anders überzeugten Herzen zu unnatürlich, als, daß ſie ihm nicht die äuſſerſte Anſtrengung koſten ſollte. In dieſer Stimmung des gewaltſamen Anſtrengens trift ihn ſein Freund, Horſt. Er will, ſo ſehr auch ſein eignes Herz für ſie zeugt, nichts von der geliebten Verbrecherin hören. Strafbar oder nicht, er kann nicht mehr für ſie leben, Vernunft, Stolz und Ehre verbieten es ihm. Er ſollte ſich dem Geſpötte der Welt, dem Hohngeziſche der Stadt- und Hofſchranzen ausſezzen: nimmermehr! Eher ſoll ſein Herz brechen, eh' er ſeine Ehre dieſem Gelächter, dieſem Geziſche Preis geben will. Eine volle Schaale Bitterkeit gießt dieſe Vorſtellung über ſeine Empfindung aus, es iſt der Ton der beynahe weinenden Wut des beleidigten Ehrgefühls, mit dem er ſich ausſtrömt:

"Das wäre ein Schmauß für die geſchminkten Weiber und all das fade Hofvolk, wenn ich ſo wieder mitten unter ſie träte, mit meinem verlaufenen Weibe am Arm. Wie ſie hohnlächeln,

lächeln, sich in die Ohren wispern, mit Fingern auf mich zeigen würden. O das wäre ein Schmauß!„

Und doch, so sehr diese Vorstellung alle seine Galle aufgeregt hat, so bald Horst das Verlangen der geliebten Verbrecherin äussert, Abschied von ihm zu nehmen: dahin ist sein Stolz, sein beleidigtes Ehrgefühl! Er selbst kann sich diese lezte Wonne seines Lebens nicht versagen, noch einmahl in ihre Augen zu sehen, noch einmahl den süssen Ton ihrer Stimme zu hören. Er willigt ein, zwar mit einem Scheine von kühler Verschlossenheit, aber kaum ist er allein, so ist er wieder ganz er selbst: der Mann mit einem Herzen voll unbegränzter Liebe, das der Worte des Wiedersehns, des Wiedersprechens in seeligen Ergiessungen entgegen schlägt. Er wird sie wiedersehn, ihr sagen, daß er ihr vergiebt, ohne Groll von ihr scheidet; er wird das Glük haben, ihr eine Unterstüzzung anzubieten, daß sie frey und unabhängig leben, frey und unabhängig den wohlthätigen Hang ihres Herzens, Gutes zu thun, befriedigen kann. Diese Idee erwärmt seine ganze Seele. Schmelzend und schwärmerisch, in Lieb' und Entzükken aufgelöst, ist der Ton seiner Stimme:

"Nun

„Nun, Meinau, der lezte glükliche Augenblik deines Lebens naht heran. Du wirst noch einmahl sie sehen, sie, an der deine ganze Seele hängt. O, daß ich ihr nicht entgegenfliegen, an dies klopfende Herz sie drükken kann!„

Umsonst tritt der Stolz diesen Ergiessungen seines Herzens in den Weg. Liebe ist stärker als Stolz:

„Das Hirngespenst, das wir Ehre nennen, ist nur in unserm Kopf, nicht in unserm Herzen.„

Mein, er will sich diesen so lang entbehrten Anblik nicht versagen. Sein Herz und sein Mund sollen sich tröstend und vergebend gegen sie öfnen:

„Ernst will ich mit ihr reden, aber sanft. Hüte dich, daß kein Vorwurf deinem Munde entwische!„

Und, indem er sanfter, liebender überwallt:

„Ja, ihre Reue ist wahrhaftig; mein argwönisches Gehirn mag dagegen einwenden, was es will. — Nun, so soll wenigstens ihr Schiksal erträglich seyn.„

Er sieht sie kommen. Matt und entkräftet schwankt sie daher. Ein sanfter Schauder fährt bey diesem Anblik durch sein ganzes Wesen. Er

wendet seine Augen — sein berstendes Herz kann diesen Anblik nicht aushalten. Er faßt sich zusammen, so gut er kann, aber sein ganzer Körper ist in Bewegung. Er stemmt sich gleichsam auf dem Boden, und seine Gesichtsmuskeln arbeiten in sichtbarem Kampf dem weichen Eindruk entgegen, von dem er sich ergriffen fühlt. Umsonst, sein zitternder, milder, wehmütiger Ton verräth ihn:

"Was willst du, Eulalia?„

Eulalia, durch dieses vertrauliche Du erschüttert, bittet um einen rauhen, harten Ton. Sein Busen erhebt sich, er rast seine gesunkne Kraft auf — und suche nach einem festern Ton:

"Nun, Madam — „

Eulalia verlangt Vorwürfe. Das dringt ihm in die Seele. Sein bisher auf den Busen gesunknes Haupt erhebt sich, er wirft einen halben Blik auf sie, und sagt sanft und elegisch:

"Vorwürfe? Hier stehn sie auf meiner blassen Wange, in meinem eingefallenen Auge. Diese Vorwürfe konnt' ich Ihnen nicht erspaaren — mein Mund schont Ihres Elendes.„

Edelmüthig und mit Feuer wehrt er jedes Selbstgeständniß ihrer Schande ab, betheuert ihr, daß er ihr nicht fluche; Blik und Stimme sprechen die rührendste Vergebung:

"Nein, Eulalia, ich fluche dir nicht. Deine Liebe hat mir in bessern Tagen so manche süsse Freude gewährt. — Nein, ich werde dir nicht fluchen.

Er zernichtet den Scheidebrief. Sie allein hat in seinem Herzen geherrscht, und wird ewig darin herrschen. Zwar wird er nie wieder der ihrige werden, aber nie wird auch ein andres Weib ihm Eulalien erseszen. Er soll nun Abschied nehmen. Vorher bietet er ihr noch einen jährlichen Gehalt an. Großmüthig schlägt ihn Eulalia aus. Dieser Zug enthüllt ihm das ganze schöne Herz wieder, das ein niederträchtiger Verführer entweyhte, ihm stahl. Mit weinender Bitterkeit bricht er aus:

"Gott! welch ein Weib hat der Bube mir entrissen.„

Nun soll sie wenigstens den Schmuk annehmen, der ihr ehmals gehörte. Die Ideen, die der Anblik dieses Schmuks in Eulaliens Seele zurükruft, die süssen Erinnerungen reiner, schuldloser

loſer Liebe, des ſeeligſten unbefangendſten Glüks — ach! das nun dahin iſt! — treffen auch ihn mit erſchütterndem Schlage. Als ſie ſich nun gar nach ihren Kindern erkundigt, mit dem ganzen Gefühle der liebenden und unglüklichen Mutter; vollends iſt es da um ſeine Faſſung geſchehen. Alles iſt an ihm in Bewegung – er bebt, wankt, verſtummt im Gefühl. — So gern möcht' er ihr um den Hals fallen, lautſchluchzend ihr vergeben, und wieder ſeyn, was er war. Aber noch hält ihn ſein Ehrgefühl aufrecht. Er giebt ihr das Verſprechen, ihre Kinder noch einmahl zu ſehn — und der ſchrekliche Abſchied wird genommen. Sie ſtürzt zu ſeinen Füſſen, ſeine Hand mit ihren Thränen nezzend. Raſch wendet er ſich mit halben Leibe zu ihr, und hebt ſie auf. Ihre Hand ruht nun in der ſeinen, die theure liebe Hand, die er ſo oft faßte, ſo oft an ſeine Lippen drükte. Ein ſanfter Druk ſagt ihr, wie willkommen dieſe langentbehrte Hand ihm iſt. Sie ſcheiden. Seine Augen glänzen von Thränen. In einer beſſern Welt, wo keine Vorurtheile herrſchen, da ſoll ſie wieder ſein ſeyn. Noch immer hält ſeine Hand die ihrige feſt, ſeine Augen ruhen rührend, und mit dem langen

Blik

Blik der Liebe auf den ihrigen; — das lezte Lebewohl entschlüpft gebrochen seinen Lippen, und, länger nicht vermögend, es anzuhalten, wendet er sich schnell, trift sein Kind, drükt es Sprachlos in seine Arme, reißt sich loß — wirft den in Thränen schwimmenden Blik auf die theure Wiedergefundne —

"Ich vergebe dir,,

ruft er mit dem ganzen Ton der Liebe, und seine Lippen hängen an den ihrigen.

Mit Vergnügen hab' ich dem Geiste der Darstellung nachgespührt, mit dem Schröder diesen Karakter entfaltete, durch den er überall mit oder für den Dichter dachte. Möchten doch unsre jungen Künstler von ihm lernen, was darstellen ist; möchte doch sein Beyspiel die Kunst in Deutschland erhalten, die allein den Stand des Schauspielers ehrwürdig macht, von der aber — wenn sein Beyspiel nicht wirkt und zur Nachahmung reizt — wahrscheinlicherweise in zehn Jahren keine Spur mehr da seyn wird.

XIII.

Einige Nachrichten von den Theatern zu Venedig, aus einem Briefe des Herren Professor Meyer in Göttingen *) an Herren Schröder.

Es giebt sieben Theater in **Venedig**, vier für das rezitirende Schauspiel, zwei für die ernsthafte, und eines für die komische Oper. Die Italienische Bühne hat neben beleidigenden Fehlern sicherlich grosse Vorzüge, die besonders in extemporirten Stükken, die man hier Lustspiele der Kunst nennt, unverkennbar sind. Niedrigkomische Karaktere gewinnen ungemein dadurch, daß sie nicht an gewisse Worte gebunden sind, und sich nach der Laune des Augenblikes, so wohl bey ihnen selbst, als bey dem Zuschauer richten können. Das Ganze erhält dadurch einen Ausdruk der Natur, dessen ich mich seit der glüklichen Zeit nicht mehr erinnere, in welcher es Ihnen, liebster Schröder, noch gefiel, Bedientenrollen zu spielen. Doch darf man nie vergessen, daß diese Leute Italiener sind, und gewisse Gegenstände zum Ziel ihres Scherzes machen, deren der zurükhaltendere

Deut-

*) Jezt in Italien.

Deutſche nicht erwähnt. Studirte Komödien, die man eben nicht ſehr Sprachrichtig, Karakterkomödien nennt, ſind in den Nebenrollen ſelten gut gelernt, und wollen einem Gaumen, der an Londner Koſt gewöhnt iſt, nur wenig behagen. Eine Ausnahme machen die Goldoniſchen Stükke, die ſo ganz im Karakter der Nazion, beſonders der Venezianiſchen, geſchrieben ſind, daß, was wir auch in der Ferne davon denken mögen, ihre Wahrheit hier den Schauſpieler und den Zuſchauer mit ſich fortreißt, und ich möchte ſagen, über ſich erhebt, wenn man das von dem komiſchen Eindrukke ſagen kann. Er iſt durchaus der erſte Dichter dieſer Bühne. Sein Triumpf über Chiari iſt entſchieden, und ſelbſt Carlo Gozzi hat für ſeine Nation nichts ſo dauerndes verfertigt.

Die Familie Sacco iſt ausgeſtorben, aber von der Geſellſchaft haben ſich noch einige Mitglieder erhalten, die, wie die Garrikſche Schule in England, und die Akkermanniſche in Deutſchland, überall, wo man ſie findet, ſich dadurch auszeichnen, daß ſie die beſten ſind.

Eine Schauſpielerin beſonders, Theodora Ricci Bartoli, obwohl über die vierzig hinaus,

aus, ist für Karakterrollen eine Liebhaberin, die auch in Deutschland, England und Frankreich Glük machen würde. Schöner Wuchs, ohne mager zu seyn, blondes Haar, troz ihrer Wälschheit, auszeichnendes Profil, schöner Arm und Hand. Ihr Spiel ist äusserst fein und ungemein lebhaft. Sie war erste Liebhaberin des Pariser Theaters, welches sie verließ, da dort die italienische Bühne aufhörte, und hat sich dort ausgebildet. Gozzi schrieb seine philosophische Prinzessin für sie, und nannte sie nach ihrem Nahmen, Theodora. Ich habe sie gesehen, und ich glaube nicht, daß es im Ganzen möglich ist, sie besser zu spielen. Ich habe das Stük vorher und nachher gelesen, und in jeder Szene Schönheiten gefunden, die ihr gehörten. Wo sie mich aber erschüttert und überrascht hat, das ist in der Szene des lezten Akts, in welcher sie sich selbst gesteht, daß sie von den Flammen der Liebe brennt. Ihre ganze Gestalt hatte mir bis jezt einen Begrif von Kälte gegeben, und dieses Sichselbstgeständnis, ohne geschrien und geweint zu seyn, hatte nun einen Ausdruk innerer Glut und jungfräulicher Schaam, der vielleicht erreicht, aber sicher nicht übertroffen werden kann.

An-

Antonio Palandi war Don Cesare, und ist ohne Ausnahme der erste Schauspieler Italiens. Natürliche oder angenommene Kälte vereinigt er mit freiem, unaffektirtem Anstande. Seine Deklamazion, so wie der Ricci, ist ungemein richtig, und sein Konversazionston leicht und natürlich, ohne affektirt oder unverständlich zu werden.

In England und Italien haben die ersten Schauspieler, wie es scheint, ihre eigenen Kleider, mit denen sie selten wechseln, die aber nach der neuesten Mode sind.

Es giebt hier natürlicherweise noch mehr Schauspieler von Verdienst, doch nicht so hervorragende, wie die genannten, und die ernsthaften Alten sind, wie in England, nur mittelmässig besezt. Die komischen gehören gemeiniglich in das Geschlecht der Pantalon, Anselmo, Tartaglia und Brighella, und sind Ihnen hinlänglich bekannt. Es giebt einen sehr guten Pantalon hier, einen treflichen Tartaglia, ein Karakter, der freilich sehr italienisch ist, und einen Anselmo von Zügellosem Wizze. Die Brighellas übertreiben nicht, und sind sehr tauglich. Die drey Arlechini hier, die bei verschiede-

ſchiedenen Nahmen nur eine Maske tragen, haben alle Verdienſte. Doch iſt der von St. Angelo, der jüngſte und lebhafteſte. Wie denn überhaupt das Theater St. Angelo die beſten Leute hat, und die Ricci und Palandi.

St. Gian Chriſoſtomo iſt das gröſte von allen Theatern, und St. Lucca hat von den rezitirenden die ſchönſten Deterazionen, noch von Sacco's Zeiten her. Von Gozzi hab' ich geſehn die rachſüchtige Dame, ein Stük, das ſich ſehr gut macht, die philoſophiſche Prinzeſſin, den Raben — und das oeffentliche Geheimnis. Im Raben ſpielten nur zweite Schauſpieler, auch hat mir dies von Gozzi's Stükken am wenigſten gefallen. Gennaro's doppelte Verwandlung geſchah mit unglaublicher Geſchwindigkeit.

Ich rathe Ihnen, die philoſophiſche Prinzeſſin auf die Bühne zu bringen. Sie thut unglaubliche Wirkung, und wird der Triumph der Madam Schröder ſeyn. Sie glauben nicht, wie viel Eindruk ſelbſt Gianetteno's Rolle macht.

Das Theater St. Benedetto giebt ernſthafte Opern, und iſt in Pracht und Dekorazion

das

das erste, was ich jemahls gesehen habe. Brigida Bants ist die Heldin des italienischen Gesangs. Auf dem Theater St. Samuel singt die Mara, deren ganzen Wert zu verstehen, die Italiener zu entnervt sind. St. Moise, ist ein kleines Theater für Opera Buffa. Nur der erste Buffo, Morelli, ist etwas. Die Ballets auf allen drey Theatern der Oper — das Schauspiel hat keines — sind mittelmässig.

Neue Stükke sind hier im Gange auf dem Theater St. Lucca: die Zerstörung des Reichs der Amazonen, und der gute Bürger, Drama. Das erste ist ein Trauerspiel, voller Unwahrscheinlichkeiten, aber voll schöner Theatercoups, und hier und da im Ausdruk zärtlicher und sanfter Leidenschaft nicht unglüklich. Es ist elfmahl hintereinander mit Beyfall gegeben. Die Italiener übertreiben minder im Trauerspiele, als im weinerlichen Lustspiele. Auf dem Theater St. Angelo: die Bachanalen von Rom, hat nicht sehr gefallen; eine Farce: Lügen haben kurze Beine; die ersten Aufzüge haben viel Unterhaltendes, die lezten schleppen; in der Noth lernt man die

Freunde kennen; die beiden lezten Stükke sind von Federici. Auf dem Theater St. Gian Chrisostemo: die ofne Fehde aus dem Französis., die das Publikum nicht dulden wollte. Es ist eine Komödie der Kunst, sagten sie, und man giebt es als ein studirtes Stük. Wir wollen Trufaldin und seinen natürlichen, ungeschriebenen Wiz. So ward es gepfiffen und nicht wiedergegeben. Die beyden Königinnen, Trauerspiel aus dem Französischen, misfielen durchaus.

Von Goldoni's Komödien erscheint hier bey Zatta eine neue, verbesserte Auflage. Sieben Bände sind bereits fertig. Jeder enthält vier Stükke, unter denen sich immer ein bisher noch ungedruktes befindet.

XIV.

XIV.

Kurze Nachrichten von verſchiedenen deutſchen Theatern, aus Briefen an den Herausgeber.

Aus Wien, im Oktober, 1789

Die Beſchämten werden noch immer mit lautem Beyfall, und, was die Hauptſache iſt, bey immer vollem Hauſe gegeben. In der lezten Wiederhohlung war es ſo voll, daß ich um 6 Uhr mit Mühe Plaz fand. Unſre Schauſpieler, beſonders Brokman, die Sacco und Adamberger, ſpielen noch immer vorzüglich darin, und Legazionsrath Möll macht noch immer herzlich lachen, ob wir gleich ſeine Bonmots nachgerade auswendig wiſſen. — Ganz auſſerordentlichen Beyfall hat auch Schröders Fortſezzung des Rings gefunden. Ich verſäume keine Vorſtellung davon. Brokman ſpielt allerliebſt. Dieſes Luſtſpiel iſt unſtreitig Schröders Meiſterſtük. Dafür erkennt man es hier allgemein. Wäre Schröder hier, er wäre gewis ſchon einigemahl herausgeklatſcht, und laut von dem Publikum bejauchzt worden. Auch das Portrait der Mutter hat ſehr gefallen. Rekau iſt ein unge-

mein drolligter Karakter, der überall gefallen muß. Wiz giebt es in diesem Stükke vollauf. Auch wird was ehrliches darin gelacht.

Vom Januar 1790.

Brokman hat ein ausserordentliches glükliches Jahr. Vergangne Woche hatte er, ausser den Abonnenten, schon 37000 Gulden eingenommen. Ein klägliches Stük von Herren Sannens, der Vetter aus Ostindien, ist gegeben worden und durchgefallen. Das Nachdrukkerwesen hier reitet jezt auf dem Steckenpferd der Komödie. Bey Jahn wird eine Samlung gedrukt, darin kömmt Kozebue, Lessing, Shakespeare, Iffland, Klopstok, Niemeyer, und was weiß ich, alles? Neben dieser Sammlung existirt noch eine, auch werden noch einzele Nachdrükke verschachert, die müssen aber gestempelt werden.

vom Merz 1790.

Der Tod des Kayfers hat besonders die Schauspieler hier in große Bestürzung gesezt. Nicht ohne Ursach. Joseph war ihnen viel. Er war eigentlicher Pflegvater der deutschen Kunst. Brokman hat sein

Direk-

Direktorium wakker geführt. Publikum und Schauspieler sind zufrieden mit ihm. Die deutsche Theaterkasse hat dies Jahr 16000 Gulden Uiberschus gehabt, welches den Schauspielern Hofnung macht, daß sie auch unter dem neuen König, Leopold, Höfler bleiben werden. — Menschenhaß und Reue hat auch hier erstaunlich Lerm gemacht, und sehr viel Geld getragen. Es war aber auch sehr gut besezt. Kritiken sind darüber Pro und Kontra erschienen, davon einige sehr viel Stoff zum Lachen gaben. Jüngers neuste Stükke sind: der Faschingsdienstag, eine freie Nachahmung aus dem Französischen des Florian, ungemein niedlich; er mengt sich in alles nach busy body, und die Entführung.

Aus Berlin, im November 1789.

Sie haben Recht, die Indianer in England haben weit weniger Dichterwert als Menschenhaß und Reue, dennoch gehen sie hier mit diesem Schauspiel gleichen Schritt. Die Berliner können sich nicht satt daran sehen. Aber wir haben auch an Madam Unzelman eine vortrefliche Gurli. Selbst Sie würden es so finden, wenn Sie sie sehen sollten. Wenigsten spielt

ſie den Karakter ganz in dem Geiſte, wie Sie ſich die Gurli denken. Reizende Naivetät, ohne bäuriſchen Akzent, und Unſchuld ohne Gemeinheit. Noch weniger werden Sie von Kokketterie eine Spur finden, die allerdings, wie Sie ſagen, den Karakter ganz entſtellen müſte. Sie macht weinen und lachen, wie es ihr Karakter fodert, und ſelbſt der Dichter würde ſich keine beſſre Gurli wünſchen, wenn er ſie ſähe.

Aus Mannheim, im Januar 1790.

Die Indianer in England haben hier ſehr gefallen. Die Gurli der Demoiſelle Wiehöft iſt das vortreflichſte, was die Kunſt hervorbringen kann. Ihr Spiel hat ſo viel Feinheiten, ſo viel Annehmlichkeit und Hinreiſſendes, daß eine Zergliederung deſſelben Ihnen groſſe Freude machen würde. Demoiſelle Wiehöft iſt überhaupt eine ſehr angenehme Aktriſſe. Selbſt ihre Eulalia hat ſehr ſchöne Stellen, obgleich die Rolle auſſer ihrem Fach liegt. Vorzüglich aber glänzt ſie im Luſtſpiel. Brokman hätte ſie gern für das Nazionaltheater gehabt. Aber ſie iſt der Liebling des hieſigen Publikums, und ſie iſt zu dankbar, um es zu verlaſſen.

Inhalt.

10.

Hamlet, Trauerspiel in fünf Aufzügen nach Shakespeare, von Schröder; die verstellte Kranke, Lustspiel in drey Aufzügen von Goldoni; und die Uebereilung, Lustspiel in einem Aufzuge, von Murphy.

11.

Die Jäger, Schauspiel in fünf Aufzügen von Iffland.

12.

Zeitverkürzung des Baron Reinau in Menschenhaß und Reue, nach Schröders Ideal.

13.

Einige Nachrichten vom dem Theatern in Venedig, aus einem Briefe des Herrn Professor Meyer in Göttingen an Herrn Schröder.

14.

Nachrichten von einigen deutschen Theatern. Auszüge aus Briefen an den Herausgeber.

Dramaturgiſche Monate.

Zweiter Band.

Von

Johann Friedrich Schink.

Drink deep, or taſte not the Pierian ſpring.
There ſhallows draughts intoxicate the brain,
And drinking largely ſobers us again.

POPE.

Schwerin.
Im Verlag der Bödnerſchen Buchhandlung.
1790.

EXEMPLAR DER
K. UNIVERSITÄTS-

[illegible]
[illegible]
[illegible]

An

Herrn

Friedrich Nikolai

zu Berlin.

Erlauben Sie mir, Ihnen auch einmahl öffentlich die Hochachtung zu bezeigen, die ich für Ihre groſſen Verdienſte um unſre Litteratur, Ihre Freymütigkeit, Ihr Verbreiten des Lichts und der Wahrheit, Ihr unerſchütterliches Beharren in Vertheidigung der Rechte der Vernunft, des freien Denkens und Prüfens habe. Nehmen Sie es gütig auf, wenn ich Ihren Nahmen einem Werke vorſezze, das Beobachtungen über eine Kunſt enthält, für die meine frühern Bemühungen ſchon mit einem rühmlichen Zeugnis von Ihnen beehrt wurden; und laſſen Sie mich hoffen, daß Sie dieſen Ehrenvollen Beifall auch bei dem neuen Werke meines Studiums und Fleiſſes in dieſem Fache der Litteratur nicht zurüknehmen werden.

Nehmen Sie diesen Wunsch für keine Bitte um eine freundliche, Nachsichtsvolle und schonende Kritik. Nur verdientes Lob, wie ich schon mehrmals erklärt habe, ist das Ziel, nach dem mein Ehrgeiz strebt; und jedes erschlichne, vermittelte und bestellte Zeugnis des Ruhms der verächtlichste Behelf in meinen Augen, durch den ein Schriftsteller zu einem Nahmen kommen kann. Ich verlange kein Lob, das nicht das reinste Resultat der Uiberzeugung desjenigen ist, der es mir ertheilt.

Mit der ungeheuchelsten Hochachtung und Ergebenheit bin ich

Ihr

verbundenster

Schink.

Inhalt des zweiten Bandes.

Erstes Stük.

Seite

XV. Die Eifersüchtigen, oder keiner hat Recht; Lustspiel in vier Aufzügen, von Schröder, aus dem Englischen des Murphy.

Lebhaftigkeit des Stüks im Gang, in Handlung und Karakteren. Wahre Schilderung der Eifersucht. Mannichfaltige Aeusserung einer und derselben Leidenschaft, nach Temperament, Geschlecht und Jahren. = = 283

Rasts Eifersucht hat einen determinirten, herrischen Ton. Sie ist Resultat seiner Uiberzeugung, und erklärt sich fest, klar und nachdrüklich; mit Feuer, aber ohne Lerm, mit Galle, aber ohne Winseley. = = 284

In Madam Rast hat die Eifersucht den Ausdruk ihres reizbareren Nervensystems; sie ist heftig, lermend, kreischend. Bei ihr strömt und sprudelt alles. Gesicht, Hand und Fuß spielen mit; beständig der Abdruk ihres raschen und ausschweifenden Geistes. = = = = 285

Seite

Doktor Schönhofs Eifersucht iſt delikaterer Art. Er ſchämt ſich ihrer, und giebt ſich, wiewohl vergebens, alle Mühe, ſie nicht ſichtbar werden zu laſſen. Daher drükt ſie ſich in dem gedämpften Ton des beſcheidnen Zweifels aus, äuſſert ſich mit Zurükhaltung, erkennt ihr Unrecht und bittet um Vergebung. 286

Lob der hieſigen Vorſtellung. . 289

XVI. **Das Portrait der Mutter,** Luſtſpiel in vier Aufzügen, von **Schröder,** und **die Heyrat durch Irrthum,** Luſtſpiel in einem Aufzuge, nach **Patrat,** von **Schröder.**

Wahrheit des Karakters des Rekan, ſo abentheuerlich, widerſprechend und unnatürlich er auch auf dem erſten Anblik ſcheint. . . . 290

Weitere Entwiklung dieſes Karakters, durch Darſtellung ſeiner Lebensſchikſale, Lagen und Art und Weiſe zu handeln. . . . 294

Karakter des Hofrat Wakkers. . 315

Winke für den Schauſpieler bei der Darſtellung dieſes Karakters. . 318

Fein-

Seite

Feinheit des kleinen Stüks: Heyrat durch Irrthum. Schwierigkeiten bei der Vorstellung desselben von Seiten der Schauspieler. - - 319

XVII. Don Juan, oder der steinerne Gast, Schauspiel in vier Aufzügen, die Musik von Mozart.

Vernunftwidrigkeit und Unnatur des Karakters des Don Juan. - 321

Lob der Mozartischen Musik, nebst einer Karakteristik des Kunsttalents dieses vortreflichen Komponisten. - 325

Uiber den Vortrag des Gesangs. - 327

XVIII. Das Blatt hat sich gewendet, Lustspiel in fünf Aufzügen, nach Cumberland, von Schröder, und die Rechnung ohne den Wirth, Lustspiel in einem Aufzuge, nach le Grand, von Schletter.

Allzugrosse Verwirrung der Fabel im Original, zu schnelles Wechseln der Begebenheiten und Szenen, und zu sehr getheiltes Interesse in demselben. Vortrefliche Zeichnung der Karaktere. 330

Seite

Weise Veränderungen des deutschen Bearbeiters. 331

Herr Schröder, als Amtsrat Poll. 333

Madam Schröder, als Amtsrätin. 336

Herr Langerhans, als Seekapitain Hamster. 338

Herr Klingmann, als Wilhelm Brand. 339

Herr Löhrs, als Ludwig Brand. eben da.

XIX. Fürstenlaune und Menschengroll, Schauspiel in fünf Aufzügen, von Freiherrn von Soden, und die buchstäbliche Auslegung, Lustspiel in einem Aufzuge, von Brömmel.

Dramatisches Talent des Herrn von Soden, besonders in Schilderung der Sitten der grossen Welt. 341

Hauptfehler aller seiner Dramen. 342

Lob und Tadel seines modernen Timons. 345

Erinnerungen gegen die Katastrophe dieses Lustspiels. 351

Aendrungen, die man hier damit vorgenommen. 352

Mittheilung der lezten Szene nach der hiesigen Veränderung. 353

Herrn

Seite

Herrn Zukkarini's Lichthayn. = 358

Uber Brömmels buchſtäbliche Auslegung. = = = 359

Zweites Stük.

XX. Kaſpar der Thorringer, Trauerſpiel in fünf Aufzügen, und die drei Pächter, Singſpiel in zwei Aufzügen, von Monvel.

Uber das Geiſterweſen in dieſem Trauerſpiel. Unwirkſamkeit deſſelben. Urſachen davon, die theils in unſerm Unglauben an dieſe Erſcheinungen, theils in der Unmöglichkeit, uns auf der Bühne damit zu täuſchen, zu ſuchen ſind. = = = 363

Gründe gegen den Gebrauch der Geiſter auf dem Theater. = 369

Herabwürdigung des Karakters des biedern Thorringers, durch ſeinen Wunder- und Schwarzkünſtlerkram. 370

Herr und Madam Schröder, als Thorringer und Margarethe. = 374

Herr Löhrs, als Biſchof von Salzburg. = = = = eben da.

Uber Monvels drei Pächter. 376

XXI.

Seite

XXI. Fortsezzung der Kritik über König Lear.

Tate's Veränderungen des Shakespearschen Lears. = = 380

Kolmans Bearbeitung. = = 390

Garriks Ausgabe. = = 391

Monsieur Ducis Lear. = = 399

XXII. Die Indianer in England, Lustspiel in drei Aufzügen, von Herrn von Kozebue.

Wahrheit in den Karakteren der Gurli und des Kaberdars. = 435

Anmerkungen über den Zollinspektor Samuel. = = = = 438

Uber den Zollvisitator und Liddy. 441

Tadel der Dame Smith und ihrer niedrigen Airs. = = = 442

Schiffkapitain Robert und Jak. = 443

Die Notarien Staf und Struffel. 444

Fehler des Mangels an Einfluß auf die Handlung in verschiednen Szenen dieses Lustspiels. = = = 446

Mangel an Einheit und Hauptinteresse. = = = = 448

Gegen

Seite

Gegen Fazirs und Libby's Liebesverständnis. . . . 449

XXIII. Die heimliche Heyrat. Lustspiel in fünf Aufzügen, von Kelman und Garrik, übersezt von Schröder, und die Heyrat durch's Wochenblatt, nach Boursault, von Schröder.

Vortreflichkeit des Lustspiels: die heimliche Heyrat. . . 453

Schwierigkeiten des Zusammenarbeitens zweier Dichter an einem und demselben Schauspiele. . . 454

Treue Abbildung eines plattbürgerlichen Zirkels, ohne Erziehung und Lebensart, in den Karakteren der Familie Sterling. . . . 458

Uiber alte Jungfernnatur und ihre Eigenheiten. . . . 462

Schröders Daleby. . 467

Schröders und Schmids Uibersezzung dieses Lustspiels. . . 469

Uiber die Heyrat durch's Wochenblatt. 470

Drit-

Drittes Stük.

Seite

XXIV. Fortſezzung des Raiſonnements über Hrn. von **Kozebue's Indianer in England.**

Zergliederung des Karakters der Gurli. 471

XXV. **Die Höhle des Triphonius,** Singſpiel in zwei Aufzügen, aus dem Italieniſchen, die Muſik von **Salieri,** und **Glük beſſert Thorheit,** Luſtſpiel in fünf Aufzügen, nach Miß **Lee,** von **Schröder.**

Anekdote von der Höhle des Triphonius, aus dem Pauſanias. . 534

Anwendung dieſer Fabel von dem italieniſchen Dichter. . . 535

Reicher Stof dieſes Sujets für die dramatiſche Darſtellung. . . 536

Uiber Hofpoeten und Hofpoeſie. eben da.

Salieri's Muſik und ihre groſſe Wirkung zu Wien. . . 540

Seite

Aehnlichkeiten des Luſtſpiels: Glük beſſert Thorheit, mit Diderots Hausvater, in Plan und Karakteren. 544

Eigenheiten der engliſchen Verfaſſerin. 545

XXVI. Nachrichten von dem engliſchen Theater. Auszüge aus Briefen.

Liebhaberei der Engländer für theatraliſche Unterhaltung. Manier ihrer Schauſpieler. Schönheit ihrer Dekorazionen. Ihre Pantomimen. Miß Gibbs, eine ſehr gute Kolombine. 549

Uiber die Aufführung des Barbiers von Sevilla. 551

Kemble's Hamlet. 552

Falſtaf in Durylane. 555

Shakeſpeare's Koriolan, von Kemble, und Volumnia, von Miß ſtriß Siddons. 556

Seite
XXVII. Kurze Nachrichten von einigen deutschen Theatern. Aus Briefen an den Herausgeber.

Beifall der Indianer in England, zu Leipzig. 557

Glänzende Aufnahme des Portraits der Mutter, von Schröder, zu Berlin. 558

Dramaturgiſche
Monate.
April
1790.
Schwerin,
im Verlag der Bödnerſchen Buchhandlung.

Von dieſer Schrift erſcheint alle Monate ein Heft. Drey ſolcher Hefte machen einen Band aus, und zu jedes maligen 3ten Hefte kömmt ein in Kupfer geſtochener Haupt-Titel und ein Kupfer in Octav-Format. Erſtern ziert eine paſſende Vignette, und Letzteres bezeichnet entweder eine theatraliſche Gruppe, oder eine Figur mit dem Koſtume irgend eines Zeitalters: das auch illuminirt werden ſoll, wenn es die Umſtände erfordern.

Der Preiß eines Jahrgangs von 12 Heften iſt ℳ 4 — an Gold, den Louisd'or zu 5 ℳ — gerechnet. Dieſen Betrag bezahlt jeder Intereſſent beim Empfang des erſten Heftes.

Alle löbliche Poſtämter und Buchhandlungen, oder wem es ſonſt noch gefällig ſeyn ſolte, die Diſtribution derſelben zu übernehmen, erhalten die gewöhnliche Proviſion für ihre Bemühung, und wenden ſich gefälligſt

an die Käyſerl. Reichs-Ober-Poſtamts-Zeitungs-Expedition in Hamburg, welche die monathliche Verſendung an alle reſp. Poſt-Aemter in und auſſer Deutſchland übernommen:

— — Herzogl. Zeitungs-Expedition in Gotha. Auch an folgende Buchhandlungen:

nach Berlin, an Herren Haude und Spener;
— Frankfurt am Mayn, an Herrn Herrmann;
— Hamburg, an Herren Herold;
— Leipzig, an Herrn Barth;
— Nürnberg, an Herren Felſeker;
— Prag, an Herrn Gerle;
— Strasburg, an die academiſche Buchhandlung;
— Wien, an Herrn Stahel, oder

an die Verlagshandlung in Schwerin.

[illegible] DER
[illegible] UNIVERSITÄTS
[illegible] MÜNCHEN

Dramaturgische Monate.

Zweiter Band.

Erstes Stük.

XV.

Am dreiundzwanzigsten Oktober 1789: die Wiederhohlung der Milchbrüder, und die Eifersüchtigen, oder keiner hat Recht, Lustspiel in vier Aufzügen, von Schröder, aus dem Englischen des Murphy.

Die Eifersüchtigen sind aus Murphy's all in the wrong und Moliere's cocu imaginaire zusammengesezt, und ein ungemein drolliges und komisches Stük. Die Handlung hat einen sehr raschen Gang, und die Schildrung der Eifersucht Feuer und Wahrheit. In den Karakteren herrscht ein sehr lebhafter Kontrast,

und durch das ganze Stük ein Reichthum von Laune, närrischen Vorfällen und lächerlichen Misverständnissen.

Die Karaktere Rast's, seiner Frau und des Dokter Schönhof sind äusserst unterhaltend. Alle drei sind von dem nehmlichen Kakodämon der Eifersucht besessen; alle drey argwöhnen, lauern, spioniren, und sehen in jedem, auch dem unschuldigsten Vorfall, Verrath; fangen jeden, auch den unbedeutensten Blik auf, saugen aus jeder, auch der unverfänglichsten Sylbe, Gift; martern sich mit Grillen, und äschern sich mit thörigten Einbildungen ab. Allein, troz dieser allgemeinen Aehnlichkeit, hat ihre Thorheit doch bey jedem ihre eigene karakteristische Phisiognomie.

Rast's Eifersucht bezeichnet ein gewisser herrischer, determinirter Ton. Es ist die Eifersucht eines Mannes, der sich überzeugt glaubt, der eine Art Jükken an seiner Stirn spürt, den Vorbothen eines Haupt- und Ehrenschmuks, der zwar in keinem Journal des Luxus und der Mode steht, aber demungeachtet ein herrschender Zierrath unsrer Ehemänner der neuern Zeit ist. Dieser Haupt- und Ehrenschmuk ist

nun

nun ganz und gar nicht nach ſeinem Geſchmak. Er gehört nicht zu den Modemännern, die durch die philoſophiſche Gleichmütigkeit, mit der ſie dieſen Zierrat auf ihre Stirn pflanzen laſſen, den glänzendſten Beweis von der Aufklärung und Toleranz unſers Jahrhunderts geben, an der ſo mancher Ungläubiger noch immer zweifelt. Schon die bloſſe Vermuthung: er könne dieſem philoſophiſchen Orden einverleibt werden, bringt ſein ganzes Blut in Wallung, und empört allen ſeinen Vorrat von Galle. Er erklärt ſich alſo darüber gegen ſeine Ehehälfte feſt, klar und nachdrüklich; mit Feuer, aber ohne Geſchrei, mit Galle, aber ohne Winſeley. Er liebt ſeine Frau zum Tollwerden, aber nicht im Ton des Koridons. Seine Eiferſucht pinſelt alſo nicht, ſie ſpricht poſitiv. Er hat, wie er glaubt, von der Untreue ſeiner Frau die Beweiſe in den Händen. Beweiſe aber bedürfen keines Geſchreis, ſie ſchreien von ſelbſt. Und ſo kreiſcht ſeine Eiferſucht nicht, ſie hat nur einen vernehmlichen, Kraftvollen Ton. So ſpielt Herr Schröder den Raſt, und ſo ſpielt er ihn wahr.

In Madam Raſt hat die Eiferſucht den Ausdruk ihres reizbarerern Nervenſyſtems, ſie iſt

heftig, lermend, kreiſchend. Bei ihr ſprudelt die Galle über. Ihre Vorwürfe ſtrömen, wie ein Plazregen, ihre Zunge iſt eine Klappermühle, die nie ſtille ſteht, ein Scheermeſſer, das ſich nie abſtumpft. Und nicht blos ihre Sprachwerkzeuge ſind in beſtändiger Bewegung, ihr ganzer Leib iſt es. Ihre Augen ſprühen Feuerfunken, ihre Muskeln ſchwellen und zittern; ihre Hände ſtemmen ſich in die Seite, drohen mit Augenauskrazzen, und ihr Fuß ſtampft. Sie iſt ein lebendiger Veſuv, aus dem auf allen Seiten Flammen brechen; ein Glokkenſpiel, das immerfort klingelt, ein reiſſender Strom, den kein Damm aufhält. Mit einer bewundrungswürdigen Geſchmeidigkeit durchläuft ſie alle Töne und Klänge der gereizten Galle, weint, tobt, ſchreit, quitſcht; und wenn der Fluß ihrer Gallevollen Redſeligkeit auch auf eine Zeitlang gehemmt wird, ſo liſpern doch ihre Lippen noch zu einem neuen Ausbruch. So dachte ſich der Dichter die Dame Raſt, und ſo ſtellt ſie Madam Schröder mit der pünktlichſten Treue dar.

Doktor Schönhofs Eiferſucht hat die meiſte Delikateſſe. Er ſchämt ſich ihrer, und giebt ſich daher alle Mühe, ſie nicht ſichtbar werden

den zu laſſen. Dieſe Mühe aber giebt er ſich umſonſt. Er hat dem Teufel, Eiferſucht, einmahl Raum in ſeinem Herzen gegeben, und nun verläßt er ihn nicht wieder; er hat ſich von ihm bey einem Haare faſſen laſſen, und iſt nun ſein auf ewig. Eh' er ſich's verſieht, ſizt er ihm auf der Zunge und verräth ſeine Exiſtenz. Umſonſt ſucht er dieſe Erſcheinung wegzuläugnen, umſonſt ſpottet er über ihre Hörner und ihren Pferdefuß: Herr Asmodi hüpft ihm immer zur Seite; indem er ihn leugnet, blikt er ihm über die Schulter, indem er ſeiner ſpottet, nikt er ihm ſeine krummen Hörner entgegen, und ſagt ihm: ich bin doch da! Was nun zu thun? Er giebt dem Dämon einen andern Nahmen, wirft über ſeine Hörner den Schleyer der Delikateſſe, und wikkelt ſeinen Pferdefuß in den Schlepprok des Dekorums. Seine Eiferſucht erklärt ſich alſo weder in dem herriſchen Ton des ehrlichen Nasi's, noch mit dem Klappermühlengetöſe ſeiner Ehehälfte. Sie hat den gedämpften Ton des beſcheidnen Zweifels, äuſſert ſich mit Zurükhaltung, bereut, indem ſie ſich äuſſert, erkennt ihr Unrecht, und bittet um Vergebung. Sie iſt nicht das Reſultat ſeiner Uiberzeugung, ſie iſt eine unſee-

lige Selbſtpeinigung, die aus dem Zweifel an ſeinem eignen Wert, und aus dem Glauben an den höhern Wert ſeiner Nebenbuler entſteht. Und ſo iſt er, wie ihn auch Herrn Zukkarinis Spiel karakteriſirt, der Eiferſüchtige wider ſeinen Willen. Er möchte ſich ſo gern von dem Gegentheil überzeugen, und ſeine Eiferſucht hat den Ton der Schonung, nicht des Pochens und Lermens.

Die übrigen Perſonen des Stüks ſind, in Rükſicht auf Karakteriſtik, von weniger Bedeutung. Unſre Schauſpieler aber vernachläſſigen ſie nicht. Jeder trägt mit rühmlichem Eifer das ſeine dazu bey, die Vorſtellung der Eiferſüchtigen zu einer der vorzüglichſten zu machen, die auf der hieſigen Bühne gegeben werden.

XVI.

Am sechsundzwanzigsten Oktober: **das Portrait der Mutter**, Lustspiel in vier Aufzügen, von **Schröder**; dazu **die Heyrat durch Irrthum**, Lustspiel in einem Auzuge, nach **Patrat**, von **Schröder**.

Das Portrait der Mutter ist ein ursprünglich deutsches Lustspiel, dessen Held einer der drolligsten Karakterzeichnungen ist, die wir auf unserm Theater haben. Dieser Karakter, einige artige und anziehende Situazionen, und ein ausserordentlicher Aufwand von Wiz und neckischen Einfällen, machen **das Portrait der Mutter** zu einem sehr unterhaltenden Theaterstük, was auch die Kritik einzeln dagegen einzuwenden haben mag. So abentheuerlich, widersprechend und unnatürlich immer der Held dieses Lustspiels auf dem ersten Anblik scheint, so ist er doch treues Bild der Natur, und gerade das, was ein Mensch von so ganz individuellen Lagen und Schiksalen werden mußte. Er ist eine Art **ehrlicher Avantürier**, ein deutscher **Tom Jones**, der durch Rache, Neid

und Erberschleicherey frühzeitig aus seines Vaters Hause verstossen, sich ohne Vermögen, Empfehlung und Unterstüzzung, auf gut Glük in der weiten Welt herumgetrieben, die verschiedensten Stände durchwandert, in den mannigfaltigsten bürgerlichen Verhältnissen gelebt, und alle mögliche Arten des Erwerbs versucht hat. Sein Kopf und seine Industrie haben ihn ganz allein durch die mancherlei Krümmungen seines Lebens fortgebracht, und Not, Dürftigkeit und Mangel ihn ganz allein ausgebildet. Natürlich muß der Karakter eines solchen Menschen eine ganz besondere, ausgezeichnete und eigenthümliche Richtung bekommen. Ein Mensch, der bald Edelmann, bald Sprachmeister, bald Soldat, bald Autor war; heute in der edlen Kunst des Fechtens, morgen in der Tanzkunst unterrichtete, hier sich als Mahler, dort als Spieler nährte: ein solcher Mensch muß durch eine gewisse Gewandheit des Kopfs und des Herzens, durch eine gewisse Leichtigkeit, aus jedem Vorfall Vortheil zu ziehen; durch eine gewisse Gegenwart des Geistes, sich schnell und sicher aus Verlegenheiten zu retten; durch eine gewisse Dreistigkeit, Bekanntschaften zu knüpfen und zu nuzzen; durch

eine

eine gewisse Zudringlichkeit, die wegen der Offenheit, mit der sie geschieht, nicht beleidigt; durch eine gewisse Jovialität, selbst in den bedrängtesten Umständen; durch ein unverfehlbares Talent, sich beliebt zu machen, indem er gleich jede schwache Seite aufzufinden und anzupakken weiß, und durch das ungenirteste, unbefangenste Wesen, sehr merklich von allen andern Menschen unterscheiden. Er wird alles seyn können, was er will, lustig und traurig, närrisch und ernsthaft; ein kalter Philosoph und ein Enthusiast, leichtsinnig und gesezt; ein Herumschwärmer und ein Stubenhüter, alles, wie es seine Lage erfodert. Er wird die widersprechendsten Eigenschaften in sich vereinigen, ohne doch mit der Natur der Dinge im Widerspruch zu stehn; und mit allen diesen scheinbar widersprechenden Eigenschaften, ein wahrer, menschlicher Karakter seyn. Er wird sogar mit allen diesen Tausendkünsteleyen, mit aller dieser gefährlichen Gewandheit, sich aus einem Karakter in den andern mit einer Täuschung zu versezzen, als ob er nur der Mensch wäre, den er eben spielt, doch den bestimmten Karakter eines ehrlichen Mannes haben können. Zwar werden Lagen und Umstände, Ver-

legenheit und Unfall ihn hier und da zu einem Geniestreich verleiten, der eben nicht mit der strengsten Ehrlichkeit besteht; aber diese Geniestreiche werden doch nur immer Nothbehelfe seyn, die er, sobald ein Glüksfall seiner Lage eine vortheilhaftere Wendung giebt, mit reiner Ehrlichkeit wieder gut zu machen, suchen wird. Seine Brust wird herzlich und warm überwallen für leidende Mitmenschen; er hat selbst gelitten, und weiß, wie wohl unerwartete Hülfe und theilnehmender Rat thut. Er wird mit Blut und Leben beyspringen, wo sein Blut und Leben retten kann; wird Empfänglichkeit für Größe und Edelmut haben, wird durch Züge wahrer Menschheit sanft gerührt werden: denn Not, Mangel und Dürftigkeit bilden uns weich und mild. Er wird großmüthig seyn von ganzem Herzen, selbst auf seine Kosten, wenn er nur Menschenglük befördern kann, ohne Eigennuz, und ohne grossen Wert auf seine Aufopferung zu legen. Daher denn sein Stolz, wenn man einen ihm erzeigten Dienst zu hoch anrechnet, und sein Unwille, wenn man aus einer guten That von ihm zu viel Wesens macht. Daß ein Mensch dem andern einen Dienst leistet, wenn der Dienst in seiner Gewalt

ſieht, daß er gefällig, mitleidig und barmherzig iſt, ſcheint ihm zu natürlich und billig, als daß er es für etwas auſſerordentliches halten könnte. Ebendeswegen wird er alle dieſe Tugenden mit der nehmlichen Leichtigkeit, Unbefangenheit und Gewandheit ausüben, mit der er einen Genieſtreich begeht. Eine großmüthige That wird ihn eben ſo wenig Anſtrengung koſten, als ein Pſif, durch den er ſich aus einer Verlegenheit hilft. Jovialität iſt der Hauptzug ſeines Karakters, ſie verläßt ihn nie, ſie macht ihn zu allem, was er iſt: beſonnen und unbeſonnen, leichtſinnig und ausſchweifend im Glük, und feſt und ſtandhaft im Unglük. Sie führt ihn an den Spieltiſch, und in die Arme eines Hülfebedürftigen Menſchen. Sie erhält ihn fröhlich bey allen Neckereyen der Wetterlaunigen Fortuna, läßt ihn ſogar Betrüger und Spizbuben mehr neckend und perſifliſirend, als bitter und ſtreng behandeln; macht ihn in eben dem Augenblik, da eine Thräne der Rührung über ſeine Backen rollt, ſein Herz wieder durch ein Bonmot erleichtern, und würzt ſelbſt ſeinen Aerger mit Laune. Und ſo iſt er durchaus der Menſch ſeiner ganz eignen Bildung, ganz das Geſchöpf ſeiner Mache.

So hat Herr Schröder den Helden seines Lustspiels geschildert. Rekau, eigentlich Walker, des Herumschwärmens in der Welt überdrüßig, ist in seine Vaterstadt zurükgekommen, festen Vorsazes, sich mit seinem Vater auszusöhnen. Sein Onkel, die hauptsächlichste Triebfeder seiner Verstossung aus dem väterlichen Hause, ist gestorben; er hofft, daß nun alles gut gehn soll. Zwar hat er auf ein Duzzend Briefe, die er binnen einem Jahr an den Vater schrieb, keine Antwort erhalten, aber er läßt darum den Muth nicht sinken. Nach seiner gewöhnlichen Art geräth er gleich bei seiner Ankunft in leichte Gesellschaften, läßt sich Baron nennen, spielt, trinkt, macht Schulden, vergißt seinen Vorsaz, und denkt nicht eher daran, bis er auf die Neige ist, und die Furcht vor auflauernden Gerichtsdienern ihn auf seinem Zimmer gefangen hält. Nun schreibt er an Vater, Tante und Schwester, und schikt zu einem alten Bekannten, den Doktor Bernheim, der ihn aber nur unter der Gestalt des Baron Rekau kennt, diese Briefe zu bestellen. Bernheim kömmt zu ihm, ein Wort giebt das andre, und da entdekt sich's, daß der Doktor in dem Hause seines Vaters, des Hofrat

Wal-

Walkers, ſehr wohl bekannt, und der Liebhaber ſeiner Kuſine, der Tochter ſeiner Tante iſt. Rekau fällt ihm voller Freude um den Hals, ſpringt mit ihm herum, ſagt ihm, daß er eigentlich Walker heißt, und des Hofrats Sohn iſt. Bernheim erſtaunt, einen Menſchen wieder lebendig zu finden, den man in ſeiner Familie ſchon ſeit ſechs Jahren für tot hält. Rekau begreift leicht, daß dies Todesgerücht eine ſinnreiche Erfindung ſeiner werten Frau Tante und ihrer theuren Heifershelfer iſt, ſein Erbtheil deſto gewiſſer zu erſchleichen. Zugleich löſt ſich ihm nun auch das Rätſel auf, warum er auf ſo viel Briefe an ſeinen Vater keine Antwort erhielt. Man hat ſie aufgefangen und unterſchlagen. Das Verlangen, ihn wiederzuſehen, regt ſich in ihm nun um ſo heftiger. Aber der alte, betrogene Mann, wird, wie er durch Bernheim erfährt, von der Familie, wie ein Gefangener bewacht, und läßt ſich von keinem Fremden ſprechen. Man bekömmt ihn nur zu ſehen, wenn Hauskomödie iſt, die er ſich zu ſeinem Zeitvertreibe von ſeinen Verwandten und Freunden ſpielen läßt. Jezt iſt guter Rath theuer. Was anzufangen? Glüklicher Weiſe kömmt die Rede

auf

auf den Sohn seiner Tante, der, wie ihm Freund Bernheim erzählt, unter den Nahmen eines Baron Wakkerhof, in Italien herumreißt. Diesen so genannten Baron Wakkerhof, hat er, als so genannter Baron Westerbura, in Venedig aus einer grossen Lebensgefahr gerettet. Seine Briestasche enthält Briefe von ihm, und die sollen ihn bey der Tante, und durch diese bey dem Vater Zutritt verschaffen. Erkennen wird man ihn, wenn er sich nicht selbst entdekt, schwerlich. Er ist siebzehn Jahre von seiner Familie und seiner Vaterstadt entfernt gewesen, hat sogar Tante, Schwester und Kusine schon auf der Promenade gesehn, ohne erkannt zu werden; er kann's also getrost wagen. Er wird den Vater sehen, sprechen, sich entdekken, seine Unschuld beweisen, und Verzeihung erhalten. Ein einziger Umstand nur könnte ihm diese Aussöhnung erschweren. Seine Mutter schüzte ihn, so lange sie lebte, gegen die gänzliche Verstossung des Vaters. Auf ihrem Totenbette gab sie ihm ihr Portrait, und der Vater muste ihr geloben, seinen Sohn, so lange er ihr Portrait besässe, nicht ganz zu verstossen. Troz seiner äussersten Sorgfalt, ward ihm dies Portrait von den Helfershelfern seiner Erbserschlei-

erſchleicheriſchen Familie geſtohlen, und er verſtoſſen und enterbt. Wird er nun ohne dieſes Portrait gehört, geglaubt werden? Das iſt die ſchwere, nicht leicht aufzulöſende Frage. Doch Hofnung läßt nicht zu Schanden werden, er hofft und will wagen.

In dieſer fröhlichen Stimmung, zu der ihn Hofnung und Glaube erheben, bekömmt er Luſt, einmahl wieder friſche Luft zu ſchöpfen. Er bemerkt aus dem Fenſter, daß die dienſtbaren Geiſter, die Tag und Nacht auf ſeine theure Perſon, Schulden wegen, paſſen, das Feld geräumt haben, und nimmt Stok und Hut, auf ofner Straſſe in Gottes liebe blaue Luft zu gukken.

Aber kaum hat ſeine Hofnung den Kopf zur Thür hinausgeſtekt, kaum ſein Glaube das Steinpflaſter betreten, ſo präſentiren ſich ein paar Herren, **Falk** und **Krähe**, – dienende Brüder der Juſtiz und alte Bekannte des ehrlichen Abentheurers – freuen ſich, ſeine freiherrlichen Gnaden wiederzuſehn, und bitten um des Herrn Barons werte Geſellſchaft nur bis zum – Stokhauſe, wohin ſie ihn zu begleiten, die Ehre haben ſollen. Der Quaſi-Herr Baron proteſtirt gewaltig gegen dieſe unverdiente Standeserhöhung,

bewegt sich eine Weile mit dem Falken und der Krähe herum, und sucht ihren dienstbaren Klauen zu entwischen. Vergebens! aut, aut! entweder Geld, oder Veränderung des Quartiers. Was zu machen? Ein Geniestreich wird durchhelfen müssen. Er hat einen Wechsel bei sich. Freilich ist er falsch, und auf ein englisches Haus ausgestellt, das nicht existirt. Ein Genie von einem kurländischem Baron hat ihn damit betrogen, aber diesen Spürhunden der Gerechtigkeit damit ein X für's U vorzumachen, ist er ächt genug. Er zeigt ihn vor, Falk und Krähe beautlizzen ihn, und da sie hören, daß jeder Engländer ihn ohne Anstand auszahlen wird, so erbieten sie sich, für ein gutes Trinkgeld, Vorzeiger desselben zu einem in der Nachbarschaft wohnenden Squire, Nahmens Barrington, zu begleiten, und dort die Auszahlung abzuwarten. Eine neue Verlegenheit! Aber Genie weiß sich zu helfen. Er nimmt ihr Anerbieten an, kömmt zu dem Engländer, der zum Glük deutsch spricht, präsentirt ihm seinen Geniewechsel, verständigt ihn, ob er ihn gleich in seinen Leben zum erstenmahl sieht, mit einer Art edler Unverschämtheit von der Absicht seines Besuchs in der Falken- und

Krähen-

Krähengeſellſchaft, und appellirt an ſeine brittiſche Großmut zur Befreiung aus den Krallen dieſer gerichtlichen Raubvögel. Den Britten frappirt die Art und Weiſe dieſes Abentheurers, überdem ſind, wie bekannt, die Engländer ſelbſt die ausgemachteſten Liebhaber von Genieſtreichen, er erklärt alſo den Wechſel für ächt, und verſpricht ihn zu bezahlen. Genie Rekan läßt ſich von den Gerichtsdienern ſeine Schuldſcheine ausliefern, folgt dem ehrlichen Barrington in die Zahlſtube; und – kömmt nicht wieder.

Mit gewaltigem Maulaufſperren vernehmen die hochweiſen Unterbediente einer wohlachtbaren Gerechtigkeit von dem wieder eintretenden Squire, daß ſie abermahls angeführt ſind; daß der Herr quaeſtionis mit dem empfangnen Gelde zur Hinterthür herausgewiſcht ſey, und die Ehre ihres Zuſpruchs auf beſſre Zeiten erwarte. Sie geberden ſich darüber nicht wenig kläglich; müſſen aber doch, weil ſich der Engländer die Gnade ihres längern Beſuchs verbittet, Abtritt nehmen, und aus Erfahrung lernen, daß ein Genie der übelſte Fang iſt, auf den die Gerechtigkeit ausgehen kann.

Rekau iſt indes nicht entwiſcht. So bald die Luft von den Ausdünſtungen der lauernden Gerechtigkeit rein iſt, tritt er aus dem Seitenkabbinet heraus, und er und der Engländer werden näher mit einander bekant. Barrington meynt, mit dem drolligen Kauz ſey was anzufangen, und ſo bittet er ihn, ihm zu einem Mädchen zu verhelfen, das er liebt. Freund Rekau, in dem Glauben, es komm' auf eine Kuppelei an, wird heiß vor der Stirn, und giebt dem Britten ziemlich derb zu verſtehn, daß er ſich in ſeiner Perſon irre, bis dieſer ſich deutlicher erklärt, und als den Liebhaber der Demoiſell, Johanna Wakker, zu erkennen giebt, des nehmlichen Mädchens, auf das Rekau's Freund, Bernheim, Abſicht hat. Rekau zukt die Achſeln, bedauert, daß er nicht dienen kann, weil das Mädchen ſchon verſagt iſt. Mit Erſtaunen erkennt nun der Engländer in ſeinem neuen Freunde den totgeglaubten Sohn des Hofrat Wakkers. Dieſer ſchlägt ihm vor, lieber ſeine Schweſter, unſtreitig ein weit hübſcheres Mädchen als Kuſine Johanna, zu ſeiner leiblichen Ehegattin zu erkieſen, gukt zum Fenſter hinaus, und ſieht Freund Bernheim vorbeigehn. Ohne alle Umſtände, als ob er in

ſeinem

ſeinem eigenen Hauſe wäre, ruft er ihn herauf, wie wohl der Britte dagegen proteſtirt. Der Doktor tritt ein, und die beyden Herren kennen einander ſchon. Sie haben ſich in einem Konzerte geſehn und geſprochen. Rekau ſtellt ſie nun auch einander als Nebenbuhler vor, und ſucht beyde zu einem chriſtlichen Vergleich zu bereden. Einer ſoll dem andern die Kuſine abtreten, und ſeine Schweſter dafür eintauſchen. Aber weder dieſer Vergleich, noch dieſer Tauſch, ſteht ihnen an. Mamſell Johanna hat ihnen den Kopf verrükt, von der Schweſter wollen ſie nichts wiſſen.

Dieſe Szene iſt eine der unterhaltendſten, die ich je auf dem Theater geſehn habe. Sie iſt ein Kompendium von komiſcher Laune, und der Wiz ſchwelgt darin. Faſt jede Rede iſt ein Bonmot, und Einfall auf Einfall ſtrömt. Rekau's Karakter entwikkelt ſich in allen ſeinen Eigenheiten. Vom Kopf bis zum Fuß ſteht der dreiſte, ungenirte, allezeitbeſonne, durch Erfahrung und Menſchenkenntnis geübte und gewandte Städte- und Länderdurchſchwärmer da. Vielleicht regiert der Zufall ein wenig zu ſehr in dieſen Szenen des erſten Akts, vielleicht drängen dieſe Zufälle einander zu auffallend; vielleicht geſchieht die

Veränderung des Schauplazes aus Rekau's Zimmer in die Strasse, und von der Straße in Barringtons Wohnung für einen und den nehmlichen Akt ein wenig zu rasch und zu brittisch; aber die ungemeine Anziehung in dem, was vorgeht; die ausserordentliche Jovialität, die diese Szenen belebt, und der dem individuellen Karakter des Rekau so angemeßne und natürliche Gebrauch, den er von diesen Zufällen macht; lassen uns alle diese vielleichts vergessen, und die den Kopf weise schüttelnde Kritik legt den Finger auf den Mund und – klatscht. In der Szene mit Barrington fällt es anfangs auf, daß der Britte einem so wildfremden Menschen, wie Rekau, gleich bei der ersten Bekanntschaft, alles erzählt, was ihm auf den Herzen liegt, ihn zum Vertrauten seiner geheimsten Heimlichkeiten, ja so gar zum Mittelsmann seiner Liebe zu Johanna macht; aber auch nur anfangs. Die Originalität, mit der dieser wildfremde Mensch sich ihm ankündigt, das offne Vertrauen, das er ihm zeigt, die ungezwungne Leichtigkeit, mit der er alles sagt und thut, haben für ihn so was Brittenartiges, daß er ihn als eine Gattung Landsmann ansieht, und nun eben so zwanglos, dreist

und

und offen mit ihm umgeht. Die ganze Rekauſche Manier hat einen ſo auffallenden Stempel von Geradheit, Geiſtesgegenwart und Behendigkeit, daß er ſehr richtig daraus auf ſeine Brauchbarkeit in der Sache ſchließt, die ihm am Herzen liegt, und ihm zugleich Humor genug zutraut, ſelbſt durch einen Genieſtreich für ſein Intereſſe zu wirken. Gleichwohl hab' ich doch eine Erinnerung gegen dieſe Szene auf dem Herzen. Sie betrift Rekan's Betragen gegen den Engländer. Sollt' es nach dem nicht unwichtigen Dienſte, den ihm der Britte geleiſtet, nicht ein wenig zu brüsk, nicht etwas zu ungenirt ſeyn? Wenn es gleich in ſeinem Karakter liegt, Dienſte dieſer Art für nichts beſonderes, und die Verbindlichkeit dafür für nicht gar zu groß zu halten, weil er ſelbſt aehnliche Dienſte ohne alle Pretenſion leiſten würde, auch wohl unzählichemahl geleiſtet hat; wenn es ihn, ſeinen Grundſäzzen und ſeiner Denkungsart nach, gleich beleidigt, daß Barrington ihm dieſe Gefälligkeit aufmuzt: ſo ſind verſchiedne ſeiner Ausdrükke und Einfälle gegen einen Mann, der ihm mit ſo vieler Offenheit und Wärme entgegen kömmt, doch faſt zu kräftig, und ſein Benehmen ſcheint mir hin und

wieder eine gewisse Härte zu haben, die es gegen diesen Mann nicht haben sollte. Hätte der Engländer ein wenig mehr Feuer im Leibe, die Szene möchte wahrscheinlich nicht so gut ablaufen, als sie abläuft, und sie schwerlich so nahe zusammen kommen, als wirklich geschieht. Wenn diese Kritik, wie ich mich überzeugt halte, gegründet ist, so ist sie wenigsten von der Art, daß der Wink, den sie giebt, sehr leicht befolgt werden kann. Ein kleiner Federstrich durch diese einzelen Härten in Rekau's Reden und Betragen würde dem Uibel auf einmahl abhelfen.

Rekau's Schulden sind unterdes durch Bernheims freundschaftliche Unterstüzzung getilgt worden. Die Falken und Krähen der Justiz dürfen also auch ihren Schnabel nicht mehr nach ihm wezzen; sicher und glüklich langt er in seines Vaters Haus an. Gleich sein erster Eintritt ist ein Glükstreich. Er stößt auf einen Schurken vom Bedienten, Franz genannt, der ihm in Wien zweihundert Dukaten stahl, und mit allen seinen Sachen davon ging. Durch ihn erhält er die Bestätigung seiner Vermuthung von den aufgefangnen Briefen. Dieser Elende und ein noch gröstrer Spizbube, Haushofmeister Gebhard,

hard, sind die Giftmischer seines ehrlichen Nahmens und seines zeitlichen Glüks im väterlichen Hause. Das verlohrne Schaf beichtet noch gröſsre Sünden. Er hat mit hundertausend Thalern durchgehn wollen, die sein saubrer Bundesgenosse, Herr Gebhard, zusammenspizbubte, und ihm noch heute Abend überliefern wird. Glüksritter Rekan läßt ihn auf dieses Geständnis von seinem Freunde, Bernheim, der ihn begleitet, zur weitern Entwiklung der im väterlichen Hause getriebenen Schurkenstreiche, auf der Stelle festnehmen, und hat die Freude, seine Schwester und Tante zu sprechen. Bei beiden trift sein geübter, und nie das Ziel verfehlender Genius, die Sayte ihres Herzens und ihres Karakters, die für ihn Melodie tönt. Besonders bemächtigt er sich durch Schmeicheley, affektirte Verliebtheit und den Ton der unbefangensten Drolligkeit des ganzen Vertrauens der Dame Wakker. Er muß in ihr Haus ziehn, und bis zur Zurükkunft ihres wirklichen Sohns, die Interimsrolle ihres cher fils übernehmen.

Das alte Mütterchen wird immer kirrer, und ihr wohlbejahrtes Herzchen so weich und zahm, daß Schlaukopf Rekan es um den Finger

wikeln kann. Er regiert ihr ganzes Hauswesen, ſchaltet und waltet nach Belieben über das Geſinde, theilt in ihrem Nahmen Mitgiften aus, und ſtiftet Heyraten. Dieſe Szenen gehören zu den drolligſten des Stüks, beſonders iſt der Auftritt, in dem Rekan ſeiner Schweſter und ſeiner Kuſine ihre Herzallerliebſten zuſchanzt, ungemein lebhaft, launigt und unterhaltend ausgeführt.

Endlich ärift unſer Held auch mit dem Vater zuſammen, eben, da er ſich auf ſeinem Steckenpferde, der Hauskomödie, herumtummelt. Aber hier koſtet's Mühe und Arbeit. Es währt lange, eh' er ihm Rede angewinnen kann. Der gute alte Mann iſt in eine Art Menſchenfeindlichkeit verſunken, die wirkliche Welt iſt ihm ſo verhaſt geworden, daß nur die nachgeahmte ihm Vergnügen macht. Er vermeidet daher jedes fremde Menſchengeſicht, und ſtößt er ja von ohngefähr auf eins, ſo entzieht er ſich ſeinem Anblik ſo ſchnell, als möglich. Sein kleines Theater anordnen, darauf herumräumen, an ſeinen Dekorazionen zimmern, ſie überpinſeln und mahlen: das iſt das einzige Intereſſe, was er auf dieſer Welt hat. Sein ganzes Dichten und Trachten, ſeine ganze Thätig- und Wirkſamkeit iſt nur

dar-

darauf gerichtet. Er lebt und webt im Theaterwesen. Niemand darf ihn darin stören, kein fremdes Auge ihn darin beobachten. Kaum wird er eins gewahr, so läßt er auch den Theatervorhang niederfallen, der fremden Beobachtung den Paß zu verrennen, und die eleusinischen Geheimnisse seines Kunstheiligthums für sie zu verhüllen.

So geht es Rekan. So mächtig sein Herz bei dem Anblik des verstimmten, verwahrlosten und betrognen Vaters schlägt, so gewaltig dieses schlagende Herz ihn drängt, des unglüklichen Mannes Aufmerksamkeit zu erregen, und ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen, so verlohren ist seine Mühe. Der arme alte Mann bemerkt kaum dies fremde Menschengesicht, hört kaum diese fremde Menschenstimme: da liegt der Vorhang, und aller Konversazion ist der Weg abgeschnitten, bis der erfahrne Menschenkenner ein Mittel findet, eben durch diese Theaterspielerei sich den Weg zu seinem Herzen zu bahnen. Der Hofrat hat das Theater verlassen, Rekan springt hinauf, zieht den Vorhang in die Höhe, und fängt an, Lichter aufzustekken. Bei dieser Arbeit trift ihn der gute Alte, und die Konversazion

beginnt. Diese Aufmerksamkeit gefällt ihm, er spricht mit ihm in verbindlichem Ton, bittet ihn, die Lichter liegen zu lassen, zu ihm herunter zu kommen, und seinen Dank für die Rettung seines Neffens anzunehmen. Mit Freuden folgt der verlohrne Sohn diesem Winke. Rasch springt er zu ihm hinab, mit der wärmsten Uiberwallung seines gerührtem Herzens ergreift er des Vaters Hand, und küßt sie mit dem herzlichsten Kuß der innigsten Kindesliebe. Endlich ist der erste Schritt zu der so lang – ersenfzten Aussöhnung gethan. Der verlohrne Sohn wird bald der Gegenstand ihres Gesprächs, aber leider! nicht zum Vortheil des armen Abentheurers. Der arme Verstoßene sieht die Schurkerei seiner Familie in dem vollsten Lichte; sieht, wie sehr sie alles angewandt hat, das Herz des Vaters ihm auf ewig zu verschliessen. Er schlägt vergebens alle Sayten an, die irregeführte väterliche Neigung zu seinem Vortheil umzustimmen. Der hintergangene Vater weicht entweder aus, spricht von Komödien, Rollen, Dekorazionen und Theaterungewittern, oder strömt in bittern Verwünschungen gegen den vermeinten Böfewicht vom Sohn aus. Rekau befindet sich in der peinlich-

sten

ſien Lage. So alle ſeine Bemühungen vereitelt zu ſehen, das ſchmerzt ihn. Aber Hofnung und und Glaube ſind zwei mächtige Stüzzen in ihm, die ſeinen Mut aufrecht erhalten, und ihn nicht ganz an dem guten Ausgang ſeiner gerechten Sache zweifeln laſſen. Dieſe Hofnung und dieſer Glaube wekken ſeine Jovialität wieder, es wird lichter um ihn; und dieſe Jovialität macht ihn dem Hofrat auf das Theater nachſpringen, giebt ihm den Beſen in die Hand, die Bühne damit zu reinigen, und begeiſtert ihn, während dieſer launigen Beſchäftigung, zur Tragerirung einer franzöſiſchen Trauerſpielſzene, die den guten alten Hofrat herzlich lachen macht.

Freund **Bernheim**, als ein braver Juriſt, hat nun die Sache mit **Rekan's** entlaufenem Bedienten in's Reine gebracht. Der Schurke hat alles eingeſtanden, und erſcheint izt mit den wohlbekannten, als Paketträger verkleideten Herren **Falk** und **Krähe**, um den bewuſten Koffer mit den hunderttauſend Thalern aus des diebiſchen **Gebhards** ſpizbübiſchen Händen in Empfang zu nehmen, und an die hohe Juſtiz zu überliefern. **Gebhard**, lobeſam, tritt auf, und ſein Bund- und Schuzgenoſſe, Monſieur **Franz**, durch die

aufmunternden Krallenliebkosungen des Falks und der Krähe in der Seite und den Rippen gezwungen, zu dem für ihn sehr bösen Spiele, eine fröhliche Miene zu machen, fodert, der vorher gepflognen Abrede gemäß, den mit Geld und und andern Kostbarkeiten wohlbeleibten Koffer. Er will ihn mit den ihn begleitenden Herren — ein paar tüchtige, dienstfertige Leute, wie er sagt, wenn schon nicht von vielen Komplimenten — an Ort und Stelle bringen. Monsieur Franz Lustigkeit hat indeß, troz den menschenfreundlichen Aufmunterungen seiner Begleiter in der Seite und den Rippen, eine so verdammt saure Physiognomie, daß er dem Ehrenvesten Gebhard, mit seinem Ausdruk zu reden, "ganz kurios vorkommen thut.„ Er läßt sich aber doch übertölpeln, giebt den Schlüssel zu seinen Zimmer her, und das corpus delicti wird glüklich entführt.

Diese Szene ist ungemein komisch. Man kann sie nicht ohne Lachen ansehn. Sollte sie aber auch wohl ganz wahrscheinlich seyn? Muß die ängstliche Verlegenheit, mit der Franz seinen Auftrag anbringt, und die seine erzwungne Lustigkeit nur sehr schlecht verbirgt, Gebhard nicht auffallen? Und wenn sie ihm nun auffälle,

wie

wie es wirklich geschieht, muß sie ihm nicht verdächtig scheinen? Muß nicht selbst die höngliche Eilfertigkeit, mit der Franz und seine Begleiter dies Geschäft treiben, ihn stuzzig machen? Und kann er bei diesem stuzzig und, wie er selbst sagt, nicht recht klug werden aus Franz, sich doch so überrumpeln lassen, daß er den Schlüssel hergiebt und den Koffer verabfolgt? Selbst die wiltfremden Gesichter der Herren Falk und Krähe mit ihrem Mienenspiel, Flüstern, Treiben und Stossen müßten seine Aufmerksamkeit erregen, und ihn vermuthen lassen, daß irgend etwas dahinter stekke? So leicht traut ein Spizbube dem andern nicht, und unter solchen Umständen wahrscheinlicherweise am allerwenigsten. Doch vielleicht liegt in der Dummheit, die der Dichter in den Karakter seines Gebhards verwebt hat, die Entschuldigung dieser Unwahrscheinlichkeit. Vielleicht ist die Plumpheit, mit der Gebhard überall zu Werke geht, ein Grund für den Dichter, und mildert wenigstens das Unwahrscheinliche dieser Szene. Solche dummdreiste Spizbuben sind freilich leicht über's Eis geführt, lassen sich leicht verduzzen. Aber doch, dünkt mich, sey Gebhards Benehmen hier

für

für den Zuschauer nicht genug motivirt, nicht genug versinnlicht. Denn hauptsächlich bey der Vorstellung fiel es mir auf, bey der Lektüre stört' es die Täuschung weniger.

Aeusserst jovialisch und originell ist Rekan's Betragen gegen Gebhard, der seinem treuen Spießgesellen, Franz, nach, und ihn und den werten Koffer begleiten will. Er nekt, peinigt und sondirt diesen jämmerlichen Kerl mit einem Aufwand von Wiz und Laune, nimmt sein erbärmliches Herz so nachdrüklich in die Presse, läßt ihn so humoristisch an einem langsamen Feuer braten, daß dem Galgenkandidaten die Angsttropfen auf der Stirn stehen. Er geht mit Fragen, Einwendungen und Beschuldigungen se, Schlag auf Schlag, und ununterbrochen auf den Rechts- und Linksmacher loß, daß der Stuhl, auf dem er sizt, zum Polster mit Nadeln unter ihm wird; rükt mit dem schweren Geschüz seiner Anklagen und Vermuthungen so fürchterlich gegen ihn an, daß alle Besonnenheit dieses Gott sey bey uns! im Hauskhofmeisterrokke, in Grund und und Boden kannonirt wird. Seine Jovialität feyert gleichsam ihr hohes Fest mit diesem Armensündergesichte, und drängt und engt ihn durch

Schmei-

Schmeicheleyen, Liebkosungen und Verheissungen, daß der am ganzen Leibe zitternde Seelenverkäufer für Todesangst nicht aus und ein weiß, bis sich endlich Herr Krähe seiner erbarmt, und ihn aus dem Fegfeuer der Rekauschen Laune der noch peinlichern Flamme der Justiz überantwortet.

Glükskind Rekau hat nun ein paar entscheidende Schritte zur günstigen Entwiklung seines Schiksals gethan. Ein paar Hauptdiebe seiner Ehre und seines häuslichen Glüks sind in seinen Händen, und mit ihnen schreiende Beweise für seine Unschuld. Die Schwingen seiner Hofnung wachsen nun immer breiter und stärker, und sein Glaube, schon vorher ein tüchtiger, preussischer Flügelmann, wird jezt ein Riese Goliath, und tritt fest und sicher einher. Dame Fortuna, diesmahl ein Frauenzimmer von guter Art, hat alles auf das freundlichste und gnädigste vorbereitet. Ein Genie- und Theaterstreich soll nun ihren grosgünstigen Anstalten zur Hülfe kommen, und rasch und schnell dem tragischen Roman seines bisherigen Lebens eine fröhliche und glükliche Wendung geben. Die Zeit der Hauskomödie ist herbei gerükt, Wilhelmine

und

und Johanna wollen ihre Theaterkleider anlegen, aber Rekau hält sie zurük, er will den Hofrat mit einem extemporirten Schauspiel regaliren. Die Anstalten werden sogleich gemacht. Ein Tisch wird hingestellt, und Squire, Barrington, muß sich, als stummer Richter, vor ihn hinsezzen. Rekau tritt als Kläger auf. Die Beklagten, Gebhard und Franz, treten nach. Der erste leuguet, der andere gesteht. Falk und Krähe bringen den Kesser, er wird ausgepakt, und des Klägers Aussage Wort für Wort bestätigt. Der alte Herr horcht und erstaunt, erklärt aber alles immer noch für eine bloße Komödie, bis der wiedergesundne Sohn mit dem gestohlnen Portrait der Mutter zu seinen Füssen liegt, und sich vollkommen rechtfertigt. Gerührt und überzeugt stürzt der versöhnte Vater dem verkannten Sohn in die Arme, Gebhard und Franz bleiben in den Händen der Gerichtsdiener, der Tante wird großmütig verziehen, und der Friede der Familie ist wiederhergestellt.

Rekau's Karakter ist also ein vollkommnes Ganzes. Freilich kein gewöhnlicher, und ein äusserst individueller, Karakter, aber doch ganz,

was ein Mensch werden muß, der in so individuelle Verhältnisse geflossen wird, über den so ganz besondere, eigenthümliche Schiksale walten. Sieht man ihn nun obendrein von Schröder selbst darstellen, so greift man seine Natur und Menschheit vollends mit Händen, und der ungläubigste Thomas von einem Kritiker, dukt seinen Zweifel unter die Aegide der Uiberzeugung.

Der Karakter des Hofrats Wakker ist gleichfalls sehr richtig und übereinstimmend gezeichnet. Ein Herzensgutes Geschöpf, nur für einen Mann zu weich, zu biegsam, zu wenig selbstständig, zu sehr das Spiel fremder Leitung. Daher bey ihm der Mangel an eigner Anwendung seiner Verstandeskräfte, an Selbstprüfung und Selbstsehn; daher sein Gukken durch Augengläser, die andere ihm färben und aufsezzen, obgleich seine Augen stark genug wären, ohne Brille zu sehen: daher sein Handeln nicht aus innerer, sondern aus äusserer Kraft, sein geduldiges Fortschleichen an dem Gängelbande der Launen anderer; sein Sichschmiegen unter das Joch, das eine Geld- und habsüchtige Familie ihm über den Hals wirft. Dieses Würken und Treiben unter fremder Herrschaft hat seinem Geist eine Art Beschränktheit

gegeben, ſein Herz eingeengt, ſeine Thätigkeit erſchlafft; den Himmel ſeines Lebens getrübt, ihn von allen geſellſchaftlichen Verhältniſſen loßgeriſſen, und ganz in ſich ſelbſt zurükgezogen. Ein ſolches einſiedleriſches und unwirkſames Leben bringt aber allemahl eine gewiſſe Säure in unſern Charakter, die uns menſchenfeindlich und ſcheu bildet, uns nur immer mit uns ſelbſt beſchäftigt, und gegen alles, was auſſer uns liegt, gleichgültig macht. Indes iſt der Menſch von Natur zur Geſelligkeit gebohren. Auch der düſterſte Menſchenfeind fühlt das Bedürfnis, irgend ein theilnehmendes Weſen um ſich zu haben, wär's auch nur ein Thier, ein Hund, der ſich treu an ihm ſchmiegt; ein Vogel, der ihm eine Melodie nachpfeift, und, wenn er ihn ruft, ihm auf die Schulter oder die Hand hüpft; eine Spinne, die ſich von ihm füttern läßt. Eben ſo unentbehrlich iſt das Bedürfnis der Beſchäftigung. Eigentlicher Müſſiggang iſt die peinlichſte, drükkendſte Laſt, die ein Menſch tragen kann. Man ziehe ſich noch ſo ſehr aus der Welt der Thätigkeit zurük: etwas müſſen wir wirken, das der Zeit Flügel giebt, – und ſollt' es auch nur eine Art Spielwerk ſeyn! – oder Stunden dehnen ſich zu unerträglichen Jahren aus. In

In dieſem Fall befindet ſich der alte Walker. Er iſt aus der wirklichen Welt herausgetreten, ſie iſt ihm verhaßt geworden; aber ihm mangelt doch dieſe Welt, und ſo erſezt er ſie ſich durch die Welt der Phantaſie: er errichtet ein Theater. Von den eigentlichen Menſchen hat er ſich losgemacht, aber er iſt ein Menſch, braucht Menſchen zu ſeiner Unterhaltung, und wären's auch nur die nachgeahmten Menſchen der Komödie: er läßt ſich Schauſpiele aufführen. Nun hat er Geſellſchaft, Unterhaltung und Beſchäftigung mit eins. Seine Theaterliebhaberey iſt daher nicht Donquiſchotterie, nicht Narrheit, die in der erdichteten Welt, wie in der wirklichen lebt, und dieſe Welt der Nachahmung für die Welt ſelbſt hält. Er weiß es recht gut, daß es Komödie iſt, was er ſieht, das vor ihm geſpielt, nicht gehandelt wird. Es iſt ein Zeitvertreib, der ſeine Langeweile verſcheucht, der ihn beſchäftigt, indem er ihn vergnügt. Freilich treibt er dieſes Geſchäft mit einer Emſigkeit, mit einer Sorgfalt, mit einem Intereſſe, als ob es das wichtigſte Staatsgeſchäft wäre; aber man hat ihn auch zu jeder andern Thätigkeit verſtimmt, es iſt das einzige, was man ihm erlaubt, und

so ist es sehr natürlich, daß er sich ihm mit ganzer Seele ergiebt.

Der Schauspieler, der diesen Karakter spielt, muß sich daher ja hüten, eine Art Wahnwiz in diese Rolle zu bringen; sich ja hüten, durch Geberd' und Ton einen Menschen anzudeuten, der nicht recht bei sich ist, ja keinen kindischen alten Mann aus ihm machen. Wakker ist weder närrisch noch kindisch. Sein Verstand ist zwar durch Familienkabbalen etwas beschränkt und verstimmt worden, aber übergeschnappt hat er nicht, und ist sich seiner recht gut bewußt. Daß Rekau, da er ihn auf dem Theater herumhammern und wirthschaften sieht, so etwas vermuthet, liegt nicht in der närrischen und wahnwizzigen Art, sondern in dem Feuer, der Lebhaftigkeit, der ausserordentlichen Wirksamkeit, mit der er sein Theaterwesen ordnet und führet. Durch dieses Feuer, diese Lebhaftigkeit, diese ausserordentliche Wirksamkeit muß der Schauspieler den Hofrat karakterisiren, wenn er sich auf seinem Stekkenpferde herumtummelt; nicht durch eine alte, schwache, irre, kindische und schleppende Sprache. Eben so wenig darf er ausser dem Theater den Ton eines kindischen oder irren alten Mannes haben.

haben. Hier iſt er vollends ein vernünftiger und verſtändiger Mann; gut, freundlich, höflich und verbindlich. Nur iſt er alles in der Manier eines verſtimmten, ſcheuen und mistrauiſchen Menſchen. Truber Sinn ſchimmert hier durch ſein Betragen und ſeine Reden hervor, aber auch nicht die kleinſte Spur von Wahnwiz.

Die Heyrat durch Irrthum iſt eine artige franzöſiſche Kleinigkeit, eine niedliche Intrigue, mit aller Niedlichkeit eines franzöſiſchen Dichters ausgeführt; ein feines, reizendes Konverſazionſtük; das aber auf unſern Theatern ſelten mit der Leichtigkeit, Freiheit und Ungezwungenheit gegeben werden wird, mit der es Patrat niedergeſchrieben hat. Beſonders fehlt es unſern Bühnen an Bedienten und Soubretten, die in einem ſolchen Stükke mit Ehren erſcheinen könnten. Sprache, Manier und Geberde iſt an ihnen viel zu gemein und ungeſchmeidig, um nicht mit dem feinen Ton dieſer Gattung des Luſtſpiels auf das ſeltſamſte zu kontraſtiren. Es freut mich, daß, in Rükſicht auf dieſes Stük wenigſten, die Hamburger Bühne dieſer

Vorwurf nicht trift. Es wird durchaus gut gespielt. Die Herrschaften und die Bedienten thun ihre Schuldigkeit. Der Dialog rollt leicht fort, Geberd' und Spiel ist frei, und nirgends eine Lükke, die das Interesse schwächte, oder die Aufmerksamkeit einschläferte.

XVII.

Am siebenundzwanzigsten Oktober: **Don Juan, oder der steinerne Gast**, Singspiel in vier Aufzügen, aus dem Italienischen, die Musik von **Mozart**.

Nach dem Ideal, das uns die italienischen Dichter in ihren musikalischen Werken von der Oper geben, und nach dem Eindrukke, den diese italienischen Geistesprodukte auf unsre Publikums machen, kann nicht leicht ein so schiklicher und tauglicher Stof für das Singspiel gefunden werden, als die ursprünglich spanische Ungereimtheit, die Herr Mozart durch seine vortrefliche Komposizion hat verherrlichen wollen. Don Juan vereinigt all das Vernunftwidrige, Abentheuerliche,

liche, Widersprechende und Unnatürliche in sich, was nur immer ein poetisches Unding von einem menschlichen Wesen zu einem Opernhelden qualificiren kann. Er ist die tollste, unsinnigste Aftergeburt einer verirrten spanischen Einbildungskraft. Der liederlichste, niederträchtigste, ruchloseste Kerl, dessen Leben eine ununterbrochne Reihe von Infamitäten, Unschuldverführungen und Mordthaten ist. Ein Heuchler und ein Religionsspötter, ein ausschweifender Wollüstling und ein abgefeimter Betrüger, ein Doppelzüngler und ein Gek; die heimtükkischste, Schadenfrohste Bestie, ein Schurk' ohne Gewissen und Ehre. Er begeht die gröβten Abscheulichkeiten mit einer Kälte und einem Gleichmute, als hätt' er ein Glas Wasser auszutrinken, stöβt einen Menschen nieder, als ging er zum Tanz, und verführt und betrügt weibliche Tugend, als nähm' er eine Prise Schnupftobak. Und alle diese Greuel amüsiren ihn, alle diese Bestialitäten machen ihm grossen Spaaß. In jedem andern Schauspiel würde man eine solche Karrikatur mit Pommeranzen und Nuβschaalen vom Theater jagen, ihn in die Kulissen hineinzischen. Aber in der Oper findet man ihn ungemein unterhaltend,

als muſikaliſche Perſonage, gelten alle ſeine Schändlichkeiten für allerliebſt, erregen Lachen und Wohlgefallen. Das iſt nun nicht mehr, wie recht und billig, dafür iſt's ja eine Oper. Wie käme die Tonkunſt, eine der ſchönſten und reizendſten Gaben des Himmels dazu, Natur und Wahrheit nachzuahmen? Wie könnte Vernunft im Geſang Leute ergözzen, die nur ſingen hören, blos ihr Trommelfell erſchüttern laſſen, blos eine Auſternmahlzeit bequem verdauen, blos ein paar Stunden mit Nichtsdenken hinbringen wollen? Was kann unter dieſen Umſtänden willkommner ſeyn, als Unſinn, wie er hier vorgeht, als Abgeſchmaktheiten, wie ſie hier tragerirt werden? Eine ſteinerne Statüe ſingt, läßt ſich zu Gaſte laden, nimmt dieſe Einladung an, ſteigt von ihrem Pferde herunter und trift zu rechter Zeit und Stunde glüklich ein. Allerliebſt! Schade! daß ſie nicht auch ißt, denn wäre der Spaaß erſt vollkommen. Ein ehrlicher Mann von Zuſchauer wollte zwar dieſe ſingende Statüe ſehr ungereimt finden, aber wahrſcheinlicherweiſe aus Mangel an Operntheorie. Wer mit dieſer Theorie näher bekannt iſt, wird es ſchwerlich ſo finden. Mir wenigſten würd' es nicht einmahl

unge-

ungereimt geſchienen haben, wenn auch das ſteinerne Pferd des ſteinernen Gaſtes geſungen, oder ſich wohl gar in einer Bravurarie prononzirt hätte. In einer Oper thut das der Liebe nichts. Erinn' ich mich doch eines italieniſchen Singſangs, Judith genannt, in dem Holofernes abgehauner Kopf und ſein Rumpf ein ſehr rührendes Duett über ihre unſanfte Trennung mit einander ſangen. Je unnatürlicher, je beſſer: das iſt der weltbekannte Wahlſpruch, den eine jede Oper an der Stirne führen muß, die — gefallen ſoll.

Wenn nun Don Juan mit allen dieſen empfehlungswürdigen Eigenſchaften eines ächten Opernhelden, doch nicht ſo allgemein ſein Glük machen ſollte, als es ſeine Qualitäten wohl erwarten laſſen, ſo liegt der Fehler ſchwerlich an dem Stoffe, ſondern – der Künſtler verzeihe mir meine Freimütigkeit! – an Herrn Mozarts Kompoſizion. Wer hieß ihn zu einem ſo italieniſchwahren Opernthema eine ſo unopernmäßige, ſchöne, große und edle Muſik ſezzen? Iſt dieſer Prachtvolle, majeſtätiſche und Kraftreiche Geſang wohl Waare für die gewöhnlichen Opernliebhaber, die nur ihre Ohren in's Singſpiel bringen, ihr Herz

aber zu Haus laſſen? Was hätte auch das Herz in einem Schauſpiel zu thun, in dem es nur auf ſehen und hören ankömmt? deſſen erſtes Erfordernis, wenn es Beyfall erhalten ſoll, iſt, daß bey ſeiner Verfertigung, des Dichters Herz eben ſo ſehr feyre, als ſein Kopf? Herr Mozart mag alſo immer ein vortreflicher Komponiſt ſeyn, für unſre eigentliche Opernliebhaber wird er's nie werden, er müßte ihnen denn erſt vorher eine Eigenſchaft einflöſſen, von der ſie eben ſo wenig wiſſen, wie der Blinde von der Farbe, Empfindung. Und, ich fürchte, es würde ihm eher möglich ſeyn, wie Orpheus, Feld und Wald durch ſeine Kunſt in Bewegung zu ſezzen, als dieſen Liebhabern der Oper, mit ihren Herzen von Stein, Sinn für ſeine Muſik zu geben.

Dieſe Aeuſſerung geht nun nicht etwa dieſes oder jenes Publikum insbeſondere an, ſie betrift das deutſche Opernpublikum überhaupt. Das Schöne, Große und Edle in der Muſik zum Don Juan wird überall nur immer einem kleinen Haufen Auserwählter einleuchten. Es iſt keine Muſik für Jedermans Geſchmak, die blos das Ohr kizzelt, und das Herz verhungern läßt. Man muß, ſie in ihrer ganzen Vortreflichkeit zu

fühlen,

fühlen, wahren muſikaliſchen Sinn, richtige, gebildete Begriffe von dem erſten und höchſten Zwek der Tonkunſt haben; muß wiſſen, wozu Geſang da iſt, und was er wirken ſoll?

Mozart iſt kein gewöhnlicher Komponiſt. Man hört bei ihm nicht blos leichte, gefällige Melodieen auf's Gerathewohl. Seine Muſik iſt durchdachtes, tiefempfundnes Werk, den Karakteren, Situazionen und Empfindungen ſeiner Perſonen angemeſſen. Sie iſt Studium der Sprache, die er muſikaliſch behandelt, richtige Kenntnis der Proſodie. Er beobachtet in der Länge und Kürze der Silben, in dem Karakter des Ausdruks genau das Verhältnis, welches dem natürlichen Maaß am nächſten kömmt, und die möglichſte Uibereinſtimmung der muſikaliſchen Töne mit denen, durch die ſich die Empfindung in der Deklamazion äuſſern würde. Seine Modulazionen ſtimmen — wenige Fälle ausgenommen — vollkommen mit den Regeln einer richtigen Deklamazion überein; ſeine Interpunktazionen ſind wahr, und ſeine Pauſen mit weiſer Prüfung angebracht. Er legt nie Läufe und Triller in Silben, die derſelben nicht fähig ſind, und verſchnirkelt überhaupt nie ſeinen Geſang

mit

mit unnöthigen und Seelloſen Kolleraturen. Das heißt den Ausdruk aus der Muſik verbannen, und der Ausdruk liegt nie in einzelen Worten, ſondern in der klugen, natürlichen Vereinigung der Töne, durch die die wahre Empfindung ſpricht. Dieſen Ausdruk hat Mozart völlig in ſeiner Gewalt. Bei ihm kömmt jeder Ton aus Empfindung und geht in Empfindung über. Sein Ausdruk iſt glühend, lebhaft und mahleriſch, ohne doch üppig und ſchwelgeriſch zu werden. Er hat die reichſte und doch auch die mäßigſte Phantaſie. Er iſt der wahre Virtuos, bey dem nie die Einbildungskraft mit dem Verſtande davon läuft. Raiſonnement leitet ſeine Begeiſtrung, und ruhige Prüfung ſeine Darſtellung.

Die Anwendung dieſer Karakteriſtik des Mozartſchen Talents auf ſein vortrefliches Werk ſelbſt, muß man mir erlaſſen. Ich bin nicht Muſiker, nicht einmahl Dilettant. Ich beurtheile dieſe Muſik blos nach dem allgemeinen Zweke der ſchönen Künſte: die Natur nachzuahmen, und durch dieſe Nachahmung auf unſer Herz und unſre Empfindung zu wirken. Auf dieſe wirkt Mozarts Werk unausbleiblich, wenn man anders Herz und Empfindung hat. Dieſe

Wir-

Wirkung bezeugen, und auf ihr Wie? und Warum? nach meiner Einsicht aufmerksam machen, das ist alles, was ich kann. Die nähere Anwendung, die kritische Prüfung dieses schönen Produkts der Kunst, ist die Sache der Kenner, ihnen tret' ich sie ab.

Was nun die theatralische Darstellung des Don Juans durch die Sänger betrift; so dürfte sie auf unsern Bühnen nur äusserst selten zur Befriedigung des Komponisten ausfallen. Vokalmusik ist eine Art unter den Menschen verabredete Sprache, sie muß also auch als Sprache, deutlich, bestimmt, und dem menschlichen Ohr vernehmbar vorgetragen werden. Reine, verständliche Aussprache der Wörter, die der Dichter zur Mittheilung der Empfindungen seiner Person niederschrieb, und der Komponist durch musikalischen Ausdruk verstärkte, ist also das erste Bedürfnis des Sängers, und das um so mehr, je mehr Kraft und Nachdruk Komponist und Dichter in diese Wörter legten. Ohne diese reine und verständliche Sprache ist die schönste Stimme des Sängers nur ein Instrument, das Töne, aber keine Worte von sich giebt, höchstens eine angenehme Nachtigallenkehle, aber nicht Menschenstimme,

ſtimme, und Menſchengeſang iſt ganz etwas anders als Geſang einer Nachtigall. Der erſte hat artikulirte Töne für die Empfindung — Worte; der lezte nichts, als unartikulirte Töne. Menſchengeſang muß ſich alſo durch Worte verſtändlich machen, oder er iſt Unding, und Niemand ſoll ſich Sänger und Sängerin nennen, der das nicht verſteht. Nachtigallenläufe und Lerchentriller, unnatürliches Abſtoſſen und Abbeiſſen der Noten und Sylben; Seiltänzerſprünge mit der Stimme, wunderſeltſames Durcheinanderrennen der Töne con naſo obligato, und muſikaliſche Purzelbäume ſind kein Geſang; Ausſtrömen der Empfindung mit Wahrheit und Nachdruk iſt es.

Ohne dieſe Sichergieſſung einer warmen, vollen Empfindung iſt aller Geſang totes Schellengeläute, Seelloſer Klingklang, und eine Muſik, wie die Mozartſche, kann ohne ſie gar nicht vorgetragen werden, gar nicht in die Seele des Zuhörers übergehen. Sie iſt, wie geſagt, aus Empfindung gebohren, und nur Empfindung kann ſie wiedergeben. Seine Noten wollen nicht blos getrillert, ſie wollen mit Präziſion, mit Geiſt und Leben ausgedrükt und verſinnlicht ſeyn. Sie müſſen tiefdurchdacht, tief empfunden werden.

Man

Man muß die Regeln der Deklamazion verſtehen, ſich mit ganzer Seele in den Sinn des Komponiſten zu verſezzen wiſſen. Die Stimme muß auf dem Streme der Begleitung ſanft einherſchweben, ohne unterzugehn, und zu ertrinken; muß nicht über die Begleitung der Inſtrumente hinwegſchreien, und ſtatt unſer Ohr zu ergözzen, es durch quitſchende und überſchnappte Töne zerſchneiden und zerreiſſen.

Mit dieſen Bemerkungen über Kraft und Vortrag des Geſangs will ich Niemand beleidigen, der in der Vorſtellung des Don Juans auf der hieſigen Bühne geſungen hat. Es ſind Bemerkungen über das geſammte Singweſen in Deutſchland. Das, was man Ausdruk in Geſang, und Durchdrungenheit von dem Geiſt und Karakter der Perſonen nennt, die der Komponiſt darſtellte, iſt auf allen unſern Operntheatern äuſſerſt ſelten. Faſt überall treten Sänger und Sängerinnen ſo wintermäſſig zum Geſang hin, als wären ſie auf den Spizbergen groß geworden, als hätte Novazembla's ewiges Eiß ihre Herzen erkältet, und ihre Empfindung in ſtarren Jannarfroſt verwandelt. Den hieſigen Sängern muß man die Gerechtigkeit wiederfahren

ren lassen, daß sie wenigsten alle Kräfte aufboten, Mozarts herrlicher Darstellung Gnüge zu leisten. Fällt von diesen meinen Bemerkungen über Gesang und Gesangvortrag etwas ab, von dem sie mit Lessings Lisidor im Freigeist sagen können, das ist für mich; desto besser! Meine Erinnerungen sind denn doch nicht ganz in den Wind geredet, und ich geniesse das Vergnügen, etwas gutes bewirkt zu haben.

XVIII.

Am achtundzwanzigsten Oktober, die Wiederhohlung der Oper: **Don Juan**, und am neunundzwanzigsten: **Das Blatt hat sich gewendet**, Lustspiel in fünf Aufzügen, nach **Cumberland**, von **Schröder**; dazu **die Rechnung ohne den Wirt**, Lustspiel in einem Aufzuge, von **Schletter.**

Das Blatt hat sich gewendet heißt, wo ich nicht irre, im Original die Brüder Belfild, und ist ein wahres englisches Lustspiel; so durch und in einander verwikkelt, daß man sich kaum

kaum herausfinden kann. Die Szene wechselt darin so bunt und so schnell, die Begebenheiten durchkreuzen sich so mannigfaltig, und die spielenden Personen lösen sich so oft und plözlich ab, daß man seine ganze Aufmerksamkeit nöthig hat, um die Fabel oder vielmehr die Fabeln ordentlich zu fassen. Es fehlt freilich eben deswegen dem Stük nicht an Leben, es hat Handlung vollauf, und das Auge des Zuschauers ist immerfort beschäftigt. Aber es sieht der Gegenstände und Vorfälle soviel, daß es am Ende nicht weiß, was es gesehen hat. Dazu kömmt ein sehr getheiltes Interesse. Man kann keinen festen Gesichtspunkt fassen, denn eine Episode verschlingt die andere, und so bleibt es, wenn der Vorhang fällt, unentschieden, für wen von den spielenden Personen man sich eigentlich interessirt hat.

Dafür aber sind die Karaktere unvergleichlich gezeichnet. Sie sind äusserst mannigfaltig, ohne doch zu grell zu kontrastiren. Der Schafartige Mann, der sich von einem Zank- und Gallsüchtigen Weibe tyranniſiren, um seine Gesundheit ärgern, zum Gespötte der Welt, und zum Hahnrey machen läßt, dann auf einmahl zum grimmigen Bären und Herrn in seinem Hause wird; der

weibliche Geyer, der ſich plözlich in eine zahme Taube verwandelt; der großmüthiggrobe Schifskapitain und ſein braver, wilder und ungeſtümer angenommner Sohn; der Tartüffe von einem Bruder: alle dieſe Karaktere ſind vortreflich, und mit einer auffallenden Wahrheit geſchildert.

Der deutſche Bearbeiter hat das Stük unſern Sitten, unſrer Denkart und unſerm Geſchmak näher gebracht; das allzuverworrne gemildert, den Plan ſymplifizirt, und das Ganze mehr zu einem Hauptintereſſe verbunden. Es iſt durch ihn von ſeinem zu derben Anglicismus, von ſeinen zu wollüſtigen Auswüchſen einer brittiſchen Einbildungskraft befreit worden. Das Ganze läßt ſich nun beſſer überſehen. Man kann nun einen feſtern Geſichtspunkt faſſen, und geht mit einem vollſtändigern Begrif des Geſehnen und Gehörten nach Haus. Auch in den Karakteren hat der Deutſche einige glükliche Veränderungen gemacht. So iſt, zum Beiſpiel, der Ubergang in dem Karakter des Amtrats Poll aus ſeinem Lammſinn in Löwenwut, ſo wie die Bekehrung der Zänkerin und Haustyrannin zum Taubenſanftmut und Unterwerfung, noch glüklicher präparirt und eingeleitet, wie im Original. Eben

ſo

so hat er die Stirn des unterjochten Ehemanns von den Ehrenzeichen freigelassen, mit denen die böse Sieben des Originals ihren Kreuzträger schmükt und bezieret.

So wie das Lustspiel nun daliegt, gewährt seine Vorstellung einen äusserst fröhlichen Abend, besonders, wenn man sie von den hiesigen Schauspielern ausführen sieht. Etwas runderes, rascheres, und lebendigeres von einer theatralischen Darstellung kann man nicht leicht sehen. Fast ein jeder ist auf seiner Stelle, hat sich des Geistes des Dichters bemächtigt, empfindet, versteht seinen Charakter und entwikkelt ihn. Alles geht Schlag auf Schlag, nirgends Stillstand und Ruhe, alles Fortschritt und Feuer.

Schröders Amtsrat Poll ist ein so eigenthümliches und originelles Werk seiner komischen Laune, daß man, wenn man ihn in dieser Rolle gesehn hat, keinen andern mehr darin sehen kann. Er mag stehen oder gehen, reden oder schweigen, sein Spiel geht ununterbrochen fort. Etwas an ihm handelt immer, ein Blik, ein Zug um den Mund, irgend eine Veränderung seines Gesichts, eine Bewegung der Hand, eine Wendung des Körpers; alles an ihm ist in Thätigkeit. Welch

ein Gemälde, wenn er mager, wie die Miltonſche Sünde, und bleich, wie die abgeſchiedne Seele eines verhungerten Dichters, mit der ganzen Schafamine eines Pantoffelhelden, im Schlafrok und der Nachtmüzze, huſtend, und mit der kränkelnden Stimme eines zwiſchen Leben und Tod zappelnden Schwindſüchtigen, aus ſeinem Kabbinet heraus tritt. Man wünſcht ſich Chodowiekis Reißfeder, um ihn gleich ſo hinzuzeichnen, wie er da ſteht. Welch ein Gemälde, wenn ihm der Seekapitain über den Hals kömmt, den er ſo gern herzlich bewillkommen möchte, und es doch nicht wagt, aus Furcht, ſeine theuergeliebte Ehſtandsrippe, die es ihm auf Leib und Leben verboten, mögt' es hören. Welche Aengſtlichkeit in ſeinem Ton, welche Verlegenheit in ſeinen Blikken, wenn der ehrliche Seemann einen Stuhl nimmt, und ſich neben ihm hinpflanzt. Sein blaſſes Deliquentengeſicht wird noch einmahl ſo blaß. Er rükt auf ſeinem Stuhl hin und her. Seine magern Hände falten ſich, und rutſchen wieder auseinander. Als nun vollends ſein Gaſt ſich's bequem macht, den Rok auszieht, und von Dableiben ſpricht: wie ſperrt er das Maul auf, wie ſpannen ſich alle ſeine Muskeln,

wie

wie hat er nicht Ruh' und Raſt, wie gukt er alle Augenblik nach der Thür! Das Geſpräch kömmt auf Dame Thiſipohne, ſeine theure Ehſtandsgenoſſin, eine neue Todesangſt überfällt ihn; ſein Ojeminegeſicht wird noch einmahl ſo lang, als es von Natur iſt. Mit dem jämmerlichſten Schulknabenton, dem's vor der Ruthe bang iſt, ſpricht er von der Glükſeligkeit ſeines Eheſtandes, dem Lammſinne ſeiner liebwerten Ehſtandsfurie, immer den ſcheuen Blik auf die Thür geheftet. Die ſanfte Taube tritt endlich ein, und mit einem Schrelken, als wär ihm dicht vor den Ohren eine Piſtole abgebrannt, fährt er von ſeinem Stuhl auf, und ſteht da mit ſchletternden Knien und Waden, wie eine arme Seele, nach der Beelzebub ſeine Krallen ausſtrekt. Die ganze Szene iſt das ſprechendſte Gemälde der Athemloſeſten Haſenhaftigkeit. Mit jedem Augenblik, denkt man, wird ihm der Odem ausbleiben, ſo gelähmt ſteht er vor unſern Augen. Eben ſo täuſchend, und unſer Zwergfell faſt zerſprengend, iſt ſeine Duellſzene. Ein Hogarthiſcher Pinſel könnte ſich dadurch verewigen. Erſt ſein Zittern und Zagen, eh' er die Herzhaftigkeit ſeines Gegners geprüft hat, denn ſein wachſender Mut, als dieſer ſich

gegen das Duell ſträubt, ſein raſendes auf ihn Loshakken, ſein Schnauben vor Wut: weder Farben noch Töne können das verſinnlichen, man muß es ſehen, und jedem Künſtler wird der Mut entſinken: es nur zu wagen, das nachzumachen.

Madam Schröder, als Amtsräthin, iſt das lebendigſte Gemälde einer böſen Sieben, das man ſehn kann. Wer dieſe Frau in den ihr ſo eigenthümlichen Karakteren der Güte, der Duldung und Ergebung geſehn hat, begreift es kaum, daß dieſe lermende, ſprudelnde, kreiſchende und gebieteriſche Furie eine und die nehmliche Künſtlerin iſt. Dieſe funkelnden Augen, dieſe gerümpfte Naſe, dieſe höhnend herunterhängende Lippen, wer ſollte ſie in ihr ſuchen, wenn er ſie in einer Rolle der ſanfteſten Symplicität ſieht. Wie ruhig iſt in dieſen Rollen ihr Anſtand, wie einfach ihr Händeſpiel, und wie in Raſtloſer Bewegung Leib, Hand und Fuß, als Amtsräthin. Ihr Körper hängt, ihre Hände ſtreben nach den Augen, bis auf den ſtampfenden Fuß, iſt ihre Boßheit ſichtbar. Dieſe Aeuſſerungen ihres böſartigen Karakters können auf den erſten Anblik vielen zu ausſchweifend ſcheinen. Allein ein Weib, das ſich ſolche Exceſſe gegen ihren Mann erlaubt,

erlaubt, das inſtand' iſt, die Gewalt, die ſie über einen allzuguten Mann hat, ſo herunterwürdigend zu miſsbrauchen, das ſo wenig Ehrgefühl beſizt, dieſen Mann vor aller Welt verächtlich zu machen, iſt ein Weib von einer ſehr gemeinen Seele, und ſo eine gemeine Seele iſt auch in allen ihren Handlungen gemein. Sie hat überhaupt keinen Begrif von Dekorum, wie konnte ſie in den äuſſerſten Ausbrüchen ihrer Böſsartigkeit an Manier und Dekorum denken. Die Künſtlerin behauptet alſo ihren Karakter vollkommen. Sie bleibt ihm ſogar denn noch treu, wenn ſich das Blatt wendet, wenn der unerwartete Mut ihres frommen Eheſchafs ſie überrumpelt, und die Furcht vor ſeiner Degenſpizze ihrer Geiernatur die Krallen beſchneidet. Sie ſcheint nur ſanfter geworden, nur wenn ſie die Augen niederſchlägt, hat ihr Geſicht den Ausdruk der Bekehrung und der Unterwerfung; aber, ſo wie ſie ſie öfnet, gukt der Teufel der Zank- und Gallſucht, der ein weibliches Herz, von dem er einmahl Beſiz genommen hat, nicht ſobald wieder verläſst, aus ihren funkelnden Blikken hervor. Sobald der Mann mit ſeinem fürchterlichen Degen an der Seite, ſie nicht beob-

achtet, beißt ſie die ruhig geſchloßnen Lippen wieder zuſammen, und alle ihre Muskeln verrathen, daß der Fürſt der Finſternis noch immer in ihr lebt und webt. Wie wahr, und den Geſezzen der Natur gemäß, dieſer lezte Zug iſt, darf ich wohl nicht erſt beweiſen. Man zieht eine zur Gewohnheit gewordne Eigenthümlichkeit nur nach und nach aus. Furcht und Angſt können Bosheit und Gallſucht wohl in Zügel halten, aber ſie mit einemmahl vertilgen, iſt eine Unmöglichkeit, die nicht in der menſchlichen Natur zu Haus iſt.

Seekapitain Hamſter iſt eine Rolle, die Herr Langerhans überall ſpielen, und auf Beifall darin rechnen kann. Er ſpricht, ſteht, geht, trägt und bewegt ſich ganz in ſeinem Karakter; durchaus der Menſch ohne Erziehung, gemein in Sprache, gemein im Anſtand; der wahre großmütige Grobe, den blos ſeine Geſinnungen, nicht ſeine Sitten über den Matroſen erheben. Ja ſelbſt dieſe Geſinnungen äuſſert er mit aller Wild- und Rauheit des Elements, auf dem er groß geworden iſt, und ſeine edelmütigſten Gefühle haben den derben Kraftausdruk ſeiner Schifskameraden.

Herr

Herr Klingmann, als Wilhelm Brand, iſt, wie billig, nicht ganz, wie ſein Onkel, Hamiker. Er hat nicht ſein Leben, er hat nur Jahre auf der See zugebracht, und — er iſt verliebt. Liebe giebt immer eine Art Politur, und mildert ſelbſt die ausgelaſſenſte Roheit. Wilhelm Brand iſt alſo blos ein wilder, ungeſtümer Junge, ohne Zwang und Kultur. Hier und da hat ſein Karakter freilich einen Zug von Schifston und Schifsitte bekommen, aber es iſt doch nicht die ganze Derb- und Eigenheit ſeines Onkels, die ihn treibt, regt und bewegt. Beſonders hat ſein See- und Schifsair einen weit zahmern Ausdruk, wenn er mit ſeiner Geliebten ſpricht. Nur, wenn er heftiger wird, wenn die vermeinte Untreue ſeines Mädchens ihm durch den Kopf wirbelt, kömmt ein Geiſt der Ungezogenheit über ihn, und ſeine Manier wird Matroſenartig; und auch das iſt im Karakter.

Herrn Löhrs Ludewig Brand iſt ein Werk des Fleiſſes und Nachdenkens, aber er kleidet ihn nicht. Sein Geſicht iſt für ſolche Rollen zu ehrlich, und ſein Ton zu bieder. Man ſieht zwar überall, was er machen will, aber er wirkt in einer fremden Sphäre. Er hat ein

Kleid an, das ihm nicht recht sizt, das nicht auf seinen Leib gemacht ist. Umsonst ist seine Mühe, sich leicht und frei darin zu bewegen, das Kleid genirt ihn einmahl, er mag auch thun, was er will, diesen Zwang nicht sichtbar werden zu lassen. Indes verliert Herr Löhrs dadurch nichts. Sein Kopf sieht demungeachtet durch sein Spiel durch, und man erkennt auch hier, wie immer, den Mann, der über seine Kunst denkt, und, was er sagt und thut, beraisonnirt.

Die übrigen Rollen zeichnen sich weniger durch eigentliche Karakteristik aus. Ich halte daher mein Lob und meinen Tadel zurük. Die Lob verdienen, könnt' es beleidigen, daß sie es über eine unbedeutende Rolle erhalten, und die mein Tadel trift, sollen ihn lieber erfahren, wo er für die Kunst wichtiger wird.

In Schletters Rechnung ohne den Wirt, liegt le Grands ausschweifende Familie zum Grunde. Das Ding ist närrisch genug, und läßt sich, gut gespielt, wohl ansehn. Das war aber hier der Fall nicht. Auch nicht ein einziger der spielenden Personen hielt Karakter. Diese Vorstellung fällt in Wien ungleich besser aus.

XIX.

XIX.

Am zweiten November 1789: **Menschenhaß und Reue**; am dritten November: **Fürstenlaune und Menschengroll**, Schauspiel in fünf Aufzügen, von Freiherrn von **Soden**, und die **buchstäbliche Auslegung**, Lustspiel in einem Aufzuge, von **Brömmel**.

Herrn von **Soden** dramatisches Talent ist nicht unverdient von unsern besten Kunstrichtern aufgemuntert worden. Seine Schauspiele gehören unstreitig zu den bessern Arbeiten in diesem Fache unsrer schönen Litteratur, und man kann ihrem Verfasser eine Haupteigenschaft des theatralischen Dichters, Menschen- und Weltkenntnis, ohne partheiisch zu seyn, nicht absprechen. Vorzüglich hat er eine genaue Bekanntschaft mit den Sitten und Thorheiten der Welt, die er, vermöge seiner Geburt und seines Rangs, am meisten zu beobachten, Gelegenheit findet. Daher glükken ihm auch vorzüglich die Stükke, deren Gegenstand diese Sitten und Thorheiten sind. Hier erkennt, man den feinen Beobachter, und seine Sprache verräth den gebildeten Weltmann. Aus dieser

Sphäre

Sphäre aber heraus, besonders in leidenschaftlichen Szenen, ist seine Beobachtung nicht mehr so treu, und seine Sprache nicht mehr so ganz ächter Abdruk der Natur. Seine Schilderungen gränzen dann oft an das Ideale, und seine Sprache wird gesucht, präciöß und überspannt. Zwar fehlt es auch diesen seinen Produkten nicht an manchem wahren und schönen Zuge, aber sein Talent ist doch hier nicht in seinem eigentlichen Wirkungskreise.

Einen Hauptfehler haben fast alle seine Dramen, den Fehler der Nichtvollendung. Der Plan ist selten reiflich durchdacht, die Karaktere selten genug durchgeführt, und die Handlung nicht immer so motivirt, daß sie zur vollen Wahrheit für uns werden könnte. Daher so manche Lükke in den Gang der Fabel, so manche müssige Szene, so mancher Wiederspruch in den Karakteren; daher der Mangel an Interesse, der diese, im Detail so niedliche Arbeiten, nie lange auf unsern Bühnen erhält. Man freut sich zwar des Schönen, das man gesehn und gehört hat, aber man wird nicht recht davon erwärmt und durchdrungen.

Diesem Tadel ist auch das gegenwärtige Produkt der von Sodenschen Muse unterworfen.

So

So reizende Details es auch hat, so wahr auch in den meisten Szenen der Ton des Hoflebens getroffen ist, so ächt sich auch hie und da Fürstengunst und Fürstenlaune karakterisirt, so ist es doch kein schönes, rundes Ganzes, so ist es doch nicht das geworden, was es, seiner Anlage nach, hätte werden können. Die Idee, uns einen modernen Timon zu geben, und Lagen und Umstände zu erfinden, die auch unter uns einen Günstling des Glüks und unbesonnenen Verschwender zu dem bittern Menschenhaß hinzerren können, zu dem der athenienſische Timon durch Schmarotzer, feile Schmeichler und höfische Wetterhähne hingezerrt wurde, ist ungemein glüklich. Sie ist auch glüklich angelegt, aber mit minderm Glük ausgeführt.

Es war gewis ein Beyfallswürdiger Einfall von dem Herrn von Soden, daß er seinen neuen Timon zum Günstling und Vertrauten eines Fürsten, zum Factotum an einem Hofe machte. Es war sehr wohl von ihm ausgesonnen, daß er seinem Timon den Karakter eines ächten Hofmannes gab, dem diese Fürstengunst, die glänzende Rolle, die er dadurch spielt, und der Einfluß, den er dadurch hat, der Inbegriff aller irrdi-

irrdiſchen Glükſeeligkeit, das ſummum bonum ſeines Treibens und Wirkens dünkt; der, um dieſes Glük, dieſe Rolle, dieſen Einfluß zu ſouteniren, troz ſeiner angebohrnen, beſſern Natur, doch das ganz leichte Syſtem des höfiſchverdorbenen Epikuräismus annimmt, und Grundſäzzen huldigt, denen ſeine innere, beſſere Uiberzeugung widerſpricht; aber doch zugleich dieſer beſſern, angebohrnen Natur, dieſer beſſern, innern Uiberzeugung getreu, nur den Tag ſeinem angenommenen Syſtem, die Nacht aber ſeinen Pflichten, als Miniſter, redlich aufopfert. Dadurch kam ſein Timon ganz von ſelbſt in die Lage, von Höflingen, Schmeichlern und Schmarozzern umgeben, ein Sorgloſer Verſchwender, ein leichtgläubiger Freund, und das Opfer von Hoflaune, Hofneid und Hofkabbale zu werden; dadurch bereitete er, wenn ſich die Szene nun änderte, die Kataſtrophe ſehr glüklich vor, die der eigentliche Hauptzwek ſeiner dramatiſchen Darſtellung war.

Auf dieſem Poſten der Fürſtengunſt und des Anſehns ſich zu erhalten, hatte ſein Timon alle ſeine Thätig- und Wirkſamkeit angewandt; darum Tag und Nacht die Laune ſeines Fürſten ſtudirt, ſie ertragen, verziehen, geleitet; darum den

grösten Theil seines Lebens nur diesem Fürsten gelebt, den Tag über den Vergnügungen desselben, des Nachts über seinen Pflichten für ihn; darum des Schlafes, und jeder Bequemlichkeit entbehrt; darum gegen die Stimme der bessern Uiberzeugung, Grundsäzzen geschworen, die manches feine moralische Gefühl in ihm vernichteten; darum Glük und Vermögen mit jedem getheilt, verschleudert und durchgebracht. Und nun sein Lohn: fürstlicher Undank, Verdrängung von diesem Posten, Hohn des Hofgeschmeisses, gänzlicher Mangel an Freunden, pressende Kreditoren! Weg von diesen undankbaren, treulosen, wetterwendischen, Schadenfrohen, und tükkischen Menschen, weg von dem Geschlecht überhaupt, zu dem diese Vampiren- und Otternbrut gehört!

Schade, recht sehr Schade, daß Herr von Soden nicht mit eben der Begeistrung ausführte, mit der er erfand; daß er den Karakter seines neuen Timons nach diesem Maaßstabe mehr anlegte, als wirklich entwikkelte. Offenbar läßt er ihn in den ersten Akten seines Schauspiels zu wenig, in den lezten zu viel thun. Als Verschwender, leichtsinnigen in den Tag Hineinschwärmer und Gözzendiener seines Fürsten hören wir ihn

ihn mehr beſchreiben, als, daß wir ihn wirklich ſo ſähen. In der einzigen ſchönen Szene, wo der Fürſt ſeine Abſichten auf Leonoren entdekt, und ihn ſo gar zum Geſchäftsträger ſeiner für Leonoren nicht allzu Ehrenvollen Liebſchaft macht, handelt er dem von dem Dichter angegebnen Karakter gemäß. Er opfert ſeine eigene Leidenſchaft auf, um nur ſeinen Gözen zu huldigen. Dieſe Szene iſt vortreflich. Sie wird beſonders dadurch ſein, daß Lichthayn, — der Nahme des modernen Timons, — bey dieſer Aufopferung Leonorens Ehre ſicher ſtellt, daß ihm der Fürſt verſprechen muß, nichts gegen ihre Unſchuld zu unternehmen, und nie mehr als die angenehme Geſellſchafterin in ihr zu ſuchen; daß er durch dieſen Platoniſchen Liebeshandel den Fürſten nur auf einen Gegenſtand fixiren, und durch dieſen einen Gegenſtand die Maitreſſen verdrängen will. Leonorens Geiſt, ihre Munterkeit, ihre Launen, ihre Kapricen ſollen den Fürſten amüſiren, und durch dieſes Amüſement leiten und regieren. In Leonoren wird er dann den Fürſten beherrſchen, und ſo ſeinen Einflus immer mehr befeſtigen, ohne ſeine Moralität ganz in die Schanze zu ſchlagen. Er

wird

wird regieren, sein Fürst den Regenten nur figuriren.

Hätt' es doch Herrn von Soden gefallen, den Karakter seines Helden mehr in solchen Szenen zu entfalten; hätt' er ihn doch mehr in Situazionen des Ringens und Strebens nach Fürstengunst, Ministerherrschaft und Einfluß auf Wohl und Wehe des Staats gesezt; hätt' er ihn doch seinen Fürsten sich mehr verpflichten, und den Hofschranzen, die bey seinem Fall untheilnehmend, verächtlich und höhnend auf ihn hinabblikken, wichtigere Dienste leisten lassen! Aber so plaudert er in allen übrigen Szenen fast immer nur, wirkt nicht. Daher kömmt es denn, daß seine menschenfeindlichen Grillen in den drei lezten Akten uns nicht recht einleuchten wollen, daß wir es unbegreiflich finden, wie sie auf einmahl zu einer so fürchterlichen Höhe steigen können. Was empört denn seine Galle so gewaltig, was treibt ihn denn in Wald und Höhle, unter Känzären und Eulen? Eine jämmerliche Fürstenlaune, deren erste Quelle Eifersucht ist; ein Abschied, den er eines Kniefalls wegen erhält, mit dem er der Tugend der edlen Leonore huldigte; ein elendes ihm den Rükenzukehren klüglicher Hof-

Hofschranzen; ein Haufen hungriger Schmarotzer, die, da seine Tafel nicht mehr für sie gedekt ist, ihn verlassen; Schulden, in die ihn seine eigene Thorheit gestürzt hat! Wer wird darum aus der menschlichen Gesellschaft fliehen, mit den Thieren leben, Kräuter und Wurzeln essen, Hunde auf jedes menschliche Gesicht hezzen, und selbst Theilnehmung und warme Anhänglichkeit hartherzig und fühlloß von sich fortstossen? Was hat er für diesen Fürsten, für diese Hofschranzen denn so grosses gethan, daß ihr Undank so schwer auf ihm liegen, seine ganze Natur so verstimmen, sein ganzes Wesen mit dieser schwarzen Galle erfüllen, und zu diesem Zorn und Schnauben über das Menschengeschlecht hinzerren könnte. Er hat dem Fürsten sein Mädchen abgetreten. Wahr! Aber auf eine Art, bey der er nichts verlohr, bey der vielmehr sein Ehrgeiz gewann. Das Opfer ist also auch so groß nicht. Daß dies Mädchen sich, wie es heißt, dem Fürsten ergeben, und ihr Vormund dadurch seinen Plaz bei dem Fürsten erhalten hat, das ist allerdings schlimm, doch nicht so schlimm, um das Lustspiel seines bisherigen Lebens mit einer so fürchterlichen Katastrophe zu beschliessen. Er verachte diesen

Fürsten,

Fürsten, dieses Mädchen und diesen Vormund, entsage dem Aprillieben am Hofe, ziehe sich in philosophischer Ruhe auf ein Landgut zurük, und lebe unter Menschen, von denen kein Hofwind die reine Menschheit weggeweht hat. So handelt er klug und weise. Das ganze Menschengeschlecht hingegen darum fliehen, sich in einen dikken Wald verkriechen und jeder Freude des Lebens entsagen: das ist ein zu gewaltsamer Schritt, um ihn natürlich zu finden. Noch weniger kann ihn der Undank des Hofgesindels zu dieser [illegible] von Menschengroll hinaufschrauben. Sie [illegible] an seiner Tafel schmarozt, seinen Wein [illegible]nken helfen, sich von ihm beschenken lass[illegible] von ihm geliehen — und zukken nun di[illegible] und bedauern und spötteln. Nichts, [illegible]gliche Begebenheiten, die uns in dem Umgang mit Menschen wohl vorsichtiger machen, uns diese Schmarozzer und Speichellekker wohl verachten lehren, aber unmöglich zu dieser düsterbrütenden Menschenfeindschaft hinabgrollen können.

Menschenhaß entsteht überhaupt nicht schnell und auf einmahl in unserer Seele. Wir müssen oft von den Menschen gekränkt, beleidigt und betrogen worden seyn, mehr als einmahl, uns in

ihnen gelret, wiederhohlt ſie von einer verächtlichen und herabwürdigenden Seite kennen gelernt, und dieſe Kränkungen und Beleidigungen, dieſes Verächtliche und Herabwürdigende mannigfach in uns herumgewälzt, es, wenn ich ſo ſagen darf, wiedergekäut haben: eh' unſer, uns von dem Schöpfer ſo weiſ' und gütig eingepflanzte Hang zur Geſelligkeit, ſo ausarten, und zu dieſer, unſrer angebohrnen Natur ſo fremden Loßſagung von allen menſchlichen Verbindungen, übergehen kann. Menſchenhaß entſteht aus unſern verdikten Säften, aus einem unabläſſigen Sinnen und Brüten über düſtere Ideen und Gegenſtände, er iſt gleichſam ein Produkt unſres Studirens. Aber unſre Säfte verdikken ſich nicht ſo auf einmahl, und Brüten und Studiren will Zeit und Weile haben. Am wenigſten wächſt Menſchenfeindſchaft ſo im Nu zu der Goliathshöhe, wie in dem Timon des Herrn von Soden.

Lichtbayns Menſchengroll überſchreitet alſo ſchlechterdings die Gränzen der Wahrſcheinlichkeit. Zu unvorbereitet und plözlich verkriecht er ſich in Wälder und Höhlen; viel zu früh macht er mit wilden Thieren, und Nachtvögeln Gemeinſchaft; zu gewaltſam wird der

leichte

leichte und fröhliche Epikuräer zum kochenden, gährenden, an seinem Grimm kauenden Menschenhasser. Und, wenn nun vollends dieser Mensch, – der eben sein ganzes Geschlecht für Schlangen und Otterngezücht, für reissende, blutdürstige Thiere erklärte, und über alles, was Mensch heißt, jede Plage des Himmels: Pest, Donner und Bliz herabrief, – diese seine ausschweifende Menschenfeindlichkeit auf einmahl, wie einen Pudermantel, von sich wirft, auf das erste Wort seinem Mädchen in die Arme taumelt, liebetrunken schwärmt, und seine Wildnis verläßt: so ist dieser Sprung ein neuer Verstoß gegen die Wahrheit, und eben so unnatürlich, als seine vorherige, urplözliche Misanthropie.

Allerdings mußte das Stük, wenn es uns interessiren sollte, nicht mit Menschenhaß schliessen; allerdings mußte **Lichthayn** von seiner Bitterkeit gegen das Menschengeschlecht geheilt werden. Aber alsdann müßte auch diese Heilung – oder das Interesse blieb demungeachtet aus — natürlicher, wahrscheinlicher herbeigeleitet werden. Dazu, dünkt mich, war die Wiedererscheinung des **Fürsten** nothwendig. Der Fürst hatte ihn beleidigt, der Fürst mußte die

Beleidigung wieder zurüknehmen; der Fürſt hatte ihm Unrecht gethan, der Fürſt muſte dies Unrecht wieder gut machen. In höchſteigener Perſon hatte ihn der Fürſt verächtlich behandelt und vom Hof verbannt, in höchſteigener Perſon mußt er ihn um Verzeihung bitten, an den Hof zurükrufen. Durch dieſen Schritt erhielt Lichtbayn alles wieder, was genommen ward, Vertrauen, Ehre und Anſehn; und die Hauptquelle ſeiner bittern Empfindungen ward verſtopft. Nun ſah er die Menſchheit in einem mildern Lichte, erkannte, daß Dank, Gerechtigkeit und Edelmut noch nicht ganz unter dem Menſchengeſchlecht ausgeſtorben wären; und, wenn er auch ſchon die Luſt verlohr, ſein Glük je wieder an das gefährliche Spiel des Hoflebens zu wagen, ſo liebte er doch wenigſtens in dem Fürſten den Menſchen, und in ihm das ganze Menſchengeſchlecht wieder. Die Nebelhülle des Trübſinns fiel von ſeinen Augen, er ſah ſich wieder unter theilnehmenden Weſen, und kehrte gern wieder in ihre Arme zurük.

Dieſen Ausgang hat das Stük wirklich bei der hieſigen Vorſtellung, und, wie es ſcheint, dadurch eher gewonnen, als verlohren. Auch

iſt

iſt dies nicht die einzige Veränderung, die man mit dem Timon des Herrn von Seden vorzunehmen, ſich genötigt ſahe, wenn er hier gefallen ſollte. Verſchiedne Szenen ſind daraus ganz fortgeworfen, andere mehr zuſammen gezogen, der lezte Akt aber faſt ganz umgearbeitet, jedoch alles, was Herr von Seden darin ſchönes und wahres niederſchrieb, beibehalten worden. Als eine Probe dieſer Umarbeitung geb' ich hier die Szene, wo der Fürſt erſcheint, ſein Unrecht, ſeine Kränkungen, ſeine Beleidigungen wieder gut zu machen. Lichthayn hat ſich, von ſeinem menſchenfeindlichen Dämon getrieben, in einen Wald geflüchtet. Der Fürſt, von Leonoren abgewieſen, durch ſie von Lichthayns Unſchuld überzeugt und zur Selbſterkenntnis gebracht, ſucht, voll Reue und Schaam, ſeinen verſtoſſenen Günſtling auf; Leonorens Vormund bereitet dieſen Beſuch vor — und er tritt ein:

Fürſt. Hier bin ich, Lichthayn, gut zu machen, was ich verdarb.

Lichthayn. (mit bitterm Lachen.) He, ha, ha!

Fürſt. Ich habe gefehlt, und ſchäme mich des Vergangenen; bereue, und bitt' um Vergebung.

Lichthayn. Ha, ha, ha, Schaam und Fürſt! Uiber ſolche Schwachheiten ſind gekrönte Häupter hinweg, und Reue iſt vollends auſſer dem Karakter eines Fürſten. Sich des gethanen Unrechts ſchämen, iſt nur für den Pöbel, der unten am Thron kriecht. Auf dem Thron hat nur der Purpur die Farbe der Schaam, der ihn trägt, weiß nichts davon, und Hofluſt verhärtet das Herz gegen die Reue.

Fürſt. Lichthayn! — Gekränkte Ehre ſpricht aus dir — ich ſchweige und dulde.

Lichthayn. (bitter) Der fürſtlichen Großmut! Sie duldet, daß der Wurm, den ſie fürſtlichgnädig zertritt, ſich unter dem Fuß des Zerſtörers mit der Krone krümmt.

Fürſt. Lichthayn!

Lichthayn. Duldet, daß das arme Geſchöpf, das ihre beglükkende Gewalt zerdrükt, ſich gegen ſeine gänzliche Zernichtung ſträubt, auf den Stern, unter dem kein Herz ſchlägt, und auf die Wetterfahne, die ſie, ſtatt des Zepters, in der Hand trägt, mit Verachtung hinblikt.

Fürſt. Lichthayn, bey Gott! du verkennſt deinen Fürſten.

Lichthayn. Wirklich? Ich hab' ihn verkannt, das iſt wahr.

Fürſt. Erkenne mich wieder. Mir iſt leid, was ich that. Nimm zurük, was ich dir nahm, deine Ehrenſtellen, dein Anſehn. Komm wieder an meinen Hof.

Lichthayn. Fort damit! Lieber will ich unter Schlangen und Weſpen wohnen. Ich kenne die Menſchen und den Hof, und haſſe beyde.

Fürſt. Ungeſtümer, wilder Mann! du ſtöſſeſt alles zurük, meine Reue und mein Vertrauen.

Lichthayn. Fürſtenlaune! Ich will nicht mehr davon abhängen, will nicht mehr dienen unter Wetterfahnen.

Fürſt. Aber der Staat bedarf deiner, das Vaterland deiner Talente. Diene wenigſtens dieſem, wenn du mir nicht mehr dienen willſt.

Lichthayn. Ich habe kein Vaterland mehr, habe alles vergeſſen, was mich ſonſt daran feſſelte. Die Bewohner dieſes Vaterlandes ſind

Menſchen, und Menſchen ſind ein verworfnes Geſchlecht.

Fürſt. Gut, ſo hab' ich noch eine Fürſprecherin, der wirſt du nicht wiederſtehn, wilder Mann. (geht und kömmt mit Leonoren und ihrem Vormund zurük.)

Leonore. Mich ſollen Sie nicht verſtoſſen, lieber Lichthayn. Ich eile in Ihre Arme, Sie mit der Menſchheit wieder auszuſöhnen; durch meine Liebe jede Erinnerung an vergangene Kränkung auszutilgen.

Lichthayn. (überraſcht) Leonore!

Leonore. Lieber, Theurer! Kein längeres Sträuben gegen deine wieder aufkeimende Liebe zu den Menſchen. Ich bin deiner noch würdig. Der Fürſt hat der Stimme der Wahrheit und Tugend nicht wiederſtehen können. Unbeſcholten liefert er mich in deine Arme zurük.

Fürſt. Bey dem allergerechten Gott! das thu ich.

Leonore. Er iſt gut und gerecht, erkennt und bereut.

Lichthayn. Iſt's möglich?

Fürſt. Gewis. Und nun deine Vergebung. Sey, was du warſt, der erſte meines

Reichs,

Reiche, mein erſter Günſtling! Nimm mein ganzes Vertrauen.

Lichthayn. Ich erkenne meinen Fürſten wieder. Aber an den Hof kehr' ich nicht zurük.

Fürſt. Nicht? du verwundeſt mein Herz.

Lichthayn. Ich will mir einmahl ſelbſt leben, mein Fürſt. Das kann ich nur, fern vom Hofe, (auf Leonoren und den Vormund deutend) in dieſen Armen nur, im Schooß häuslicher Freuden. Die wohnen nicht, wo ein Thron in der Nähe iſt. Den ſchönſten Theil meines Lebens hab' ich Ihnen gewidmet, Fürſt. Hab' ich Sie wirklich wieder erkannt, Fürſt, ſo üben Sie Gerechtigkeit, und laſſen den minder ſchönen Theil meiner Jahre mir ſelbſt.

Leonorens Vormund. Dieſe Bitte, Ew. Durchlaucht, iſt gerecht.

Leonore. Billig, gnädigſter Fürſt.

Fürſt. Nun gut. Ich will billig und gerecht ſeyn. Eine Penſion —

Lichthayn. Ich nehme ſie nicht an. Penſion iſt Dependenz, ich will unabhängig leben. Auch bedarf ich keiner. Meine Schulden ſind größtentheils durch den Verkauf meines Hauſes und meiner Koſtbarkeiten getilgt. Ich

habe

habe einen treuen Bedienten, der soll meine mir noch gebliebnen Güter verwalten. Ordnung und gute Aufsicht werden in wenig Jahren alles wiederherstellen.

Fürst. Lichthayn, ich spiele hier eine kleine Rolle.

Lichthayn. Klein? mit dieser edlen Scham, mit diesem Eifer, verkannte Treue wieder zu belohnen? Wie groß wären unsre Fürsten, wenn sie öfter dieser Kleinheit fähig wären.

Hier fällt der Vorhang. Lichthayns Bekehrung schließt also ebenfalls das Stük, wie im Original. Nur, daß dort ein einziges Wort von Leonoren bewirkt, was hier der Fürst, Leonore und ihr Vormund nur mit Mühe zu stande bringen. Wer von beiden nun mehr in die Natur des Menschenhasses eingedrungen ist, der Dichter oder sein Veränderer? das mag der Kenner menschlicher Natur und Leidenschaft entscheiden.

Wem aber der Fürst in dieser Bearbeitung vielleicht eine zu kleine Rolle zu spielen scheint, dem leugn' ich es mit Lichthayn ab, daß er sie spielt. Wenn Scham, Reue, Selbsterkenntnis, und der Ehrgeiz, Unrecht zu vergüten, und böse Thaten durch gute zu verdrängen, öfter

fürstliche Tugenden wären: dann gehörte es weniger zu ihrer Karakteristik, kleine Rollen zu spielen.

Herrn Zukkarini's Lichthayn, ist eine schöne Rolle; sein Anstand edel, leicht und geschmeidig. Man erkennt durchaus den in der feinen Welt gebildeten Mann, den Höfling und Fürstendiener. Vorzüglich schön spielt er den Auftritt, wo ihm der Fürst seine Absicht auf Leonoren entdekt. Mit Würde, und doch mit aller Unterwürfigkeit des geschmeidigen Hofmanns, weißt er diesen entehrenden Antrag zurük, und sezt der fürstlichen Leidenschaft bescheidne Gränzen. Nur dünkt mich, bezeichne er den Libertin nicht genug. Sein Gesicht ist zu ernst, und verräth den schlüpfrigen Epikuräismus nicht, den sein Mund predigt. Dies abgerechnet, verdient sein Spiel jedes Lob, und die hier abgedrukte Szene giebt er, man kann nicht besser.

Die buchstäbliche Auslegung ist eins unserer besten Nachspiele. Plan, Ausführung und Sprache verdienen gleiches Lob. Man liest es mit Vergnügen, und sieht es mit noch grösserm

ſerm Vergnügen aufführen. Aber es iſt eine feine, delikate Waare, die ſich nicht in jedes Schauſpielers Händen gut befindet. Ich geſteh' es, daß ich mit der hieſigen Aufführung nicht zufrieden bin. Beſonders fällt Robinſons Laune viel zu ſehr ins Platte, wozu doch bey dem Dichter gar keine Veranlaſſung gegeben wird. Uibrigens kann ich bei dieſer Gelegenheit nicht umhin, mich über das ſo lange Ausruhen der dramatiſchen Muſe meines Freundes, Brömmel, öffentlich zu beſchweren. Wenn Köpfe, wie er, ſo lange feyern, ſo iſt das offenbarer Verluſt für unſer Theater.

Inhalt.

15.

Die Eiferſüchtigen, oder keiner hat Recht, Luſtſpiel in vier Aufzügen, von Schröder, aus dem Engliſchen des Murphy.

16.

Das Portrait der Mutter, Luſtſpiel in vier Aufzügen, von Schröder, und die Heyrat durch Irrthum, Luſtſpiel in einem Aufzuge, nach Patrat, von Schröder.

17.

Don Juan, oder der ſteinerne Gaſt, Singſpiel in vier Aufzügen, aus dem Italieniſchen, die Muſik von Mozart.

18.

Das Blatt hat ſich gewendet, Luſtſpiel in fünf Aufzü, nach Cumberland, von Schröder, und die Rechnung ohne den Wirt, Luſtſpiel in einem Aufzuge, nach le Grand, von Schletter.

19.

Fürſtenlaune und Menſchengroll, Schauſpiel in fünf Aufzügen, vom Freiherren von Soden, und die buchſtäbliche Auslegung, Luſtſpiel in einem Aufzuge, von Brömmel.

Von dieser Schrift erscheint alle Monate ein Heft. Drey solcher Hefte machen einen Band aus, und zu jedesmaligen 3ten Hefte kömmt ein in Kupfer gestochener Haupt-Titel und ein Kupfer in Octav-Format. Erstern ziert eine passende Vignette, und Letzteres bezeichnet entweder eine theatralische Gruppe, oder eine Figur mit dem Kostume irgend eines Zeitalters: das auch illuminirt werden soll, wenn es die Umstände erfordern.

Der Preiß eines Jahrgangs von 12 Heften ist ℛ℔ 4 — an Gold, den Louisd'or zu 5 ℛ℔ — gerechnet. Diesen Betrag bezahlt jeder Interessent beim Empfang des ersten Heftes.

Alle löbliche Postämter und Buchhandlungen, oder wem es sonst noch gefällig seyn solte, die Distribution derselben zu übernehmen, erhalten die gewöhnliche Provision für ihre Bemühung, und wenden sich gefälligst

an die Käyserl. Reichs-Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition in Hamburg, welche die monathliche Versendung an alle resp. Post-Aemter in und ausser Deutschland übernommen;

— — Herzogl. Zeitungs-Expedition in Gotha. Auch an folgende Buchhandlungen:

nach Berlin, an Herren Haude und Spener;
— Frankfurt am Mayn, an Herrn Herrmann;
— Hamburg, an Herren Herold;
— Leipzig, an Herrn Barth;
— Nürnberg, an Herren Felseker;
— Prag, an Herrn Gerle;
— Strasburg, an die academische Buchhandlung;
— Wien, an Herrn Stahel, oder

an die Verlagshandlung in Schwerin.

Dramaturgiſche Monate.

Zweiter Band.

Zweites Stük.

XX.

Vom vierten bis zum achten November 1789: Wiederhohlungen von Menſchenhaß und Reue, Don Juan, Fürſtenlaune und Menſchengroll. Am neunten November: Kaſpar, der Thorringer, Trauerſpiel in fünf Aufzügen, und die drei Pächter, Singſpiel in zwei Aufzügen, von Monvel, die Muſik von Deſaides.

Das Schauſpiel, Kaſpar, der Thorringer, gehört noch in die Zeit der Lerm- und Spektakelſtükke, mit denen, ſeit der Erſcheinung des

Göz von Berlichingen, unser dramatischer Helikon, wie von einer unaufhaltbar daherrauschenden Sündflut überschwemmt, unsre Bühne zu Kampf- und Hezplätzen, zu Schlacht- und Mordfeldern, zu poetischen Jahrmärkten eingeweyht, und die theatralische Darstellung zum bunten Schattenspiel an der Wand herabgewürdigt würde. Unstreitig ist es eins der bessern Schauspiele dieser Gattung, aber — wohl zu merken, daß man es nicht nach der hiesigen Bearbeitung beurtheilen muß — an Getümmel, Lerm und Braus, Todes- und Zerstörungsauftritten, an seltsamen und sehr gewagten Theaterstreichen, an beständigem Hin- und Herschieben der Kulissen, Auf- und Niederrollen neuer Vorhänge, giebt es keinem der schlechtern etwas nach. Da sind zu sehen lermende, zur Empörung gehezte Bürger, Waffenknechte mit Schwert und Lanze, ein Schaffot mit Henker und Beil, ein armer Sünder, der, von Mönchen begleitet, zur Exekuzion geführt wird; Gefangene, die schwere Ketten nach sich schleppen; Marktplätze, Kirchhöfe, unterirrdische Gewölbe, einstürzende Vesten, Fahnen und Zelte, fürstliche Zimmer, militärische Aufzüge, fechtende Kriegsheere, Geister-

ſtertaſchenſpielereyen, und eine ſterbende Wöch-
nerin, die zu früh niederkömmt. Ein wahres
dramatiſches Allerley! Die Phantaſie, durch
Sturm und Wetter, Berg und Thal, Buſch und
Hekken gejagt, ſieht, ermattet und Flügellahm,
dem wunder- und ſonderbaren Fikſefanz zu —
und ſchnappt nach Athem. Aug' und Ohr ſind ſo
unabläſſig beſchäftigt, daß ſie von allem Sehen
blind, und von allem Hören taub werden. Zum
Glük fehlt es darin nicht an wirklich vortreflichen
Situazionen und Auftritten, die die Aufmerk-
ſamkeit fixiren, und das Intereſſe aufrecht erhal-
ten. Das Ganze bleibt indes immer Spielwerk
einer Zauberlaterne, ein bunter Bilderkram, der
die Täuſchung alle Augenblik zerſtört, und den
Zuſchauer, der etwas mehr, als Augenweide, der
auch Nahrung für ſein Herz im Theater ſucht,
nur halbſatt und halbbefriedigt, nach Haus ſchikt.

Vorzüglich iſt es das Geiſterweſen in dieſem
Schauſpiel, das der Täuſchung mächtig in den
Weg tritt. Es ſoll zwar, nach der Abſicht des
Dichters, groſſen Effekt thun, aber es thut ganz
und gar keinen. Wir ſind einmahl — wofür
dem Himmel gedankt ſey! — aus dem Glauben
an Geiſtererſcheinungen und ihre Wirkung auf

Menschenschikſale und Menſchenhandlungen zu ſehr herausgerükt. Beßre Religionsbegriffe lehren uns, es ſey gegen die Weisheit der Vorſehung, ſich da unnatürlicher Mittel zu bedienen, wo ſie durch natürliche weit ſicherer und gewiſſer wirken kann. Sie belehren uns, daß jede Begebenheit, die wider die Geſezze der Natur geſchieht, entweder Täuſchung oder Betrug, folglich eine gänzliche Unmöglichkeit iſt; daß abgeſchiedne Geiſter nicht wieder in unſre Welt zurükkehren, und eine höhere Beſtimmung haben, als durch Poltern und Wehausrufen die Sterblichen zu beunruhigen; daß das Buch der Zukunft — aus eben ſo weiſen als Liebevollen Abſichten — nur für den Vater der Geiſter aufgeſchlagen liege, und keinem Sterblichen vergönnt ſey, darin zu blättern, und ſeine heiligen Hyrogliphen zu enträthſeln. Unſre gebildetere Vernunft, die einzige feſte Baſis wahrer und beruhigender Religion, ſagt uns, daß der Umgang mit Geiſtern oder gar die Herrſchaft über dieſelben, ganz auſſer dem Kreiſe unſres Wiſſens und Wirkens liege; daß ſchwarze und weiſſe Magie nur ein Talent betrügeriſcher, oder betrogener Wunderkrämer ſey; daß ein Geiſt weder dem

Sinne

Sinne des Gesichts noch des Gehörs fühlbar und, einmahl vom Körper getrennt, in keiner Gestalt sichtbar werden können. Allwigs Erscheinung bleibt also ohne alle Wirkung. Unsre beßre Uiberzeugung schreit gegen ihre Wirklichkeit, wir sehen nichts, als einen verkleideten Theaterherrn in ihr, der nur Kinder in Staunen und Täuschung sezzen kann, aber keine Männer. Dazu kömmt, daß dieser Geist gegen alles hergebrachte Geisterkostüme — wie Voltair's Popanz in der Semiramis — am hellen Tage erscheint, den Briefträger und Henkersknecht figurirt, Taschenspieler- und Savojardenstükchen treibt, ja sogar Tote erwekt. Auf solchen Schröpfer- und Cagliostro-Hokuspokus hat sich noch nie in irgend einer authentischen Wunderlegende ein rechtlicher Geist eingelassen. Und so kann selbst der orthodoxeste Geistergläubige keinen Glauben an diesen Allwig haben.

Hat sich je ein dramatischer Dichter darauf verstanden, durch Geistererscheinungen auf unsre Phantasie zu wirken, so war es Shakespeare. Seine Geister erscheinen alle in der feyerlichen Stunde, die von jeher Sage und Glaube zu

ſolchen Erſcheinungen geweyht haben, unter allen den Geheimnis- und Ahndungsvollen Vorbereitungen, die uns nur immer ihr Hervortreten glauben machen können, in allen dem feyerlichen und Schauerreichem Koſtüme, der ſolchen übernatürlichen Weſen zukömmt. Sie ſprechen entweder gar nicht, deuten oder winken nur, oder ſie haben den ganzen majeſtätiſchhochtönenden Laut des Grabes und andrer Welten, der ſie für uns von der Sterblichkeit abſondert, und zu Weſen einer höhern Sphäre macht. So erſcheint ſein Geiſt im Hamlet, eben da es zwölfe geſchlagen hat, auf der Terraſſe und an ſeinem Grabmahl; ſo ſein Banquo, mit Blut und Wunden bedekt, gleich nach der Stunde ſeines gräslichen Mordes; ſo ſeine Geiſtergeſtalten in Richard dem Dritten, die den Tyrannen aus dem Schlafe wekken; ſo ſein böſer Genius im Cäſar, bei Brutus nächtlicher Lampe. Und doch, ſo ſehr dieſe ſeine Erſcheinungen bei der Lektüre unſre Phantaſie durchglühen, unſer Haar emporſträuben, und unſer Herz mit Zittern und Zagen erfüllen, ſobald ſie auf der Bühne hervortreten, dahin iſt unſre Täuſchung; unſre Sinnen thun uns dann nicht mehr den Dienſt, den

uns

uns unſre Phantaſie that, wir ſind Freigeiſter, die keinen Glauben haben, und ſeine Geſpenſter werden zu poetiſchen Maſchienen, die ſich in einer Epopee ganz hübſch ausnehmen, aber im Drama alle ihre Reputazion verlieren.

Die Urſach davon iſt, wie ſchon geſagt, unſer Unglaube, ein Unglaube, von dem ich wohl wünſchte, daß er zur Ehre der geſunden Vernunft — ohne die ſich gar keine Gott- und Menſchenwürdige Religion denken läßt — allgemeiner wäre, als er leider! in unſerm Wunderläubigen und Geheimniskrämeriſchen Jahrzehnd iſt. Zu dieſem Unglauben kömmt noch die Unmöglichkeit, ſolche Erſcheinungen unſern Augen und Ohren, bis zur Täuſchung, zu verſinnlichen. Wenn wir es auch unſerm Unglauben abgewinnen, uns einen Geiſt ſichtbar zu denken, ſo denken wir uns doch ſeine Sichtbarheit nur in einer Quaſigeſtalt, als ein Luft- und Schattenbild, als ein ätheriſch und durchſichtig daherſchwebendes Weſen. Aber unſre Theatergeiſter haben Fleiſch und Blut, Haut und Knochen, wie wir, und Fleiſch und Blut iſt nicht durchſichtig; läßt ſich nicht, wie eine Mongolfiere, durch fixe Luft zum Schweben bringen. Dieſe Geiſter müſſen alſo gehn, wie

Menſchen, und durch eine Art ſich erfundnen Geiſterſchritts nur ſo thun, als ob ſie ſchwebten. Sind nun vollends dieſe Geiſtergeſtalten, wie ich deren ſchon oft geſehn habe, hübſchen bauchſamen Anſehns, watſcheln ſie fein feiſt und wakkelnd einher, rudern ſie mit ihren Geiſterarmen vor ſich hin, als wollten ſie eine Menuet aufführen, pauspakken und mekkern ſie ihren Geiſterpart hübſch auswendig gelernt heraus: ſo muß man wahrhaftig bis über die Ohren in Glauben ſtekken, um über eine ſolche Geiſterkarrikatur nicht aus vollem Halſe aufzulachen.

Geiſtererſcheinungen alſo, wenn der Stof des Drama nicht altgriechiſche, altrömiſche, altnordiſche Fabel, nicht ganz Begebenheit des grauen Alterthums, nicht offenbares Opernthema iſt, bleiben, dünkt mich, am beſten von unſerm Theater entfernt. Sie wirken blos auf unſre Phantaſie, nicht auf unſre Sinne, täuſchen blos in der Lektüre, ſichtbar dargeſtellt heben ſie die Bezauberung auf; das übernatürliche Weſen verwandelt ſich in eine Redoutenmaske, in ein körperliches, greifbares Geſchöpf, und unſer Geiſterglaube liegt in den lezten Zügen. Uiberdem ſind, wenn die Theologen Recht haben — wie

ihnen

ihnen denn dies Privilegium unter allen Völkern zugeſtanden wird — ſehen und glauben ganz heterogene Dinge. Ihrer Definizion nach, iſt Glaube das Fürwahrhalten einer Sache, die man nicht ſieht, und ſo muß ſchon darum unſer Glaube an Geiſtererſcheinungen aufhören, ſobald ſie uns in's Geſicht fallen. Noch weniger kann aus dieſem geſunknen Glauben Uiberzeugung entſtehn, da einmahl unſer Verſtand gar keinen Begrif von einem ſehbaren Geiſt hat, und dann dieſe Theatergeiſter die ungeiſtigſten Geiſter ſind, die uns unter die Augen kommen können.

Dies alles auf unſern Kaſpar Thorringer angewandt, wird es klar, daß der Geiſter- Wunder- Schwarzkünſtler- Zeichen- und Deuterkram, den der Verfaſſer in ſein Schauſpiel verwebt hat, unſer Intereſſe für ſeinen Helden merklich ſchwächt; daß das Intereſſe für ihn unendlich gewonnen haben würde, wenn dieſer Alwig nicht erſchiene, wenn Thorringer kein Schwarzkünſtler und Geiſterbeſchwörer wäre. Wir können im Drama nur durch Wahrheit und Natur angezogen werden. Alwigs Erſcheinung aber, und Kaſpars magiſche Geheimnisskrämerey liegen auſſer den Gränzen der Natur

und Wahrheit. Die Vorsehung, wissen wir, kündigt keine Weltbegebenheit durch Zeichen an, weder durch Lufterscheinungen am Himmel, noch durch Wetter- und Blizstrahl, weder durch Eulengeheul, noch unterirrdisches Gewinsel; und so wird dieses auf solche Zeichen gegründete Schauspiel für uns ein blosses Fabelwerk, für das wir nur halb warm zu werden, instande sind.

Auch verliert durch diesen Geister- und Schwarzkünstlerpaaß — wenn wir uns auch noch so sehr in den Geist seines Zeitalters versezzen — der Karakter des biedern Thorringers. Bei einem Mann von solcher Festigkeit, solchem unerschütterlichen Freisinne, solcher Felsenstärke im Unglük, solchem philosophischen Gleichmut bey allen Schlägen, die ihn treffen, sind uns diese Züge von Schwachköpfig- und Weibergläubigkeit äusserst unwillkommen. Wir können in einem grossen Manne wohl Schwächen vertragen, aber solche kleinliche stehen zu offenbar mit seiner Grösse im Streit, als daß sie nicht, selbst wider unsern Willen, unsre Achtung von ihm abwenden sollten. Es ist ein äusserst widerwärtiges Gefühl, einen Mann von That und Kraft zu sehen, der auf der einen Seite für drei

Män-

Männer gelten kann, und auf der andern sich von so einem erbärmlichen Aberglauben überwältigen läßt, daß er sich einbildet, er besize geheime Künste und habe Verkehr mit unsichtbaren Wesen.

Vielleicht ist mein Geschmak in diesem Punkt ein wenig eigensinnig, aber man sieht doch, daß mein Eigensinn sich die Ursachen seiner Abneigung gegen diese Geister- und Zaubermaschienen beraisonnirt hat. Wenigsten ist er gegen die wirklich vortreflichen Züge dieses Schauspiels nicht mit Blindheit geschlagen, und an ihm liegt die Schuld gewis nicht, wenn diese so deutlich als vortreflich erkannten Züge nicht die volle Sensazion auf ihn machen, die sie ohne jenen undramatischen Flitterprunk gewis auf ihn machen würden.

Wäre aber das, was ich bisher über dies Schauspiel erinnerte, wirklich nichts, als Grillenhafter Eigensinn, woher kam es denn, daß alle die Szenen, wo dieser Geist nicht sein Wesen treibt, mich so herzlich bey der Vorstellung trafen; daß der Auftritt, wo Thorringer seiner Margarethe die Nachricht von dem Tode ihres Vaters bringt, mich so innig rührte? Warum empfand ich denn die Wahrheit der vierten Szene des

vierten Akts, warum riß mich dann hier Margarethens männlicher Heldenmuth, der ſo ganz den Geiſt ihres Zeitalters karakteriſirt, ſo unwiderſtehlich hin? warum preßte Margarethens Todes- und Sterbensſzene mein Herz ſo ängſtlich zuſammen, und füllte meine Augenwinkel mit Thränen? Warum hob ſich meine Bruſt ſo mächtig, wenn Thorringer, obgleich ſeine Veſte brennt, ſein Weib und ſein Kind in Gefahr ſind, ſich unerſchütterlich für die Sache des Vaterlandes erklärt, Thorring brennen läßt und nach Landshut geht? Warum erſchütterte ſeine erſte männliche Thräne über Margarethens Tod mich ſo heftig? Warum ſtieg mein Blut ſo warm in die erröthende Wang' empor, wenn der abgebrannte, und durch das Fehmgericht geächtete Witwer, den Knaben an der Hand, auf den Trümmern ſeiner zerſtörten Burg ſo ruhig herumwandelt, als hätt' er nichts verlohren? Gewis alle dieſe Szenen ſind des Verfaſſers der Agnes Bernauerin würdig. Sie müſſen jedem Volk, jedem Publikum gefallen, unter dem nur irgend ein Funken ächtes Wahrheitsgefühls zu Hauſe iſt.

Aber in allen dieſen Szenen kommen auch

weder

weder Geiſter, noch Zeichen, noch Wunder vor. Alles geht darin menſchlich und natürlich zu, und eben dies menſchliche und natürliche iſt es, was an unſer Herz dringt, das aber auch in eben dem Augenblik wieder kalt wird, wo dieſer Geiſter- und Wunderſpektakel eintritt.

Auch iſt es nicht dieſer Geiſter- und Wunderſpektakel allein, der, ungeachtet dieſer bezeichneten vortreflichen Szenen, in dieſem Schauſpiel unſre Empfindung ſo oft erkältet, es iſt der vielfältige Spektakel überhaupt, der vom Anfang bis zum Ende darin herrſcht. Die Rede — ich erinnere es noch einmahl — iſt nicht von der hieſigen Bearbeitung, ſondern von dem Original des Dichters ſelbſt, wie ich es auf einem Wiener Nebentheater vorſtellen ſahe. Der Hamburger Bearbeiter hat ſehr weislich den gröſten Theil dieſes Spektakels getilgt, Schaffot und Henkerbeil, den Exekutionsmarſch, die häufigen Veränderungen des Theaters, das unzeitige Wochenbett, und alles unnöthige Getümmel, alle entbehrlichen Perſonagen herausgeworfen. Durch dieſe weiſe Beſchneidung und Zuſammendrängung des Ganzen hat dies Schauſpiel an Wahrheit und Intereſſe ſichtbar gewennen, die Aufmerkſam-

samkeit wird nun weniger zerstreut und die Phantasie minder tyrannisirt.

Die Rollen des Thorringers und der Margarethe sind durch Herr und Madam Schröder unvergleichlich besezt. Man lebt bei ihrem Spiel ganz in dem Zeitalter, in dem diese Begebenheiten vorgehn. Er ist ganz der biedere, feste, mannhafte Ritter seiner Zeit, sie ganz die schlichte, einfache, dem Mann unterwürfige Hausfrau ihres Jahrhunderts. Er glänzt vorzüglich in der Szene, wo er sich gegen Heinrich für die Stände, und die Rechte seines Vaterlandes erklärt, wo er auf seinem Entschluß, nach Landshut zu gehn, und Thorring seinem Schikfal zu überlassen, beharrt; sie spielt vorzüglich schön, wenn sie, ihren Sohn führend, sich den Belagerern ihrer Burg heldenmüthig entgegen stellt, und, eben so wahr, als mahlerisch, ihr Haupt sanft auf die Brust neigt, und stirbt.

Die kleine Rolle des Bischofs von Salzburg wird von Herrn Löhrs mit aller der Würde und der sanften Uiberredung ausgeführt, die der Dichter in diesen Karakter gelegt hat. Geberd' und Ton entsprechen dem Boten des Friedens.

Was das Singſpiel, die drei Pächter, betrift, ſo iſt es für mich eine der unbegreiflichſten Unbegreiflichkeiten, wie es ſeinem Verfaſſer, Monvel, und den andern franzöſiſchen Dichtern, Marmontel, Favart und Sedaine, die für die franzöſiſche lyriſche Bühne gearbeitet haben, jemahls hat einfallen können, ihre Werke in dieſer Gattung des Schauſpiels für Opern auszugeben. Ich kenne nichts unopernmäſſigers, als ihre Zemire und Azor, ihre Freundſchaft auf der Probe, ihren Deſerteur und dieſe drei Pächter. Wie in aller Welt iſt es zugegangen, daß ſie jemahls dafür haben erkannt, jemahls da haben gefallen können, wo man die unſterblichen Meiſterſtükke der italieniſchen lyriſchen Dichter kennt und vortreflich gefunden hat. Man vergleiche nur das, was die Piccini, Guigeulmi, Paiſelle, Sollieri und Martini in Muſik geſezt haben, mit dem, was die Gretry, Mortſigny, Deſaides und d'Alayrak mit ihrem muſikaliſchen Talent beehrten, und man wird über die auffallende Abweichung der leztern Dichter von ihren unvergänglichen Muſtern, in wahres Erſtaunen gerathen, mit Händen greifen, daß dieſe

Fran-

Franzosen nie gewußt haben, was eine Oper eigentlich seyn, wozu sie da ist, was sie hervorbringen soll.

Man nehme nur diese **drei Pächter.** Sehen sie nur irgend einer Oper ähnlich? Haben sie nur irgend eine Eigenschaft, die mit italienischer Operntheorie nur von weitem zusammen trift? Haben sie — ich kann für Bewunderung nicht zu mir selbst kommen, daß das noch keinem Operliebhaber aufgefallen ist — nicht ordentlich einen überdachten Plan? nicht ordentlich angelegte und ausgeführte Karaktere? nicht ordentlich eine schikliche Verbindung der Szenen? geht nicht alles darin ganz vernünftig und menschlich zu? wird nicht sogar unser Herz darin interessirt, sieht nicht durch die ganze Arbeit der Kopf des Dichters durch? Wo hat man je so was in einer italienischen Oper erlebt? In welchem italienischen Meisterstükke dieser Gattung ist von alle dem, was das Monvelsche Singspiel auszeichnet, nur eine Spur zu finden? Und das soll eine Oper seyn, so ein zusammenhängendes, überdachtes, vernünftig interessirendes Machwerk hat Monvel für eine Oper ausgeben dürfen, ohne von Opernkennern und Opernlieb-

lichhabern ausgezischt zu werden? Eine Oper und Vernunft, ein Singspiel, das dem Herzen Nahrung giebt, welche Ungereimtheit! Wer geht, um für Kopf und Herz Unterhaltung zu finden, in ein Schauspiel, in dem gesungen wird? Welchem Opernfreunde fällt es nur im Traume ein, bei einem lyrischen Schauspiel daran zu denken, daß er Verstand und Herz habe? Genug, wenn er ein paar gesunde Augen für die rothen Backen der Sängerin, und ein paar empfängliche Ohren für ihre Triller mitbringt. Genug, wenn ein weiblicher Spaasmacher nothdürftig auf die Erschütterung seines Zwergfells wirkt, und groteske Purzelbäume seine vollgestopfte Bauchsamkeit zum neuen Genuß eines fetten Abendschmauses wohlthätig vorbereiten. Wer will in einer Oper schlafen, und was ist langweiliger und einschläfernder, als gesunde Vernunft? Was ist wohlbehaglicher, als Gedankenloser Kizzel der Sinnlichkeit, und wie kann Sinnlichkeit gekizzelt werden, wenn das Herz in Thätigkeit gesezt wird?

Mit Herrn Monvels lyrischen Dichtertalenten sieht es also sehr mislich aus. Immer zugegeben, daß seine drei Pächter ein sehr

verständiges, feines und wizziges Schauspiel sind; als Oper betrachtet, sind sie ein sehr unglükliches Produkt, und das eben ihrer Vernunft, ihrer Feinheit und ihres Wizzes wegen. Alle diese Eigenschaften verrathen Kopf und Herz, und beydes muß einem Dichter schlechterdings fehlen, der sich unterfteht ein Schauspiel zu machen, in dem die Paisello, Piccini und Anfossi, die Gretry, Montsigny und Desaides, die Benda, Gluk und Mozart ihre unsterblichen Talente verherrlichen sollen.

Daß die drei Pächter, ungeachtet ihrer Unopernmäßigkeit, dennoch gefallen haben, kömmt wohl daher, weil sie zu einer Zeit in Deutschland erschienen, wo unsre Publikums mit den italienischen Meisterstükken, die sie nun entzükken, weniger bekannt waren. Sie gefallen also blos, weil sie ehemahls gefielen. Kämen sie aber erst itzt auf unsre lyrische Bühne, so würden sie wahrscheinlich nur den Beyfall finden, den eine Oper verdient, die auf Vernunft gegründet ist, — gar keinen.

Wenn es die hiesigen Schauspieler nicht für eine Beleidigung aufnehmen, in einer so mieglükten Oper gut gespielt zu haben, so bekenn' ich es hiemit,

hiemit, daß ihr Spiel ihnen wirklich Ehre macht, ob ich sie gleich bedaure, daß sie so viel Fleiß an einem Singsang verschwendet haben, den kein ächter Opernkenner jemahls für ein ordentliches Singspiel erkennen wird, weil es ihm gänzlich an allen den – Ungereimtheiten mangelt, die sonst eine Oper vortreflich machen.

XXI.

Am zehnten November: Die Wiederhohlung des Singspiels, Don Juan; und am eilften November, die Wiederhohlung des König Lears.

König Lear, wie ich schon in dem zweiten Hefte dieser dramaturgischen Monate erinnerte, wird auf dem englischen Theater nicht gespielt, wie er bei Shakespeare liegt, sondern nach den Bearbeitungen, die drei andre berühmte englische Dichter daraus gemacht haben. Diese Dichter sind Tate, Kelman und Garrik. Ich versprach über diese Bearbeitungen nähere Nachrichten. Hier ist die Erfüllung meines Versprechens.

Tate hat für gut gefunden, den so ganz unfranzösischen Lear des unsterblichen Britten durch eine Liebe zwischen Edgar und Kordelia zu verfranzösiren. Er glaubte durch diese Liebe, die er Edgarn andichtete, den Karakter dieses Unglüklichen zu veredlen, indem er ihm einen erhabnern Antrieb, als die bloße Selbsterhaltung, zu seiner Verstellung gab. Ich kann eben nicht sagen, daß ich mit dieser Veredlung sehr sympathisirte. Sie schmekt mehr nach dem Geiste der Krebillon und Korneille, als dem Geiste der Wahrheit. Der Trieb der Selbsterhaltung, auf den Shakespeare Edgars Verstellung gründete, ist so menschlich und natürlich, daß er wahrlich keiner Veredlung bedurfte. Der Schöpfer hat ihn uns mit der höchsten Weisheit eingepflanzt, und die Liebe zum Leben ist eine der herrschendsten Empfindungen in unsrer Natur. Sie kann also nicht unedel seyn, und was nicht unedel ist, hat auch keine Veredlung nöthig. Tate's Veredlung ist daher eine offenbare Flikkerey an den untadelhaften Werken der alma mater rerum, durch die Edgars Karakter eher verliert, als gewinnt. Er wird dadurch zum Romanhelden, und der natürliche

liche Menſch intereſſirt immer mehr, als der romantiſche. Edgar, der, von einem guten, zärtlichen Vater unſchuldig verkannt, in die weite Welt verſtoſſen, unſtät und flüchtig herumirrt; enterbt und dürftig, ſein Brod vor fremden Thüren ſuchen, und, um ſein ärmliches, elendes Leben, vor dem drohenden Schwerd, das an einem Haar über ihn hängt, zu retten, den Wahnſinnigen ſpielen, nakt und blos, ſich in Felſen und Höhlen verbergen muß; und in dieſer Fülle ſeines Jammers über ſeine Verbannung vom Vater, den Verluſt ſeines ehemahligen Glüks, und die Gefahr ſeines Lebens klagt; keinen Wunſch hat, als mit ſeinem betrogenen Vater wieder ausgeſöhnt zu werden, ſeiner Liebe, ſeines Seegens ſich wieder zu erfreun; und da er dieſen Vater weit elender und hülfloſer, als ſich ſelbſt, wiederſieht, blos von reiner Kindesliebe hingeriſſen, dem armen Blinden beiſpringt, ihn leitet und von der Verzweiflung rettet: dieſer Edgar dringt uns unendlich mehr an's Herz, als Tate's ſogenannter veredelter Edgar, der verliebte Seufzer ausſtößt, mitten in ſeinen Lumpen den Amoroſo macht, und mehr um ſeine Geliebte, als um ſeinen Vater, und ſein Leben

besorgt ist. In einem französischen Trauerspiel mag das sehr rührend und erhaben seyn, in einem englischen aber, wo ich die Natur ohne Schminke und Coefüre a la Farare und Figaro zu sehen gewohnt bin, find' ich es mehr lächerlich, als rührend, mehr fad', als erhaben.

Den Franzosen mag es immer vergönnt seyn, alle ihre tragische Helden in verliebte Pinsel zu verwandeln. Sie haben darin ihren eigenen, einmahl fixirten Geschmak. In ihren Tragödien freilich äugeln selbst die Philoktete, schmachten sogar die Oreste, und wohl bekomm's ihnen! Aber Shakespeare verkleinlicht seine tragischen Helden nie durch solche verliebte Thorheiten zur ungelegnen Zeit. Bei ihm ist Liebe immer auf der rechten Stelle, und wo sie ist, äusserst tragisch in ihren Wirkungen. Sie ist bei ihm immer eine grosse, mächtige, feyerliche Leidenschaft; spielt nie die Nebenrolle, wo sie einmahl ist, sondern steht, über alles hervorragend, wie ein hoher, furchtbarer Fels, in Nacht und Wetter gehüllt, da. Wo sie das nicht seyn kann, prädomitirend, und obenanwirkend, da läßt er sie ganz weg, da wirkt er durch andre Naturstimmen auf unser Herz und unsre Phantasie.

Und

Und so ließ er, höchstvernünftig, auch seinen Edgar nicht lieben. Liebe hätte hier nur eine kleine Rolle spielen können, weg dann damit! Sie hätte den Karakter verkleinlicht, und ihm alle die Anziehung genommen, die er gerade nur ohne diese Liebe haben konnte. Darum nichts von Liebeley! Reine, volle, überschwängliche Kindesliebe sollte ihn beleben, in ihm unser Herz erwärmen und regen; und wie matt wäre diese Kindesliebe in Gesellschaft mit verliebter Vergaffung geworden! Edgar wäre dann nicht mehr, was er ist, der größte, durchgeführteste Karakter nach dem Lear, nicht mehr so wichtig für unsre Theilnahme, wie er jezt ist und wirkt.

Es ist sonderbar, daß alle die Schauspieler, die ich bisher die Rolle des Edgars habe spielen sehn, von der Grösse und Durchgeführtheit dieses Karakters gar keinen Begrif zu haben scheinen. Und doch gehört er zu denen, deren wahre Darstellung die größten Schwierigkeiten hat, deren völlige Entwiklung das tiefste Studium erfodert. Gewis der Schauspieler, der das ganz aus ihm machte, was er nach Shakespeare seyn soll, würde in meinen Augen für einen Virtuosen in seiner Kunst gelten.

Dazu müßt' er aber Schröders ganze Sich
mannigfaltigungsgabe beſizzen. Die größte B
ſamkeit des Sprachorgans und des Geberdenſp
müßte ſein Talent ſeyn, um durch beſtändig
ändernde Phiſiognomie, durch die auffallen
Verſchiedenheit der Töne, ſich bald als Edg
bald als wahnwizziger Bettler, bald als Bau
bald als unbekannter Ritter ganz eigends
beſonders zu karakteriſiren. Sobald er für
dieſe Verſchiedenheiten der Situazionen und
genommenen Rollen nur einen Ton hat, iſt
nicht Shakeſpeare's Edgar, ſondern
Edgar ſeiner Mache; ſo iſt er gar nicht E
gar, ſondern nur der Schauſpieler,
den Edgar auswendig gelernt hat. So w
iſt freilich leichter geſagt, als gemacht, aber,
kann gemacht werden, wenn nur in dem Sch
ſpieler Talent und Wille dazu liegt.

Noch unglüklicher, als die Veredlung d
Edgars, iſt Tate's Weglaſſung des Narr
aus ſeinem veränderten Lear. Ich habe berei
gezeigt, *) wie ſehr das Tragiſche dieſes Trau
ſpiels durch die Rolle des Narren verſtärkt wir

n

*) Dramaturgiſche Monate. Februar, S. 1
und 147.

wie sehr dieses Narren ausserordentliche Anhänglichkeit an dem mishandelten und gekränkten Könige; seine durch Mitleid und Mitempfinden verstimmte komische Laune, seine verlohrne Mühe, Spaaß zu machen, und durch diesen Spaaß, sich und seinen leidenden Herren zu erheitern; seine zärtliche Aengstlichkeit um ihn in den schrecklichen Stunden des Gewitters und des Wahnwizzes, sein Erliegen unter seinem Gram, und sein Krankwerden, den höchsten Grad des Rührenden, ja selbst des Pathetischen in dies Trauerspiel bringen. Wie viel wesentliche Schönheiten hat also Tate durch die Weglassung dieser Rolle dem Shakespeareschen Meisterstükke geraubt! Wie rührend ist es, wenn Lear ganz in das Gefühl der Undankbarkeit seiner Töchter versunken, alle die Späßchen, die ihm der Narr vorsagt und vormacht, kaum bemerkt, und doch, aus Anhänglichkeit für seinen fröhlichen Freund, mitten in seiner Betäubung darauf antwortet! Wie erschütternd, wenn er die Wahrheit des bittern Spottes, mit dem dieser Satyriker in der Schellenkappe ihm seine Thorheit bey der Wegschenkung seines Reichs und seiner königlichen Macht an das ausgeartete weibliche Gezücht, seine Töch-

ter, vorhält, in dem Innersten seiner Seele fühlt, und mit einem tiefen, gepreßten Seufzer bestätigt! Wie Herzangreifend, wenn dieser Spaaßmacher von Profession, überwältigt von dem Schmerz bei dem Unglük seines königlichen Gönners, aus seiner Narrenrolle heraustritt, und blos mitempfindender, theilnehmender Freund wird, blos jammert und wehklagt! Diese zarte Empfindlichkeit für Freundes Wohl und Freundes Weh in einen Menschen, in dem wir sie gar nicht suchen; diese feine Empfänglichkeit für Menschenleiden, dieses Tiefmitergriffenwerden von fremden Schmerz, in einem Menschen, dessen Stand und Kleid nichts, als einen Lustigmacher verkünden, ist von einer so äusserst tragischen Wirkung, daß kein älteres und kein neueres Trauerspiel eine höhere aufweisen kann. Man nehme diesem Narren sein buntes Wams und seine Schellenkappe, lasse diese theilnehmende und mitempfindende Rolle — wie das bei Tate geschieht, — von Kent spielen, und die Hälfte der tragischen Wirkung ist verlohren. Denn eben der Kontrast, in dem dies Theilnehmen und Mitempfinden mit dem bunten Wams und der Schellenkappe steht, macht es so auffallend; es kömmt

aus

aus einem Munde, aus einem Herzen, von dem wir es nicht erwarten, und gerade dadurch wird es so tief wirkend für unsre Empfindung.

Freilich erfodert — wie der Rezensent des zweiten Hefts dieser dramaturgischen Monate in dem neuen Journale aller Journale sehr richtig bemerkt — die Darstellung dieses Narren die feinste, delikateste Behandlung, wenn er, den Absichten des Dichters gemäß, ausgeführt worden soll. Wenn der Schauspieler in dieser Rolle nichts als den Narren sieht, wenn es ihm blos darum zu thun ist, das Gallerievolk, das grade nicht immer auf der Gallerie sein Wesen hat, zu amüsiren; wenn er vergißt, daß dieser Narr seit Kordeliens Verstossung ganz melancholisch geworden, daß sein Spaaß nur ein erzwungner, bitterer Spaaß, daß die herzlichste, theilnehmendste Liebe zu seinem unglüklichen Herren, der hervorstechendste Zug in seinem Karakter ist; daß die Possen, die er sagt, nur eine Bemäntlung seines geheimen Kummers sind, und also in halbtragischem Ton gesagt werden müssen; wenn er nicht hier und da ganz aus seiner Narrenrolle heraustritt, und blos empfindender Mensch und Freund wird; wenn

ihm

ihm nicht mitten in seinen Bemühungen, närrische Dinge zu sagen, oft die hellen Thränen in die Augen treten; wenn Volkssprünge und burleske Lazzis sein Hauptaugenmerk sind: so ist er nicht Shakespeare's, sondern sein eigener Narr, der Spiegel seiner eigenen Spaaßmacherischen Natur; so gehört die Schellenkappe, die er trägt, ihm erb- und eigenthümlich; und er sollte sein buntes Wams nicht blos in dieser Rolle, sondern immer tragen, als die Farbe des Standes, zu dem er vom Haus aus erzeugt und gebohren ist. Denn nichts ist ärgerlicher in der dramatischen Darstellung als dies gänzliche Misverstehen des Dichters, nichts beleidigender, als dies unzeitige Possentreiben und Lachenerregen auf Kosten unsrer Rührung, und nichts würdigt die Kunst des Schauspielers mehr herab, als diese unselige Gier, ein paar Galleriehälse blakkern zu machen, oder ein halb Duzzend unverständige Hände in Bewegung zu sezzen. Wohl dem Hamburger Publikum, daß unter einer Direktzion, wie die hiesige, dieser ärgerliche Fall nicht so leicht eintritt, und die Kunst sich nie so tief herabwürdigen darf!

Die

Die dritte und lezte Veränderung, die Tate mit dem Shakespeareschen Trauerspiel getroffen hat, ist der glükliche Ausgang; Lear und Kordelia bleiben am Leben. Dagegen läßt sich nun eigentlich nichts sagen. Es ist allerdings der poetischen Gerechtigkeit gemässer, wenn Bosheit und Niederträchtigkeit nicht über Unschuld und Tugend siegen. Aber demungeachtet wird jeder Kenner des wahren Tragischen die Shakespearesche Katastrophe vorziehen. So menschlich und Ehrenvoll auch immer die Freude über die glükliche Wendung der Leiden und Jammerschikſale dieser beiden Edlen seyn mag, so giebt doch ihr erschütternder Sterbens- und Todesauftritt, die bitterwehmüthige Empfindung, und die brennend hervorstürzende Thräne, die er von unsern Wangen jagt, unserm Herzen unstreitig eine weit reichre Nahrung, als alle Wollust der Freude über ihr Leben und Glük. Mit dem Gefühle ihres Glüks schwinden auch alle die Erinnerungen an ihr vorhergegangnes Unglük, und alle die Eindrükke, die es auf uns machte; wir vergessen sie sogar; und das Ende des Schauspiels ist auch das Ende unsrer Theilnahme. Erliegen sie aber, verbluten sie sich unter der Hand des allwal-

waltenden Schikſals, ſo ſchwebt ihr Bild noch lange nach der Vorſtellung vor unſrer Seele, unſre Empfindung wird immerfort beſchäftigt, wir ſehen ſie noch immer, ſtürzen gleichſam in Gedanken über ihre Leichname hin und benezzen ſie mit unſern Thränen.

Dieſe dauernden, bleibendern Empfindungen ſind unſtreitig dem Zwekke des Traucrſpiels, das unſre Leidenſchaft reinigen ſoll, angemeſſener, und für dieſe Reinigung belehrender, als die vorüber: gehenden Empfindungen der Freude über den glüklichen Ausgang. Uiberdem iſt Lears Unglük wenigſten gerade der Art, wie es Ariſtoteles verlangt, wenn es Furcht und Mitleid erregen, und durch Furcht und Mitleiden unſre Leidenſchaft reinigen, das iſt, leiten, bändigen ſoll: ſelbſtverſchuldetes Unglük. Kordeliens Unglük iſt es freilich weniger, oder vielmehr gar nicht, ſie erliegt in der gerechteſten Sache von der Welt. Aber ſie fällt ein Opfer ihrer Pflicht, ſtirbt den ſchönen Tod kindlicher Liebe am väter: lichen Buſen, und wie Herz: und Geiſtbewegend iſt auch das!

Weit über Tate ſteht Kolman mit ſeiner Bearbeitung. Durchaus verräth ſie den ge:

übtern

übtern Kenner dramatiſcher Schönheit und Wirkung, der dachte, als er änderte, und prüfte, was er verwarf und hinzuſezte. Beſſer mit dem Geiſte ſeines Originals im Verſtändnis, als ſein Vorgänger, enthielt er ſich aller naſeweiſen Zuſazze, und heftete keine Lumpen auf Shakeſpeare's Purpur. Was er hinzuſezte, iſt ſeines Dichters würdig; kein kahles Flikwerk hinkender Verſe, wodurch Tate ſo unbeſcheiden die Schönheiten dieſes vortreflichen Trauerſpiels verlahmte und verwäſſerte. Sehr weiſe warf er die abgeſchmakte Liebesintrigue zwiſchen Edgar und Kordelia wieder heraus, und blieb der reinen Natur des Originals getreu. Nur in der Kataſtrophe folgte er Tate's Beyſpiel; auch bey ihm bleiben Lear und Kordelia am Leben. Vermuthlich, weil die engliſchen Kunſtrichter Shakeſpeare's Verſtoß gegen die poetiſche Gerechtigkeit allgemein für tadelhaft erklären.

Am ſchlechteſten unter dieſen Bearbeitern hat unſtreitig Garrik ſeine Sache gemacht. Uiberhaupt iſt dieſer Roſzius der engliſchen Bühne, als dramatiſcher Dichter, eben kein groſſes Licht. Die Anordnung und Vertheilung der Szenen, die richtige und natürliche Stellung der

Situa-

Situazionen, kurz das, was man dramatiſche Oekonomie nennt, taugt in ſeinem Original – wie in ſeinen Ueberarbeiten, ſelten viel. Feiner Wiz und guter Dialog ſind ſein ganzes Talent. Reifen Plan, richtige Karakteriſtik, weiſe und natürliche Verkettung der Begebenheiten wird man nur äuſſerſt ſparſam bei ihm treffen. Die Urſach iſt, Garrik dichtet und ändert zuviel als Schauſpieler, nicht der Dichter, der Schauſpieler ſchreibt; und zwar der Schauſpieler, der hauptſächlich ſich produziren will. Nirgends zeigt ſich das klarer, als in ſeinem veränderten Lear. Auffallend hat er darin blos darauf losgearbeitet, ſich in's Licht zu ſtellen, mit ſeinem Strahlenglanz alles um ſich zu verdunkeln, und, der einzige Bewunderte, hochhervorzuragen. Darum erſcheint ſein Lear gleich im Anfang, von Pauken- und Trompetenſchall umtönt, auf einem prächtigen Thron, das Haupt mit der Krone geſchmükt, das Zepter in der Hand, nun ſchon mit ſeiner erſten Erſcheinung aller Augen auf ſich zu verſammeln. *) Darum hat

*) Ich geſteh' es, daß dieſe kleinliche Eitelkeit, dieſe Prunk- und Prachtſucht von einem ſo groſſen Künſt-

hat in den beiden erſten Akten nur er das lezte Wort; darum drängte er die brillanteſten Szenen dicht aufeinander; darum berupfte, beſchnitt, und vernachläſſigte er alle Nebencharaktere, damit er, wie König Saul, einen Kopf länger ſey, als das ganze Volk. So ſchließt ſein erſter Akt mit dem furchtbaren Fluche: hear nature, hear, dear goddeſs, hear! ſein zweiter mit der erſchütternden Rede: you ſee me here, you gods, an poor old man! und mit dem Anfang des dritten ſieht er im vollem Ausbruch des Gewitters, um mit ſeinem blow winds, and crack you cheeks, rage, blow! alle Hände und Augen für ſich in Thätigkeit zu ſezzen.

Kurz,

> Künſtler, wie Garrik, mich äuſſerſt frappirt. Wir haben zwar auch in Deutſchland Schauſpieler, die gar zu gern auf einem Thron ſizzen, und im bunten, königlichen Talar paradiren, aber das ſind denn auch nur ſolche, die ſonſt durch nichts anders zu brilliren wiſſen. Der Virtuoß hingegen bedarf dieſes Flitterkrams nicht. Dieſem verzeihen wir wohl eine kleine Eitelkeit, aber eine kleinliche ſezt ihn allemahl in unſern Augen herunter.

Kurz, überall ſieht durch dieſe Anordnung, Verſezzung und Veränderung der Szenen, der nach Parterrbeifall geizige, nach Klatſchen und Bravo hungrige Schauſpieler durch. Wahrſcheinlich oder nicht, weiſe oder thörigt, ſchiklich oder unſchiklich? das kümmert ihn nicht; genug, wenn ſeine Rolle nur recht in Aug' und Ohr fällt, wenn er nur recht ſchreiend und lermend da ſteht. Und ſo dukt er gleichſam alles hinter ſich weg, und tritt einige Schritte vor, damit ja Niemand bemerkt werde, als er.

Seine andern Veränderungen ſind nicht um ein Haar beſſer. Der lächerliche Liebeshandel Edgars und Kordeliens verdirbt auch hier wieder die ſchöne menſchliche Situazion zwiſchen Sohn und Vater. Der wahnwizzige Bettler girrt verliebte Klagen. Es iſt nicht ſeines Vaters verlohrne Liebe, die ihn ängſtet, Kordeliens Unglük, noch mehr aber ihre Sprödigkeit iſt es, die ihm das Herz bricht. Von dem alten Könige verſtoſſen, von dem Herzog von Burgund ausgeſchlagen, iſt ſie unglüklicher, als er, das jammert den zärtlichen Koridon. So unempfindlich auch ſeine Amaryllis gegen ihn iſt, die Liebe wispert ihm zu: ſie leidet; und

ſo

ſo vergißt er gern ihre Undankbarkeit und friſtet ſein verbanntes Leben, ihr Leben zu erhalten, ihr Unglük vielleicht zu wenden. *) Und ſiehe, der Gott der Liebe erbarmt ſich des armen, verliebten Schlukkers und führt ihm ſeine Angebetete zu, in eben dem Walde, wo eine Höhle ihn vor dem Anblik ſeiner Verfolger verbirgt. Kordelia, von ihrer Kammerfrau begleitet, ſucht ihren herumirrenden Vater auf, und der fricernde Tom und ſie treffen zuſammen. Sie erſchrikt bei dem Anblik des halbnakten Mannes und ſchreit, Mörder! Hülfe! Bey dieſem Schrei geräth ſein Liebekrankes Blut in Wallung, er erkennt Kordelia's Stimme. Die erſchrokne Dame examinirt ihn, wer er iſt, und was er hier zu thun hat? Sie bemerkt, daß er nicht ſo

toll

*) Love — — — — —
Still whispering me, Cordelia's in diſtreſs,
Unkind, as ſhe is, I cannot ſee her wretched,
But muſt be near, to wait upon her fortune.
Who knows but the white minute yet may come
When Edgar may do ſervice to Cordelia.
While I may ſcape
I will preſerve myſelf &c.

toll iſt, wie er ausſieht, faßt Mut, und erkundigt ſich bei ihm nach ihrem Vater. Sie bittet ihn, wenn er etwa ſeine kluge Stunde hat, (*a*) ihr zu ſagen, wo ſie einen armen alten Mann finden ſoll, der dieſe fürchterliche Nacht im Walde herumirrte. (*b*) — Der verliebte Rattenfreſſer (*c*) wird von dieſem Zuge kindlicher Liebe ganz hingeriſſen, bejammert aber zugleich, daß ſo ein erſtaunliches Muſter von kindlicher Zärtlichkeit gegen ihn die grauſame Prinzeſſin ſpielt. (*d*) Doch ſagt er ihr, was er weiß, und, da ſie geht, den lieben Verirrten aufzufinden, ohne ſeine Edgarheit zu errathen: ſo kann er ſich nicht länger halten, Kordelia ruft er, giebt ſich zu erkennen, und zeigt ihr in ſeiner Geſtalt die armſeligen

(*a*) If thou haſt one interval of ſenſe.

(*b*) Inform us, if thou canſt, where we may find
A poor old man, who through this heath has ſtray'd.
The tedious night.

(*c*) But rats and mice, and ſuch ſmall deer,
Have been Tom's food, for ſeven long year.

(*d*) — — — oh gods,
That ſuch amazing piety, ſuch tenderneſs
Schou'd yet to me be cruel.

ligen Uiberreſte ſeines verliebten Ichs, die ihr Tygerſinn ihm gelaſſen hat. (c) Er kramt nun all ſein Unglük aus, und erweicht ſeine geſtrenge Königin. Sie heißt ihn in ihre Arme kommen, nennt ihn den theureſten, den beſten der Männer, ſchwört ihm bei dem Lebensſtrome, der ihr Herz erwärmt, daß ſeine durchſichtigen Lumpen, ſeine — was beſonders wohl zu merken iſt! — nakte Tugend, und alle die bunten Harlekinsläpchen an ihm, ihr theurer ſind, als die verſchwenderiſchſte Pracht des königlichen Purpurs; *) und drükt ihn, ſo zerlumpt und nakt er auch ausſieht, an ihr jungfräuliches Herz. Verliebter als jemahls, ſtirbt der Paſtor fido beynahe vor Entzükken in dieſer Umarmung. Er verſichert, dieſe Erſtaunungswürdige Vortreflichkeit

(c) The poor remains of Edgar, what your ſcorn
Has left him.

*) Come to my arms, thou deareſt, beſt of men!
By the dear vital ſtream that bathes my heart,
Theſe hollowed rags of thine, and naked virtue,
Theſe abject taſſels, theſe fantaſtic threds
To me are dearer than richeſt pomp
Of purple Monarchs.

keit ihrer Seele werde noch in der ſpäteſten Folgezeit ihren Ruhm verherrlichen, und ihr erhabnes Beyſpiel, auf die Bühne gebracht, noch die Nachwelt belehren. *) Dann führt er ſie in ſeine Höhle, vermuthlich, um mit ihr zu thun, was, wie der jungfräuliche Virgil erzählt, bey einer ähnlichen Gelegenheit Dido und der fromme Aeneas thaten.

Man verzeihe, wenn bei der Zergliederung dieſer ſonderbaren Szene, der Spott ein wenig meine Feder führte. Aber es iſt unmöglich ſich der Perſiflage zu enthalten, wenn man ſolche Ungereimtheiten lieſt, und ſie für Verbeſſerungen der menſchlichſten und rührendſten Situazion ausgeben ſieht, die nur je ein Dichter dachte und niederſchrieb. Es iſt unbegreiflich, wie das engliſche Publikum dieſe Albernheit hat dulden, und ungepfiffen hat anſehn können. Schwerlich exiſtirt ſelbſt in einem franzöſiſchen Trauerſpiel ein lächerlicher Tête a Tête zweier Verliebten, als

*) This moſt amazing exellence ſhall be
Fame's triumph in ſucceding ages, when
Thy brigth example ſhall adorn the Scene,
And teach the world perfection.

als dieſer empfindſamliebende Auftritt zwiſchen dem in Lumpen gehüllten Don Quixotte und ſeiner geſtrengen Dulcinea. Wie edel und anziehend ſind dieſe beyden Karaktere im Original, und wie lächerlich, und einer Kreuzerbude würdig, in dieſer Bearbeitung. Shakeſpeare hat ihnen ein Geſicht gegeben, und Garrik verhunzt es; ſie ſtehen da, die Schmerzenskinder, als ob ſie, um von Schiller einen Ausdruk zu entlehnen, der Edle von Trattner in Wien oder die edlen Herren zu Tübingen der Mutter Natur nachgedrukt hätten.

Das Ende von dieſem zärtlichen Wald- und Höhlenduodram läßt ſich errathen. Die beyden Verliebten verhelfen dem Vater wieder zu ſeinem Thron; er aus Dankbarkeit verhilft ihnen zur Hochzeitnacht; und da Goneril und Regan, eine die andere, beim Gaſtmahl vergiftet haben, ſo werden ſie Erben ſeines geſammten Königreichs.

So arg aber auch immer Tate und Garrik Shakeſpeare's ſchönen tragiſchen Stof verfranzöſirt haben, ſo werden ſie doch in dieſer Kunſt noch unendlich von dem berühmten Sekretair der Akademie zu Paris, Monſieur

Ducis, übertroffen, dessen Lear eine der unvergänglichsten Merkwürdigkeiten in den Jahrbüchern der französischen Bühne ist. Das Erfindungs- und Schöpfungstalent dieses Ehrenmannes ist bereits durch seinen aus dem Englischen wunderschön ins Französische travestirten Hamlet zur Gnüge bekannt. *) Diesem Hamlet giebt seine neuste Travestie, König Lear, an ganz erstaunlicher Erfindungs- und Schöpfungsgabe nicht das mindeste nach, und kann, wie jene, für ein unsterbliches Denkmal französischer Art und Kunst gelten. Shakespeare ist freilich eben so wenig darin zu erkennen, als ein Oboenkonzert, von dem vortreflichen le Brun komponirt und vorgetragen, in dem Dudelsakgeschnarre eines Stadtpfeifers. Aber dafür ist es auch ein Trauerspiel für Franzosen, das, wie bekannt, seine eigenen Regeln und seine eigene Natur hat; eine Natur, deren Wesen gerade darin besteht, mit jeder andern Natur ganz und gar nichts gemein zu haben, und in allem das Widerspiel von dem zu seyn, was wir gewöhnlich Natur nennen.

Es

*) Siehe dramaturgische Fragmente, im ersten Bande, S. 196.

Es iſt ein ſonderbarer Mann, dieſer Monſieur Ducis. Auf der einen Seite kann er für Bewundrung und Erſtaunen über die Vortreflichkeiten des engliſchen Lears nicht zu ſich ſelbſt kommen, nennt ſeinen Verfaſſer le plus vigoureux & le plus étonnant poëte tragique, qui ait peut-être jamais exiſté, génie ſingulièrement fécond, original, extraordinaire, que la nature ſemble avoir créé exprès, tantôt pour la peindre avec tous ſes charmes, tantôt pour la faire gémir ſous les attentats ou les remords du crime; und auf der andern Seite flikt, ſchneidert und ſchuſtert er an dieſem erhabenſten, bewundrungswürdigſten und fruchtbarſten, originalſten und auſſerordentlichſten aller tragiſchen Dichter, wie an dem erbärmlichſten Stümper; kehrt in ſeiner herrlichen Schöpfung das oberſte zu unterſt, und läßt auch nicht einen Stein ſeines majeſtätiſchen Gebäudes auf dem andern liegen. Wie ein zweiter Simſon, umfaßt er die Säulen des Pallaſtes, wirft das ganze Gebäude durcheinander, ſucht aus ſeinen Trümmern einzele Marmorplatten hervor, fügt ſie mit ſeinen Sand- und Kalkſteinen auf das widerſprechendſte und ſonderbarſte zuſammen, und zimmert

daraus ein Ding, das die groſſe Rieſenburg des engliſchen Baumeiſters in ein wahres — Schäferhäuschen verwandelt.

Man kann nicht leicht wunderlicher und ſeltſamer erfinden, nicht leicht die Begebenheiten ſich krauſer und bunter durchkreuzen laſſen, nicht leicht abentheuerlicher Intrigue auf Intrigue häufen, nicht leicht den natürlichſten tragiſchen Stof ärger verwikeln und verwirren, als dieſer Sekretair der franzöſiſchen Akademie es in ſeiner Parodie des engliſchen Lears gethan hat.

Wenn Shakeſpeare's Lear im Geiſt ſeines Zeitalters, und im Karakter eines alten kindiſchgewordenen Mannes, Kordelien verſtößt und enterbt, weil ſie ihr Herz nicht auf ihre Zunge bringen kann: ſo iſt das für Monſieur Ducis viel zu ſimpel, und folglich auch viel zu untragiſch. Sein Lear muß ganz andere, wichtigere und wirkſamere Motive zu einer ſo unväterlichen Handlung haben. Kordelia muß in ſeinen Augen die verworfenſte und verächtlichſte Kreatur ſcheinen, die je von einem Mann gezeugt, und von einem Weibe gebohren wurde. Dies zu bewirken, ſpielen dann Goneril und Regan, beſonders die erſte, bei

ihm

ihm noch weit ſchändlichere Rollen, als bey dem Britten. Ihre Bösartigkeit iſt völlige Infamität. Nicht blos gegen den Vater, auch gegen die unſchuldige Schweſter handeln ſie bis zum Abſcheu niederträchtig. Sie ſind es eigentlich, die die arme Kordelia von Haus und Hof verbannen. Sie beneiden, haſſen und verfolgen dieſe Unglükliche nicht blos, ſie hezzen auch das ganze Volk durch die hämiſchſten Verläumdungen gegen dieſelbe auf; und nicht zufrieden, ſie unſtät und flüchtig im Lande umher zu treiben, giert ihre Tyger- und Hyänennatur auch noch nach ihrem Blute. Mit einem Worte, ſie vereinigen in ihrem Baſtardkarakter alles, was jemahls die weibliche Natur geſchändet, oder vielmehr nie geſchändet hat. Denn zu dieſer Verworfenheit iſt ſelbſt die ausgearteſte Weiblichkeit nie heruntergeſunken.

Kordelia, oder, wie ſie im Franzöſiſchen getauft iſt, Helmonde, hat, ſo dichtet der Erfindungsreiche Akademiſt, das Unglük gehabt, durch ihre Schönheit, den jungen König der Dänen, Ulrich, zu erobern. Er kömmt nach England und hält um ſie an. Helmonde giebt ihm ihre Hand, und Vater Lear

ſeine

ſeine Einwilligung. Volnerille — bey Skakeſpeare Goneril — die ihre eignen Reize in Anſchlag gebracht hat, will über dieſen erhaltnen Vorzug ihrer jüngern Schweſter für Neid und Galle berſten. Und wie Neid und Galle ſich ihres grüngelben Giftes immer in Verläumdung und Läſterung entladen, ſo ſucht auch Dame Volnerille für die vermeinten Beleidigungen in dieſen ädlen Stadt und Hofstalenten Erhohlung. Die Heyrat darf nicht zuſtande kommen, Helmonde ſchlechterdings nicht Königin werden. Darauf geht nun all' ihr Wirken und Treiben. Deswegen ſpiegelt ſie dem alten Herrn in der Krone eine politiſche Gefahr dieſer engen Verbindung mit einem ſo furchtbaren Nachbar vor. Es iſt iſt ein junger, feuriger, Ehrgeiziger, herrſchſüchtiger König. Wie leicht kann ihm der Appetit zu einer Erweiterung ſeiner Staaten durch ein ſo wichtiges Königreich, wie England, kommen; wie leicht kann gerade ſeine Verbindung mit Helmonden ihm einen Vorwand leihen, Anſprüche darauf zu machen, und wenigſten die Beſitzungen darin mit ſeiner älternden Majeſtät zu theilen. Die Groſſen der Erde verſtehen ſich nur allzugut darauf, Rechte

vor-

vorzugeben, wo ſie auch ganz und gar keine haben. Ihre Armeen ſind ihre Rechte, und ihr Beweiſen dafür ihr Schwert. Wie wird es dann ihm, wie ihr und Regan erſehen, die doch auch ſeine Töchter ſind? Aufruhr, Verheerung, Blutbad, und Sklaverey unter fremder Herrſchaft, werden die traurigen Folgen dieſes unſeligen Ehebündniſſes ſeyn. Dem guten Lear ſchwindelt bei dieſen Vorſpieglungen, ſo plump ſie im Grunde ſind — denn unter allen menſchlichen Naſen iſt für's Herumziehn, und ſich nach Belieben drehen und wenden laſſen, keine ſo empfänglich, als eine königliche, — ſein alter Kopf, es wird ihm ganz flau, der Angſtſchweis bricht ihm aus allen Gliedern, und Ulrich von Dänemark muß ſeine ſchöne Beute wieder fahren laſſen.

Das nimmt, wie ſich begreifen läßt, die däniſche Hoheit ſehr übel, ſtizzirt ſich, und ſchwört hoch und theuer, es nicht ſo hingehn zu laſſen. Prinzeſſin Volnerille hat nun ihren Willen, das ihr ſo verhaßte Liebesbündnis iſt zerriſſen. Aber das iſt ihrem elenden Herzen noch nicht genug. Helmonde muß nicht blos ihren Liebhaber, auch ihren Vater muß ſie verlieren.

Dies

Dies ſchöne Ziel zu erreichen, werden für den alten Mann neue Schrekbilder hervorgeſucht. Helmondens Traurigkeit über den Verluſt ihres Geliebten wird verdächtig gemacht, ein fortgeſezter, verſtohlner Liebeshandel, ſogar ein geheimes Komplott der Rache erdichtet, und dieſes ſchändliche Märchen unter das Volk verſtreut. Dies, gegen die arme Verläumdete aufgebracht, giebt ihr die entehrendſten Nahmen, droht und flucht ihr. Mit Entſezzen vernimmt Lear dieſes Droh- und Fluchgeſchrei, mit Entſezzen hört er ſeine geliebteſte Tochter des Plans einer Landesverrätherei, des Vatermordes beſchuldigen. Auſſer ſich für Wut und Schmerz, verſtößt er die Unglükliche, verweißt ſie von Land und Hof, und Kent, der ſich ihrer annimmt, mit ihr. Volnerille und Regan verheiratet er an die Herzoge von Albanien und Kornwall, und theilt zur Mitgift ſein Reich unter ſie.

Helmonde, um den weitern Verfolgungen ihrer boshaften Schweſter zu entgehn, hat ſich in eine einſame Gegend geflüchtet, wo eine Höhle, die Wohnung eines alten, dürftigen Mannes, ſie vor den Augen der Welt verbirgt. Hier findet ſie Kents Sohn, Edgar, der,

von

von ihrem Unglük und ihrer Schönheit gerührt, sich zu ihrem Rächer aufwirft.

Volneville, nun im Besiz alles dessen, was sie wünscht, spielt jezt die Rolle der Shakespeareschen Goneril, kränkt, mishandelt und tyrannisirt den alten König, den die Wegschenkung seines Reichs und die Verbannung seiner jüngsten Tochter bald gereut. Diese wiedererwachende Liebe des Vaters zu der von ihr so bitter gehaßten Schwester erfüllen ihre Natterngift kochende Brust mit fürchterlichem Grimme. Der Gedanke, daß sie wieder an's Tageslicht kommen, die ganze Liebe des Vaters wieder erobern, und durch eine abermalige Theilung ihr erhaltnes Erbe schmählern könne, entflammt sie zu neuen Plänen der Bosheit und Niederträchtigkeit. Ihre Schwester, Regan, und ihr Schwager, der Herzog von Kornwall, ihr gleich an Schändlichkeit und Verworfenheit, werden mit in's Komplott gezogen. Das Volk wird gegen den alten armen Mann aufgewiegelt, und unter dem Vorwande, das Land für den Einfall des dänischen Königs zu schüzzen, eine Armee zum Verderben des Vaters und der verhaßten Schwester bewafnet.

Edgar

Edgar aber, seiner Verpflichtung eingedenk, sich der unterdrükten Helmonde anzunehmen, stiftet eine Gegenrevoluzion. Er schildert dem betrogenen Volke Volnerille. Regan und ihren saubern Gemahl in ihrer wahren Gestalt, beweißt ihm Helmondens Unschuld, und ruft es zum Schuz und Rächer des gemishandelten Königs und der unterdrükten Königstochter auf. Das Volk gehorcht dem Aufruf und die Verschwörung ist im Gange.

So stehn die Sachen bei Monsieur Ducis im Anfang seiner Sinnreichen Traveſtie. Der Herzog von Kornwall eröfnet mit einem seiner Spione die Szene. Diesem vertraut er seinen Banditenplan. Sein Mord- und Blutvorhaben desto sicherer auszuführen, hat er sich durch ein Schuz- und Truzbündnis des edlen Herzog von Albaniens versichert, und den wakkern Kent aus seiner Verbannung zurükgerufen; doch ohne sie von seinem eigentlichen Plan zu unterrichten. Das Land mit ihm gegen feindlichen Einfall zu schüzzen, ist alles, wozu er sie aufbietet. Der Spion rapportirt nun, was er gesehn und gehört hat, und erhält den Auftrag: in allen Wäldern, Felsen

und

und Klüften **Helmonden** aufzusuchen, und sie dann Sr. Herzoglichen Durchlaucht zu überliefern.

Unterdes ist der alte Herr, der Hudeleyen der Dame **Volnerille** satt und überdrüssig, durchgegangen, und kömmt zu **Regan**, Schuz bei ihr zu finden. In der Erbarmungswürdigsten Gestalt langt er in ihrer Burg an, und stößt zuerst auf **Kent**, dem er in den kläglichsten Ausdrükken seine Not klagt. Die ehrliche Haut weint die bittersten Thränen mit seinem Herrn, und beyde deklamiren nun mit einem Wörterfluß, der der französischen Trauerspieldikzion Ehre macht, über ihre Empfindungen, Meynungen und Lebensschiksale. Gar rührend und herzbrechend erklärt der gute König die Verstossung seiner Tochter, **Helmonde**, für einen erzdummen Streich, den er sich nie vergeben könne, der ihm viel Jammer und Herzeleid verursache; schildert den Bastard, **Volnerille**, vom Kopf bis zum Fuß, und trägt ihre Infamitäten so auf einen Haufen zusammen, daß man nicht übel Lust bekömmt, sie von Obrigkeitswegen, mit dem Stauppesen zum Lande hinausjagen zu lassen;

erzählt mit der weinerlichsten Naivität, daß er zuweilen nicht recht richtig im Kopf ist, und alle Hofnung hat, noch ganz zum Narren zu werden. Darüber lamentirt, wie billig, der treue Diener nicht wenig, und bietet dem armen alten Mann Dach und Fach auf einem seiner Güter an. Lear schlägt's aus, auf Regan steht seine Hofnung. Er will zu ihr, und Kent geht, nicht ohne Achselzuken und Kopfschütteln, seine Ankunft zu melden. Kornwall, Regan und Albanien erscheinen. Die ersten heucheln fröhlichen Empfang, und der lezte zieht derb gegegen die Bestialitäten seiner barbarischen Gemahlin los. Die alte Majestät giebt ein paar Proben der Verrüktheit, indem er Regan für Volneville nimmt, und ihr in ein paar Duzzend Versen eine Menge Sottisen an den Hals wirft. Jezt treten Kornwalls und Albaniens Garden ein. Auf Kornwalls Befehl soll Kent in Fesseln gelegt werden. Albanien protestirt dagegen, und Lear, Schwiegersohn und Tochter in ihrem wahren Licht erkennend, ergrimmt und bricht nun a la Francoise gedehnt und verwässert, in dem gräßlichen Fluch aus, den Shakespeare seinem betrogenen

König

König über Goneril in den Mund legt. *) Er entſagt dem Namen, Vater, befiehlt ihnen, ſich

*) — — O toi nature, écoute ma prière,
Redoutable nature, entends la voix d'un père!
A ce couple inhumain ſi jamais ta bonté
Réſervoit les préſens de la fécondité,
Si leur hymen devoit, fidèle à tes promeſſes,
D'un enfant à ce monſtre accorder les careſſes,
Trompe, trompe ſes vœux, & ſuſpends ton deſſein,
Seches-en l'eſpérance & le fruit dans ſon ſein.
Ou plutôt, pour former des ingrats, dignes d'elle,
Lance en ta fureur les vœux de la cruelle!
Que ton inſtinct vengeur lui faſſe idolâtrer
Un fils qui s'étudie à la déſeſpérer,
Qui tourne en ris mocqueurs les ſoins de ſa tendreſſe,
Qui hâte ſur ſon front les traits de la vieilleſſe,
Qui la traîne au tombeau par de longues douleurs,
Et qu'alors elle apprenne, en dévorant ſes pleurs,
Qu'un ſerpent irrité, dans ſa morſure horrible,
Lance un dard moins aigu, moins brûlant, moins ſenſible
Que le ſupplice affreux d'avoir pu mettre au jour
Des enfans ſcélérats qui trompent notre amour!

ſich zu entfernen, und giebt ihnen ſeine Verwün-ſchungen, ſtatt des Lebewohls, auf den Weg. *)

Der arme alte Herr! Dieſe Verwünſchungen und Monſieur Ducis vierundzwanzig Verſe haben ſeine ganze Lunge erſchöpft. Nach Athem ſchnappend, ſinkt er in Kents Arme. Nun ſpielt das Donnerwetter ſeine Rolle. Es blizt, ſtürmt und regnet. Die beyden Alten ſehen ſich einander an, verdrehn die Augen und ſeufzen. Ein ehrliches Blut von einem Officier, aus Herzog Kornwalls Gefolge, ſtattet ſeine Kondolenzviſite ab, und giebt ihnen durch allerley bedenkliche Mienen und Beileidsmännerchen zu verſtehen, daß Verrätherei im Werk iſt; daß ſie ſehr wohl thun werden, ihre grauen Köpfe lieber von einem bischen Regen abſpülen zu laſſen, als durch durch einen längern Aufenthalt in dieſem Hauſe ſich der Gefahr auszuſezzen, ſie gar zu verlieren. Kent und Lear machen von dieſem guten Rat dankbaren Gebrauch, wandern zum

Haus

*) C'en eſt fait, — — j'ai ceſſé d'être père,
Sorten!
— — — — — —
Ingrats, je vous maudits, & voilà mes adieux!

Haus hinaus — und der Himmel wäscht ihnen die Köpfe nach Notdurft.

Es wird Nacht, und der Schauplaz verändert sich. In einem von Felsen umgebnen Walde steht Edgar unter Gottes freiem Himmel, und läßt sich und seinen Verschwornen die Haut brav naß regnen; perrorirt im Donner und Bliz, Regen und Sturmwind für Lear und Helmonde; läßt sich den Eid der Treue und Rache schwören; kriecht dann in eine Höhle, führt die die Prinzessin heraus, und stellt sie den sämtlichen Herren vor. Helmonde macht ihren höflichen Knix, sagt ihnen allerhand artige Sachen, bittet, den Herrn Papa wieder zum Thron zu verhelfen, und empfängt — während Donner und Bliz immer forthausen — von Edgar und seinen Verbundnen mit gezogenem Schwerd den Schwur: Lear als König wieder einzusezzen, und für sie zu siegen oder zu sterben. Nach diesem Schwur entläßt Edgar die Herren. Die schöne Prinzessin thut ein Stoßgebet an die Götter, ihren armen vertriebenen Vater zu ihrer Höhle und in ihre tröstenden Umarmungen zu leiten; worin ein ein fürchterlicher Donnerschlag sie unterbricht, und sie und Edgar in einen

unterirrdiſchen Gang treibt, wo ihnen denn wahrſcheinlicherweiſe die Zeit nicht lang werden wird.

Die Götter — denn wer kann ſchönen Damen etwas abſchlagen — ſind ſo gallant, Helmondens Bitte auf der Stelle zu erhören. Lear hat ſeinen Begleiter verlohren, und irrt allein herum, ihn wieder aufzuſuchen. Bliz und Donner treiben ihr Weſen fort. Wie bei Shakeſpeare, fodert nun auch Monſieur Ducis Lear — freilich, wie man aus der Vergleichung ſehn wird, in ſeiner Manier, etwas verſtümpert und verpinſelt — die tobenden Elemente gegen ſich auf; bittet ſie, ihren Aufruhr zu verdoppeln, Bliz und Schlag auf ſein Haupt zu wenden: er will nicht murren, will es freiwillig Preis geben. Er hat ihnen nichts übel zu nehmen, ſie ſollen nur ihre ganze Wut gegen ihn auslaſſen; ſollen ſeinen ſinkenden Körper, ſein gebeugtes, durch ein paar weiſſe Haare nur ſchlecht vertheidigtes Haupt, nach Belieben, ſengen und brennen, und keinen Reſpekt für die Stelle haben, wo ehmals ſeine Königskrone funkelte. Er hat Niemand anzuklagen, als ſich ſelbſt, und ſo giebt er ſich demüthig ihren Züchtigun-

tigungen hin: unbeschüzt, verlassen von einem zärtlichen Freunde, allein auf der weiten Erde, ein armer schwacher Greis, von undankbaren Kindern aus dem Hause gestossen, und um sein bischen Verstand geprellt. *)

Während dieser Apostrophe stößt Kent auf ihn, und beginnt ein neues Lamentabile. Lear, dessen Lunge einmahl im Gange ist, fährt fort, Himmel und Erde, und endlich auch seine Bestien

*) Redoublez vos efforts, cieux, tonnerre, tempête,
Versez tous vos torrens, tous vos feux sur ma tête!
Je n'en murmure pas, je la livre à vos coups:
Lear n'a point le droit de se plaindre de Vous.
Exercez donc sur moi toute votre furie:
Frappez ce corps mourant, cette tête flétrie:
Ce front mal défendu par quelques cheveux blancs,
Qu'au gré de leurs combats se disputent les vents:
N'y voyez plus la place où fut mon dradême,
Sans pouvoir de mon sort accuser que moi-même.
Me voici sous vos coups humblement incliné,
Dans ces vastes forêts sans guide, abandonné,
Privé du tendre ami, qui soivoit ma misère,
Glacé par vos frimats, resté seul sur la terre,
Pauvre & foible vieillard, chassé de sa maison,
Dont des enfants ingrats ont troublé la raison.

stien von Töchtern zu apostrophiren, und beklagt sich gegen seinen Freund, daß die Natur, einmahl im Aufruhr, selbst mit Königen keine Umstände mache. *) Kent sieht sich nach einem Zufluchtsort gegen diese Reisweltswidrigen Ausbrüche der empörten Natur um, entdekt bei dem Lichte der Blizze Helmondens Höhle, und bittet den alten Herrn, ihre nun genug gewaschnen Köpfe einmahl in Sicherheit zu bringen. Indem tritt Helmondens Pflegvater heraus, dem sie ihr Vorhaben entdekken. Dieser bietet ihnen sogleich Dach und Fach an, und frägt, welch ein Unglük sie verfolge? Lear wundert sich über des Alten Unwissenheit, aber freilich, sagt er, giebt es nicht überall undankbare Kinder. Leider, erwiedert jener, zerstören sie oft das Glük der Familien! — Ach, ruft dieser wieder mit Shakespeare, gabst du vielleicht auch deinen Töchtern alles? **) Nun wird er vertraut und entdekt dem Alten, so unzusammenhängend und verwirrt, wie es sich für einen König,

*) — — — cher ami, tu les vois,
La nature en furie n'épargne point les rois.

**) Avois-tu donc aussi donné tout à tes filles?

König, der nicht recht bei sich ist, geziemt, daß er einmahl eine hübsche Tochter gehabt; — kömmt aber mit seiner Entdeckung nicht weit, denn seine Vernunft geht immer mehr spazieren. Der Höhlenbewohner, aufmerksam gemacht, erkundigt sich nun bei Kent näher nach dieser hübschen Tochter, und da kömmt denn heraus, was wir alle schon wissen, daß sie und ein gewisser junger Herr, Namens Edgar, bei ihm zu haben sind; und recht, wie verabredet, lassen sich in dem nehmlichen Augenblik der Herr und die Madame sehn. Da giebt's denn wunderliche Auftritte. Helmonde umfaßt Lears Knie. Lear aber, immer noch nicht bei sich, stößt sie mit Abscheu von sich, und es fallen wieder ein paar Shakespearesche Brokken ab, abermahls mächtig verducisirt. Er hält Gericht über Volnerille und Regan, spricht allerhand tolles Zeug, das, wie bekannt, in französischen Tragödien zu Hans ist; und da er endlich, wieder zu sich kommend, erkennt, wessen Hände seine Knie umfassen, zieht er seinen Degen und will sich erstechen, um, wie er sagt, seine väterliche Grausamkeit zu bestrafen. Darüber erhebt die Prinzessin ein Zetergeschrei, leugnet, um Unheil zu verhüten, daß sie Hel-

monde ist; der alte Herr beginnt wieder aus Leibeskräften Luft und Feuer, Wasser und Erde, Fels und Wald zu seinem Verderben zu apostrophiren, und strengt Lung' und Leber so fürchterlich an, daß er mit vertrokneten Gaumen, und an allen Gliedern schachmatt, ohne Bewegung, auf ein Felsenstük niedersinkt. Helmonde und Kent geberden sich abermahls sehr kläglich, und tragen den armen Verrükten halbtot in die Höhle.

Während Lear seinen wahnsinnigen Rausch ausschläft, trift Edgar die nöthigen Anstalten zur Ausführung seines Vorhabens. Aurora ist bereits am Himmel erschienen, und der kränkelnde Schläfer wird herausgetragen, sich von der erfrischenden Morgenluft anwehen zu lassen. Edgar empfiehlt ihn und das Töchterchen dem Höhlenmann auf Leib und Leben, und geht dann an den Posten, wohin Pflicht und Eid ihn rufen. Nachdem Helmonde und Kent ein wenig gepinselt haben, erwacht Lear in Shakespeare's Manier, *) bittet, seiner nicht zu spot-

ten,

*) — — — — O ciel, quel spectacle nouveau!
Pourquoi me forcez Vous à sortir du tombeau!

ten, *) er ſey ein alter, ſchwacher Mann **). Aber, es währt nicht lange, ſo produzirt ſich der ganze Monſieur Ducis wieder. Er legt dem Vater und der Tochter die albernſten Plaudereyen in den Mund. Sie katechiſirt den ehrlichen Alten die Kreuz und die Quere, plagt ihn mit allerhand närriſchen Fragen, bis er wieder ganz vernünftig wird, in ihr ſeine verſtoßne Helmonde erkennt, ihr dann um den Hals fällt, und ganz erbärmlich zu weinen anfängt.

Dieſes väterliche Tête a Tête ſtört der Mann aus der Höhle durch die Nachricht, daß der Tanz zwiſchen Edgar und dem Herzog von Kornwall nun bald losgehen werde; daß man Lears Aufenthalt in dieſen Gegenden erfahren habe, und

O la douce lumière! ah! d'où reviens-je? Où ſuis je?
Ce jour, ce lieu, ce corps, tout me ſemble un preſtige!
Tout chancelle, & s'échappe à mes yeux incertains
Je n'oſe, qu'en tremblant me fier à mes mains.
Dans cet état honteux, j'ai pitié de moi-même.

*) Ah ne m'inſultez pas!

**) Vous voyez, que je ſuis foible.

und einer von des Herzogs Leuten beordert sey, ihn aufzusuchen und aufzuheben. Das zu verhüten, muß der gute König, nolens, volens, wieder in seine Höhle, und kaum ist er an Ort und Stelle, so tritt auch der obbemeldete Spion auf, und examinirt Kent, Helmonden und ihren Pflegvater, wer sie sind, und ob sich nicht ein gewisser Lear bei ihnen aufhalte? Helmonde giebt ihn für tot aus, aber der Herr Spion läßt sich nichts weismachen. Seine Leute zünden an einer Lampe, die in der Höhle brennt, die Fakeln an, und durchsuchen mit ihm alle Winkel der unterirrdischen Wohnung, doch ohne zu finden, was sie suchen. Bei Leib und Leben verbietet dieser Ehrenmann nun, den alten König aufzunehmen, wenn er sich etwa hierher verirren sollte. Zugleich erklärt er des Herzogs Absicht: Lears Tod. Helmonde sinkt über diese Nachricht in Ohnmacht. Das ist dem Herzoglichen Spürhund verdächtig, er befiehlt, sie fortzuführen. Kent zieht den Degen, sie zu vertheidigen, Kornwalls Helfershelfer sezzen sich gleichfalls in Positur, und schon soll's an's Balgen gehn, als Seine Majestät selbst heraustritt, sich zu erkennen und gefangen giebt. Nur für Kent und Helmonde bittet er. Aber

Hel-

Helmonde und Kent protestiren dagegen, mit ihm wollen sie zusammen in's Gras beissen, und mit diesem Appetit werden alle drei abgeführt.

Die arme Helmonde und Lear sind nun in Kornwalls Händen. Regan und ihr theurer Ehehert halten Blatret über sie. Den Vater wollen sie einsperren, die Schwester aber soll zur ewigen Seeligkeit befördert werden. Sie wird vorgeführt, und die beyden Hoheiten verlangen von der unglüklichen Gefangenen nichts geringeres, als daß sie sich selbst anklagen und des Todes schuldig erkennen soll. Das läßt aber Prinzeßin Helmonde wohl bleiben. Sie behauptet, ihre Schuldigkeit gethan zu haben; darauf beharrt sie, selbst, als man ihr mit den grausamsten Martern droht. Sie weiß zu sterben, und macht sich aus ihrem bischen Leben nicht so viel. Nur des alten Vaters soll man schonen, sie schlägt dem Tode ein Schnipschen. Sie will alles vergessen, was ihr die lieben Schwestern und ihr scharmanter Herr Schwager Leides gethan haben, wenn nur Väterchen nicht um einen Kopf kürzer gemacht wird. Auch Lear giebt gute Worte, nennt die Schlangen- und Otternbrut seine lieben Kinder, läßt sie sich

um

umarmen und versichert sehr naiv, daß ihn seine Narrheit, sie mit seiner Krone beschenkt zu haben, — ohngeachtet sie es ihm ein wenig bunt gemacht — doch ganz und gar nicht gereue.

Held Edgar sieht unterdes schon mit seiner Armee der Kornwallschen Durchlaucht vor der Nase. Ehe man sich's versieht, wird es zum Handgemenge kommen. Dabei ist dem Herzog von Albanien gar nicht wohl zu Mute. Gern möcht er dem lieben Herrn Schwager, sich und den guten Leuten, die einander beim Kopf nehmen wollen, Leib und Leben retten. Obendrein liegt ihm Lears und Helmondens Befreiung am Herzen. Um diese bittet er, und verspricht Ruhe und Frieden. Vergebens! Man schlägt es ihm rund ab. Albanien ist darüber sehr traurig, bedauert seinen Durchlauchtigen Schwager, räth ihm, nun selbst nach seiner Haut zu sehn, und entsagt aller Verbindung mit ihm. Mit dieser Erklärung gehn er und seine Soldaten ihrer Wege. Edgar bricht endlich los. Er greift Kornwalls Truppen an, bringt sie auch zum Weichen, aber schnell wendet sich das Blatt; seine Soldaten werden geschlagen, er selbst wird gefangen genommen. Ausser sich für

Wut

Wut über sein widriges Schikſal, bittet er um den Tod von den Händen des Tyrannen. Der wird ihm versprochen, und dem alten Kent und seinem königlichen Freunde ein unterirrdisches Quartier angewiesen. Zu Helmondens Hinrichtung hat man bereits die Befehle gegeben.

Diese Abscheulichkeit empört Edgars ganze Seele. Da er sein Schwerd nicht mehr gegen den Tyrannen brauchen kann, braucht er seine Zunge, und, man muß es ihm lassen, mit einer Geläufigkeit, und mit einem Wörterreichthum, der der Sekretairzunge, die durch ihn spricht, zur grossen Ehre gereicht. Aber er ist auch nicht wenig böse. Nicht genug, daß er eines elenden Mörders und Räubers Gefangner ist, der fürstliche Unhold will ihn auch von seinem Vater trennen, befiehlt, ihn fortzuführen. Das bringt ihn auf das äusserste. Uibersprudelnd von Galle, frägt er ihn, mit welcher Stirn' er es wage, Befehle an einem Ort zu ertheilen, wo sein kalter Meuchelmord selbst die Götter erbleichen mache; *) sagt ihm, Helmondens beleidigter

Schat-

*) De quell front oses-tu commander en ces lieux: Où ton froid parricide a fait pâlir les dieux?

Schatten ſchrei' um Rache, und ihr Geſchrei werde erhört werden. (a) Er ſpiele zwar jedem auf der Naſe, (b) aber, er ſolle nur für die Götter und die Natur zittern; für die Natur, die ihn mit Abſcheu von ſich werfe, und ihn nicht länger auf ihrem geheiligten Schooß ſizzen laſſen wolle. (c) Endlich fodert er ihn auf, das Maaß ſeiner Greuel voll zu machen und auch den alten König zu ermorden. Kornwall läßt ſich das nicht zweimal ſagen. Schon zukt er den Dolch, aber ſeiner eigenen Soldaten einer entwafnet ihn, ruft, ſtirb Verräther! im Begrif, Sr. Hoheit die Kehle abzuſchneiden, und Edgar — was ſchwerlich ein Menſch erwartet — hindert's.

Auf einmahl ſieht ſich der Herzog von allen ſeinen Leuten verlaſſen, ſie ſinken zu Lears Fuſſen und huldigen ihm als König. Edgar wirft ſich in die Bruſt, prahlt und gaskonirt, daß es eine Art hat, und läßt es den von aller Welt

(a) Helmonde a donc péri! Ses mânes irrités
Vont demander vengeance & vont être écoutés.

(b) Tyran, tu braves tout!

(c) La nature — — qui dans ta fureur
Hors de ſon ſein ſacré te jette avec horreur.

Welt hindangesezten armen Sünder vom Herzog nach Notdurft empfinden, daß nun an ihm die Reihe ist, ein groß Wort zu sprechen. "Da stehst du, sagt er ihm mit aufgeblasenen Backen, die Hand in der Seite, und, a la Chevalier, sich übermüthig auf den Zehen wiegend, da stehst du allein, ohne Waffen, der Wut deiner Leute ausgesezt. Ich, in Fesseln, gebiete über dein Leben. Ha, giebt es nun einen Rächer dort oben? Sprich, erkennst du die unüberwindliche Gewalt, die er der Tugend giebt? Geh, suche nun deines gleichen auf, und leiste Regan und Volnerillen Gesellschaft! *)"

Auf seinem Befehl wird die Durchlaucht in Fesseln gelegt, und erlebt noch das Herzleid, Helmonden, die er dem Tode bestimmt hatte, durch den ehrlichen Albanien gerettet zu sehn. Mit eigner Hand hat dieser den Böswicht, der sie töten wollte, in's Reich der Schatten befördert.

*) Te voilà seul, sans arme, en butte à leur furie.
C'est moi qui, dans les fers, dispose de ta vie.
Est-il un Ciel vengeur? Parle, reconnois-tu
L'invincible pouvoir, qu'il donne à la vertu?
Va trouver tes pareils, Regan & Volneville.

dert. Auch Volneville und Regan sind in seiner Gewalt. Das aufgebrachte Volk, in seiner ersten Wut, hatte schon seine Zähne und Hände in Bereitschaft gesezt, sie auf gut kannibalisch zu zerreissen. Nur der Nahme Lear befreite sie von diesem wohlverdienten Schiksal.

Der alte Herr, einstimmig in seine Königswürde wieder eingesezt, vermählt Edgar mit der schönen Helmonde, und tritt ihm zugleich die Königskrone ab. Er will nicht mehr regieren. Das einzige Glük, das er sich von den Göttern erbittet, ist der Genuß der kindlichen Liebe dieses edlen Paars bis an sein seliges Ende.

Aerger kann man wohl nicht mit einem tragischen Stof umspringen, als es Sieur Ducis hier gethan hat. Aus welcher Anstalt der Duceischen Dichtung ließ' es sich errathen, daß Shakespeare ihm den Stof zu seinem tragischen Machwerke gegeben, wenn er es nicht selbst sagte? Der schöne grosse Garten Eden des Engländers, von reissenden Strömen durchflochten, und mit majestätischen Wäldern bedekt, in dem schauerliche Felsengrotten und dichtbelaubte Eichen den Wandrer mit stiller Ehrfurcht erfüllen, und ein heiliges Dunkel um ihn verbreiten, was ist er

bei

bei dem Franzoſen geworden? ein Kindergärtgen, wie die Drechsler auf dem Weyhnachtsmarkte für kleine Knaben und Mädchen verkaufen, mit Bächelchen von Schaumſilber, vergoldeten Roſinbäumchen, bunten Kartenhäuschen und grünen bleiernen Einzäunungen. Die weitausgebreitete, Thurmreiche, Lerm- und Gedrängvolle Stadt des Britten, was iſt ſie bei dem Pariſer Sekretair? kahles Lattenwerk eines Marrionettentheaters, in dem Thürme, Mauern und Menſchen an einem Bindfaden hin- und hergezogen werden. Dort iſt es eine wirkliche Welt, die mich an ſich zieht und mit ihrem Leben, ihrer Wirkung, ihrer Raſtloſen Thätigkeit überall mit ſich fortreißt, feſthält, mein Mark und Bein erſchüttert; hier ſeh' ich leeren Gaukelkram einer Zauberlaterne, wo Schattenwerk, nicht Realität vor mir vorüberwandelt; ſehe bunte Bilder, aber nicht Weſen; ein groteskes Durcheinander von Gnomen und Kobolosgeſtalten, aber keine Menſchen.

Was für ein Kopf gehört dazu, Shakeſpeare geleſen zu haben, von ſeiner groſſen Dichtung durchglüht, hingeriſſen geworden zu ſeyn, und dann doch all das wunderliche Zeug zu erfinden,

mit dem dieser französische bon homme seinen Lear ausstaffirt hat; in Shakespeare's Zauberwelt gelebt und gewebt zu haben, und dann eine solche Trödelbude von Nürnbergertand neben ihr hinzustellen! Was für ein Kopf gehört dazu, diesen Reichthum in eine solche Armut zu verwandeln, an so einer Tafel zu schwelgen, und so nüchtern davon zurükzukehren!

Wenn der Shakespearesche Lear unser ganzes Wesen in Empfindung wiegt, wenn seine Leiden unsre Brust ängstlich zusammen pressen, jeder Laut von ihm alle Sayten unsres Herzens wiedertönen macht; wenn sein Wahnwiz unser Innerstes zerreißt, wenn in der kalten, fürchterlichen Nacht, wo der Regen seine Kleider durchnezt, die Blizze die weissen Lokken seines entblößten Hauptes sengen, wir erbarmend unsre Arme nach ihm ausstrekken, ihm so gern Dach und Fach böten; wenn das ohnmächtige Zusammenstürzen seiner erschöpften Kräfte, sein rührendes Wiedererwachen zum neuen Leben, die langsame Wiederkehr seiner zerrütteten Vernunft in den kindlichen Umarmungen seiner theuren Kordelia, sein Kämpfen und Ringen um ihr Leben, Thräne auf Thräne von unsern bebenden Wangen

gen jagt, und endlich sein Tod über dem Leichnam seines erblaßten Lieblings, uns, wie ein verzehrender Wetterstrahl, niederschmettert: so läßt dieser abentheuerliche Ducische Lear mit allen seinem Händeringen und gereimten Elende unsre Empfindung kühler, wie ein französischer Gassenhauer; so wird uns Zeit und Weile bei ihm lang, und selbst da, wo er unsre Empfindung einmahl flüchtig trift, macht sein frostiger Tiradenprunk uns in eben dem Augenblik wieder so kalt, als hätte man uns aus dem Wasser gezogen, und ein Fieber schüttelte unsre Glieder zusammen.

Noch weit tiefer unter Shakespeare stehen die andern Karaktere. Volneville und Regan ekeln einem in jeder Silbe an. Es sind wahre Theaterscheusale, an denen die menschliche Natur nicht den mindesten Antheil hat, blosse Wolkenbilder einer französischtragischen Phantasie, von einem Menschen zusammengepfuscht, der ein Dichter seyn will und doch weiter nichts, als ein Secretaire ordinaire, ist. Prinzessin Helmonde, wiewohl sie hier eine Hauptrolle spielt, verhält sich zu der englischen Kordelia, wie eine Zeichnung von dem sehr

sterblichen Löschenkohl, *) zu einer Zeichnung von dem gewis bei der Nachwelt unsterblichen Füger. **) Es ist ein erbärmlichempfindsames und breiweiches Geschöpf, das uns die Ohren vollwinselt, in Ohnmacht fällt, alle Augenblik für den Vater sterben will, es aber sein bleiben läßt; eine Menge Fadeurs sagt, und, gleich der siebenten Gemeinde in der Offenbarung Johannis, weder kalt noch warm ist, folglich auch mit dieser Gemeinde einerlei Schikſal verdient. Mit dem Saalbader, Kent, läßt sich vollends gar nicht sympathisiren; ein wahres Mohnsaftgeschöpf, dessen leeres Geplaudre einem

*) Berühmter Schattenrißzeichner, Fächerfabrikant und Volksmahler zu Wien.

**) Direktor der Mahler- und Zeichnungsakademie ebenda. Ein Künstler, von dem man mit Watelet sagen kann:

Par son génie actif embrassant l'univers,
Cet artiste se soumet les Elemens divers;
De Temples, de Palais, il perce le mystère,
Surprend les passions, fonde les caractères:
Honore les vertus, & consacre les traits
Des Héros, dont l'histoire éternise les faits.

einem alle Augenblik den Schlaf in die Augen bringt. Sein Sohn, Edgar, endlich produzirt ſich als ein wahrer Prahlhans. Der Menſch ſchwadronirt von ſeinen Thaten ins Gelach hinein, thut aber — nach Art aller Windbeutel — ſo viel als gar nichts.

Und nun genug von dieſem Monſieur Ducis und dem Lear überhaupt, bis die nächſte minder wichtige oder ſchon beurtheilte Vorſtellung des hieſigen Theaters mir Gelegenheit giebt, durch die Zergliederung dieſes groſſen tragiſchen Karakters, nach Schröders meiſterhaftem Ideale, dem jungen Künſtler nüzlich zu werden.

XXII.

Am vierzehnten November: die Fürſtenpflicht, und Töffel und Dörtchen, Singſpiel in zwei Aufzügen von Monvel, die Muſik von Deſaides. Am ſechzehnten November: die Indianer in England, Luſtſpiel in drei Aufzügen, von Herrn von Kozebue.

Das Singſpiel: Töffel und Dörtgen, iſt eine Fortſezzung der drei Pächter, wie jene,

zusammenhängend im Plan, vernünftig in der Anordnung der Szenen, natürlich in Karakteren und Situazionen, und folglich auch eine eben so unglükliche Oper. Es scheint, Monvel hab' es ordentlich darauf angelegt, die Opernliebhaber zu nerken, so viel Bonsens hat er auch hier wieder in seine Arbeit verwebt. Aber die Opernliebhaber nekken ihn dafür wieder, sie gähnen sich in Töffel und Dörtgen die Seel' aus dem Leibe, und finden sein verunglüktes Singspiel eben so fad', als langweilig. Herrn Monvel geschieht Recht. Wer die Vernunft in Ehren hält, muß sich nicht an ein lyrisches Schauspiel wagen. Nur Ungereimtheiten sind musikalisch, und von allem Unsinn der Welt nimmt sich keiner so schön aus, als gesungner. Man befindet sich dabei so gut, es ist ein so bequemer, süsser und wohlbehaglicher Zustand, der beschwerlichen Last des Denkens auf ein paar Stunden überhoben zu seyn; es ist so erquikkend, in dieser Wonnevollen Abwesenheit des Verstandes, gleich dem divinatorischen Schläfer, den die Fingergnade des Magnetismus beseeligt, mit halbverschloßnen Geistesaugen und Geistesohren zu sehen, ohne zu sehn, zu hören, ohne

zu hören, und durch ſanfte Konvulſionen blos ſeinen Sinnen gütlich zu thun; es iſt ſo etwas unbeſchreibbar Liebliches: ſo nach und nach zum ſeligen Nichtsthun eingelullt zu werden; und die Oper iſt ſo offenbar dazu erfunden, dieſen divinatoriſchen Seelenſchlaf zu befördern: daß es ihren Liebhabern gar nicht zu verdenken iſt, wenn ſie ſich durch ein unzeitiges Darzwiſchentreten der geſunden Vernunft nicht darin wollen ſtören laſſen. In der That wird auch dadurch das ganze Weſen der Oper aufgehoben, für deren rechtliche Wirkung Unſinn eben ſo unentbehrlich iſt, als Lavaterſcher Schnellglaube für die Empfänglichkeit der Wunderkriſe des Somnambulismus.

Ich misbillige daher das Mißfallen an Töffel und Dörtgen — wiewohl ich zu meinem Erſtaunen geſtehn muß, daß dies Mißfallen hier gar nicht ſo herrſchend iſt, als es wohl ſeyn ſollte — von ganzem Herzen, und werd' es, vermöge meines Amtes, jede Gattung des Schauſpiels in ihren Rechten zu erhalten, nie zugeben, daß jemahls die Vernunft in einer Oper aufkomme.

Wenn Herrn von Kozebue's dramatiſche Arbeiten nicht blos dieſem oder jenem Publikum gefallen, wenn ſie allgemein, auf welchem Theater, von welchen Schauſpielern ſie auch gegeben werden, durch ganz Deutſchland Senſazion machen: ſo iſt das unſtreitig ein Beweis für irgend einen innern Wert in denſelben. Mögen ſie nun auch immer ihre Fehler, ja, wenn man will, ſogar ihre groſſen Fehler haben: an einer gewiſſen Wahrheit, die Jedermann dafür erkennt, die überall zu Hauſ' iſt, kann es ihnen ſchlechterdings nicht fehlen. So iſt es denn auch in der That. Selbſt die Indianer in England, die, in Rükſicht ihres dichteriſchen Werts, wen unter Menſchenhaß und Reue ſtehen, und, was man ihnen leicht anſieht, ein weit früheres Produkt, als jenes mit ſo vorzüglichem Glük von unſern Publikums aufgenommenes Schauſpiel ſind; haben bey allen ihren Fehlern doch auch jene unverkennbaren Schönheiten, die ein Drama anziehend machen, und das Genie ihres Verfaſſers für dieſe Gattung der Dichtkunſt auffallend beſtätigen. Schon des einzigen Karakters der Gurli wegen, verdient dies Luſtſpiel allen den Beifall, den es erhalten

hat,

hat, wenn es auch ſonſt nichts hätte, das Lob verdient, und der Kritik noch weit mehr Stof zum Tadel gäbe, als es ihn allerdings giebt. Welch eine liebenswürdige Naivetät, welche reizende Unſchuld herrſcht durchaus in dieſem ſchönen Gemälde unverdorbner und unverkünſtelter Natur! Die wahre Indianerin, im Innern und im Aeuſſeren, im Ausbruch der Freude und des Schmerzes, in ihrem Mutwillen und in ihrer Gutmütigkeit! In jedem Zuge iſt ſie dem Himmelsſtriche treu, unter dem ſie gebohren und erzogen wurde. So kindiſch, und doch ſo anziehend; ſo ganz ohne alle Zurückhaltung, und doch ſo wenig ekel; ſo ganz das Gegentheil von Europäiſcher Weiblichkeit, und doch ſo nahe unſerm Herzen! Wer kann ihr widerſtehen? wer muß das ſüße Geſchöpf nicht lieben!

Minder hervorragend, doch nicht weniger wahr, iſt Kaberdars Zeichnung, Gurli's Vater. Ich will nicht ſagen, daß er ſeiner indianiſchen Natur ganz ſo getreu wäre, als die Tochter — das ſoll er auch wohl nicht! — aber ein ächter Karakter aus jener ſeligen Welt der Unverdorbenheit und Reinheit iſt er gewis. Sein Aufenthalt in England, ſein Leben und

Wirken unter einem gebildetern, kultivirtern Volke haben freilich seinem Aeussern eine Art Europäischen Anstrichs gegeben. Seine Sprache ist nicht mehr ganz die Bilderreiche Sprache seines Vaterlandes, sein Anstand nicht mehr ganz der herrische, gebietertische Anstand des Nabobs von Mysore; er ist ein werdender Britte, der sich in den Ton und die Sitten des Volkes fügt, dessen Mitbürger er geworden ist, doch immer, ohne das eigentliche Karakteristische seiner Heymat und seiner ursprünglichen Erziehung, die unverschleyerte Offen- und Geradheit des wahren Naturmenschen, verlohren zu haben. Die Art, wie er um Liddy wirbt, der Ton, in dem er mit Gurli von ihrer Verheyratung spricht, sein Verhalten bey ihrer Wahl, der Ausbruch seiner Freude, als er seinen Sohn wieder findet, die Aufopferung seiner Leidenschaft zum Besten dieses geliebten Sohns: dies alles verräth eine gewisse Eigenheit, die mit europäischer Sitte und Handlungsweise nicht ganz übereinstimmt. Selbst die Anhänglichkeit für seine Nazionalreligion, seine Treue in den Gottesdienstlichen Verehrungen seiner vaterländischen Götter helfen ihn als Indianer karakterisiren; und die

To-

Toleranz, mit der er jeden seiner Nebenmenschen nach seiner Uiberzeugung an Gott glauben und Gott dienen läßt, beweißt mehr, als irgend ein anderer Zug, daß er zu keinem von den sogenannten kultivirten Völkern gehört, die ihren Gott und ihre Religion der ganzen Welt so gern als den bessern, als die allein seligmachende aufdringen wollen. Ihm ist strenge Ausübung der Pflichten der Menschlichkeit und Tugend, die sich in Thaten zeigt, die würdigste Gottesverehrung. Gebräuche, durch die diese oder jene Gottesverehrung von einander unterschieden ist: Taufe oder Baden im Voll- und Neumond, entscheiden bei ihm nichts; zerreissen nicht bey ihm die Bande, durch die die Natur alle Menschen der Erde mit Bruder- und Schwesterliebe zusammengeknüpft hat. Und das ist wahrlich nur indianische, nicht europäische Toleranz. Unsre Toleranz plaudert viel, thut aber desto weniger. Wir gönnen denen, die nicht unsers Glaubens sind, allenfalls eine frische Luft mit uns, aber nicht einerley bürgerliche Rechte. Wir lassen sie unter uns wohnen, aber nicht mit unserer Freiheit. Sie müssen es empfinden, daß wir die ersten im Staat sind, und sie nur die untergeordneten; daß sie durch

unsre

unsre Gnade, nicht durch das allgemeine Recht der Menschheit da seyn dürfen, wo wir sind. Ja, sehr oft dürfen sie nicht einmahl in einer Atmosphäre mit uns athmen; — sie müssen sich taufen lassen, unsre Kirchen besuchen, unsre Predigten hören, wann sie unsern Umgang geniessen, unser Vertrauen erhalten, unsre Freunde werden wollen. Unstreitig haben wir dazu unsre moralischen und politischen Gründe, und so den Finger auf den Mund gelegt, und ehrerbietig geschwiegen! Die Red' ist auch hier nur von dem Kontraste zwischen europäisch-christlicher und indianisch-heidnischer Toleranz, durch den Herr von Kozebue selbst seinen halb und halb vereuropäisirten Kaberdar, doch der ihm angebohrnen Bengalischen Natur und Denkart getreu erhalten hat.

Die übrigen Karaktere sind — die Ahnenstolze, aus deutschem Edelmannsblute entsproßne Dame Smith ausgenommen — ächt brittischen Schlages. Am vorzüglichsten nimmt sich unter ihnen der Zollinspektor Samuel aus. Ein äusserst närrisches Menschenwesen im Reden und Handeln, und lächerlich, von welcher Seite er sich auch präsentirt. Seine Methode, das

Ge-

Gespräch, er mag es nun mit sich selbst, oder mit andern halten, in Frag' und Antwort einzutheilen, ist eben so originell, als drolligt, und thut grosse komische Wirkung; nur schwächt die allzu ofte Wiederhohlung dieser Kategisazion den ersten Eindruk ein wenig. Indes kann der Schauspieler dem Dichter hier sehr zur Hülfe kommen, wenn er dies Fragen und Antworten nicht zu stark heraushebt, wenn er es nur leicht hinwirft, es mehr, als eine Angewohnheit ausdrükt, deren sich Samuel selbst nicht mehr bewußt ist. Es giebt Menschen, die diese oder jene Redensart beständig in ihrem Gespräch anbringen, ohne, daß sie es wissen: von dieser Art ist Samuel; in ihrer Manier könnte er also diese Eigenheit seines Karakters äussern. Pedantisirt er aber damit, präparirt er sie, gleichsam, als wollt er recht darauf aufmerksam machen, ordentlich durch eine Oefnung des Mundes, durch Aufheben des Zeigefingers, durch eine ganz besondere Positur seines Leibes: so wird sie langweilig, und ihr Komisches geht verlohren. Der Zug von Umständlichkeit, ängstlicher Ueberlegung und Prüfung auch bei der kleinsten Kleinigkeit, den der Dichter in diesen Karakter mit verwebt hat,

würde

würde sein Komisches ungemein erhöhen, wenn er mit mehr Mässigung angebracht wäre. Diese Mässigung aber hat Herr von Kozebue zu wenig beobachtet, und das schadet der Wirkung offenbar. Das Komische muß nie über die Gränzen der Wahrscheinlichkeit getrieben werden, wenn es Sensazion machen soll. Und das ist hier der Fall. Samuels Vorsichtigkeit ist Karrikatur im Superlativ, und der Superlativ im Abgeschmakten hört auf lächerlich zu seyn, es wird Fadheit, Fadheit aber macht Langeweile. Von dieser Langeweile läßt uns denn auch der Zollinspektor ein volles, gerütteltes Maaß geniessen, so oft er mit seiner über die Schnurhauenden Vorsichtigkeit angestochen kömmt. Besonders wird er damit in dem Auftritt, wo Gurli den Heyratskontrakt unterschreiben soll, und er alle Augenblik einen neuen Anstoß, eine neue Bedenklichkeit hat, völlig unerträglich. Diese Unerträglichkeit wird noch vermehrt, wenn wir sehen, daß der schmuzigste Eigennuz, der erbärmlichste Geldgeiz die erste Quelle dieser lästigen Bedenklichkeiten ist; wenn wir sehen, daß die zehntausend Pfund Sterling, die er zur Mitgift bekömmt, und die Hofnung, einst noch mehr zu be-

bekommen, nicht der liebenswürdige Karakter der reizenden Wilden, ihn zu dieser Heyrat bestimmen. Er ist nun nicht mehr blos lächerlich, er ist ekelhaft; er ist nun nicht blos ein Narr, er ist zugleich ein niederträchtiger Kerl, und Niederträchtigkeit kann nie amüsiren.

Auch der Zollvisitator gehört zu den amüsanten Personagen dieses Lustspiels. Uiber ihn kann man von ganzem Herzen lachen, denn alles an ihm ist Wahrheit. Seine Quekſilbergeschäftigkeit, sein Hin- und Herrennen, sein Lauschen und Spioniren, sein mit der Thür in's Haus fallen, indem er meint, er habe seine Sache recht schlau angestellt; seine Grobheit, sein grosses Maul, und seine Hasenhaftigkeit, wenn man ihn auf den Zahn fühlt; alles dies sind sehr getreue Züge einer englischen Visitatornatur, und können ihren Zwek, das Zwergfell zu erschüttern, gar nicht verfehlen, wenn sie nur einigermassen von dem Schauspieler ausgedrükt werden. Herr Michaud hier spielt diese Rolle gar nicht übel.

Miß Liddy, Samuels Schwester, ist freilich weder eine so brillante, noch eine so originelle Schilderung, als die wilde Unschuldige,

Gurli, aber doch immer ein sehr angenehmer weiblicher Karakter. Sie interessirt durch ihre Prunklose Tugend, ihre bescheidne Offenheit, ihre volle kindliche Liebe, die sich den Schlaf versagt und gern entbehrt, wenn sie nur zu dem Vergnügen des vernachlässigten Vaters etwas beitragen kann, allgemein. Wer fühlt sich nicht zu ihr hingezogen, wenn sie, um dem herabgekommenen Vater bequemere Tage zu verschaffen, eine Leidenschaft aufopfert, die ihrem Herzen so theuer ist; die Thräne, die ihr dieses Opfer kostet, muthig in sich schlukt, und freundlich und heiter, ihr Herz und ihre Hand hingiebt, wohin sie nicht gehören? Wer möchte sie entbehren, so sehr sie auch nur Nebenfigur ist?

Dame Smith, ihre ihrer eben nicht würdige Mutter, ist eine Karrikatur, kein eigentlicher Karakter; ein Mischmasch von tausendmal da gewesenen Lächerlichkeiten, und ohne alle Verbindung nebeneinander hingeworfen. Ahnenstolz der niedrigsten Art, Buchwesterey und pöbelhaftes Betragen, Witz, Menschenverstand und die erbärmlichste Geistesbeschränktheit sind hier zu einem unnatürlichen Ganzen vereinigt. Lachen kann man nur wenig über sie, man muß sich

über

über sie ärgern. Eine Peissarde in Paris, ein Austernweib in London, und eine Oehlerin in Wien kann ihren Mann kaum Sittenloser und gemeiner behandeln, als diese Dame aus dem hochberühmten Hause der Quirlequitsch. Solche Karaktere gehören nicht auf das Theater, denn sie existiren nicht in der Welt. So gemein entwikkelt sich die Weiblichkeit nur äusserst selten. Was für eine ausgeartete Seele gehört dazu, einen armen kranken Mann aus dem Schlummer zu schreien, ihm durch Rütteln und Schütteln podagrische Schmerzen zu verursachen, und diesen Schmerz noch obendrein zu persifliren! Wer mag ein solches Geschöpf sehen, selbst, wenn es natürlich wäre? Alle Darstellungen dieser Art empören, ekeln an. Beydes ist gegen den Zwek des Drama, daß ergözzen und belehren, uns interessiren und durch dies Interesse bessern soll.

Schifscapitain Robert und sein Jak sind wahre, aber keine originelle Zeichnungen. Smollet, Kolman und Cumberland haben die Züge dazu hergegeben, Manier und Sprache sind entwandt. Man muß übrigens diese Menschen kennen, um die Wahrheit zu fühlen, mit der sie

hingestellt sind; man muß mit den Eigenheiten bekannt seyn, die sie so ganz besonders vor dem übrigen Menschengeschlecht auszeichnen: um sich an der treuen Darstellung dieser ihrer, nur ihnen ganz eigenthümlichen Natur, laben zu können. Daher werden diese Szenen in allen Städten, wo man von See, Seefahrt und Seefahrern nur ganz dunkle Begriffe hat, nie die Wirkung thun, die sie hier thun, wo jeder Schifs- und Schiffertermin verstanden wird, und fast jeder Zuschauer so einen Robert und Jak mehr, als einmahl, gesehn hat. – Jaks Schifferwiz schweift übrigens hier und da ein wenig über die Gränzen; allerdings, völlig in seinem Karakter und seiner Natur. Aber nicht jede Natur ist der Nachahmung der schönen Künste würdig, am wenigsten der dramatischen, die mehr, als irgend eine andere, auf Sitte, Geschmak und Denkart des Publikums wirkt, und also auch vor allen am meisten in den Gränzen der Anständigkeit verweilen muß.

Die beiden Notarien, Mäster Staf und Mäster Strußel, sind recht eigentlich dazu da, unser Zwergfell in eine wohlthätige Bewegung zu sezzen. Das thun sie dann auch nach Gebühren. Es ist eine wahre Molierische

Szene,

Szene, wenn diese beiden Ehrenvesten Herren zusammen kommen, einander die größten Höflichkeiten in's Gesicht, und die größten Sottisen beiseite sagen; sich komplimentirend und in süssen Worten nach ihrem Wohlbefinden, der lieben Frau, dem allerliebsten Pathgen und der ganzen werten Familie erkundigen, und nachher, von Brodneid und innerlicher Galle auseinander hingerissen, wie die Lastträger schimpfen, ja endlich gar Parükke und Rok abwerfen, um sich ihre Hochachtung und Freundschaft durch die Ausübung der freien Kunst des Baxens zu beweisen; sich wieder aussöhnen und wiederschimpfen, und ganz gewis auch wieder in eine neue Faustkelazion gerathen würden, wenn der Zollinspektor nicht, auf gut Alexandrisch, den Knoten ihres Misverständnisses dadurch zerhaute, daß er den einen von ihnen zur Thür hinauswerfen läßt. Wahrhaftig, es gehört ein Stokhypochonder dazu, diese Szene zum erstenmahl zu sehen, und doch sein Gesicht in ernsthaften Runzeln zu erhalten. Ein Kranker müßte sich darin gesund lachen, selbst, wenn der Knochenmann mit seiner Sense an seinem Bette stünde; und, eine verdorbene Digestion wieder in den Gang zu brin-

gen, kann ein Arzt schwerlich ein besser Rezept verschreiben, als den Anblik dieser äusserst tollen und närrischen Szene.

Bey der öftern Wiederhohlung verliert dieser Auftritt freilich, wie aller Spaaß, den man auswendig weiß, besonders, wenn er weiter nichts, als Spaaß ist. Nur die Wirkung des Komischen ist dauerhaft, das uns immer durch seine Neuheit überrascht, und irgend einen Effekt hervorbringt, der in die Handlung Einfluß hat; nicht blos eine Füllizene macht, sondern entweder eine neue Verwirrung anspinnt, oder die schon angesponnene vermehrt. Das gilt aber von dieser Szene nicht, sie könnte weggelassen werden, ohne, daß die Handlung dadurch im geringsten verlöhre, ohne, daß man sie auf irgend eine Art vermissen würde.

Diesen Fehler des Mangels an eigentlichem Einfluß auf die Handlung, haben mehrere Szenen dieses Lustspiels. Hierher gehören zum Beyspiel, alle die Auftritte, in denen Dame Smith, diese eben nicht allzuehrenvolle Repräsentantin des deutschen Adels, ihre Abgeschmaktheiten produzirt. Sie veranlassen und sie hindern nichts; sie sind blos da, Lachen zu erregen,

und

und einen fatalen Zug nach dem andern in dieser weiblichen Karrikatur zu entwikkeln. Man könnte sie nicht allein völlig entbehren, man würde sie sogar gern entbehren, weil sie, wie schon oben erinnert worden, selbst zum blossen Lachenmachen viel zu widerwärtig sind.

Uiberhaupt ist in dem Stükke wenig oder gar keine Einheit. Die Fäden der Handlung durchkreuzen sich zu sehr, und die Personen treten so manchmal auf ohne eigentliche Veranlassung, blos, weil sie der Dichter braucht; wie, z. B., die mehrerwähnte Dame Smith. Sie kömmt und geht, ohne Zwek und Ziel, ohne es auch nur einmal zu sagen, warum sie kömmt und geht. Wenn es nun, wie die dramatischen Kunstrichter schon längst erinnert haben, nicht einmahl genug ist, daß die auftretenden Personen darum kommen und gehen darum oder darum; wenn wir auch aus dem Verfolg der Handlung sehen müssen, daß sie wirklich darum gegangen oder gekommen sind; wie weit weniger ist diese Dame Smith, die auch nicht einmahl eine Ursach ihrer Erscheinung vorgiebt, eine dramatische Person nach der Regel. Dazu ist das Interesse zu sehr und unter zu viel Per-

sonen vertheilt. Es ist keine eigentliche Hauptfigur da, die herrschend unsre Theilnahme regierte und leitete. Hier rührt uns die dürftige und schmerzliche Lage des ehrlichen Podagristen, dort die sanfte Theilnahme der zärtlichen Liddy, und das großmütige Opfer, das sie dem Glükke des leidenden Vaters bringt; jezt bezaubert uns die Kunstlose Offenheit der lieblichen Wilden, und ihre reizende Naivetät, mit der sie bereit ist, die ganze Welt, und mehr Männer auf einmahl zu heyraten, um nur keinem weh zu thun, und dem Vater und ihrer Freundin, Liddy, Freude zu machen; dann zieht Kaberdars reine, unverdorbene Natur, sein Vorurtheilsloser Menschensinn, und seine indianische Unbefangenheit wieder unsre ganze Herzlichkeit an sich. Nicht weniger spricht die Empfindung in uns für den rohen und doch so guten, den wilden und doch so warm vom Feuer der Menschlichkeit durchglühten Seekapitain, Robert. Alle diese Menschen umfassen wir mit einer Liebe, ihr gutes und böses Schikksal liegt uns gleich am Herzen. Wir wünschen eben so sehr die verfallnen Umstände des wakkern Podagristen verbessert, als wir der großmüthigen Liddy alle Freuden des

Bewußtseyns einer edlen That gönnen; sehen eben so gern den guten Jungen, Robert, durch Gurli's naives Liebesbekenntnis glüklich, als wir uns über Kaberdars Hofnungen freyer und zufriedner Tage freuen, wenn Liddy ihm, als künftige Gefährtin seines Lebens, fest und entschlossen die Hand reicht. Getheiltes Interesse aber schadet dem eigentlichen Interesse, den das Drama erregen soll, allemahl. Eine Theilnahme, die unsre ganze Thätigkeit in Bewegung sezt, die alle unsre Empfindungen und Gedanken, mit einem Worte, unser völliges Ich beschäftigt, kann nicht durch mehrere Personen zugleich in uns hervorgebracht werden. Eine solche Theilnahme ist individuell, ausgesondert, nicht allgemein. Der Dichter also, vor allem aber der dramatische, muß einen Hauptheiden haben, der unsre Aufmerksamkeit fixirt, wenn er unser höchstes Interesse erwekken, uns ganz und gar für seine Darstellung einnehmen, uns bis zur völligen Wahrheit und Wirklichkeit täuschen will.

Einen andern Fehler in Absicht des Interesse, hat sich der Dichter dadurch zu Schulden kommen lassen, daß er es für eine seiner Personen erregte, die es, nach der Katastrophe seines Lustspiels,

eigentlich nicht haben sollte, ich meine das Interesse für Kaberdar und seine Liebe zu Liddy. So wehl uns Fazirs Erscheinung wegen der rührenden Erkennung zwischen Bruder und Schwester, Vater und Sohn thut, so unwillkommen ist sie uns durch die ungelegne Trennung eines Bandes, das kindliche Liebe und edle Offenherzigkeit zwischen Kaberdar und Liddy geknüpft haben. Wir haben diesen Kaberdar durch das ganze Stük so liebgewonnen, er hat sich uns so ganz in der Vortreflichkeit seines Karakters enthüllt, daß wir ihm mit voller Seele das Glük gönnen, der Besizzer so vieler Liebenswürdigkeiten zu werden, die sich in der schönen Seele der sanften Liddy vereinigen. Und nun erscheint auf einmahl ein Mensch, von dem wir nur im Vorbeigehn gehört haben, den wir nicht kennen, von dem wir weiter nichts wissen, als daß er bis zum Sterben in seines Vaters Braut verliebt ist, und in dieser verliebten Entzükkung, mehr a la Siegwart, als im Karakter eines ungezierten Naturmenschen, einem Vogel, der vom Lande auf seinen Mast fliegt, zupfeift und zuruft, ihn küssen möchte, weil er sich einbildet, er habe Liddy was ver-

ge-

gesungen; und in einer Schleife, die der herabhängende Strik einer Hangematte bildet, ein L erblikt, das ihn an dem Nahmen Liddy erinnert; und dieser uns wildfremde Mensch erhält das Mädchen, das sich so eben einem Manne ergab, der sich unsre ganze Hochachtung und Liebe erwerben hat.

Wer kann damit sympathisiren, wer ohne Empfindlichkeit diesen Mann ein Kleinod verlieren sehen, dessen er so würdig ist? Wirklich sind auch hier fast alle Stimmen des Publikums gegen diese Katastrophe, fast alle erklären sich für Kaberdar, fast alle wünschen: dieser Fazir säße lieber in seiner Kajütte, und enträthselte neue Buchstaben aus dem herabhängenden Strikke seiner Hangematte.

So viel ist gewis, dieser Fazir hätte entweder vom Anfang mit seiner Liebe dem Zuschauer interessanter gemacht werden, oder er hätte das Mädchen nicht bekommen sollen. Was hat er für Rechte? Er hat nie vorher seine Liebe gestanden, nie ein Gegengeständnis erhalten: er weiß kaum, daß er wiedergeliebt wird. Wir sehen in ihm nichts, als ein verliebtes Kind, keinen Mann, der sich durch irgend etwas Ansprüche

ſprüche auf Liddys Liebe erworben hätte. Vielmehr muß ein Mädchen von einem ſo ausgebildeten Karakter und Geiſte, wie ſie, kein ſolches Kind heyraten. Sie muß einen Mann haben, und das iſt Kaberdar. Nur ihm gönnen wir ſie; und wenn Liddy demungeachtet das Kind wählt, und nicht den Mann: ſo werden wir halb unwillig über ſie; ſie verliert auf einmahl wieder in unſern Augen, was ſie gewonnen hat; ſie wird ein gewöhnliches Mädchen, das ein paar friſchere Wangen dem entſcheidendern Werth des Mannes vorzieht, und ihr ſchönes groſſes Opfer der kindlichen Liebe ſinkt zu einer Spiegelfechterei herab, durch die ſie unſer zu leicht getäuſchtes Herz hinterging.

Dem ſey, wie ihm wolle. Burli's ſchöne Zeichnung macht alle dieſe Fehler wieder gut. Sie iſt dem Dichter ſo ungemein geglükt, daß ich es für meine Pflicht halte, durch eine umſtändliche Zergliederung derſelben ihrem Schöpfer einen Beweis von der Achtung zu geben, die ich für ſeine ausgezeichneten dichteriſchen Talente habe, und ſtets haben werde. Die nächſte Wiederhohlung dieſes Luſtſpiels ſoll mir dazu Gelegenheit bieten.

XXIII.

Am siebzehnten November: die heimliche Heyrat, Lustspiel in fünf Aufzügen, von Kolman und Garrik, übersezt von Schröder; und die Heyrat durch's Wochenblatt, Lustspiel in einem Aufzuge, nach Boursault, von Schröder.

Die heimliche Heyrat behauptet auf dem komischen Theater einen vorzüglichen Rang, und übertrift an Regelmäßigkeit und Einheit des Plans fast alle englischen Lustspiele. Diese Regelmäßigkeit hat sogar die Franzosen gereizt. Madame Riccoboni übersezte es in ihre Sprache, und es fand allgemeinen Beyfall. In eine Oper verwandelt, machte es unter dem Titel: Sophie, das nehmliche Glük auf der italienischen Bühne zu Paris.

Der englische Verfasser ist einer der besten dramatischen Köpfe seiner Nazion, Kolman.

Laut Kolmans Zeugnis, hat auch Garrik Theil daran, wie viel, sagt er nicht. Wahrscheinlich aber ist es mit diesem Antheil nicht weit her, denn — wie ich schon einmahl erinnert

nert habe — der dramatiſche Dichter war nie Garriks glänzende Seite.

Uiberhaupt will dies Zuſammenarbeiten zweier dramatiſcher Dichter an einem und dem nehmlichen Stük, wenn dieſer nicht etwa den Plan erfindet, und jener die Ausführung übernimmt; wenn dies Mikeinanderarbeiten nicht etwa in mitgetheilten Ideen, oder höchſtens in der Einwebung dieſer oder jener Szene beſteht, mir gar nicht recht einleuchten. Am wenigſten begreif' ich, wie ſo ein gemeinſchaftlich zuſammen gezimmertes Drama wohl gerathen kann. Jeder gute Kopf hat ſeine eigne Manier, ſeine ihm nur eigenthümliche Behandlungsart und Darſtellungsgabe. Wie nun zwei ſolche verſchiedne Manieren, zwei ſolche kontraſtirenden Behandlungs- und Darſtellungsarten ſich zu einem übereinſtimmenden Ganzen, zu dem Einton vereinigen laſſen, den doch jedes möglichſtvollkommne Werk der Kunſt haben ſoll, iſt mir ein Rätſel. Arbeitet ſich aber, um dieſen Zuſammenklang hervorzubringen, einer in die Manier des andern hinein, ſo geht das, was ſein Genie eigentlich karakteriſirt, den eigentlichen Wert deſſelben ausmacht, die Originalität, darüber ganz verlohren. Sein

Gang

Gang iſt dann nicht mehr der freie, raſche und dreiſte Gang des aus eigner Kraft wirkenden Genies, ſondern Schleichen an dem Gängelbande einer fremden Laune. Er gleicht einem Roſſe, dem man einen Ring in die Naſe gelegt hat, und ein Gebis in das Maul, das gehen muß, wie ſein Reuter, nicht, wie es ſelbſt will. Was er dann auch macht, es wird ihm die belebende Kraft fehlen, die allein die dramatiſche Dichtung zur Wahrheit erhebt. Die Bemühung, ja nicht ſeinem eignem Geiſte, ſondern dem fremden, der vor oder neben ihm herſchreitet, zu folgen; ihm entweder nach oder gleiches Schritts mit ihm zu gehn; wird in ſeine Darſtellung eine gewiſſe Aengſtlichkeit bringen, und ihm, ſelbſt, wenn er Meiſter ſeiner Kunſt iſt, eine Art Schülerhafter Phiſiognomie geben. Sie wird den Lebensſtrom der durch dieſen Zwang erkalteten Imaginazion mächtig verdünnen, ſeine geiſtigen Theile verwäſſern, und über das ganze Werk eine Kühle verbreiten, bey der Theilnahme und Täuſchung nie aufkommen können, bey der ſie vielmehr, wie zwiſchen Träumen und Wachen herumzappelnd, mählich und mählich zum ſanften Schlaf eingenikt werden müſſen. Noch ſchlimmer iſt's,

wenn jeder ſich von ſeinem eigenem Geiſte trei-
ben läßt, jeder auf ſeine eigne Weiſe das Flü-
gelpferd der Phantaſie reutet, jeder ſeiner Naſe
nach auf das voraeſtekte Ziel zugeht. Was für
ein widerſprechendes Werk muß das geben, wenn
der eine hier, der andre dort eine Szene einflikt,
dieſer einen Karakter, und jener einen ausführt!
Was für Ungleichheiten müſſen da im Plan und
Karakteriſtik entſtehen! Der wird eine Wen-
dung anbringen, die nicht in ſeines Mitarbei-
ters Plan taugt, und der einen Zug, der ſeines
Nachbars Karakter in die Luft ſprengt. Am
größten aber werden dieſe Widerſprüche wer-
den, wenn dieſe beiden, abgeſondert bearbeiteten
Karaktere, in einer Szene zuſammen kommen,
und jeder nun dem Machwerk des andern ſein
Sprachrohr leiht. Wie oft werden da ihre
Ideen einander gegen die Köpfe rennen, wie
oft wird der eine etwas herausheben, was der
andre mit Fleiß im Dunkeln ließ; und ſo ihr
Zuſammenarbeiten ein wahres Entgegenarbeiten,
ihr ganzes Werk ein Mißding, und ein Unge-
heuer werden, wie Horaz im Anfang ſeiner
Epiſtel an die Piſonen beſchreibt.

Deswegen können auch, im eigentlichen Ver-
ſtande,

ſtande, unmöglich zwei Dichter zugleich an der heimlichen Heyrath gearbeitet haben. Die Regelmäſſigkeit in der ganzen Oekonomie, die Einheit im Ton und Ausführung ſtreiten ſchlechterdings darwieder. Nur einer kann bey ſeiner Verfertigung hauptſächlich die Hand im Spiel gehabt haben, und das iſt, höchſtwahrſcheinlich, Kolman. Wenigſten prädomitirt der Geiſt ſeiner Darſtellung, wie er in dem engliſchen Kaufmann und der eiferſüchtigen Frau ſichtbar iſt, *) hervorragend und einleuchtend durch das ganze Stük. Garrik hat vielleicht an dem Plan, an dieſer oder jener Szene, dem oder dem Bonmot Antheil, mehr ſchwerlich.

Die erſte Idee zu dieſem Luſtſpiele gab Hogarths berühmter Kupferſtich: die Heyrat nach der Mode. Unſtreitig iſt es Kolmans beſte Arbeit. Die anziehendſten Situazionen, der lebhafteſte Wiz, die bezeichnendſte und gerundetſte Sprache und eine ganze Gallerie von mit Feuer und Wahrheit geſchilderten Karakteren, machen es zu einem der vorzüglichſten Produkte, deren ſich die dramatiſche Kunſt des an vortreflichen

*) Bekannte Luſtſpiele von Kolman.

lichen Köpfen so reichen Englands rühmen kann. Das, was die Engländer Humor nennen, und worin sie so einzig sind, karakterisirt dieses Lustspiel so ausgezeichnet, daß es selbst mit dem glänzendsten ihrer humoristischen Stükke um den Vorzug streitet. Dieser Humor giebt der Wahrheit, die durchaus in der Schilderung der aufgestellten Karaktere herrscht, noch einen neuen Reiz, und erhöht unser Interesse zu einem Grade, daß wir Dichter und Schauspieler darüber vergessen, und vor der Bühne, wie in der wirklichen Welt leben.

Wer erkennt nicht, die sanfte Fanny ausgenommen, in der ganzen Familie, Sterling, die treuste Abbildung eines platt bürgerlichen Zirkels, der etwas vorstellen will, und doch ganz und gar das Zeug nicht dazu hat? der es sich einkommen läßt, im Ton, Lebensart und Aufwand mit der grossen Welt auf einem Fuß zu leben, und doch alle Augenblik, durch Geschmak, Sitten und Gesinnungen, verräth: wie tief Erziehung und gänzlicher Mangel an Kultur, ihn unter der Welt seiner Nachahmung gebildet haben? Kann etwas wahrers erfunden werden, als Sterlings so treffend aus der Natur aufgegriffner Karakter? Handeln ist sein Wiz, Rechnen seine Tugend, und

sein

ſein Geld ſein Verſtand. Er kennt ſonſt kein Verdienſt, als Bankozettel, und Kiſten, die mit Guineen angefüllt ſind. Für etwas anders hat weder ſein Kopf, noch ſein Herz Raum. Gehirn ſucht man bei ihm vergebens, man findet nur Ziffern, und Empfindung hat er nur für klingende Münze. Von Glükſeligkeit hat er keinen andern Begrif, als eine Tafel geben zu können, an der zu eſſen ſich der vornehmſte Lord nicht zu ſchämen braucht; und mehr Aufwand zu machen, als mancher Groſſe, dem Geburt und Rang die erſte Stelle im Staat geben. Auf dieſe Vorzüge pocht er mit allen dem dummen Stolze, der ſolchen Guineenmännern eigen iſt, die blos reich ſind, und weiter nichts. So ärmlich es auch um ſeinen Verſtand ausſieht, ſo gemein und tölpiſch er ſich auch beträgt, ſo plump und ungezogen er ſich auch ausdrükt, ſo bildet er ſich doch auf ſeine Höflichkeit, ſeinen Wiz und ſeinen Geſchmak nicht wenig ein; ſo will er doch für einen Mann von Ton paſſiren, und den Hofſchranzen zeigen, wie Bürger leben. Er hat ſeinen Luſtgarten, ſo gut, wie irgend ein Lord, ganz a la **Sterling**; Leimfarbige Pfüzzen, die er für Kanäle ausgiebt; Kaskaden, Grotten, Brükken,

holländiſche Tulpen, bleyerne Jahrszeiten, einen fliegenden Merkur, ein Baſſin, und mitten drin einen Neptun; eine Laube, die ein Waſchhaus, ein Fichtenwäldgen, das ein Brauhaus war; eine in der Luft ſchwebende Sommerkajütte, auf den Maſtbaum eines Oſtindienfahrers gebaut; verdekte Gänge, die ſich, wie ein Wurm, winden, und in denen man nicht einen Daumen breit weiter ſehen kann, als die Naſe reicht. Dieſe Sinn- und Geſchmakloſen Herrlichkeiten preißt er mit der ekelhafteſten Redſeeligkeit, ſcherzt, wie ein Laſtenträger, und wiehert, wie ein Pferd, wenn er lacht. Der wahre reiche Bauer, der, weil er Geld hat, ſich alles für erlaubt hält, und, ſeiner Guineen wegen, ſich den wichtigſten und vornehmſten Mann in dem ganzen Umkreis der engliſchen Staaten glaubt.

Seine Schweſter, Miß Heidelberg, verdient die Ehre, einen ſolchen Bruder zu haben, vollkommen. Sie giebt ihm in Gemeinheit und dummem Bauernſtolze nicht das mindeſte nach. Die leibhafte bürgerliche Dame, die die Glokken der groſſen Welt hat läuten hören, ohne zu wiſſen, wo ſie eigentlich hängen. Sie will artig, verbindlich und höflich ſeyn, aber ihre pöbelhafte

Er-

Erziehung verhindert sie alle Augenblik daran. Sie will sich mit vornehmem Anstand produziren, und hat doch nie, auch nur von fern, einen vornehmen Zirkel gesehn. Steifheit, kleinstädtische Komplimentirsucht, gespreiztes und geziertes Wesen hält sie für Noblesse, und eine gezogne, affektirte, halb verkante Sprache, für feinen Welton. Und selbst dieser lächerlichen und linkschen Noblesse bleibt sie nicht einmahl immer getreu. Ehe man sich's versieht, vergißt sie ihre Rolle, und steht da in aller ihrer bürgerlichen Kleinlichkeit, mit all' dem plumpen Air einer holländischen Krämerfrau.

Miß Sterling, ihre Nichte, ist nicht minder der Ehre würdig, ein Mitglied dieser originalen Familie zu seyn. Sie hat all das Pöbelhafte des Vaters und der Tante mit einer glüklichen Mixtur von eigenthümlicher Unverschämtheit. Das eitelste, Puz und Rangsüchtigste, koketteste und verzogenste Ding von einem weiblichen Geschöpfe, das man sehn kann; aus Neid und Mißgunst zusammengesezt; boßhaft, hämisch, ein Zank- und Hexteufel, der von und durch Galle lebt, und jedem Galle macht, der sich ihm naht.

Diese schönen Eigenheiten ihres Karakters haben sehr natürlich die ganze männliche Welt von ihr entfernt. Troz allem ihren Gelde, bezeigt Niemand Lust, sich mit ihren Vollkommenheiten zu verfamialisiren. Sie steht auf dem Punkt, eine alte Jungfer zu werden. Das schlimmste, was einem Mädchen wiederfahren kann; besonders, wenn eigne Schuld, Grillen oder Thorheiten diesen Not- und Drangzustand herbeiführen. Mit ihm kömmt jene Säure und Schärfe in die Mädchenseelen, durch die alte Jungfernnatur sich fast immer so auffallend karakterisirt; und das, wie mich dünkt, aus sehr natürlichen Gründen. Unbefriedigte Wünsche machen miesmuthig, mürrisch und Launenhaft; Launen geben bittre, widerwärtige Stimmung, und widerwärtige Stimmung erkältet das Herz gegen Freude und Lebensgenuß. Aus dieser Kälte entsteht Misgunst, Neid, wenn andre sich des Lebens freuen, und aus diesem Neide Läster- – Verläumdung und Klatschsucht. Daher kömmt es denn, daß unter allen grämlichen und sauertöpfischen Geschöpfen, alte Jungfern fast immer die grämlichsten und sauertöpfischsten sind; daß die edle Wissenschaft des

Ver-

Verkleinerns, des Ehrabſchneidens, des Spionirens und Mükkenſangens faſt nirgends ſo herrſchend präſidirt, als in den Zirkeln dieſer unverheyratet gebliebnen Unglüklichen. Ich ſage mit Fleiß faſt, denn nicht alle unverheyratet gebliebnen Damen gehören in dieſe Klaſſe. Es giebt deren ſehr würdige, von denen es zu beklagen iſt, daß Umſtände und Zufall ſie verhindert haben, eine Beſtimmung zu erfüllen, zu der ſie durch Eigenſchaften des Geiſtes und Herzens einen vorzüglichen Beruf hatten.

Auf dieſe Achtung aber kann Miß Sterling keine Anſprüche machen. Obſchon ſie nur erſt die werdende alte Jungfer iſt, ſo ruht doch ſchon der ganze gewöhnliche Geiſt dieſes unſeligen Zuſtandes auf ihr. Endlich, glaubt ſie, iſt es doch einmahl ſo weit gekommen, daß ein Mann ſich um ihre Exiſtenz bekümmert; endlich einmahl wird ſie Frau werden, und noch dazu die Frau eines Mannes vom Stande. Schon fährt ſie im Geiſt, glänzend von Diamanten, Rubinen, Smaragden, Topaſen und Amethyſten, in einer goldnen Karoſſe nach Hofe, an der Seite ihres ſtrahlenden Gemahls. Schon gellen ihr die Ohren von dem ſüßen Klange: Lady Melvil;

ſchon trätſcht ſie mit vornehmen Herren und Damen über Stadt- und Hofneuigkeiten, applaudirt in der Oper, und gähnt in der Komödie; grüßt im Park vornehmanädig ihren Vater, und lächelt Protekzion auf ihre Verwandten herab. Mit Prunkhaftem Maulvollnehmen detaillirt ſie dieſe vornehmen Schwindeleyen ihrer Schweſter, nicht ohne die edle Abſicht, ſie damit zu kränken. Und ſiehe da, Sir John Melvil erſcheint, nicht als ihr Liebhaber, als Liebhaber ihrer Schweſter. Auch ihm haben ihre ekle Sitten, ihre niedrige Denkungsart, ihr ganzes widerwärtiges Weſen den Appetit verdorben. Er weicht ihr überall aus, hat nur für Fanny Augen, ja erklärt ihr ſogar auf den Knieen, und, in den feyerlichſten Ausdrükken, ſeine Liebe. Das muß ſie mit ihren eigenen Augen ſehen, mit ihren eignen Ohren hören. Noch mehr, Melvil erklärt es auch ihrem Vater geradezu, daß er nur Fanny lieben könne, und ohne ſie, der Ehre, in ſeine Familie zu heyraten, entſagen müſſe. Das alles muß ſie erleben. Adieu nun goldne Karoſſe und Brillanten zum Hofſtaat, Adieu nun ſüßer Nahme, Lady Melvil, Adieu Hofgeſchwäz und Hofumgang! Adieu die

ganze

ganze Freude: Frau zu werden! Und wer bringt sie um alle diese goldnen Träume der Heyrat und des Hoflebens? ein stilles, eingezogenes, einfältiges Mädchen, um das ihres Vaters Buchhalter seufzt. Das ist nicht auszuhalten. Wie? sie sollte Lady Melvil werden? Nimmermehr! Um dieses zimpferlichsittsamen Geschöpfs willen, sollte sie sizzen bleiben? Nun und nimmer! Mit allem Gifte des Neides, des Hasses und der Verfolgung geht es nun über die arme Unschuldige her. Da wird verläumdet, verhezt, verhöhnt, geweint für Boßheit. Fort aus dem Hause soll die glüklichere Nebenbuhlerin, und ihr das Leben so sauer gemacht werden, das auch nicht der Genuß einer einzigen frohen Stunde ihr zu gute kommen soll; ganz im Karakter einer sizzengebliebnen alten Jungfer.

Sehr auffallend kontrastirt mit diesem theuren Familienkleeblatte die sanfte und liebenswürdige Fanny. Sie ist ganz das Widerspiel von Vater, Tante und Schwester; von Prätension eben so fern, wie von Eitelkeit; eben so bescheiden, als gut, so zärtlich als großmüthig; feiner Empfindung und reines Herzens, duldend, nachsichtig

ſichtig und verzeihend; eines der ſüſſen weiblichen Geſchöpfe, die das Leben ſo reizend und die Bande des Gatten und Vaters ſo anziehend machen.

Mit gleichem Glük ſind, den unbedeutenden und allzuflach gezeichneten Karakter des Melvil abgerechnet, die übrigen Perſonen des Stüks von dem Dichter entworfen und ausgebildet. Vor allen aber brillirt Mylord Ogleby, eine der originalſten und durchgeführteſten Libertins des engliſchen Theaters. Ein alter verlebter Sünder, durch allzupraktiſche Weltkenntnis entſtrikt und entnervt. Schlaff an Leib und Seel', Kraft und Saftlos durch und durch; aber doch noch immer lüſtern nach den Fleiſchtöpfen Egiptens; noch immer der eingebildete, eitle Fat, der er in ſeiner Jugend war; noch immer voll Anſprüche auf Liebenswürdigkeit, noch immer voll von dem Wahn, daß kein Weib ihm widerſtehen könne; noch immer Feuer und Munterkeit, jugendlichen Leichtſinn, und den leichten dahingeworfnen Anſtand und Ton eines jungen Gekken vom Stande affektirend. Dabey hat er, wie alle Wollüſtlinge, ein Herz, zart, wie ein Liebesſeufzer, und weich, wie ein Roſenblättgen.

Ein

Ein zärtlicher Ton ſchmilzt es, und eine Thräne macht es vollends kaputt. Seine matten Augen fangen an, ſich zu wäſſern, ſeine abgeſpannten Nerven erzittern, ſeine Sprache wird ſchwerfernd und gebrochen, und eine Ohnmacht iſt nicht fern. So erſchöpft und entkräftet, iſt ſein Leben ein eigentliches Schmerz- und Weheleben, aber, weit davon entfernt, ſich das merken zu laſſen, giebt er ſich vielmehr alle Mühe, die ganze Welt zu überreden, er leb' und webe im May- und Roſenmonde ſeines Daſeyns.

Herrn Schröders Ogleby iſt ein wahrer Triumpf der Kunſt der Darſtellung. Da geht auch nicht der kleinſte Zug des Kolmanſchen Gemäldes verlohren. Vom Scheitel bis zur Zeh', entwikkelt er in ſeinem Spiel den gebrechlichen, krüppelhaften Gek vom Stande. Blik, Ton, Gang, alles karakteriſirt den Debaucheur. Mit der größten Feinheit iſt Friſur, und Anzug, ja ſogar die Farbe ſeines Geſichts zur Bezeichnung dieſes Kraft- und Saftloſen vornehmen Lüderlichen gewählt. Sein Oberleib hat noch alle das leichte, gefällige und gewandte, das die Erziehung in ſeinem Stande giebt; aber das Pedal taugt nicht, das Knie iſt ſteif, der

Fuß schleppt und zieht sich. So matt sein Blik auch geworden ist, so schlaff seine Augendekkel auch herabfallen, so schimmert doch noch immer eine gewisse Lüsternheit durch, die den beharrlichen Sünder ankündigt. Zugleich aber verräth das beständige Zittern dieser Augendekkel und ihrer Wimpern, die kaum so viel Kraft haben, sich in dieser hängenden Lage zu erhalten, daß seine Lüsternheit nur blos noch Wille ist, daß sie nicht mehr zur That werden kann. Eben so bestätigt sein schwankender Gang, die krampfhafte Zusammenziehung seiner Knie und Waden, wenn er die leichte Bewegung des Jünglings nachäffen will, den Mangel an Kraft zur Sünde. Am auffallendsten aber wird er in der Szene sichtbar, wo Fanny dem verwelkten Wollüstling ihre Liebe zu Lowewell, und ihre heimliche Heyrat entdekken will. Der alte eitle Gek schließt aus der schüchternen Verlegenheit, und aus der ängstlichen Ungewisheit, mit der sie diese Entdekkung beginnt, ohne damit zustande zu kommen; aus dem herzlichen, schamhaft bescheidnen Ton, mit dem sie sich über ihre Liebe erklärt: daß er der Gegenstand ihrer zärtlichen Neigung ist. Diese vermeinte Eroberung löst sein Rosenthau-

thauseelgen in das süssest-Entzükken auf. Seine Augen sprühen Lüsternheit; seine verbleichten Wangen fangen eine Art Feuer: aber sein abgestumpftes Nervensystem ist so wenig fähig, dieses Entzükken auszudauern, daß er sich kaum auf den Füssen erhalten kann; er schwankt, halbohnmächtig, hin und her, und empfindsame Thränlein zittern über seine grauen Augenwimpern herab. Treuer kann der Menschendarsteller nicht mahlen, und glänzender der Schauspieler nicht mit dem Dichter um die Palme ringen, als Schröder hier mit Kolmann.

Die Uibersezzung, nach der dies Lustspiel auf der hiesigen Bühne gespielt wird, hat vor der ältern, die der durch die Herausgabe seines englischen Theaters um unsre Bühne wirklich verdiente Herr Professor Schmid in Giessen, davon geliefert, offenbare Vorzüge. Sie ist weit treuer, dialogischer und theatralischwirksamer. Manche unnötige Theaterveränderung ist aufgehoben, und hier und da auch das überflüssige Geschwäz getilgt worden. Mit vielem Rechte hat der neue Uibersezzer den drolligen Karakter des Schweizers, Canton, wieder aufgenommen, den Herr Schmid aus allzugrosser

Ve-

Besorgnis des Nichtwirkens, in seiner Uiberseczzung ausließ. Seine Besorgnis war vergebens. Die Szenen, in denen dieser Schweizer erscheint, vermehren das Komische des Stüks ungemein, besonders, wenn er überall in so gute Hände fällt, wie in Wien, wo ihn Herr Weidman, und hier, wo ihn Herr Schmidt spielt.

Die Heyrath durch's Wochenblatt ist nach Bourfaults Mercure galant frei bearbeitet. Ganz neue Szenen und Karaktere sind hinzugekommen, die, wie das Stük überhaupt, sehr amüsiren. Schade ist's, daß seit einiger Zeit bei der hiesigen Vorstellung die Schauspielerszenen wegbleiben, die so viel zu diesem Amüsement beitragen. Das Publikum, das Herrn Schröders Schauspieler nicht vergessen kann, vermißt diese Szenen ungern, und wünscht, daß er es bei einer Wiederhohlung dieses unterhaltenden Nachspiels einmahl wieder damit traktiren möchte.

Inhalt.

20.

Kaspar der Thorringer, Trauerspiel in fünf Aufzügen, und die drei Pächter, Singspiel in zwei Aufzügen, von Monvel, die Musik von Desaides.

21.

Fortsetzung der Kritik über König Lear.

22.

Töffel und Dörtchen, Singspiel in zwei Aufzügen, von Monvel, Musik von Desaides, und die Indianer in England, Lustspiel in drei Aufzügen, von Hrn. von Kozebue.

23.

Die heimliche Heyrath, Lustspiel in fünf Aufzügen, von Kolmann und Garick, übersezt von Schröder, und die Heyrath durchs Wochenblatt, Lustspiel in einem Aufzuge, nach Boursault, von Schröder.

Von dieser Schrift erscheint alle Monate ein Heft. Drey solcher Hefte machen einen Band aus, und zu jedesmaligen 3ten Hefte kömmt ein in Kupfer gestochener Haupt-Titel und ein Kupfer in Octav-Format. Erstern ziert eine passende Vignette, und Letzteres bezeichnet entweder eine theatralische Gruppe, oder eine Figur mit dem Kostüme irgend eines Zeitalters: das auch illuminirt werden soll, wenn es die Umstände erfordern.

Der Preiß eines Jahrgangs von 12 Heften ist ℛ 4 — an Gold, den Louisd'or zu 5 ℛ — gerechnet. Diesen Betrag bezahlt jeder Interessent beim Empfang des ersten Heftes.

Alle löbliche Postämter und Buchhandlungen, oder wem es sonst noch gefällig seyn solte, die Distribution derselben zu übernehmen, erhalten die gewöhnliche Provision für ihre Bemühung, und wenden sich gefälligst

an die Käyserl. Reichs-Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition in Hamburg, welche die monathliche Versendung an alle resp. Post-Aemter in und ausser Deutschland übernommen:

— — Herzogl. Zeitungs-Expedition in Gotha. Auch an folgende Buchhandlungen:

nach Berlin, an Herren Haude und Spener;
— Frankfurt am Mayn, an Herrn Herrmann;
— Hamburg, an Herren Herold;
— Leipzig, an Herrn Barth;
— Nürnberg, an Herren Felseker;
— Prag, an Herrn Gerle;
— Strasburg, an die academische Buchhandlung;
— Wien, an Herrn Stahel, oder

an die Verlagshandlung in Schwerin.

Dramaturgiſche Monate.

Zweiter Band.

Drittes Stük.

XIV.

Am achtzehnten November 1789: die Wiederhohlung des Luſtſpiels: die Indianer in England.

Verſprechen bringt Schuld. Hier alſo die Zergliederung des Karakters der Gurli.

Brillanter und zugleich ſchwieriger, in die Augen blizzender und zugleich delikater für die Darſtellung auf dem Theater, kann nicht leicht eine Rolle gefunden werden. Es iſt faſt unmöglich, daß ſie irgend einer Schauſpielerin ganz verunglükke, aber es iſt auch zehn gegen eins zu verwetten, daß nur äuſſerſt ſelten Gurli das ganz in ihrem Spiele ſeyn wird, was ſie nach

dem Dichter seyn soll. Gefallen wird fast jede, die in dieser Rolle auftritt, aber darin zu gefallen verdienen, das dürfte nur das Looß sehr weniger Auserwählten seyn. Naivetät und Unschuld sind ein paar gefährliche Klippen, an denen selbst das hervorstechendste Talent der geübtesten Künstlerin nur gar zu oft scheitert. Fast immer artet die erste in Plattitüde und Soubrettenair, und die andre in Dummheit und bäurische Gemeinheit aus. Gar zu leicht verrathen unsre Schauspielerinnen in diesen Karakteren, daß sie mehr wissen, als sie, nach Maaßgabe ihrer Rolle, wissen sollten; gar zu leicht heben sie durch Ton und Geberde heraus, was sie nur mit der äussersten Unbefangenheit hinwerfen sollten; und der schuldloseste Ausdruk der reinsten Naivetät und Unschuld wird bei ihnen schlaue Koketterie, oft noch was weit schlimmeres — Frechheit.

Gurli wird also, sie mag auch gespielt werden, wo sie will, überall interessiren, überall beklatscht werden; und sehr oft da am meisten, wo sie am wenigsten von der Schauspielerin und dem Publikum verstanden wird. Aber die Damen unsres Theaters, die mit dem Dichter Hand in Hand, auf dem von ihm vorgezeichneten Pfade,

gerad'

gerad' und eben einhergehn, nie Koketterie mit Naivetät, und Dummheit mit Unschuld verwechseln: diese Damen werden auf unsern Bühnen eine eben so grosse Seltenheit seyn, als die Gurli's in der weiblichen Welt selbst. In der That gehört, um dem Dichter vollkommen Gnüge zu leisten, zur Darstellung dieses Karakters ein eben so feiner Verstand, als die ausserordentlichste Zartheit des Gefühls nötig ist, ihm weder zu viel, noch zu wenig zu thun; ihn weder zu flach, noch zu grell zu zeichnen, weder zu matt, noch zu stark auszudrükken. Gurli ist keine von denen Rollen, die, wenn anders der Kenner befriedigt werden soll, blos glükken können. Mit dem simplen natürlichen Gefühl ist's hier nicht gethan. Der Verstand muß dieses Gefühl erst läutern, berichtigen, bestimmen; damit nicht die Schauspielerin ihre eigne Natur, statt der Natur der Gurli, unterschiebe; nicht ihre Naivetät, für die Naivetät einer Indianerin gebe. Denn alles, was Gurli sagt und thut, ist so ganz ihre individuelle, bengalische Natur, daß sich schlechterdings keine fremde unterschieben läßt, wenn der Karakter nicht umgeworfen und seines größten Reizes beraubt werden soll.

Ein Hauptzug in diesem Gemälde indianischer Naivetät und Unschuld, der gar nicht verwischt werden darf, ist, zum Beispiel, die gänzliche Nichtbekanntschaft mit Geziertheit und affektirter Schaam, die wir Europäer Ehrbarkeit und Sittsamkeit nennen; das völlige Fremdseyn mit koketterirender Vertraulichkeit, die bey uns für weibliche Offenheit gilt; die glükliche Unwissenheit, die das Herz so unbefangen, und von jeder Verderbtheit unsrer feinern, gebildetern Erziehung so frei erhält; die nicht ahndet, daß irgend etwas böse seyn kann, was offenbarer Wink der Natur ist, und keine Zurüthaltung kennt, als die, die die grosse Urheberin aller lebendigen Wesen ihren Geschöpfen selbst eingepflanzt hat.

Gurli ist ganz Kind der Natur, weiß nichts von Ansichhalten, vom künstlichen Sichverstekken vor dem Auge der Beobachtung; sie zeigt sich in ihrer ganzen Eigenheit; giebt Empfindungen, Gedanken und Wünsche, gerade, wie sie entstehen, und in dem nehmlichen Augenblik, offen und frei zu erkennen; ohne erst nach einem schiklichen Ausdruk derselben zu suchen, ohne sie verschleyern zu wollen. Sich nichts Argen bewußt,

bewußt, äuſſert ſie auch ganz argloß, was ſie empfindet, denkt und wünſcht. Aber eben deswegen hat dieſe Aeuſſerung auch den ganzen reinen Ton ihrer glüklichen Unbefangenheit. So Schuldlos, wie ſie empfindet, ſo Schuldlos erklärt ſie ſich über ihre Empfindungen. Sie weiß nichts von dem Dekorum, daß uns verbietet, die natürlichſten Gefühle unſres Herzens laut werden zu laſſen; weiß nicht, daß unſre Zunge anders reden muß, als die Stimme, die in unſerm Buſen ſpricht; weiß nicht, daß es unanſtändig iſt, Bedürfniſſe über unſre Lippen gehn zu laſſen, die unſer Blut wärmer zum Herzen treiben. Ja ſie kennt dieſe Bedürfniſſe kaum, weiß kaum, was ihr mangelt: denn weder Romanenlektüre und erotiſche Gedichte, noch Liebhaber a la Siegwart und Burgheim, haben ihre Phantaſie erhizt, und durch dieſe Erhizzung damit bekannt gemacht. Genug, ſie fühlt ſich davon geregt und getrieben, und ſo geht ihr Mund über von ihren Empfindungen; eben ſo fern von der verkünſtelten Schaamhaftigkeit, der man es anſieht, daß ſie ſehr wohl mit dem bekannt iſt, was ſie nicht zu kennen, heuchelt, als von dem bezeichnendem Akzent, der zu verſtehen

giebt, sie wisse recht gut, wovon eigentlich die Rede sey.

In diesem unverhohlnen Naturton kündigt sie sich gleich mit ihrer ersten Erscheinung an. Sie ist jezt in das Alter getreten, wo der bisher schlummernde Geschlechtstrieb erwacht, das Blut wärmer zirkulirt, rascher, feuriger durch die Adern hüpft, die Pulse lebhafter schlagen, das Herz gedrängter, unruhiger klopft. Neue, fremde Empfindungen entkeimen ihrem Busen. Sie fühlt ein Bangen und Sehnen, das sie vorher nie empfand; ein Hinstreben nach etwas, das sie selbst nicht zu erklären weiß. Ihre Brust dehnt sich weiter und voller, als sonst. Die Liebe des Vaters, die Freundschaft einer Gespielin, die Zuneigung eines von ihr genährten und gepflegten Thiers geben ihr nicht mehr die Befriedigung, die sie ihr sonst gaben. Es ist eine andre Liebe, Freundschaft und Zuneigung, zu der sie sich hingezogen fühlt; eine Liebe, die der ihrigen gleicht, eine Freundschaft, die sie versteht, eine Zuneigung, der sie sich mittheilen kann. Unerklärbare Thränen benezzen ihre Augen, unwillkührliche Seufzer schweben auf ihren Lippen, ein unbefriedigtes Verlangen erfüllt ihr ganzes Wesen.

ſen. Nichts iſt mehr inſtande, ſie zu beſchäf-tigen, nichts fähig, ihr die Leere zu exſezzen, die rings um ſie verbreitet iſt. Alle Augenblik hat ſie einen andern Wunſch, und nie wird ihr das, warum es ihr eigentlich not iſt. Die Lan-geweile verfolgt ſie, ſie ſehnt und gähnt, ſie ſeufzt und ängſtet ſich, und weiß ſich doch nicht Rechenſchaft zu geben: woher ihre Langeweile, wonach ſie ſich ſehnt, warum ſie ſich ängſtet? Sie hat auch nicht die leiſeſte Ahndung von ihrem wahren Bedürfnis. Es iſt das reinſte Unſchuldsgefühl eines unverdorbenen Mädchen-herzens, das ſie beſeelt, und eben ſo rein, und ſich ſelbſt unbewußt, auf ihre Zunge kömmt, als es in ihrem unentweyhten Buſen ſich dehnt und hebt.

So tritt ſie auf. Und hier nun die Züge ihres Karakters, wie ich mir ſie, im Sinne des Dichters, von einer idealiſchen Schauſpielerin entwikkelt denke.

Halbſchläfrig, mit dem ganzen Ausdruk der Leere in ihrem Geſicht, mit ſchleichendem Gange, gähnend, und die Hand vor dem Munde, kömmt Gurli aus ihrem Zimmer, und mit kümmer-lichem, aber ja nicht weinerlichem Tone, ſagt ſie:

„Vater, Gurli wird die Zeit lang.„

Der Vater verweißt sie zum Nähen, Strikken und Lesen; und mit eben dem kümmerlichen Tone, den aber die gutmütigste Offenheit karakterisirt, fährt sie fort:

"Ja, Vater, das thut Gurli auch. Aber Gurli ist so ungeschikt, sie verdirbt alles. Wenn ich nähe, so reißt mir bald der Zwirn, bald zerbricht mir die Nähnadel; wenn ich strikke, so laß ich die Maschen fallen, und, wenn ich lese, so schlaf' ich ein."

Sie erhält den Rat, sich die Zeit zu verplaudern, aber damit weiß sie eben so wenig anzufangen. So recht zu plaudern, wie's ihr's um's Herz ist, dazu hat sie Niemand. Das macht sie eben so mismuthig, so unzufrieden mit sich selbst, so ungeschikt und so schläfrig. Diese Mitsichselbstunzufriedenheit drükt sich auf ihrem Gesicht aus, und geht etwas gedehnt und schleppend in den Ton ihrer Stimme über:

"Plaudern? Mit wem soll Gurli plaudern? Der Vater ist selten zu Hause; Mussaffery ist stumm; die alte garstige Mutter dort, zankt immer, und Liddy —

Ihr Gesicht wird heiterer — ihr Ton lebhafter:

"Ach!

"Ach! ich liebe Liddy, wie meine Schwester.„

Warm und überſtrömend:

"Sie iſt herzensgut. Sie iſt viel beſſer als Gurli.„

Mit ſinkender Stimme und halb traurig:

"Aber, ſie darf nicht mit Gurli reden.„

Die Stimme wieder gehoben, und mit einer Art gutherzigen Böſewerdens:

"Die garſtige Mutter hat es ihr verboten.„

Den Kopf bedenklich ſchüttelnd und halbſeufzend:

"Aber, wenn Gurli auch den ganzen Tag um Liddy ſeyn könnte — es fehlte Gurli doch noch etwas.„

Was denn? frägt der Vater, und, die Achſel zuckend, und mit der reinſten Naivetät antwortet ſie:

"Das weiß Gurli ſelbſt nicht.„

In dieſem Tone der ächteſten Nairheit ſucht ſie nun zu beſchreiben, was ihr abgeht. Kunſtlos, aber mit aller Anmut der angebohrnen Lauterkeit ihrer Empfindungen, mit freiem Blik und freiem Akzent ſchildert ſie nun ihren ganzen unruhigen und doch wohlbehaglichen Zuſtand, und ſucht gleichſam ihrem Misvergnügen auf die Spur zu

kommen. Traulich, und ſich ganz hingebend, beginnt ſie:

„Zuweilen hab' ich gedacht, es fehle mir ein Papagay oder eine Kazze. Ich habe denn auch beydes. — Aber —

Mit einem Ausdruk, als ergriffe ſie die beſchriebene Empfindung eben jezt wieder, herzlich, und pantomimiſch bezeichnend:

„Aber, da wandelt mich oft eine ſolche Sehnſucht an, da nehm' ich bald die Kazze und den Papagay, und küſſe ſie, und drükke ſie an meine Bruſt, und habe ſie lieb.„

Und, indem der lebhafte, mahleriſche Ausdruk ihrer Empfindung wieder ruhiger wird, naiv ſeufzend:

„Doch iſt mirs immer, als fehle noch etwas.„

Eine kleine Pauſe, dann dem Vater gutmüthig in's Geſicht blikkend, und ſeine Hand ergreifend:

„Der Vater wird wohl noch eine Kazze für Gurli kaufen müſſen.„

Der Vater lächelt und das liebe Geſchöpf wird immer ofner, läßt ſich immer mehr in das kranke Herzgen blikken, enthüllt immer ſtrimütiger ihren Wohl- und Wehezuſtand, detallirt immer an-

anschauender ihre Empfindungen, ihr Bangen und Verlangen; und das alles mit dem wahrsten Ausdruk der nur ihr so eigenen Unbefangenheit, die keine europäische Erziehung verschnirkelt und verkünstelt hat; der man nirgends die Mühe, so seyn zu wollen, ansieht; die so spricht und sich äussert, weil sie nicht anders kann, weil sie sich verläugnen müßte, wenn sie anders reden und sich gebehrden wollte. Sie erzählt, wie sie in den Park spazieren gegangen, wie da ein Vogel so schön und rührend gesungen — und dabei ist's ihr, als hörte sie den Vogel noch einmahl, und es würde ihr wieder so wunderlich; denn mit dem ganzen Tone dieser Empfindung frägt sie:

"Kannst du dir einbilden, Vater, Gurli mußte weinen. Es war mir so ängstlich, so bei'mmen; es stieg mir so hier, hier herauf; es war mir so warm, ich sah mich immer nach etwas um, und endlich —

Hier schmilzt ihre Stimme zum weichern Akzent. Ihre lebhafte Phantasie vergegenwärtigt sich die Szene; ihr Herz fühlt sich von den nehmlichen Empfindungen wieder ergriffen; und so überwältigt von diesen wiederhohlten Sehnungen,

wird

wird's ihr, wie damals, und ihre Augen stehn voll Wasser:

"Endlich mußt' ich eine Rose abbrechen und küssen, und tausendmahl küssen, und mit meinen Thränen benezzen.„

Aber, wohl gemerkt, diese Rührung ist kein eigentliches Weinen, diese Augen voll Wasser sind keine geöfnete Schleuse, um Gurli's überflüssigen Feuchtigkeiten einen Ausgang zu verschaffen. Es ist eine leichte, vorübergehnde Rührung, durch die lebhafte Vergegenwärtigung des Vergangnen erzeugt. Es ist eine einzele Thräne, die im Nu der lebhaft erregten Empfindung hervorbricht, aber auch in eben dem Augenblik wieder versiegt. Gurli ist keine Nervensieche Empfindlerin, die mit dem Monde äugelt, und bei dem Laut einer Nachtigall, oder dem Anblik einer Rose, gleich ihre ganze Wasserreiche Natur in Kontribuzion sezt. Sie empfindet, wie eine unverdorbene Tochter der Natur, ohne Ziererey, und wie ein Kind, — denn das ist sie noch — bei dem keine Empfindung tief haftet. Gleich empfänglich für Freude und Schmerz, wechselt ihre Empfindung eben so schnell, als sie entsteht; und in eben dem Augenblik, da ihr weiches Herz ihr

eine

eine Thräne in's Auge jagt, macht eine Schnurre, die ihr durch den Kopf fährt, irgend ein lächerlicher Gegenstand, der ihr aufstößt, diese ihre Thräne auch wieder vertroknen. Sie lächele oder lacht, nachdem die Gelegenheit ist; und selbst, wenn es bei ihr zum eigentlichen Weinen kömmt, wird dies Weinen nie Schluchsen, am wenigsten aber bäurisches Geheul. Es ist ein behaglicher, wohlthätiger Thränenerguß, in dem sich ihr Herz erleichtert, und Wohlbehaglichkeit heult und schluchst nie.

Gurli's Rührung also in dieser Stelle darf nur leise, nicht laut seyn; und die Thräne, die ihr die Erinnerung an den Auftritt mit der Nachtigall und Rose in's Auge treibt, nur eben eintreten, nicht die Wange herunter rieseln. Denn, so wie ihre Rührung bis zu diesem Grade steigt, kömmt sie ihr auch wunderlich und sonderbar vor, und fast darüber lächelnd, sezt sie zu der Beschreibung ihres sonder- und wunderbaren Zustandes, die Frage hinzu:

"Das war doch drolligt, nicht wahr, Vater?" Der Vater lächelt mit. Sie sieht ihn halbbeschämt, halbprüfend, als wollte sie von ihm erfahren, was ihr fehlt, in's Gesicht, und sich schmeichelnd

cheind an ihm ſchmiegend, ganz in ihrem gewöhnlichem Ton, und, im ganzem Verſtande des Worts, naiv, ohne bezeichnen zu wollen, was die klügere Schauſpielerin vielleicht dabei denken kann — fährt ſie fort:

"Der Vater wird wohl einen ſolchen Vogel für Gurli kaufen müſſen."

Fühlt aber, von dem mächtigen Inſtinkt in ſich geleitet, daß es doch wohl der Vogel nicht ſeyn dürfte, was ihr abgeht, und kömmt wieder mit ihrer alten Klage, eben ſo treuherzig, als gutmütig, herausgeſagt:

"Ach! Gurli weiß ſelbſt nicht recht, was ihr fehlt."

Ich muß hier noch eine Bemerkung nachholen, die für alle ähnlichen Stellen in dieſer Rolle, als eine Regel, gelten kann. Gurli empfindet ſchnell, aber lebhaft. Ihre Phantaſie hat die Natur ihres Himmelsſtrichs, ſie iſt warm und glühend. Wenn Bilder der Vergangenheit vor ihr vorüber gehn, ſo ſtehn ſie ſo wirklich, ſo klar vor ihr da, als ereigneten ſie ſich eben wieder. Sie hat die Kazze und den Papagey in ihrem Arm, drükt und küßt ſie; der Vogel ſingt wieder, und ihr Herz iſt ſo beklommen, als es war,

war, da ſie ihn wirklich hörete. Es ſteigt ihr wieder warm herauf, ſie ſieht ſich wieder um, als wollte ſie ſuchen, was ihr fehlte; ſie bricht die Roſe und bringt ſie an ihre Lippen, und ſelbſt die Thräne iſt wieder da. Dieſe Lebhaftigkeit ihrer Vorſtellung äuſſert ſich in ihrem Geberdenſpiel, — es wird mahleriſch, pantomimiſch beſchreibend. Dieſer mahleriſche Ausdruk, der in jeder andern Rolle am unrechten Ort, ja ſogar Grimaſſe wäre, iſt hier, im Karakter der Gurli, ganz an ſeinem Plaz; denn er iſt homogen mit ihrer indianiſchen Natur, die im Ausdruk der Geberde eben ſo Bilderreich iſt, als im Ausdruk der Sprache. Er iſt das Reſultat ihrer geſpannern, kühnern, feurigern Phantaſie, die die bloſſe Erinnerung in Wirklichkeit, die bloſſe Erzählung in Handlung verwandelt. Es liegt ſchon in unſrer kältern europäiſchen Natur, daß wir, wenn die Erzählung einer Begebenheit, die uns entweder ſelbſt traf, oder von der wir doch Augenzeugen waren, uns lebhaft intereſſirt, wenn wir gleichſam davon begeiſtert werden, dieſe Verfälle, ganz unwillkührlich, auch durch die Geberde beſchreiben; daß unſer Geſicht, unſer Arm, unſre Hand, oder irgend eine Bewegung unſres Kör-

pers

pers mithilft, die Erzählung dem Hörenden zu verſinnlichen. Wie weit angemeßner iſt alſo dieſer mahlende Geberdenausdruk erſt indianiſcher Natur, die alles weit heiſſer, glühender umfaßt, als die unſre; alles weit mächtiger, hinreiſſender, überſtrömender empfindet, als unſere durch Erziehung und Dekorum verkünſtelte und verkältete — man verzeihe mir dies neue Wort — Nichtmehrnatur.

Ich fahre fort. Gurli weiß alſo nicht, was ihr fehlt, und der rein: unſchuldigſte Blik, der naiv: offenſte Ton der Stimme beſtätigen, daß ſie die Wahrheit ſagt. Aber, was die Tochter nicht weiß, weiß der Vater. Er hat mehr Erfahrung, "merkt recht gut, wo das hinaus will;„ und ſo kömmt eine Heyrat auf's Tappet, Gurli ſoll ſich einen Mann wählen. Gurli iſt auch dazu bereit, weil's der Vater will und für gut hält, ob ſie gleich keinen Begrif hat, was Heyrat iſt, und wozu man heyrathet. Sie faßt gar nicht, warum es gerade ein Mann ſeyn muß, den ſie heyrathen ſoll, — noch hat ſie den Mann nicht geſehn, der ihr fehlt — und will Liddy, und, da es ſchlechterdings ein Mann ſeyn muß, den alten, grauköpfigen Muſaffery

hey:

heyrathen. Wie unbefangen, trokenwaiv und unſchuldig ſie ſich hier karakteriſirt, und alſo auch bey der Schauſpielerin karakteriſiren muß, ergiebt ſich ohne meine Erinnerung. Verräth hier nicht Mik und Ton die offenſte Bereitwilligkeit zu allem, was man von ihr verlangt; ſprechen Miene und Akzent nicht die gutmüthigſte Unbekanntheit mit allem, woren hier geſprochen wird; giebt irgend ein Zug im Geſicht der Schauſpielerin, irgend ein bezeichnender Laut zu verſtehen, daß dieſe Unwiſſenheit nur angenommen iſt: weg iſt Gurli in dieſer Szene, und ſtatt ihrer, eine Schauſpielerin da, die die Gurli entweder nicht ſpielen will oder nicht kann; und gethan iſt's um den gröſten Reiz dieſer Szene.

Dame Smith läßt ihre gellende Stimme hören, und Kaberdar zieht ſich in ſein Kabinet zurük. Gurli aber, der dieſe wirtiſche Karrikatur viel Spaaß macht, bleibt, um ſie dummes Zeug reden zu hören, und über ſie zu lachen. Sie hält ſich auch redlich Wort. Sobald die alte Schreierin auftritt, lacht ſie ihr in's Geſicht. Madame nimmt das ſehr übel, und verzieht den Mund. Gurli ſieht's, und mit der treuherzigſten Naivetät bittet ſie:

"Sey nicht böse, altes Mütterchen. Gurli lacht gern, du mußt das Gurli nicht übel nehmen."

Der Hochadlichen Hexe von Ender wurmt dies vertrauliche Du gar mächtig, sie rümpft die Nase, und wirft einen verächtlichen Blik herab. Gurli, die bei allem ihren Mutwillen, und bei aller Kurzweil, die ihr die Narrheit der Dame von Quirlequitsch giebt, doch viel zu gutherzig ist, um irgend ein Geschöpf in der Welt vorsäzlich zu kränken, erklärt ihr mit aller Geradheit ihres unverdorbenen Karakters:

"Kannst Sie auch das Du nicht leiden? nun, ich will dich Sie nennen."

und unterdrükt ihre Lachlust so gut sie vermag: spricht mit ihr ganz in dem Styl ihrer eigenthümlichen Sy mplicität. Keine Miene, kein Blik von ihr sieht, wie Spott aussah. Selbst die ärgsten Grimassen dieser precieuse ridicule läßt sie unnachgeäft, bis sie allein ist. Jezt kann sie sich nicht länger halten. Ihr unterdrüktes Lachen bricht nun in reichlichem Maaß aus, und ihr Muthwille kappirolirt ohne Zaum und Zügel:

"Ha, ha, ha, das alte närrische Mütterchen! Wie sie sich geberdet, und so frech dabey aus-

aussieht, wie eine Bayadere. Halt! das muß Gurli ihr zum Spaaß einmahl nachmachen.„

Diese ganze Rede ist wieder körperlich beschreibend. Sie macht treu jede Bewegung nach, die sie gesehen hat. Wohlgemerkt, treu; gerade so, wie sie ihr vorgemacht wurden; nicht um einen Zug stärker. Denn, daß man sich noch lächerlicher, noch teller geberden könne: davon hat sie gar keinen Begrif; folglich auch nicht von der Kunst zu parodiren, die alles stärker auslegt. So bald Gurli diese Nachäffung bis zur Verrenkung treibt, so bald sie den Körper hin und herschaukelt, kurz, was anders nachahmt, als ihr nachzuahmen, Gelegenheit gegeben wurde: so bald tritt sie aus dem Karakter der Indianerin heraus, die nicht mehr wiedergiebt, als sie wiederzugeben hat; nicht mehr schildert, als ihr ihre getreue Phantasie vorspiegelt. Gurli tritt abermals gänzlich ab, und blos die komische Schauspielerin bleibt zurük.

Diese Parodirsucht muß durchaus in dem Karakter vermieden werden. Gurli ist ganz Natur. Wie sie empfindet, äussert sie sich, wie sie bemerkt, stellt sie das Bemerkte dar; ohne

Zusaz und Verstärkung. Fremd mit allem, was europäische Sitte und europäische Thorheit heißt, darf es also in ihrem Spiele nirgends durchsehen, daß sie damit bekannter ist, als sie es vorgiebt. Sie muß ihre Empfindungen gerade so unschuldig ausdrukken, als sie in ihr aufkeimen; gerade so unwissend in allen solchen Dingen scheinen, als sie es ihrem Karakter, ihrer Nazionalerziehung nach, wirklich ist. Alles an ihr muß verkündigen, wie neu ihr ihre Gefühle, wie räthselhaft ihr die dunklen Ahndungen von einem ihr fehlenden Gute sind; wie ganz zum erstenmahle sie alles sieht und hört, was ihr in diesem fremden Lande vorkömmt, wovon mit ihr in diesem fremden Lande gesprochen wird. Besonders muß sie im Punkt des Heyrathens sich völlig so fremd und neu betragen, als sie der Dichter gezeichnet hat, oder die ganze schöne Kozebuesche Darstellung geht verlohren. Es muß ihr gar nicht einfallen, daß es gerade eine Heyrat ist, wonach ihr Herz heimlich verlangt; denn sie hat ja gar keine Vorstellung von der Handlung des Heyratens. Sie muß es nicht einmahl von Ferne vermuthen, daß es ein Mann ist, der ihr fehlt; daß die Sehnsucht nach ihm ihren

Zwirn

Zwirn zerreißt, ihre Nähnadel zerbricht, ihre Maschen fallen läßt; daß diesen Mangel ihr weder Papagey noch Kazze, ja selbst der schöne Singvogel im Park nicht ersezzen können. Was sie als Mann kennt und sieht, läßt ihr Blut so ruhig, als der Anblik ihrer Stiknadel. Sie empfindet mehr für ihren Papagay und ihre Kazze, als für irgend einen von diesen Männern, ihren Vater ausgenommen. Deswegen will sie auch Liddy heyrathen, und da das nicht geschehen kann, den alten Mufaffery. Mufaffery aber ist, wie der Vater sagt, wieder zu alt, und so weiß sie nicht, was sie anfangen soll. Es kömmt ihr mit diesem sich einen Mann nehmen gerade so vor, als ob sie eine Pisang-Frucht pflüken wollte, und in ganz England wächst kein Pisang. Was hilft da nun ihr, und des Vaters Wollen? Liddy sagt ihr zwar, es gebe in der Welt junge und flinke Bursche genug, aber, sie weiß sich immer noch nicht zu rathen. Das Heyrathen will ihr nicht ganz in den Kopf; es wird ihr so traurig und unruhig bey dem Gedanken daran. "Sie muß dann — wie ihr der Vater "erzählt hat — bey dem Manne wohnen. Wenn "nun, zum Exempel, ihr Mann in Bengalen

"wohnt, und ihr Vater im Lande der Muratten,
"so muß sie in Bengalen bei ihrem Manne weh-
"nen. Und das kann sie nicht, sie hat ihren
"Vater so lieb." Die Thränen kommen ihr darüber in die Augen, und mit dem vollen Ausbruch der bekümmerten kindlichen Liebe, betheuert sie:

"Nein, Gurli kann ihren Vater nicht verlassen. Gurli will lieber nicht heyrathen."

Aber der närrische Samuel frägt, wie es denn wäre, wenn sich ein vernünftiger Mann für sie fände, der mit ihrem Vater in einer Stadt leben wollte? Das gefällt ihr, ja, wenn sie bei dem Vater bleiben kann, denn hat sie nichts dawider. Nur darum ist's ihr zu thun. Diese Vorstellung erheitert ihr ganzes Gesicht, und mit der herzlichsten Freude bricht sie aus:

"Ha, ha, ha. Ja, das wäre allerliebst."

Die Schauspielerin verstehe hier den Dichter und mich ja recht. Die Heyrat, der Mann hat an diesem freudigen Lachen keinen Antheil, sondern einzig und allein der Vater. Es ist also auch kein verschämt-kokettirendes Lachen, wodurch Gurli diese Stelle ausdrükken muß; kein auf den Samuel verstohlen hinfallender Blik,

kein

kein bäurisch naiv Hin- und Herdrehen des Körpers; sondern klare, reine Freude, daß sie des Vaters Wunsch erfüllen, und zugleich bei ihm bleiben kann.

Samuel rükt nun näher, bietet sich an, und frägt, ob sie ihn wohl lieben könne? Gurli begaffte ihn mit grossen Augen, aber — man lasse dies aber ja nicht aus der Acht! — nicht kennerisch prüfend und wägend, noch weniger ihn untersuchend, wendend und drehend; nein, so unbefangen, als ein Mädchen, wie Gurli, nur immer einen Mann ansehn kann. Sie schüttelt den Kopf, und ihre Miene bestätigt ihre Antwort:

"Lieben? nein." —

Aber, sezt sie gutmütigtrokken hinzu:

"Aber heyrathen wohl, wenn Liddy'n ein Gefallen dadurch geschieht."

Liddy bezeigt ihre Verwunderung, daß sie heyrathen will, ohne zu lieben; und Gurli verwundert sich wieder über diese Verwunderung. Daß man auch lieben müsse, um zu heyrathen, das ist ihr gar nicht in den Sinn gekommen. Sie hört diese Neuigkeit mit allen Zeichen der Befremdung und Uiberraschung in Geberd' und Stellung; und mit einer Phisiognomie, die ihre

Unwissenheit entschuldigen will, mit einem Akzente, wie er nur von den Lippen der Unschuld kommen kann, seufzt sie:

"Ich muß dir sagen, liebe Liddy, Gurli weiß eigentlich gar nicht recht, was heyrathen für ein Ding ist."

Liddy's pedantischer Bruder übernimmt es, sie darin zu unterrichten. Die Frage ist nur: ob sie für diesen Unterricht, und zwar von ihm, empfänglich ist? Darüber bittet sie die Schwester um Rat, die wünscht's; und die Antwort ist:

"Topp! Ich will dich närrischen Menschen heyrathen."

Sie reicht ihm die Hand, und so leicht und fröhlich, als hätte ihr Herz dabei eine Stimme. Genug, daß ihrer lieben Liddy ein Gefallen damit geschieht. Ja, sie will auf der Stelle heyrathen, weil's die liebe Liddy gern sieht. Aber der närrische Samuel ist viel zu vorsichtig, sich so zu übereilen. Die Notarien will er wohl bestellen, um die Sache in's Reine zu bringen, aber weiter auch nichts. Das auszuführen, empfiehlt er sich der schönen Braut, und verlangt einen Kuß auf den Weg. Dazu hat Gurli gar keinen Appetit. Sie zieht den

Mund

Mund zusammen, als sollte sie in eine saure Zitrone beissen, dreht sich von ihm weg, und fertigt ihn mit einem Pfuy! ab. Der arme Schlukker macht ein Schafsgesicht und sieht ganz erbärmlich verlegen aus. Die liebe Wilde wird's gewahr, ihr gutes Herz kömmt in die Klemme, obendrein bittet Liddy vor, und weg hat Samuel seinen Kuß, so sauer er ihr auch wird. Halbschaudernd, wischt sie sich den Mund ab, und ruft ihm mit der drolligsten Offenheit nach:

"Das sag' ich dir, wenn die Notarien hübscher sind, als du, so heyrath' ich die, dich nicht.„

Gurli freut sich, Liddy zur Schwester bekommen zu haben. Daß sie auch eine Mutter in ihr bekommen wird, davon ahndet ihr nichts. Selbst, da Liddy ihr's zu verstehn giebt, hält sie's für Spaaß. Diese aber verspricht ihr, Ernst daraus zu machen, wenn sie nur erst erfahren könnte, wer Kaberdar eigentlich ist? und das soll sie ihr sagen. Doch Gurli darf das nicht ausplaudern, nicht einmahl ihrem Papagay, ihrer Kazze, nicht dem Rosenstok in ihrem Zimmer. Der Vater hat's ihr verboten, und es ist das erstemahl in ihrem Leben, daß er ihr etwas ver-

boten hat. Ein Umſtand, der die Reinheit ihres Herzens, die Untadelhaftigkeit ihres Karakters, ihre immer gleiche Offenheit auf das klärſte beweiſt, und von der Künſtlerin nicht überſehen werden darf: um ihr Spiel zu beſtimmen, in dem alle dieſe Züge beſtändig ſichtbar ſeyn müſſen: wenn ſie dem Dichter Gnüge leiſten, und ihre Gurli mit aller der ihr zukommenden Wahrheit darſtellen will. Liddy, um nähere Nachrichten von Kaberdars Lebensgeſchichte zu erhalten, ſucht ſich durch Liſt dieſer Familiengeheimniſſe zu bemächtigen. Sie ſtellt ſich, als habe ſie einen Schuzgeiſt, der ihr alles ſagt, was ſie wiſſen will; geht in einen Winkel, thut, als raune ihr jemand etwas in die Ohren, und erzählt dann der ängſtlich lauſchenden Gurli, was ſie kurz vorher von Kaberdar ſelbſt erfahren, daß ihr Vater Nabob von Myſore war. Gurli ſteht, wie verſteinert; ſieht, ſich langſam drehend und furchtſam, überall umher, ſchmiegt ſich dann bange und horchend an Liddy an, und mit einem Tone, der ſich kaum getraut, laut zu werden, ſtößt ſie das Geſtändnis heraus:

„Ach!

"Ach! Liddy. Er hat wahrhaftig Recht.„ Liddy ſezt ihre Rolle fort, hält wieder Konferenz mit ihrem Schuzgeiſt, und das Reſultat iſt: Gurli werde ihr das übrige erzählen.

"Sagt er das?

Frägt ſie, noch immer ängſtlich verlegen. Ja, fährt ſie feſter, aber doch noch nicht ganz mit ſich eins, fort:

"Ja, dann muß Gurli wohl erzählen.„

Sie wird auch nicht eher ruhig, bis Liddy den erdichteten Schuzgeiſt fortgeſchikt hat. Nun ſchöpft ſie Athem, und beichtet alles, was ſie auf dem Herzen hat.

Dieſe Erzählung iſt vortreflich. Sie iſt ſo ganz in den Karakter der Indianerin gedacht und geſchrieben, daß die Darſtellungsgabe des Dichters darin auf das überzeugendſte hervorleuchtet; ganz das Werk einer indianiſch lebhaften Phantaſie, die das Vergangne in Gegenwart verwandelt, und das ſchon längſt Geſchehne, als eben ſich ereignend, verführt. Sie muß alſo auch wieder von der Schauſpielerin durch die Geberde verſinnlichend vorgetragen werden. Denn Gurli empfindet bey der Zurükrufung dieſer Begebenheiten in ihr Gedächtnis ſo lebhaft, als ginge

alles von neuem vor; weint und lacht, betrübt und freut sich, wie damals, als sie sich zutrugen.

Sie beginnt mit einer Art von Verlegenheit, denn sie weiß nicht, wie sie sich dabei anstellen, wo sie anfangen, und wo sie aufhören soll? bis sie einmahl angefangen hat. Dann strömt die Erzählung so unaufhaltsam fort, wie sich das Erzählte vor ihrer Seele drängt.

Mit Wärme spricht sie von den Tugenden ihres Vaters:

"Er war gerecht und gut. Sie nannten ihn die Quelle des Rechts, denn er strafte den Verbrecher, wie den Wasserträger. Bei ihm galt nicht Ansehn der Kasten."

Aber weder seine Güte, noch seine Gerechtigkeit schützten ihn. Er ward aus seinem Reiche gestossen, seiner Krone, seiner Familie beraubt. Der ganze Auftritt steht wieder vor ihr, die ganze Angst des damaligen Tages überfällt sie wieder. Alle ihre Mienen drükken diese Angst aus, rasche Töne jagen ihre Sprache:

"Und doch haben sie ihn aus seinem Vaterlande verjagt, und seine Weiber und seine Kinder haben sie totgeschlagen, und (in Thränen ausbrechend) mich haben sie leben lassen."

Diese

Dieſe Thränen ſind wahre Empfindung. Sie kommen gerade aus dem Herzen, und ſind alſo nicht Geheul eines ungezogenen Kindes, das die Ruthe bekommen ſoll. Ein ſolches Geheul verunſtaltet Gurli's liebenswürdigen Karakter ganz und gar. An ihr iſt alles Reiz, ihr Weinen und ihr Lachen, ihre Einfalt und ihr Mutwillen. Sie iſt die Tochter eines Fürſten, und darf ſich nie geberden, wie ſich etwa die Tochter eines Bengaliſchen Waſſerträgers geberden würde. Auch verrathen ihre Empfindungen nirgends dieſe Gemeinheit. Durchaus blikt aus ihnen eine Art Bildung hervor, die freilich nicht die Phiſiognomie europäiſcher Kultur hat, aber ſie doch überall, als die Tochter eines Nabobs, heraushebt, und nie eine Waſſerträgererziehung vermuthen läßt.

So wahr aber auch Gurli's Herz und Empfindung von dieſer Rührung getroffen wird, ſo raſch geht ſie vorüber. Noch die Thränen in den Augen, lacht ſie von ganzer Seele auf, weil ſich ihrer Phantaſie ein poſſirliches Bild verſchiebt:

"Mein Vater hatte zween Brüder, ein paar häßliche, garſtige Menſchen. Ha, ha, ha!

Der

Der eine ſchielt, und hat eine Naſe, ſo lang; und der andere einen Kopf, wie ein ausgehöhlter Kürbis, worin die Gaukler bei uns Schlangen ſtekken. Ha, ha, ha!

Und eben ſo ſchnell, wie ihre Rührung in Lachen, geht ihr Lachen wieder in Unwillen, und ihr Unwillen in Zorn über. Indem die Karrikaturgeſtalten dieſer Oheime ihr Zwergfell in Bewegung ſezzen, tritt zugleich die Vorſtellung von der Abſcheulichkeit ihres Karakters in ihr Gedächtnis ein. Die Schlangen in dem ausgehöhlten Kürbis, mit dem ſie den Kopf des einen vergleicht, erinnern ſie an ſeine Schlangennatur, und dieſe Erinnerung regt ihre Galle zu der bittern Bemerkung:

"Nun ſein Kopf war auch voller Schlangen."

Dieſe Bitterkeit wird Unwille:

"Der böſe Menſch! Liddy, es giebt recht böſe Menſchen auf der Welt."

Und der Unwillen Zorn. Ihr Geſicht glühet, ihre Hand ballt ſich gleichſam zum Angrif, ihr Fuß ſtampft. Es iſt ihr, als hätte ſie ihn vor ſich, als fiele ſie über ihn her. Ihre Zähne knirſchen, ihre Finger krümmen ſich:

"Wenn

"Wenn ich ihn hier hätte, ich wollte mit meinen Nägeln mich in ſeine borſtigen Haare hängen."

Mit weniger Spannung, aber noch immer in Geberd' und Ton Unwillen:

"Er wäre auch gern Nabob von Myſore geweſen, und der andere mit der langen Nase auch. Nun, da ſchmiedeten ſie ein garſtiges Bubenſtük zuſammen, und brachten die Nairs auf ihre Seite, und in einer Nacht überfielen ſie unſer Haus.

Mit allen Symptomen des demahligen Zitterns und Zagens ihrer Seele, mit ängſtlich zuſammengefalteten Händen:

"Ach! das war ein Schrekken, liebe Lidby' und ein Schreien, Winſeln, Lermen! Hu! mir ſchaudert noch, wenn ich daran denke. Ich ſprang aus dem Bette, war ganz von Sinnen."

Ihre Phantaſie, in vollem Gange, läßt ſie ſich ſelbſt in dieſem Zuſtande erblikken, in der ganzen lächerlichen Figur, die Schrekken und Furcht aus ihr machten; und ſie muß über ſich lachen, ſo wenig lächerlich auch ſonſt dieſer Auftritt iſt.

"Ha, ha, ha! Meine goldne Kette ſchlang ich

um meinen Hals, und meine Schürze wikkelte ich um meinen Kopf.„

Nun erblikt sie den armen aufgeschrekten, verfolgten und vertriebnen Vater wieder. Ihr Herz klopft ängstlich, ihre Augen werden naß, Klag' und Jammertöne schweben auf ihren Lippen:

"Mein armer Vater mußte fliehen, über Stok und Stein, in finstrer Nacht; und Gurli floh mit ihm. Gurli saß in einem Palankin, der alte Musaffery half den Palankin tragen.„

Sie sieht sich noch so sizzen und den alten Musaffery, und seine Gesichter; wie ungeschikt er sich dabey stellte, und alle Augenblik in den Kot fiel, weil er in seinem ganzen Leben noch nicht so ein Ding getragen hatte. Da muß sie denn wieder lachen, bis sie in Gedanken an das Seeufer kömmt. Da fällt ihr ihr lieber Vater wieder ein, und ihr Verlust, und alles, was sie zurüklassen mußte. Ihr wird wieder ganz bang' und weh um's Herz, und sie kann sich des Weinens nicht enthalten:

"Mein Vater war still und finster, und sprach kein Wort. Gurli mußte viel weinen um ihre arme Mutter und Geschwister.„

Ein

Ein englisches Schiff nahm sie auf. Da war ein närrischer, lustiger Mensch von einem Schiffer, über den sie viel lachen mußte, und noch lachen muß. Sie fuhr viele Tage und Wochen hintereinander, und die Zeit wurde ihr manchmal recht lang, bis sie endlich und endlich nach England kam. Und nun ist sie fertig, und ihre Leiden- und Freudengeschichte hat ein Ende.

Aus dem Detail, das ich von dieser Erzählung im Sinn des Dichters zu liefern gesucht habe, wird die Schauspielerin, die diese Rolle übernimmt, errathen können, in welchem Geiste sie vorgetragen werden müsse. Nur muß ich sie bitten, daß sie die Winke, die ich zur pantomimischen Bezeichnung des zu erzählenden in diesem Detail gegeben habe, nicht so mißverstehe, daß ihr Geberdenausdruk dadurch Grimasse und Karrikatur, ihr Gesicht verzerrte Karnevalsfratze, und ihre Bewegung Verdrehung und Verrenkung wird. Das würde, statt der höhern Täuschung, die sie hervorbringen sollen, gerade das Gegentheil, gänzliche Zernichtung der Täuschung, bewirken. Denn nur Wahrheit kann täuschen, und Grimasse und Verrenkung in einer Burle kann nie Wahrheit seyn. Die Natur weiß nichts

von diesem Frazzenartigen Ausdruk der Empfindung und Leidenschaft. Wo er ist, da ist er entweder Produkt der Erziehung, oder des Besizzers eignes Werk. Bei Gurli ist er also völlig undenkbar. Bei ihr kömmt alles so ganz aus der reinen ungetrübten Quelle der Natur, daß sie alles, was sie thut und spricht, eben so rein und lauter wiedergiebt, als sie es empfangen hat. Aus diesem Gesichtspunkt muß die Schauspielerin mein Detail dieser Erzahlung lesen, prüfen, durchdenken und anwenden; und sie wird täuschen, und Gurli seyn, im Geiste des Dichters.

Gurli hat nun alle ihre Geheimnisse ausgekramt und erfährt dafür das Graengeheimniß, daß Liddy ganz gewis ihre Mutter wird. Das ist ein Jubel für die liebe Wilde. Sie ist ausser sich für Lust und Wohlbehagen. Die Freude macht sie drehend, wirblicht. Sie lacht, hüpft herum, schlägt Schnipsgen, singt; kurz, ist ganz Bild der Fröhlichkeit und Freude:

"Das ist mir lieb, das ist mir lieb! Ich freue mich. Liddy, ich muß dich küssen."

Und mit beiden Händen nimmt sie die neue Mutter beim Kopf, küßt sie nach Herzenslust,

und

und jeder Laut, der aus ihrem Munde geht, ist Laut des Jubels und des Entzükens.

Dieser Freude folgt eine neue. Liddy's Bruder, Seekapitain Robert, ist von einer langen Seereise zurükgekommen. Ein Bootsknecht meldet ihn. Liddy, trunken von Vergnügen über diese Nachricht, ruft: Gurli, Gurli, freue dich! Bruder Robert ist gekommen; und läuft jauchzend in des Vaters Zimmer. Gurli – obgleich sie diesen Bruder nicht kennt, nie etwas von ihm gehört hat, – läßt sich Liddy's Wort nicht umsonst gesagt seyn; springt und hüpft im Zimmer herum und schreit:

"Allerliebst! allerliebst! Bruder Robert ist gekommen —

Bleibt dann vor dem Bootsknecht stehn, schlägt ihn vertraulich auf die Schulter, und frägt dreyfligt-naiv:

"Hör doch, wer ist Bruder Robert?„

Erfährt's; und der Jubel geht von neuem los. Ihr ganzes Wesen ist Freude und Wohlbehagen. Sie fühlt sich ganz davon durchdrungen. Alle ihre Bewegungen streben, es auszulassen. Ihre Augen funkeln, ihre Wangen glühn von einem angenehmen Rot, ihre Arme breiten sich aus:

ihre Füsse wollen schlechterdings nicht auf dem Boden haften, sie heben sich, schweben, drehn sich in wirbelnden Kreisen. Und, da sie sonst Niemand hat, dem sie ihr Heil verkünden kann, so müssen die Wände sich's erzählen lassen.

"Er ist ihr Bruder? Allerliebst! Und Liddy freut sich so sehr, und Gurli freut sich mit, wenn Liddy sich freut."

Aber wohin mit ihrer Freude? Da ist kein menschliches Wesen bei der Hand, als der alte garstige Matrose. Der muß dran. Er hat die fröhliche Nachricht gebracht, an ihm will sie ihre Freude auslassen. "Komm her, ruft sie mit der possirlichsten Gutmütigkeit, komm her, du garstiger Mensch! Für die gute Nachricht muß ich dich küssen." Und, ohne erst lange darauf zu warten, daß er kömmt, läuft sie zu ihm hin, küßt ihn, dreht sich um, und hüpft in ihr Zimmer, den lautersten Ton der Fröhlichkeit auf ihren Lippen:

"Bruder Robert ist gekommen, Bruder Robert ist gekommen."

So wenig nun Gurli ihre Freude hier mit dem Anstande einer kultivirten Europäerin ausbrechen lassen, so wenig ihr Herum-

hüpfen

hüpfen in Noverrischen Tanzschritten beste-
hen, so wenig ihre Armbewegungen Hogar-
thische Schlangenlinien und Vestrisches
Portebras seyn dürfen; so sehr sie hier ganz
Indianerin, ganz Kind der Natur seyn muß: so
wenig darf sie doch hier bäurisch herumhumpeln;
so wenig darf ihr Springen doch in ungeschikte
und unanständige Bokssprünge ausarten. Ihr
Springen und Hüpfen ist das leichte Hinschwe-
ben eines zur Fröhlichkeit gestimmten Geschöpfs,
das nicht ganz ohne Kultur ist, und in ihren
Bewegungen eine gewisse Geschiklich- und Ge-
schmeidigkeit verräth, die dem fürstlichen Stam-
me der Raja's, aus dem sie entsproß, ange-
messen ist.

Ich kann diese Erinnerung nicht oft genug
wiederhohlen. Zu vielfach seh' ich auf unsern
Theatern in Karakteren dieser Art den Mangel
an feiner Erziehung, mit dem Mangel an jeder
Erziehung verwechseln; zu vielfach seh' ich, so
oft die Rede von unverkünstelter Natur ist, eine
Natur darstellen, die auf der untersten Stufe
der Nichtbildung steht, und diese so reizenden
Gemälde reiner Naivetät und Unschuld dadurch
ekelhaft und widerwärtig werden. Man ver-

gißt es gar zu leicht, daß Darſtellung eine Kunſt iſt, und Kunſt die Natur zwar nachahmen, aber ſchön, das iſt, unſern Sinnen gefällig und wohlthuend, nachahmen muß.

Samuel bringt ſein Liebesgewerbe nun auch bei Kaberdar an. Gurli's Jawort hat er, er will nun auch des Vaters Einwilligung. Dem gefällt aber der Schwiegerſohn nicht ſonderlich. Wenn indes Gurli ihn gewählt hat, ſo will er nicht hinderlich ſeyn, ſie ſoll entſcheiden. Sie kömmt, und ihr erſter Auftritt iſt eine laute Lache beim Anblik des Notarius. Kaberdar frägt, ob ſie wirklich den närriſchen Samuel heyrathen will? und ihre Antwort iſt:

"Ich hab' es Liddy verſprochen."

Auf die Frage, ob ſie ihn auch liebt? hat ſie wieder nichts zu ſagen, als:

"Ich liebe Liddy."

Dagegen wendet Kaberdar ein, daß nicht Liddy, ſondern Samuel ihr Gemahl werde. Und Gurli, die bei der ganzen Sache nichts, als die näh're Verbindung mit Liddy, intereſſirt, erwiedert herzig und liebevoll:

"Aber, er iſt ihr Bruder."

Das

Das ist ihr genug. Obendrein wird sie immer bey dem lieben Vater bleiben, sich seines fernern Anbliks erfreuen, ihn auch künftig pflegen und liebkosen; mehr wünscht sie nicht. Von andern Freuden des Ehestandes hat sie gar keine Vorstellung. Sie ist mit diesen zufrieden, und die Freude glänzt ihr dabei aus den Augen.

"Er wird immer wohnen, wo du wohnst, Vater."

Schmeichelnd und kosend nimmt sie seine Hand, und hängt freundlichlächelnd den Kopf zu ihm herüber:

"Burli wird dich nie verlassen, und (mit einem heitern Blik auf das Zimmer, wo Liddy wohnt,) Liddy wird auch da wohnen.

Dann dreht sie sich mit halbem Leibe nach Samuel und frägt treuherzig komisch:

"Nicht wahr, närrischer Samuel?

Kaberdars Bedenken: ob sie auch mit diesem närrischen Menschen glüklich werden wird, kümmert sie nicht. Mit der unbefangensten Offen- und Gutheit erklärt sie dem zweifelnden Vater:

"Mit ihm allein nicht. Aber mit ihm, mit dir und Liddy."

Die Sache ist nun so weit richtig. Kaberbar giebt seine Einwilligung, und der Notar, mit dem Kontrakt in der Hand, steht schon bereit. Aber der bedenkliche und vorsichtige Bräutigam hat noch allerley unterthänige Zweifel und Skrupel; muß sich erst über die Mitgift, und, wenn Kinder kommen sollten, wie er hofft, über ihre Erziehung und Religion berichtigen. Gurli nimmt an dem allen wenig oder gar keinen Antheil. Sie weiß ja nicht, was all das Geschwätz zu bedeuten hat; es macht ihr Langeweile. Sie gähnt, und dehnt sich, spielt mit Schürz' und Band; kurz, karakterisirt Mangel an Interesse, bis der Schall: Kinder, in ihre Ohren fällt. Die Idee, daß sie Kinder bekommen wird, wenn sie heyrathet, ist wieder eine ganz neue, fremde Idee für sie. Sie muß drüber lachen, und kann's kaum glauben. Mit einem Tone, als ob sie fürchte, man mache ihr etwas weis, frägt sie:

"Hör doch, bekommen wir denn auch Kinder?"

Der närrische Samuel hofft's, und Gurli will sich über diese Hofnung fast krank lachen. In ihrem Leben hat sie noch keine Kinder gehabt,

und

und der närrische Samuel soll ihr auf einmahl dazu verhelfen. Das wird einen Spaaß geben:

"Da wird Burli viel lachen müssen. Burli hat noch nie Kinder gehabt."

Diese Idee beschäftigt und amüsirt sie, bis es zur Unterschrift des Kontrakts kömmt. Ohne alles Bedenken ist sie dazu bereit, und nimmt die Feder; der Vater räth zur Ueberlegung, denn das Glük ihres Lebens hängt an einem einzigen Worte. Einmahl den Namen unterschrieben, so ist ihr Wort unwiderruflich. — Diese Anrede macht ihren Entschlus wirklich auf einen Augenblik stokken, sie läßt die Feder fallen. Aber ein Blik auf Liddy die halb sie bedauernd, halb bittend da steht, und Liddy's kränklicher Vater, der sie so biederherzig ansieht, bestimmen ihren Entschlus wieder. Sie hat einmahl ihr Wort gegeben, und Liddy und dem alten Manne geschieht ein Gefallen damit: Husch! ist die Feder wieder in ihrer Hand. Mit dem höchsten Ausdruk von Gutmütigkeit, der sich bei ihrem Unruhe verrathenden Vater zu entschuldigen scheint, detallirt sie die Gründe ihres Entschlusses:

"Lieber Vater, Burli will immer darauf losschreiben. Sieh nur, Liddy sieht mich

so wehmütig an, und der alte Mann da scheint es auch zu wünschen. Der alte Mann gefallt mir. Er sieht so ehrlich aus.„ Sie sezt die Feder an, und muß sie wieder absezzen. Der lästige Zweifler ruft: halt! hat immer noch Anstände; hat so viel zu fragen und zu berichtigen, daß Gurli'n Zeit und Weile dabei lang wird. Sie sezt die Feder wieder an, Samuel schreit abermahls: halt! und die Unterschrift wird zum zweitenmahl aufgehoben, bis der erbärmliche Skrupelhascher, völlig beruhigt und sicher gestellt, endlich die Erlaubnis ertheilt, sein unverdientes Glük mit der Unterschrift ihres Namens zu bestätigen. Aber, nun reißt auch ihre Geduld. Sie rümpft ihr niedliches Näschen, und erklärt dem albernen, pedantischen Hasenfuß derb und kräftig:

"Nun, ich will schreiben. Wenn du aber noch einmahl: halt! schreist, so werf' ich dir die Feder und das Tintenfaß an den Kopf.„

Indem sie unterschreiben will, tritt Bruder Robert ein. Die Feder entsinkt ihrer Hand, und ihre Augen hängen, weit offen, an dem hübschen Jungen. Sie tritt ihm näher, und besieht ihn unschuldig neugierig von allen Seiten.

ten. Je mehr sie ihn ansieht, desto mehr dehnen ihre Augen Wohlgefallen aus. Sie vergleicht ihn mit seinem närrischen Bruder, und der alberne Samuel kömmt ihr noch einmahl so abgeschmakt vor. Sie mag ihn gar nicht mehr ansehn und dreht ihm den Rükken zu. Bruder Robert ist ihr Mann, sie kann sich nicht satt an ihm gaffen; und gukt ihm so reinbehäglich, so äusserst offenherzig in's Gesicht; weiß so wenig, was dabei in ihr vorgeht; findet das Vergnügen, das sie bei seinem Anblik fühlt, so natürlich, daß sie gar kein Geheimnis daraus macht. Mit der ungenirtesten Naivetät bekennt sie:

"Bruder Robert gefällt mir."

Robert bittet um einen Kuß, und sie sagt nicht: Pfuy! wie bei Samuel. Sie hätt' ihm allenfalls von selbst einen gegeben, wenn er nicht darum gebeten hätte.

"Zehn, wenn du willst."

Ruft sie, und wips ist Bruder Robert geküßt, und so herzlich, wie sie wohl noch nie einen Mann geküßt hat. Dem Hasenfuß, Samuel, ist dabei nicht wohl zu Mute. Er nimmt die Feder und bringt sie Gurlin zur Unterzeichnung

des

des Kontrakts auf. Aber Gurli hat keine Lust mehr. Sie schüttelt den Kopf, und ihre Augen sind immer auf Robert gerichtet. Mit der ganzen Natur ihres Karakters legt sie Liddy'n das Bekenntnis ab:

"Höre, Bruder Robert gefällt mir besser, als Bruder Samuel."

Der Vater schilt sie kindisch, und mit kindlicher Einfalt in Geberd' und Ton, wendet sie sich gegen ihn:

"Sey nicht böse, lieber Vater. Gurli hat ihren freien Willen."

Der wird ihr zugestanden. Nun kommt's nur noch auf Liddy an, ob es ihr gleich gilt, wen sie heyrather, Bruder Robert oder Bruder Samuel? Liddy meint, ihr gelte das einerley, aber ob auch Samuel'n? das sey eine andere Frage. Wer ist froher, als Gurli. Was kümmert sie sich um den bedenklichen Langeweilekrämer! Dem macht sie ein finsteres Gesicht, und sagt's frank und frey heraus: daß sie ihn nicht mehr mag:

"Ach, was? Der närrische Mensch! wer wird ihn fragen."

Und freundlich, wie Gottes lieber Sonnenschein,

geht

geht ſie zu Robert, legt ihre Hand in ſeine, ſchüttelt ſie, und frägt ihn mit Aug' und Mund, halb bittend und überredend:

"Lieber Robert, willſt du wohl ſo gut ſeyn, Gurli zu heyrathen?„

Dieſe Frage ſezt den guten Jungen nicht wenig in Verlegenheit. Das liebe Geſchöpf gefällt ihm gar nicht übel. Es iſt ihm bei ihrem Anblik ſo wohl, wie's ihm noch nie bei dem Anblik eines Mädchens war. Sie iſt gerade ſo ungekünſtelt, wie er, ſo unverſtellt und ſo offen. Sie wäre ſo recht ein Weib für ihn. Mit ihr würde ſich die Seefahrt durch dies Leben ſicher, und mit gutem Winde vollenden laſſen. Sie würde ihn glüklich und wohlbehalten in den Hafen bringen. Aber Bruder Samuel iſt eher da geweſen, als er; ſie iſt ſchon ſeine verſprochene Braut; da kann er ſie unmöglich kapern. Bei alledem ſcheint ſie doch Luſt zu haben, lieber mit ihm, als dem ältern Liebhaber, in die weite See des Lebens zu ſtechen. Da ſteht er, und weiß nichts zu antworten, gaft das holde Mädchen an, und kann kein Wort hervorbringen. Gurli, über dies Stillſchweigen nicht weniger verlegen, iſt bange, daß ſie ihm nicht gefällt. Doch in dem

Jez-

Irrthum läßt sie Robert nicht lange. Sie hört und sieht, daß er sie wohl leiden mag, und ist wieder ruhig; blikt ihm auch dafür mit aller nur möglichen Herzlichkeit in die Augen, und läßt ihre Augen, in Gemeinschaft mit ihrem redlichen Munde, alles heraueplaudern, was ihr nur immer im Herzen sizt:

„Nun, du gefällst mir auch. Du bist so ein drolliger Mensch, ich seh dir gern in die Augen. Deine Augen sprechen so, daß man immer antworten möchte, wenn man gleich nicht weiß, was?„

Also soll er Antwort geben. Gern möchte Robert Ja sagen, aber sie gehört ja dem Bruder, sie hat ihm ja einmahl ihr Wort gegeben: es geht schlechterdings nicht; auch sieht er sie in seinem Leben zum erstenmahl. Und er hat nichts, als ein Schif von zwölf hundert Tonnen. Damit läuft er morgen in die weite See, und geht vielleicht übermorgen zu Grunde. Mit dieser Antwort ist Burki gar nicht zufrieden. Vielmehr ziehn sich auf ihrer Stirne ein paar trübe Falten zusammen. Robert spricht von Wegreisen. Das ist ihr sehr ungelegen. Sie hat ihn kaum recht angesehn, und er will schon wie-

der

der fern. Er gefällt ihr so, und sie soll ihn nicht behalten. Das macht sie traurig; das Weinen ist ihr nahe. Mit einem bittend-wehmütigen Tone legt sie ihr niedliches Patschgen auf seine Schulter, und gukt ihn mit der naivesten Treuherzigkeit in die Augen:

"Du sollst nicht in die See laufen, du sollst bey Gurli bleiben."

Wie gern wollte Robert das. Aber er ist so arm, hat so gar nichts, und sich von seiner Frau tot füttern lassen, das kann und will er nicht. Die lezte Grille ist Gurli'n beinahe lächerlich. Doch, sie will sie ihm schon vertreiben. Vertraulicher drängt sie sich an ihm an, schlingt seinen Arm in ihren, zieht ihn bei dem Kinn zu sich herüber; ihre lieben, unverhohlen plaudernden, bis auf den Grund des Herzens durchschaubaren Augen ganz in die seinigen gekehrt, und schäkernd-gutmütig entgegnet sie seinem sonderbaren Skrupel:

"Narr, ich will dich füttern, aber nicht tot füttern."

Einen Arm um seinen Hals, und mit der andern Hand ihm die Wangen streichelnd, ihr Gesicht ganz nahe an dem seinem — aber mit dem ganzen

Aus-

Ausdruk der reinsten, unschuldigsten Naivetät; mit dem Schmeicheltone des unverstellten guten Herzens, fährt sie fort:

"Heyrathe mich immer. Es soll dich nicht gereuen. Ich will dich so lieb haben, so lieb."

Nun kann Robert nicht mehr widerstehn. Er vergißt Bruder Samuel und seine Armut, giebt ihr die Hand und ist's zufrieden. Gurli jauchzt laut auf:

"Bist du? laß dich küssen!

Mit beiden Händen liegt sie um seinen Hals, und läßt ihre Freude auf seinen Lippen aus. Bruder Samuel runzelt die Stirn und macht dem glüklichen Nebenbuhler Vorwürfe; das wirkt. Schnell reißt sich der ehrliche Junge aus ihren Umhalsungen los. Er kann sie nicht heyrathen. Das liebe Geschöpf läßt die Hände sinken und hängt das Köpfgen traurig zur Erde:

"Nicht? warum denn nicht?"

Der Bruder hat ältere Ansprüche. Gurli dreht sich von ihm weg, wirft Samuel einen finstern Blik zu, und zum erstenmal in ihrem Leben vielleicht wird sie bitterböse, und ruft ärgerlich und verdrüßlich:

"Dein

„Dein Bruder ist ein Narr.„

Sie hat's freilich versprochen, ihn zu heyrathen, aber nun will sie nicht mehr. Aufgebracht und beinahe mit Galle, erklärt sie fest und bestimmt:

„Ich will ihn nicht, ich will ihn nicht, ich will ihn nicht.„

Mit Unwillen, in allen Zügen ihres Gesichts Mismut und üble Laune, sagt sie dem wiederwärtigen Freyer gerad' heraus:

„Du närrischer Samuel, was willst du mit Gurli anfangen? Gurli will dich nicht haben.„

Demungeachtet mag Robert dem Bruder nicht sein Glük vor der Nase wegschnappen, und Gurli weiß sich keinen Rat. Sie kann und will nicht von ihm lassen, Liddy und der alte John sollen ihm befehlen oder ihn bitten, daß er sie heyrathet. Her geht's nun über den ehrlichen Podagristen, er wird geherzt, geküßt und gebeten, ihr doch ja diese Bitte nicht abzuschlagen. Und ganz damit und dem lieben Robert beschäftigt, denkt sie nicht daran, daß der arme alte Mann ein krankes Bein hat, und stößt ihn an den Fuß, daß er Ach! und Weh! schreit. Sie fährt zusammen, vergißt ihre Bitte und

Robert, blos Gefühl für des armen Mannes Schmerz. Wehmütig und ſchmeichelnd bittet ſie ihn um Verzeihung:

"Sey nicht böſe! Gurli hat es nicht gern gethan."

Der arme Kranke läßt ſich in ſein Zimmer bringen. Gurli ſieht ihm traurig nach. Aus Unvorſichtigkeit hat ſie ihm weh gethan. Das kränkt ſie. Ihr gutes Herz leidet, als fühlte ſie ſelbſt den Schmerz. Ganz niedergeſchlagen und beklemmen ſieht ſie da. Eine mitleidige Thräne zittert in ihren Augen:

"Ich habe den armen alten Mann an ſeinen Fuß geſtoſſen. Gurli hat es gewis nicht mit Fleiß gethan."

Dieſe Traurigkeit weicht indes bald der für ſie noch weit wichtigern, die ſie über Roberts eigenſinnige Beharrlichkeit empfindet. Dieſer, um ſie von dem Entſchluſſe, Samuel ſitzen zu laſſen, abzubringen, appellirt an ihr gutes Herz. Er ſezt den Fall, daß Schweſter Liddy, die ſie ſo herzlich lieb hat, einen guten, braven Mann heyrathen wollte, und frägt: ob ſie denn wohl der guten Liddy ihren braven Mann vor der Naſe wegnehmen könnte? Gurli erkennt, daß

das ein garſtiger Streich wäre, und mit aller Geradheit ihres Karakters drükt Geſicht und Ton der Stimme ihren Abſcheu für eine ſolche unwürdige Handlung aus:

"Pfuy! Das könnte Gurli nimmer thun." Und doch, ſagt Robert, verlangen Sie, daß ich meinem Bruder einen ſolchen Streich ſpielen ſoll. Dieſe Anwendung macht ſie ſtuzzen. Nur begreift ſie nicht, wie man einen Menſchen, wie Samuel, ſo lieb haben kann, wie die gute Liddy. Sie kann das unmöglich glauben, und alſo auch Roberts argumentum ad hominem nicht ſo ganz auf ſich und ihre Lage anwenden. Daher ihr Akzent der Verwunderung und Befremdung in der Frage:

"Liebſt du denn den närriſchen Samuel eben ſo ſtark, als ich die gute Liddy liebe?

Dieſe naive Frage ſezt den biedern Seefahrer wieder in Verlegenheit. So recht Ja darauf ſagen, kann er nicht, dazu iſt er zu ehrlich. Er ſtokt, und hilft ſich mit der Wendung durch, daß Samuel ſein leiblicher Bruder iſt. Gurli, die dieſe zweideutige Antwort für ein beſtimmtes Ja nimmt, ſieht auf einmahl alle ihre Hofnungen in den Brunnen fallen. Ihr liebes Geſicht

bewölkt sich, und Kummer und Betrübnis blikken aus ihren Augen:

"Ach Gott! das ist traurig. Gurli muß weinen."

Sie läßt den unerbittlichen Trozkopf stehen, stellt sich in einen Winkel und weint wirklich; sieht und hört nicht, was um sie vergeht, und hat's blos mit ihrem Kummer zu thun. Robert, der gar nicht glaubt, daß dies Schluchsen und Weinen noch immer ihn gilt, tritt gutmütig zu ihr hin und frägt, "was fehlt Ihnen, Miß?" Auf einmahl hebt sie ihre niedergesunknen, noch von Thränen nassen Augen wieder in die Höhe, blikt ihm damit offen, aber halb kläglich, ins Gesicht, und mit halb weinerlich, halb bittendem Tone gesteht sie, was ihr fehlt:

Ein Mann!"

Diese Stelle ist wieder eine von denen in dieser Rolle, deren Behandlung die größte Delikatesse erfodert, wenn die Weiblichkeit in Gurli, ganz gegen den Zwek des Dichters, hier nicht von einer Seite erscheinen soll, die unsre sittliche Empfindung empört, und die liebenswürdige Einfalt des reinsten Naturkarakters in platte sinnliche Begier verwandelt. In der That ist

dies

dies Geſtändnis faſt das naiveſte, was Burli ſagt, aber es iſt ganz in der Natur ihres Geiſtes und Herzens. Die Bekannſchaft mit Robert hat ihr auf einmahl aus dem Traume geholfen. Nun weiß ſie, was ihr fehlte, wornach ſie ſo lange, ohne es zu wiſſen, ſich heimlich ſehnte; was ihre Bruſt preßte, ihr Herz beklemmte; ſie nicht nähen, ſtrikken und leſen, nicht mehr mit ihrem Papagey und ihrer Kazze vergnügt ſeyn ließ. Nun hat ſie gefunden, was ihr den Singvogel im Park entbehrlich macht. Wenn ſie das erhält, ſo hat ſie nichts weiter zu wünſchen. Wie nun die Erfüllung ihres Wunſches ihre Sehnſucht befriedigen wird? davon weiß ſie nichts, ſie ahndet es nicht einmahl. Dieſer Wunſch iſt ſo unbefangen in ihrer Seele entſtanden, daß ſie mit ſeiner Erfüllung nichts, als die Idee eines neuen Spielwerks, verbindet, von dem ſie mehr Vergnügen hofft, als von ihrem Papagey und ihrer Kazze, ja ſelbſt von dem ſchönen Singvogel im Park. Er geht alſo auch eben ſo unbefangen von ihrem Herzen auf ihre Lippen über. Ohne allen Rückhalt, ohne alle Verlegenheit, ohne eine Spur der gezierten Schaam, die nur ein Produkt unſrer raffinirten

europäiſchen Erziehung iſt, äuſſert ſie ihn. Und gerade er wird ihr nicht gewährt, gerade er ihr verſagt. Das ſtimmt ſie, wie jeder unbefriedigte Herzenswunſch, zur Unlaune. Dieſe Unlaune wird Traurigkeit, die ihren Gram in Thränen zu erleichtern ſucht. Und da ſie ſo gutmütig um die Urſache dieſer Traurigkeit befragt wird, und noch dazu von dem, der ſie eigentlich veranlaßt: ſo dämmert die Hofnung in ihr auf, daß ihr vielleicht noch gewährt wird, wonach es ihr ſo bang iſt; und ſie geſteht mit der herzlichſten Offenheit, und mit einem Tone, in dem Hofnung und Beklommenheit in eins zuſammenſchmelzen, die Quelle ihres Schmerzes und ihrer Thränen. In dieſem Tone erklärt, hat ihr Geſtändnis Reiz für uns, und macht uns wohlbehäglich lächeln. Es iſt reine, unverdorbne Sympliziität, die ihrem Karakter nur noch mehr Anziehung giebt. Dahingegen, wenn dieſe Naivheit durch einen unrechten Ton der Schauſpielerin in ekle Mannſucht ausartet, unſer Wohlgefallen an dieſem Karakter völlig dahin iſt, und uns unſre Augen und Ohren von ſeiner Darſtellung wegwenden heißt.

Daß

Daß aber meine Foderung an die Schauſpie-lerin, dies naive Geſtandnis der Gurli nur in dem von mir gegebnen Tone abzulegen, nicht blos meine Grille, ſondern geradezu Wille des Dichters, und ganz allein dem Geiſte des Karak-ters gemaß iſt: das wird die weitere Entwiklung deſſelben augenſcheinlich beſtätigen.

Robert verweißt Gurli'n, auf ihre Erklä-rung, daß ihr ein Mann fehlt, zu ihrer einmahl geſchloßnen Verbindung mit Samuel. Da-von will ſie aber nichts hören. In dem ent-ſcheidenſten Tone proteſtirt ſie dagegen:

"Den will ich nicht. Ich will Dich haben.„
Warum gerade ihn? das iſt ihr ſelbſt ein Rätſel. Aber, ſie kann ſich nicht helfen. Sie hat den närriſchen Samuel nie ſonderlich leiden mö-gen, aber jezt kann ſie ihn gar nicht leiden. Sie will Robert haben, ſie muß Robert haben. Umſonſt verlangt Robert die Urſache dieſes Willens und Müſſens. Sie weiß keine Ant-wort zu geben:

"Das weiß Gurli ſelbſt nicht.„
Mit halbabgewandten Leibe, die Augen noch immer zum Weinen verzogen, mit dem Tone des Schmollens und Böſeſeyns, wenn ihr liebes

Herz sie nur dazu kommen liesse, plaudert sie fort:

"Du bist ein böser Mensch; du machst, daß ich weinen muß, und doch lieb' ich Dich."

Sie verläßt ihre halbabgewandte Stellung, tritt gerade vor ihn hin, sieht ihm wieder ganz unverhohlen, ganz in ihrem Karakter, unter die Augen; und traulich einschmeichelnd ist der Ton ihrer Stimme. In ihrer ganzen liebenswürdigen Einfalt giebt sie sich ihm hin:

"Sieh nur, Bruder Robert, schon seit vielen Wochen war mir's immer, als ob mir was fehlte; und da sagte mein Vater: Gurli müsse einen Mann nehmen. Nun wollte Gurli das auch gerne thun. Und da frug mein Vater, welchen Mann ich haben wollte? Aber das war Gurli einerley."

Sie sieht ihm tiefer in die Augen, und es steigt ihr die Brust herauf, so warm, so warm; gerade so, wie's ihr ging, als sie im Park den Vogel singen hörte. Sie wird so gerührt, und statt der Rose, die sie da küßte, möchte sie den lieben Robert beim Kopf nehmen. Es ist ihr auch fast, als ob sie wieder weinen sollte, wenn sie hinzusezt:

"Aber,

„Aber, seitdem Gurli dich gesehn hat, ist's ihr nicht mehr einerley.„

Es wird ihr immer sonderbarer, es hebt sich immer stärker in ihrem unschuldigen Busen; sie empfindet ein unwiderstehliches Streben nach dem lieben Jungen hin, und husch! steht sie dicht bei ihm; hat ihn bei der Hand, spielt mit seinen Fingern, tändelt mit seinen Haarlokken, und schmiegt sich an ihn an:

„Heyrathe mich immer! Ich will dich mehr lieben, als meinen Papagey und meine Kazze. Ich will dich streicheln, wie mein Käzchen, und füttern, wie meinen Papagey.„

Ihr Arm wikelt sich um seinen Hals, ihre Hand fährt ihm über Wang' und Kinn, Augen und Mund rükken ihm näher; aber mit dem reinsten Ausdruk der lautersten Naturempfindung.

„O wie wollen wir so vergnügt zusammen leben, du und ich, mein Vater und mein Papagey, Liddy und meine Kazze.„

Was kann unschuldiger seyn, als alle diese Aeusserungen? wie ganz sieht durch sie die glükliche Unerfahrenheit des unkultivirten indianischen Mädchens durch, das ganz und gar die Empfindungen nicht kennt, die ihr so wohlthun,

ganz und gar keine Vorstellung von den Freuden hat, die ihrer warten. Und nun entscheide die denkende Künstlerin, ob Gurli ihr mir fehlt ein Mann, anders zu erkennen geben darf, als gerade so, wie ich es angewinkt habe.

Wer nun, der Gefuhl für Unschuld und Reinheit des Herzens hat, kann einer Erklärung, wie dieser, widerstehn? Wer wird einer so unverdorbenen Tochter der Natur nicht gern die Hand reichen, sein Stükgen Weg auf der Bahn des Lebens mit ihr fortzuschlendern? Und der gute, biedere, vollherzige Robert sollt' es nicht? Er thut's, aber als Ehrenmann; erst, nachdem er völlig überzeugt ist, daß Samuel nichts mehr zu hoffen hat; erst nach Gurli's fester Erklarung: daß sie nimmermehr den närrischen Samuel heyrathen wird. Dann erst schlägt er ein, und giebt sich der bezaubernden Wilden mit Herz und Hand hin. Und sie, den Schlag der Freude durch alle ihre Pulse empfindend, hängt an seinem Halse, in frohen Küssen sich ergiessend:

"Nun bist du mein lieber Bruder Robert. Nun wird Gurli wieder lachen, hüpfen und springen."

Das macht sie auf der Stelle wahr, sie nimmt ihren lieben neuen Bruder bei der Hand, dreht und windet sich mit ihm zum Tanz der Freude, und hupft und springt, wie ein junges Reh, das unter Blumen weidet. Robert steckt ihr einen goldnen Ring an den Finger, als Bedeutung seiner Liebe zu ihr, und lachend und tanzend hüpft sie in ihr Zimmer, einen Ring für Robert zu holen, zum Zeichen, daß sie ihn wieder liebt.

Einen Diamantring in der Hand, kömmt sie bald wieder zurük, mit Freudefunkelnden Augen, leicht daher schwebend. Und ein neuer froher Auftritt harrt ihrer. Ohn' es zu wissen, hat Robert Gurli'n einen Bruder gerettet und nach England gebracht, den sie mit ihrer Mutter und ihren übrigen Geschwistern erschlagen glaubt. Dasselbe glaubt Bruder Fazir von Gurli; und keiner ahndet die Gegenwart des andern in England. Indem Gurli mit ihrem Ring herauthüpft, ist Bruder Fazir gerade bei Robert. Sie erkennt ihn, glaubt seinen Geist zu sehen, thut einen Schrei, und erstarrt. Mit stieren, fest auf ihn gewandten Augen, blassen Wangen, halboffenem Munde, an allen Gliedern gelähmt, steht sie da — ganz Bild des Erstaunens

nens und Schrekkens. — Endlich kömmt ſie wieder zu Athem. Ihre Hand tappt nach Robert, zieht ihn — immer die Augen ſtarr auf die vermeinte Erſcheinung gerichtet — zu ſich hin, zeigt mit zitterndem Finger auf Fazir, und frägt mit bebender Stimme:

„Bruder Robert, ſiehſt du da etwas ſtehen?„

Nach und nach mehr Athem gewinnend, aber doch noch immer Schauder und Bangigkeit in Geberd' und Sprache, entdekt ſie die Urſach ihres Schrekkens und Erſtarrens:

„Robert, dieſer Geiſt hieß ehemals Fazir, und war mein Bruder —„

Dieſes Erſchrekken, Starren, Beben und Blaswerden muß, wie alles bey Gurli, ja der treuſte Abdruk der Natur, und weder komiſche noch tragiſche Karrikatur ſeyn; kein gewöhnliches Theatererſchrekken, ſondern wahres Athem- und Sprachloſes Erbleichen und Angewurzeltſtehen. Da es aber eine angenehme Erſcheinung, da es der Schatten des geliebten Bruders iſt, dem ſie zu ſehen glaubt: ſo darf dieſes Erſtarren nicht ein Erſtarren des Entſezzens, des Abſcheus ſeyn, ſo dürfen die Züge des Geſichts

nicht Empörung und krampfhaften Schauder ausdrükken; so darf Gurli nicht mit der Pantomime des Abwehrens und Zurükstossens den Eindruk dieser Erscheinung auf sich ausdrükken. Ihr erster Schrek ist der stärkste — der erste Anblik ist es eigentlich, der ihre Glieder am meisten lähmt, ihr ganzes Wesen am meisten erschüttert. Jemehr sie die Züge des geliebten Bruders erkennt, jemehr dadurch die Erinnerung an seine brüderliche Liebe in ihrer Seele lebhaft wird: jemehr verliert sich auch das erste Entsezzen; es wird ein angenehmes Erschrekken daraus, welches bei der Entdekkung, daß er es selbst, nicht sein Schatten ist, in freudiges Erstaunen übergeht.

Da liegen sie dann einander in den Armen, weinen und jauchzen. Worte sind für ihre Empfindung zu arm. Ihr Gefühl ist das stumme, sprachlose Entzükken der unverdorbnen Natur, das sich in unartikulirtem Geschrei, im Lachen, im Springen und Tanzen äussert — das nur wenig Worte hat, und mehr handelt, als spricht.

Bald wird diese frohe Entdekkung der ganzen Familie bekannt, denn Gurli schreit alles zusammen, was im Hause ist. Kaberdar ge-

nießt nun doppelte Vaterfreuden, und erkennt in Robert den Retter seines Sohns, den Gurli abermahls für den einzigen Mann erklärt, den sie heyrathen kann und will. Samuel kriegt den Korb, und Robert ihre Hand und ihr Herz. Nun ist sie vollkommen glüklich. Nur kränkt es die gute Seele, daß Samuel so ganz leer bei der Geschichte ausgehn soll, sie will also auch ihn zum Mann nehmen:

"Der arme närrische Samuel, er dauert mich doch. Was meinst du, Robert, ich will ihn auch heyrathen."

Das wird aber höflichst verbeten, und ihr gilt's auch recht. Es ist ihr eben nicht darum zu thun. Sie wollte dem armen Schlukker nur keine böse Stunde machen, weiter war's nichts; und so bezeugt sie mit der trokkensten Naivetät:

"Gurli macht sich nichts draus."

Und hiemit Punktum über diesen Karakter. Ich wünsche, daß ich mich den Schauspielerinnen, die mich lesen, verständlich gemacht habe. An meinem Willen fehlt es wenigsten nicht. Aber so schwierig die Darstellung dieses Karakters von Seiten der Schauspielerin ist, eben so schwierig ist sie von Seiten des Dramaturgen.

Naive-

Naivetät und Unschuld lassen sich sehr schwer mit Worten beschreiben, und der Ton, mit dem sie sich ausdrükken, fast gar nicht durch bloße Buchstaben versinnlichen. Mündlicher Unterricht wäre hier anschaulicher, als schriftlicher. Aber diese Entwiklung ist auch nur denkenden Künstlerinnen gewidmet, und von ihrem Verstande kann ich erwarten, daß sie auch meine halben Winke errathen werden. Für die nicht Denkenden ist meine Dramaturgie überhaupt nicht.

XXV.

Am neunzehnten November: die Wiederhohlung der Indianer in England; am zwanzigsten: die Höhle des Triphonius, Singspiel in zwei Aufzügen, aus dem Italienischen; am einundzwanzigsten: Glük bessert Thorheit, Lustspiel in funf Aufzügen, nach Miß Lee, von Schröder.

Wenn schon das Singspiel: die Höhle des Triphonius, in Vergleich mit andern italienischen Opern, ein ganz leidliches Dichterge-

mächt' ist; wenn schon der gesunde Menschenverstand nicht so offenbar darin beleidigt wird, als es Operntheorie und Opernsitte sonst fodern; wenn schon es sogar ein Etwas von Sinn, Plan und Zusammenhang aufzuweisen hat: so bleibt es nicht desto weniger doch immer ein sehr langweiliges und ermüdendes Produkt, bey dem Salieri's meisterhafte Komposizion alles thun muß, um unsre Aufmerksamkeit in Athem zu erhalten. Ohne diese vortrefliche Musik würde Niemand die einschläfernde Monotonie ertragen können, die von Anfang bis zum Ende ihren bleiernen Szepter darin ausstrekt, durch die wir im zweiten Akt wiedersehn, was wir schon im ersten sahen, und unnötigerweise, statt eines sehr unterhaltenden, zwei sehr gedehnte und Gähnen erregende Akte erhalten.

Der Stof dieses Singspiels gründet sich auf eine altgriechische Volkssage, deren Pausanias schon erwähnt. Die Höhle des Trophonius, erzählt er, war in Form eines Ofens gebaut, und von der Einrichtung, daß alle, die hineingingen, von einer ungewöhnlichen Traurigkeit befallen wurden. Ein Mensch, der diese Höhle einmal betrat, lachte in seinem Leben nicht wieder.

Man

Man pflegte deswegen von einem Menschen, dessen Miene auffallend finster war, zu sagen: er sähe aus, als ob er aus der Höhle des Trophonius käme.

In der Oper hier hat diese berühmte Höhle noch eine Wunderkraft mehr, sie verändert die Temperamente überhaupt. Sie macht nicht blos den Lustigen ernsthaft, sie macht auch den Ernsthaften lustig. So wie, wer als Lacher hineingeht, als Melancholikus wieder herauskömmt: so lacht, wer vorher nie den Mund auch nur zum Lächeln verzog, sobald sein Fuß die Höhle betreten hat, nun für die ganze Zeit seines Lebens.

Diese Wendung der Fabel des Pausanias ist glüklich, und für die dramatische Darstellung sehr reichhaltig. Aber der italienische Dichter verstand sich nicht darauf, allen den Vortheil daraus zu ziehn, den sie seiner Dichtungs- und Erfindungsgabe darbot.

Was für eine Gelegenheit zu einer ganzen Gallerie von komischen und interessanten Zeichnungen! Welche schwelgerische Veranlassung zu den mannigfaltigsten satyrischen Zügen, zur Züchtigung der Thorheiten aller Stände und Volksklassen! Was für einen Rudel von Thoren,

Gekken und komischen Karrikaturen im Purpur, mit Stern und Ordensband, mit dem Helm und dem Staatsruder, mit Bareten und Kapuzen, mit philosophischem Mantel und Bart, mit der Feder und der Elle, hätte der Schlund dieser berüchtigten Höhle ausspeien können: wenn der Dichter sich nur irgend auf die Kunst der Beobachtung, und das Beobachtete in lebende Darstellung zu verwandeln, verstanden hätte. Aber leider! war diese Kunst seinen Augen verborgen. Seine nüchterne Phantasie schränkte sich blos auf die Armseligkeiten ein, die sein Werk so unleidlich dehnen, und durch ein ekles Einerlei jedes Fünkchen von Theilnahme in uns erstikken. Man kann von seinem Singspiel sagen, was der Geschichtschreiber des abderitischen Theaters von dem tragischen Machwerke eines Poeten dieser berühmten Republik sagt: "Göttin Langeweile, "in höchst eigner Person, scheint dabei die Feder "geführt, oder es doch wenigsten vom Anfang "bis zum Ende, zwischen Schlafen und Wachen, "diktirt zu haben. Die Helden darin saalbadern "samt und sonders, zwar gerade keinen Unsinn, "aber doch so Kraft und Saftloses Zeug, als hätt' "ihnen ein Arzt Opium verschrieben, als labo-

"rirten sie an der Wasser- und Schwindsucht, und "ihr Seelgen wär' ein Regentröpfchen, das an "dem äussersten Rande ihres Gehirns hinge, nahe "daran, gänzlich zu versiegen und auszutroknen. "Die Verse, in denen sie sich produziren, fliessen "klar und rein dahin, wie ein Brunnenquell, "aber auch eben so kühl. Mit einem Wort, "das Ganze ist eine Art lyrischen Mohnsaftes, "der die Augen leise zum Zufallen lükt, Magen "und Schlund langsam zum Gähnen dehnt, und "die Kräfte unsres Leibes und Geistes mählich "und mählich aller Thätigkeit und Anstrengung "entstrikt." *)

Wunder nimmt mich das eben nicht. Es ist die Arbeit eines Hofpoeten, und Hofpoesie ist mit Hofluft so ziemlich einerlei Natur: unselbständig, erwattend, und den Schlaf befördernd. Sie ist nicht mehr Kunst, sie ist Handwerk; und Kunst, die zum Handwerk wird, ist Tagelöhnerarbeit, bei der Arm und Hand vorzüglich ihr Wesen treiben, der Kopf aber feyert. Sie ist eine Art bestellter Fabriquenwaare, bei der nicht ge-

*) Das Theater zu Abdera. Zweiter Theil. S. 49 und 50.

gefragt wird, ob der Geselle, der sie fertigen soll, Laune, Lust und Liebe zur Arbeit hat? die er in so und so viel Zeit liefern muß, weil er dafür — bezahlt wird. Freilich läßt sich eigentliche Kopfarbeit nicht bestellen, wie man ein paar Schuh oder sonst eine andere Handarbeit bestellt. Aber darnach wird bey einem engagirten Hofpoeten nicht gefragt. Unsre Grossen, wenn sie sich ja einmahl der Künst' und Wissenschaften annehmen, haben von den Talenten dazu selten einen andern, als den entehrenden Begrif: daß sie ihnen, wenn sie sie gebrauchen, eben so oft und eben so schnell zu Gebote stehn müssen, als die Nähnadel eines Schneiders, der ihnen ein Kleid machen, oder die Läufte des Jagdhundes, der ihnen einen Hasen Solo fangen soll. Ein Poet ist eine Figur mehr in ihrem Hofstaat, blos dazu da, ihrer Hoheit zur Kurzweil zu dienen; so wie sie ihre Affen füttern, damit sie ihnen, so oft sie Gefallen daran finden, ihre Sprünge vormachen.

Ihre maitres de plaisir, selbst sehr Lasttragende Thiere der hohen Launen ihrer Gebieter, würdigen nun vollends den armen Poeten zum eigentlichen Manufakturengesellen herab. Was

der Herr nicht gebietet, das gebieten sie; was sie ihrem Herrn sind, zugelernte Thiere, die auf jedem Wink hin und her springen, tanzen und apportiren; muß der Poet ihnen seyn. Er muß sich produziren, wie sie, wenn ein gnädiger Wink von oben es heischt; Kapprioten machen und durch den Reif springen; das heißt, Trauerspiel und Lustspiel aus dem Ermel schütteln, wenn ihr Wiz, und ihre Männerchen nicht mehr ausreichen, dem Serenissimus durch Kurzweil die Langeweile zu vertreiben.

Nun ist Kurzweil, bei der der Kopf müssig ist, gerade die amüsanteste für einen Hofzirkel. Die Hofpoeten haben also auch ganz recht, wenn sie ihre Feder das Amt ihres Kopfs verwalten lassen. Dieser Federnspaaß ist eigentliche Waare für den Plaz, und gerade der Spaaß, der dort von den Leuten erwartet wird, die, nach Abschaffung der Tischräte, für fürstlichen Sold, wenn schon nicht buchstäblich, das bunte Wams und die Schellenkappe tragen.

Salieri's Musik zur Höhle des Trophonius ist ein Meisterstük in jedem Sinne des Worts; wahre Theatermusik, ganz für Aktzion und Vorstellung gedacht und geschrieben;

lebendiger, fortschreitender Ausdruk; durchaus wirksam, handelnd; mit einem Worte, dramatisch. Ich weiß auch nicht eine Arie, die blosser Klingklang, die nicht Darstellung wäre; nicht die singende Person im Ausdruk ihrer Empfindung wahr und treu, ihrem Karakter gemäß, und bis zur höchsten Täuschung versinnlichend, bezeichnete. Besonders sind die Chöre lauter Feuer, Leben und Thätigkeit. Da ist auch kein Ton, kein Akkord, der nicht, rein aus der Natur aufgegriffen, Situazion und Handlung mit der genauesten Eigenthümlichkeit entwikkelte, und, wie die Wahrheit selbst, an unser Herz spräche. Es ist eine Musik, ganz eigentlich für die Bühne; die durch die Kraft ihres Ausdruks dem Sänger gleichsam das Spiel in die Ohren raunt, das seinen Karakter und seine Situazion dem Zuschauer veranschaulicht; die man also auch nur auf dem Theater, vom ganzen Orchester und der Aktzion des Schauspielers begleitet, hören muß: um ihre ganze grosse Wirkung auf seine Empfindung zu erfahren. Im Klavierauszuge, auf dem Flügel nachgeklimpert, geht der größte Theil ihrer Schönheiten verlohren. Man muß sie nicht blos hören, man muß sie, wenn ich so

sagen

ſagen darf, auch ſehen; das iſt, ſie muß uns vorgehandelt werden, weil ſie durchaus mit Beziehung auf Geberdenausdruk und begleitende Aktzion, in der Seele ihres Urhebers empfangen, und für dieſe Beſtimmung zur Welt gebohren wurde.

Ich habe die hieſige Vorſtellung nicht geſehn, weiß alſo auch nicht, was unſre Sänger aus dieſem herrlichen Werke der Tonkunſt gemacht haben. Aber der Vorſtellung dieſes Singſpiels zu Wien, in der Sprache des Originals, erinnr' ich mich noch immer mit Vergnügen. Sie war ein Muſter von Kraft, Wahrheit und Präziſion im Vortrag des Geſangs, von treuer Karakteriſtik, von raſchem, jovialem und doch unüberladnem Spiele. Die Storace, die Coltelini, Benucci, Mandini und Calveſi wetteiferten, Salieri's groſſe Kompoſitionstalente durch ihre Kunſt zu verherrlichen. Da ging auch nicht ein einziger Nachdruksvoller Laut verlohren, da ward auch nicht eine Note unnatürlich abgeſtoſſen und abgebiſſen; jedes Wort klang rein und vernehmlich in unſer Ohr, und Geſang und Aktzion ſtanden in dem ſchönſten, reinſten Verhältnis miteinander. Das Publikum war, wie bezaubert, man konnte ſich nicht ſatt daran

sehn und hören. Wiederhohlung auf Wiederhohlung, und das Haus immer zum Brechen voll. Immer gleicher Beyfall; gleiche Theilnahme. Aber Wien ist auch das Land der Musik. Die Gasmann, Gluk, Salieri und Mozart sind in seinem Schooße gebildet. Fast auf jedem Instrument hat es einen Virtuosen, und es giebt dort Damen vom ersten Range, deren Gesang eben so bezaubernd ist, als ihr Spiel auf dem Flügel oder der Violine, der Laute oder der Harmonika. Musik ist dort nicht blos Liebhaberei, sie ist wirklich Kunst; und man schreit nicht blos von Kunst, man versteht sie; sucht in der Oper nicht blos Ohrenkizzel, sondern auch Nahrung für sein Herz. Man beklatscht freilich auch dort Bravurarien mit lautem Gejauchze, aber man hat auch tiefes Gefühl für einfachen, unverschnirkelten Gesang. Besonders lebt und webt der schönere Theil des menschlichen Geschlechts zu Wien ganz in Musik; liebt und übt den Gesang, und hat die zarteste Empfänglichkeit für musikalischen Wohllaut. Mehr als einmal hab' ich bei einem schmelzenden Adagio von Gluk, Salieri und Mozart, Augen, die, wie Sonnenfunken, blizten, oder, wie Mondesschim-

schimmer, sanft in das Herz gleiteten, leicht sich bewölken und in Empfindungsvollen Thränen schwimmen, mehr, als einmal, bei einem Chor von Händel oder Graun, die schönsten Busen sich höher heben, und aus der leichten Gase hervordrängen sehen.

Bey diesem feinen und richtigen Sinne für musikalische Schönheit und Wahrheit, konnt' es denn auch nicht fehlen, daß diese Komposizion der Höhle des Triphonius dort den ausserordentlichen Eindruk hervorbrachte, den ich beschrieben habe; ein Eindruk, der bei jeder Wiederhohlung dieses Singspiels noch immer der nehmliche ist, der er bei der ersten Erscheinung desselben war.

Glük bessert Thorheit ward, wenn mich mein Gedächtnis nicht trügt, sonst unter dem Titel: die Zufälle, auf dem deutschen Theater gegeben. Damahls war es blosse Uebersezzung, und machte kein sonderlich Glük. Erst in der jezzigen Gestalt, die es Herrn Schröder zu danken hat, erhielt es allgemeinem Beyfall, und erhält ihn noch immer. Es verdient diesen Beyfall, denn es ist nun ein sehr

gutes, komisches und unterhaltendes Stük geworden. Der Gouverneur Hardenstein mit seinem sehr neuen und originellen Karakter, und die Misverständnisse, und Irrungen, die durch Emiliens, — Hardensteins Tochter — Flucht veranlaßt werden, bringen sehr viel Leben und Mannigfaltigkeit in die Handlung. Zu lachen giebt es darin vollauf, die Fabel hat Interesse, und die Eräugnisse gehen einen raschen, gedrängten und feurigen Gang.

Die erste Idee zu diesem Lustspiel hat unstreitig Diderots pere de famille gegeben. Plan und Karaktere verrathen das sichtbar. Da ist ein Hausvater, der seine Kinder liebt, und geliebt und geplagt wird; ein Sohn, der eine Unbekannte liebt, und sie nicht lieben soll; dem sie entrissen wird, und er weiß nicht, von wem? Eine Nichte und ein Freund vom Hause, die ein geheimes Liebesverständnis miteinander haben! Da wird des Sohns Geliebte in des Vaters Haus gebracht, um sie der Verfolgung zu entreissen, ohne, daß Vater und Sohn es wissen; da verkennen sich ein paar redliche Freunde, und ein edler Mann wird gekränkt, weil er recht thut. Da entdekt sich's, daß das verfolgte Mädchen des Va-

ters

ters Nichte, und der Liebe des Sohns würdig ist: alles wie bei Diderot.

Noch auffallender verrathen die Karaktere dieses Lustspiels ihren französischen Ursprung. Graf Glimar erinnert an d'Orbesson, Karl an St. Alvin; Hauptmann Ringstern ist Germeuil, Sophie, seine Frau, Cäcilie; Emilie und Diderots Sophie ähneln auffallend; und selbst der Gouverneur hat Züge vom Komthur d'Aulnoy.

Indes ist Glük bessert Thorheit mit allen diesen Aehnlichkeiten doch nichts weniger, als eine eigentliche Copie des Diderotischen Werkes. Miß Lee hat dem französischen Dichter zwar verschiedene Theile ihres Plans, und besonders die erste Anlage ihrer Karaktere abgeborgt, aber theils dem Geborgten durch eine originelle Benüzzung und Anwendung eine ganz neue Gestalt gegeben, theils durch Hinzufügung selbsterfundner Vorfälle, Lagen und Begebenheiten, ein von dem französischen Hausvater merklich verschiedenes Stük hervorgebracht.

Bei Diderot, zum Beispiel, ist d'Orbesson blos darum gegen die Liebschaft seines Sohns, weil er sie unter seinem Stande glaubt,

weil

weil er durch diese Verbindung die glüklichen Aussichten nicht vernichten will, auf die Geburt, Vermögen und Fähigkeiten seinem Lieblinge das ausgemachteste Recht geben; bey Miß Lee hingegen ist es eine projektirte Heyrat, die den Grafen Glimar gegen den Liebeshandel seines Sohnes einnimmt, er hat ihm ein anderes Mädchen ausersehn. Bei Diderot haben Germeuil und Cäcilie blos ein heimliches Liebesverständnis; bey Miß Lee sind Ringstern und Sophie wirklich verheyrathet, und Sophie ist gerade das Mädchen, das Glimar seinem Karl bestimmt hat. Bei Diderot verfolgt der Komthur St. Albins Geliebte blos aus Herrschsucht, Ahnenstolz, Schadenfreude und Verhezzungsgier; bey Miß Lee ist es die Zerstörung eines eigenen Heyratsplans, was den Gouverneur so sehr gegen Karls Unbekannte aufbringt; seine für diesen Plan ganz besonders erzogene Tochter soll Karls Frau werden. Bey Diderot endlich hat alles den feyerlichen Ton des ernsten Schauspiels, und nur der Karakter des Komthurs einige lächerliche Züge; bey Miß Lee aber ist das Komische herrschend, und das Ernste ihm untergeordnet.

Dieſes überall verbreitete Komiſche gehört der engliſchen Dichterin ganz, und iſt es vorzüglich, was dies Stük ſo unterhaltend macht. Gouverneur Hardenſtein mit ſeinem Erziehungsplan und ſeinem neuen Menſchengeſchlecht, iſt ungemein glüklich gezeichnet, und wird beſonders in Schröders meiſterhaftem Spiele, deſſen nähere Entwiklung ich mir, aus Mangel des Raums, für die erſte Wiederhohlung vorbehalte, eine auſſerordentlich intereſſante Perſonage. Die Verwirrungen, die durch die Jungfer Ilſabe, Emiliens Mädchen, die der Gouverneur für Emilien ſelbſt nimmt, veranlaßt werden, gewähren eine Reihe von ſehr drolligten und vergnügenden Auftritten; wozu hier das Spiel der Madam Eule, die ſehr gut plattdeutſch ſpricht, und ohne zu gemein zu werden, ihren Karakter mit aller der ihr zukommenden Wahrheit und bäuriſchen Naivetät ausführt, ſehr viel beiträgt.

Und ſo bleibt Glük beſſert Thorheit, troz alle dem, was Diderot dazu hergeliehn hat, doch immer ein eigenthümliches Produkt der Miß Lee, weil Wendung und Bearbeitung ſeines Plans und ſeiner Karaktere doch immer

etwas anders ſind, als bei dem franzöſiſchen Dichter.

Uibrigens könnte dieſe Methode, ſich an fremdem Feuer zu wärmen, und aus fremden Ideen Vortheil zu ziehen, manches gute Stük mehr hervorbringen, ohne, daß dadurch die Originalität ſeines Verfaſſers verlöhre. Eine ſolche andere Wendung der Situazionen und Karaktere eines ſchon exiſtirenden Schauſpiels, nach dem Beyſpiele der Miß Lee, kann ſehr gut Gelegenheit zu einer ganz neuen und intereſſanten theatraliſchen Arbeit werden, die ihrem Verfaſſer Ehre macht, wenn ſie ſchon nicht ganz auf ſeinem eignem Grund und Boden gewachſen iſt. Herrn von Kozebue's Kind der Liebe mag als Beweis dienen. Höchſtwahrſcheinlich entſtand dieſes niedliche Schauſpiel durch Schröders Fähndrich, mit dem es die auffallendſten Aehnlichkeiten hat, ohne darum minder den Beyfall zu verdienen, der ihm bei der Vorſtellung deſſelben hier und in Berlin zu Theil ward.

XXVI.

Nachrichten von dem engliſchen Theater. Auszüge aus Briefen.

London, den 11ten September 1789.

Die Bühnen werden in London um ſieben Uhr eröfnet. Die Liebe zum Theater iſt hier auſſerordentlich groß. Die Sommerſchauſpielhäuſer ſind ſelbſt bei dem beſten Wetter geſtopft voll. Man erhält kaum einen Plaz darin, wenn man eine Stunde vor der beſtimmten Zeit hingeht.

Die engliſchen Akteurs ſprechen mit ſehr vielem Ausdruk und überaus verſtändlich. Dieſe Liebe zur Verſtändlichkeit hält ſie oft ab, raſch zu ſeyn, wiewohl ihre Bewegungen heftig genug ſind. Die Zuſchauer lieben die Gemälde auſſerordentlich, und eine ſchöne Gruppe oder Stellung, die doch eigentlich geſchwind vorübergehen ſollte, muß eine Zeitlang inne halten, während dem applaudirt wird, damit das Auge ein genügendes Feſt habe. Die Mahlerey der Szenen iſt vortreflich, die Veränderungen aber geſchehen nicht ſehr geſchwind, und neunmahl unter zehnmahl, wird der Hintergrund nicht aufgerollt, ſondern

zuſammengeſchoben, welches das Auge ſehr beleidigt. Die ſchönſten Dekorazionen fand ich auf einem Seiltänzertheater, Saddns Wells, wo der petit diable ſeine Künſte machte. Ich ſah dort in einer Pantomime, der Hayn der Feen, deren Szene in Schottland lag, lauter ſchottiſche Ausſichten, die berühmte Fingalshöhle, Schloß und Stadt Edimburg, einen See im Mondſchein, der über ſeinem Waſſer ſich ſpiegelte; und vor allem einen Waſſerfall, von der Sonne beſchienen, und mannigfach wiederglänzend. Dieſes alles übertraf bei weitem ſelbſt das Beſte, was ich mich erinnere, in dieſer Art bei Nicolini geſehn zu haben. Aber weder die Veränderungen, noch die Muſik, noch die Schauſpieler ſelbſt, waren ſo genau und ſchnell, wie bei Nicolini.

Pantomimen ſind hier ein Lieblingsſchauſpiel. Jede Bühne hat die ihrigen. Den beſten Akteur dafür fand ich auf Palmers Royalty Theatre, wo unter andern die Kolombine, Miſtriß Gibbs, das niedlichſte Figürchen und das ſchönſte Geſicht iſt, das ich jemals auf, und auſſer dem Theater geſehn habe.

Vor einigen Tagen sah ich den Barbier von Sevilla aufführen. Er ist nicht sehr glüklich übersezt, und die Szene, wo Graf Almaviva, als betrunkner Soldat auftritt, ich weiß nicht, ob durch Schuld des Uibersezzers, oder der Schauspieler? gar weggelassen. Der ältere Palmer, ein Schauspieler von ungemeinem Anstande und vieler Leichtigkeit, spielt den Grafen. Ein deutsches Publikum würde ihn, troz seiner grossen Blondheit, etwas zu alt und zu stark finden. Die Engländer sind, wie die Franzosen, darüber hinaus. Palmer hat ausserordentlich viel Natur, die feinste Deklamazion, und das beste Spiel von allen englischen Schauspielern, die ich bis jezt gesehn habe. Er bewährt diese Eigenschaften in seinem Almaviva. Miß Farren war Rosine. Sie ist eine sehr feine Künstlerin, und unstreitig die Heldin des Lustspiels in England. Aber Rosinen spielt sie mit zu vieler Nachlässigkeit, und mit zu wenig Einfalt. Parsons war Barthelo. Eine ärgere Karrikatur läst sich nicht denken. Er hat eine Legion von Gesichtern zu Gebot, deren jedes eine Frazze ist. Dennoch verdient die Szene Beyfall, wo er einschläft, aus dem

Schlaf erwacht, drauf und dran iſt, den Grafen zu Roſinens Füſſen zu ertappen, und ſich endlich verleiten läßt, zu applaudiren, weil ſein Mündel ſo vortreflich geſungen hat.

London, den 10ten Oktober 1789.

Von Shakeſpeare's Stükken hab' ich bis jezt zu Durylane: The Winter's tale, the merry Wives of Windſor, Hamlet, as you like it; und zu Koventgarden: Romeo and Juliet und the Firſt Part of Henry IV. geſehn. Ein groſſes Ding für die Engländer iſt unſtreitig, daß man ihnen, ſobald die Szene in ihrem Vaterlande ſpielt, die Gegend ſelbſt meiſterhaft darſtellt. The merry Wives of Windſor gewannen dadurch auch bei mir, weil ich mich an den Stellen wiederfand, die ich vor wenig Tagen betreten hatte. Dazu kömmt die Tracht dieſer Jahrhunderte, nach den Gemälden der Vorfahren kopirt, der Dialekt verſchiedner Provinzen, u. ſ. w. Nur Hamlet wird, vielleicht durch Garriks Eigenſinn geheiligt, in moderner Kleidung geſpielt. Kemble, ein Bruder der berühmten Siddons, iſt Hamlet. Er hat ein ſehr hervorſtehendes langes Kinn, gebietende Augenbrau-

braunen, groſſe ſchwarze, feurige Augen, und eine ſehr lange Naſe; welches alles mehr dazu beiträgt, ihm den Ausdruk von hohem Schmerz und befehlendem Ernſte, als von Jugend und Gutmütigkeit, zu geben. Er iſt, was man hier einen genteel player nennt. Jede ſeiner Bewegungen iſt abgemeſſen, jedes Wort erhält ein Gewicht. Doch halſet er nichts heraus, ſondern ſteigt durch alle Grade des Sanften erſt zur Heftigkeit, und ſelbſt dann wird ſeine Stimme nicht ſchmetternd. Aber bei alledem iſt er in meinen Augen nur Deklamator, nicht Darſteller. Wie wenig fehlt dieſem Kemble, um vollkommen Hamlet zu ſeyn; wie ſehr bieten Natur und Kunſt ſich die Hände, um ihm ein Ideal dieſes Karakters darzuſtellen; wie oft ſchwebt er am Rande der Wahrheit, wie ein Schmetterling am Rande des Lichts; und doch, wie ſehr benimmt das wenige, was er nicht hat, ſeiner Kunſt und ſeinem Studium das Verdienſt alles deſſen, was er hat! Die ſchweren Stellen, wenn Horazio und Marzellus, nachdem der Geiſt von ihm gewichen iſt, zu ihm treten, ſchien er zu machen, und doch gelangen ſie ihm nur; wie er dadurch verrieth, daß er dem aus der Erde Rufenden

nicht zuzuſchreien verſtand. Er fing die Szene mit der Ophelia vortreflich an, und könnte wegen der Heftigkeit, mit der er die lezte Rede: "ich habe auch von eurer Mahlerkunſt gehört," u. ſ. w., ausſprach, vielleicht durch die Bemerkung entſchuldigt oder gar gerechtfertigt werden, daß er, der bemüht war, den Wahnſinnigen zu ſpielen, jezt auch darin wahnſinnig ſcheinen wolle, daß er ohne Urſach auffahrt. Aber, wenn er dieſe Heftigkeit auch auf die Szene mit der Flöte ausdehnt, wenn er in eine Art von Wut ausbricht bei den Worten: "Aber, wenn ihr auch auf mir herumpfuſchen könnt, ſo könnt ihr doch nicht auf mir ſpielen;" wahrlich, ſo iſt er keiner Rechtfertigung mehr fähig, und vielleicht ſelbſt einer Entſchuldigung nicht wert.

Den ſchönen Monolog, während der König betet, ſo wie überhaupt die groſſe Szene, wo der König, zu beten, ſich vergebens beſtrebt, wird hier weggelaſſen. Das Handgemenge in Opheliens Grabeseröfnung hingegen wird vorgeſtellt.

Es iſt überhaupt unglaublich, wie elend die Veränderungen in Shakeſpeare's Stükken hier ſind. So läßt man in dem erſten Theil Heinrich IV. die Szenen weg, wo Falſtaf

und

und der Prinz von Wales wechſelsweis den König trageriren, die Szene, wo die Rebellen zuſammen kommen, und Hotſpur Glandovers Zauberkünſte verlacht, ja ſogar die, wo der König, durch Douglas in Gefahr ſeines Lebens, von der Hand des Prinzen befreit wird.

Ich habe zwei Falſtaffe geſehen, auf Durylane Palmer, auf Koventgarden Ryder. Palmer iſt ohnſtreitig der beſſere, ſchon ſeiner Gröſſe und ſeines Organs wegen. Er könnte noch beſſer ſeyn, wie er iſt, wenn er ihn nicht, wie mir es ſcheint, nach einer gewiſſen Ueberlieferung ſpielte. In jedem Betracht ſteht er tief unter unſerm Schröder, der die Rolle darſtellt, nicht blos Stellenweis deklamirt. Selbſt bei den Engländern würde er Palmern den Rang ablaufen. Sein bloſſer Anblik, der Ton ſeiner Stimme, die ganze Manier ſeines Spiels und ſeiner Bewegung, würde jedem Engländer, auch ohne ſeine Sprache zu verſtehn, eine gröſſere und herzlichere Unterhaltung gewähren, als Palmer bei allen ſeinen übrigen Verdienſten.

London, den 17ten Februar 1790.

Koriolan von Shakespeare ist sehr prächtig aber auch sehr verstümmelt wieder auf die Bühne gebracht worden. Die vortreflichsten Szenen sind ausgelassen, oder mit schlechtern eines andern Dichters verwechselt worden. So fehlt, z. B., Menenius Szene, wo er das Plutarchische Märchen vom Bauch erzählt, und eine ganze Reihe von Auftritten, die dieser so gen. Der grosse Dialog Shakespeare's, wo Volumnia ihren Sohn wieder zum Römer macht, hat einem Auftritte aus des Romanenjäger Thomsons deklamatorischer Tragödie weichen müssen. Auch der Schluß ist Thomsons Meuchelmord, nicht Shakespeare's Rache. Dekorazion und Kleider sind prächtig, die Musik aber zu modern. Kembl.'s Anblik, als Koriolan, ist vortreflich, auch sein Spiel wird bewundert. Aber ein Deutscher ist es besser gewohnt. Doch gehört seine zweite Szene des dritten Akts zu dem Besten, was ich je gesehn habe. Mistriß Siddons ist eine gute Volumnia, und die einzige ihrer Rollen, die ich vollkommen loben kann. — Volksversammlungen,

gen, ihr Wankelmut, und ihre Art, ſich leiten zu laſſen, werden nur auf der engliſchen Bühne mit Wahrheit geſpielt.

XXVII.

Kurze Nachrichten von einigen deutſchen Theatern.

Aus Briefen an den Herausgeber.

Leipzig, den 28ſten April 1790.

Die Indianer in England ſind auch hier mit Beifall aufgenommen worden. Madam Albrecht iſt Gurli. Ihr Spiel erhielt groſſen Applaus. Indes war die Rolle für Leipzig nicht neu. Denn den Winter ward in Vulpius Luſtſpiele, Glükprobe, ein völlig ähnlicher Karakter, unter dem Namen, Ima, vorgeſtellt, der eine nicht weniger glükliche Wirkung auf das Publikum machte. Von Hrn. Doktor Albrecht iſt ein neues Stük, die Kolonie, mit Beifall gegeben worden.

Berlin,

Berlin, den 24sten Junii 1790.

Schröders Portrait der Mutter hat hier grosse Sensazion gemacht. Mit so allgemeinem Beifall ist hier lange kein Stük aufgenommen worden. Die Zuschauer gingen äußerst unterhalten fort, und noch ist dieses Lustspiel der Stof aller gesellschaftlichen Unterhaltungen. Ich selbst habe lange nicht so herzlich gelacht. Flek spielt den Rekau mit vieler Laune, und verdient den lauten Beifall des Publikums. Ich sehne mich nun recht sehr nach der Vorstellung des zweiten Rings, den ich vor einigen Tagen gelesen habe, und unterschreibe alles, was Ihre Dramaturgie Schönes und Rühmliches davon sagt.

Inhalt.

24.

Zergliederung des Karakters der Gurli.

25.

Die Höhle des Trophonius, Singspiel in zwei Aufzügen, aus dem Italienischen; die Musik von Salieri; und Glück bessert Thorheit, Lustspiel in vier Aufzügen, nach Mis [illegible]

26.

Einige Nachrichten vom englischen Theater. Auszüge aus Briefen.

27.

Kurze Anmerkungen von einigen deutschen Theatern. Aus Briefen.

Von dieser Schrift erscheint alle Monate ein Heft. Drey solcher Hefte machen einen Band aus, und zu jedes: maligen 3ten Hefte kömmt ein in Kupfer gestochener Haupt: Titel und ein Kupfer in Octav: Format. Ersteres ziert eine passende Vignette, und Letzteres bezeichnet entweder eine theatralische Gruppe, oder eine Figur mit dem Kos: stume irgend eines Zeitalters; das auch illuminirt werden soll, wenn es die Umstände erfordern.

Der Preiß eines Jahrgangs von 12 Heften ist ℛ 4 — an Geld, den Louisd'or zu 5 ℛ — gerechnet. Diesen Betrag bezahlt jeder Interessent beim Empfang des ersten Heftes.

Alle löbliche Postämter und Buchhandlungen, oder wem es sonst noch gefällig seyn solte, die Distribution der: selben zu übernehmen, erhalten die gewöhnliche Provision für ihre Bemühung, und wenden sich gefälligst

an die Käyserl. Reichs: Ober: Postamts: Zeitungs: Exped:: tion in Hamburg, welche die monathliche Versendung an alle resp. Post: Aemter in und ausser Deutschland übernommen:

— — Herzogl. Zeitungs: Expedition in Gotha. Auch an folgende Buchhandlungen:

nach Berlin, an Herren Haude und Spener;
— Frankfurt am Mayn, an Herrn Herrmann;
— Hamburg, an Herren Herold;
— Leipzig, an Herrn Barth;
— Nürnberg, an Herren Felßeker;
— Prag, an Herrn Gerle;
— Strasburg, an die academische Buchhandlung;
— Wien, an Herrn Stahel, oder

Dramaturgische Monate.

Dritter Band.

Erstes Stück.

[illegible]

XXVIII.

Vom dreiundzwanzigsten bis zum dreißigsten November 1780. Wiederholungen der Juden in England, des Don Juans und des Schauspiels, Menschenhaß und Reue. Am dreißigsten: Emilia Galotti, Trauerspiel in fünf Aufzügen, von Lessing.

Dieses vortreffliche Trauerspiel unsers unvergeßlichen Lessings ist für den Kunstkenner und Dichter eben das, wofür der Maler, Conti, die Helden desselben schildert, ein Studium; jene der weiblichen, dieses der dramatischen Schön-

heit. Der tiefste Beobachtungsgeist, die feinste Kenntnis menschlicher Natur und Leidenschaft, die treffendste, lebendigste Darstellung, die gebildeteste Sprache des Umgangs, und der reinste, unverschnirkelste Ausdruk der Empfindung, im Sinn und Ton des vorgeführten Karakters, heben dieses schöne Werk auf eine Staffel der Vollendung, zu der sich selbst die vorzüglichsten Produkte unsrer ausgezeichnendsten dramatischen Dichter noch nicht hinaufgeschwungen haben. Von dem Prinzen bis zu dem Banditen herab, ist jeder Karakter ächtes Konterfey wirklicher Menschheit, treu der Welt und dem Geschlechte, aus der und dem er genommen ist; und von Gonzaga's erstem Monologe an bis zu seiner lezten Rede, ist auch nicht eine einzige Szene, ja fast keine Wendung, die nicht zur völligen Ausbildung der Handlung, zur gänzlichen Rundung der dargestellten Karaktere unentbehrlich wäre; durchaus die genaueste Übereinstimmung, grosses Wirken zu einem Zwekke, bis auf die kleinsten, verlohrensten Züge, vollkommne Wahrheit.

Wer sich überzeugen will, daß das, was ich hier von Emilia Galotti bekenne, nicht blos

Lallen

Zeichen einer sinnlichen Empfindung, einer blos enthusiastischen, nicht prüfenden Bewunderung ist, den muß ich bitten, die Resultate meines Fleißes und Studiums nachzulesen, die ich schon vor neun Jahren dem Publikum über diesen Gegenstand mitgetheilt habe. *) Dort ist entwikkelt, was ich hier blos rühme, dort bewiesen, was ich hier nur anbeute. Emiliens Rettung gegen die Einwürfe verschiedner Kunstrichter, Odoardo's Rechtfertigung über die rasche That der Ermordung seiner Tochter, Gonzaga's und Marinelli's grosse Karakterschilderungen, Lessings unsterbliche Verdienste, beinahe um alle Theile unsrer Literatur, und die umständliche Zergliederung der Karaktere des Odoardo und der Klaudia Galotti, in Rükssicht auf theatralische Darstellung, machen den vornehmsten Inhalt dieser kritischen Untersuchung aus.

Hierauf muß ich meine über diesen Punkt neugierigen Leser verweisen. Was Emilia Galotti für den Leser unterrichtendes enthält, hab' ich dort auseinander gesezt, mit ihm bin

*) Dramaturgische Fragmente. Erster Band Seite 313 und 418.

bin ich fertig. Aber der Schauspieler hat der Foderungen noch viele an mich, für seine Kunst ist des Stofs noch genug. Der Prinz Emilia, Appiani, Marrinelli und Orsina sind für ihn noch nicht in's Licht gesezt, für seine Kunst noch nicht entfaltet und dargestellt. Ihm muß hier noch sein Recht wiederfahren, und damit will ich heut den Anfang machen. Hettore Gonzaga soll den Ball eröfnen.

Mit der Darstellung dieses Karakters durch den Schauspieler ist es übrigens nicht so leicht Ding, als es wohl auf den ersten Anblik scheint. Man muß in der Nähe des Hofs gelebt, solche schwankende, unzuverlässige, blos von ihren Launen und Begierden umher getriebenen gekrönten Häupter in ihrem Thun und Lassen beobachtet haben, um die Wahrheit der Lessingschen Schilderung zu fühlen, und diese erkannte Wahrheit, seinen Beobachtungen und Erfahrungen gemäß, in der theatralischen Nachahmung anzuwenden. Gonzaga ist ein wahrer Prinz, ganz das, was gewöhnlich unsre Fürsten sind, ein weichliches, verzärteltes Geschöpf, ohne Kraft und Selbstständigkeit; ein schwaches, gebrechliches Rohr, das vom Winde seiner Leidenschaft hin und her geweht wird:

wird; wenig Geist, und desto mehr Sinnlichkeit; mit einerlei Anlage zum Guten und Bösen; der Eindrücke des Falschen eben so leicht fähig, wie der Eindrücke des Wahren; wollüstig und fromm, dreist und furchtsam, aufbrausend und nachgebend, herrisch und unterthänig, beim ersten Wollen einer unrechten That scrupulös, aber bald dazu überredet; nach der ersten Vollbringung ängstlich, und über Reue darüber hinaus; sein Kopf und sein Herz in den Händen seines Ministers, der sie drehet und wendet, wie er will; nirgends selbst handelnd, immer an dem Gängelbande eines fremden Willens herumgeführt; für nichts entschieden, immer ungewis, unschlüssig und unbestimmt; keine Beharrlichkeit, als die, die ihm aufgedrungen wird, und nur da Festigkeit, wenn Umstände und fremde Leitung ihn dazu zwingen.

Schön, und leider! nur allzuwahr sind diese Züge in dem Lessingschen Prinzengemälde. Aber sie erfodern das ganze Studium des Schauspielers, wenn sie mit eben der Wahrheit in seiner Nachahmung erscheinen sollen, mit der sie in der Nachahmung des Dichters so treffend und anschaulich entwickelt sind. Ich will es versuchen,

suchen, dem Künstler vorzudenken, indem ich diese Nachbildung Schritt vor Schritt verfolge, Zug für Zug entfalte, und so diese einzlen Züge zu einem vollständigen Gemälde sammle, das ihm seine Darstellung erleichert, und seinem Studium zum Wegweiser dient, wenn diese Rolle durch ihn auf das Theater gebracht wird. Er denke mir nach, prüfe, und behalte das Gute.

Gonzaga hat in einer Veggbia Emilia Galotti gesehn, das schönste, reizendste, liebenswürdigste Mädchen seiner Residenz; er hat sie gesprochen, sich mit ihr unterhalten. Ihr Geist, ihre Munterkeit, ihr Wiz haben ihm einen Abend gewährt, wie ihm noch nie irgend ein weibliches Geschöpf gewährte. Bestrikt, bezaubert, verläßt er die Veggbia, aber nicht Emilien. Ihr Bild folgt ihm in seinen Pallast. Uiberall steht sie vor ihm. Er mag die Augen schliessen oder öfnen: ihre Gestalt schwebt um ihn. Wohin er blikt, sieht er sie, in jedem Reiz der Jugend und Schönheit; ihre Augen, von denen jeder Blik durch eine Seele belebt scheint; ihr Lächeln, das, wie ein Stral aus Elysium, eine neue Welt, eine neue Erde um ihn schaft. Wohin er hört, vernimmt er den Lau-

ten:

renten ihrer Stimme, die, wie Cantelakzente, in seinem Herzen widerhallt, und, wie Petrarch von seiner Laura rühmt, selbst todte Körper in's Leben zurükzuzaubern fähig wäre. Seines ganzen Seyns hat sie sich bemächtigt, er denkt und empfindet nichts, als sie. Alle andern Ideen, Bilder und Vorstellungen sind von der Tafel seines Gedächtnisses weggelöscht; nur sie erfüllt und beherrscht ihn, treibt ihn unstät und flüchtig herum. Die Begierde nach ihr läßt ihm keine Ruh, alles in ihm ist Streben und Ringen nach ihrem Besiz. Und doch getraut er sich nicht, sie die Wünsche seines Herzen zu gestehn; doch zittern seine Blike vor den ihrigen zurük; doch wagt er's nur verstohlen, seine trunknen Augen auf sie zu heften. Kein Geständnis entfährt seinen Lippen, nicht einmahl der Vertraute aller seiner Heimlichkeiten, der Unterhändler aller seiner Liebesgeschichten, weiß um dies Geheimnis seines Herzens. Der rasche, feurige Wollüstling, der, indem er beschert, fodert, ist ein schüchterner, in der Ferne schmachtender Schäfer geworden: er liebt zum erstenmahl. Bisher glaubt' er nur zu lieben, jezt liebt er wirklich. Was ihm sonst Liebe schien, was die

Dirnen ihm einflößten, war Sinnlichkeit, Wollust, Reiz der Fiebern, sonst nichts. Da war er leicht, dreist, fröhlich, ausgelassen; jezt ist er schwermütig, blöde, ängstlich und unruhig. Sonst war die ganze Welt Zeuge seiner Leidenschaft, öffentlich empfand und gestand er, wo er angezogen wurde. Jezt verhüllt er sich vor sich selbst, verschließt seine Empfindungen und Wünsche in seinem Busen, und bewacht sie eifriger, wie der Geizhals seinen Schaz. Je neuer ihm nun diese seine Empfindungen sind, desto voller ist er von ihnen; desto mehr machen sie sein Alles aus; desto hervorragender herrschen sie über alle seine andern Empfindungen und Wünsche, über alles sein anderes Wirken und Treiben. Er hat für nichts mehr Empfänglichkeit, als für sie, für keinen Genuß mehr Sinn, als für diesen. Über sie vergißt er alle seine Pflichten, als Mensch und als Fürst; alles, was sonst für ihn Werth und Gewicht haben sollte. Sie verstopfen seine Ohren gegen Recht und Billigkeit, und lassen ihn nur die Stimme hören, die seiner Leidenschaft schmeichelt; betäuben sein Gewissen und den Laut der Menschlichkeit. Sie sind die grossen Triebfedern aller seiner Handlungen, leiten und bestim-

men

men ihn, machen ihn einwilligen, was er abschlagen, gewähren, was er versagen, billigen, was er verwerfen würde: wenn diese Wünsche, diese Begierden nicht sein Herz und seinen Kopf gefangen hielten. Daher seine Verzweiflung, wenn seinen Wünschen das furchtbare Hindernis, Emiliens Verheyratung, in den Weg tritt. Daher das plötzliche Geständnis seines so lange zurückgehaltenen Geheimnisses an Marrinelli. Daher sein Zorn und seine Unterwürfigkeit, sein Bitten und Drohen gegen Marrinelli; sein geduldiges Einnehmen des Spotts und der Beleidigungen seines Günstlings; sein Genehmigen alles dessen, was er zur Befriedigung seiner Leidenschaft unternimmt. Daher die Entdeckung seiner Liebe an Emilia, sein sich so bald Beruhigen über den durch Meuchelmord beförderten Tod seines Nebenbuhlers; sein sich Leitenlassen in alle Kniffe und Ränke der Hofkabale; seine Unterstützung der schändlichsten Verdrehungen der Gerechtigkeit, sein ganzes sich Verhalten, Betragen und Benehmen. Durchaus der Mensch, der nichts sieht, als seine Leidenschaft, nichts hört als die Stimme seines Blutes und seiner Begierden; keinen Willen, keine Kraft, keine

Selbstthätigkeit hat; über den eigne und fremde Neigungen unbeschränkt herrschen — kurz, der Fürst von gewöhnlichem Schlage. So erscheint er, wenn wir ihn zum erstenmahl sehen, und so ist er noch, wenn er zum leztenmahl auftritt, und die blutende Emilia, seiner wollüstigen Gier entrissen, in den Armen des Vaters mit dem Tode kämpft. Hiervon nun die nähere Bestätigung.

Die Handlung beginnt. Der Prinz ist früher aufgestanden, als gewöhnlich. Der schöne Morgen hat ihn geweckt. Er befindet sich besser und ruhiger, als seit langer Zeit, sogar zu Geschäften aufgelegt. Er liest Klagen und Bittschriften, seufzt über die traurigen Geschäfte und die Unmöglichkeit, allen helfen zu können. Unter den Bittenden ist eine Emilia. Bey diesem geliebten Nahmen stuzt er. Mit dem Tone freudiger Erwartung ruft er:

„Eine Emilia?„

Wie, wenn es Emilia Galotti selbst wäre? Wie glüklich käme der Zufall seinen Wünschen entgegen. Er würde sie sich verbinden, auf ihre Dankbarkeit rechnen können, und — — Aber sie ist es nicht. Es ist eine Unbekannte, bei der sein Herz nichts fühlt, und der hohe Laut freu-

diger

ger Erwartung sinkt zum Akzent betrogner Hoffnung herab:

„Aber eine Emilia Brunneschi —"

Mit dem Seufzer der Liebe:

„Nicht Galotti."

Mit und Stimme spottend:

„Nicht Emilia Galotti."

Emilia Brunneschi fodert viel. Sie würde zurückgewiesen werden, wenn sie nicht Emilia hiesse. Dieser geliebte Nahme entscheidet. Ihr Besuch wird bewilligt. Mit einem Ausdruk von Zärtlichkeit und Wehmuth, als ob es die angebetete Emilia selbst wäre, unterzeichnet er:

„Sie heißt Emilia. Gewährt!"

Nun ist es auch um seine Ungeduldigkeit gethan. Das Bild der Geliebten steht vor seiner Phantasie; er hapst auf seinen Pappieren herum. Was er liest, er erblikt nichts, als die werten Züge des ihm so theuren Nahmens. Die Pappiere werden weggeworfen, er kann nicht mehr arbeiten. Er muß sich zerstreuen. Der Morgen ist so schön. Er will ausfahren. Sein Kämmerling soll ihn begleiten. Sein ganzes Wesen ist verändert, seine vertäumte Ruhe ist hin, durch einen bloßen Nahmen hin. Der Fürst

weicht

weicht dem schmachtenden Liebhaber. Er steht da mit der ganzen Miene des ohne Hofnung Liebenden. Ein tiefer Seufzer dehnt seinen Busen:

"Ich war so ruhig, bild' ich mir ein, so ruhig — Auf einmahl muß eine arme Brunneschi Emilia heissen; — weg ist meine Ruhe und alles."

Ein Brief der Gräfin Orsina unterbricht ihn in dieser Liebeschmachtenden Stimmung. Wie ungelegen! Was will sie von ihm? Seine Empfindung für sie hat längst ihr End' erreicht. Ein ganz andrer Gegenstand beschäftigt jezt seine Empfindungen. Ihrer ist er übersatt. Aber sie verlangt Antwort. Er will eine senden, wenn es einer bedarf. Er muß ihre zärtlichen Zudringlichkeiten von sich entfernen, so viel er kann. Sie sind ihm lästig. Die bloße Erinnerung an sie ist hinreichend, ihn ärgerlich und verdrießlich zu machen. Unmut sizt auf seinem Gesichte. Er nimmt ihren Brief, strömt seine erregte Galle in einem spöttischen "meine theure Gräfin!" aus, und, ohne ihn weiter anzusehn, wirft er ihn auf den Tisch, mit den verächtlich-bittern Worten:

"So gut, als gelesen!"

Es dünkt ihn sonderbar, daß je eine Orsina ihn interessiren konnte; seine ganze Liebe zu ihr scheint ihm ein Traum, eine von den unerklärbaren Empfindungen, die sich zuweilen unsrer bemächtigen, ohne, daß wir selbst wissen, wie? und warum? Eine von den unwillkührlichen Launen, die uns zu diesem oder jenem Gegenstand hinziehn, ohne, daß wir instande sind, uns Rechenschaft davon zu geben; in denen wir uns einbilden, unser Herz sey ungezogen, indes blos der liebe Leib, oder, bestimmter gesagt, die liebe Sinnlichkeit ihre Rolle spielen; wo höchstens eine Art Dankbarkeit für entgegenkommende Liebe die Haupttriebfeder unsers eingebildeten Rausches ist, in dem wir diese Dankbarkeit für die Liebe selbst nehmen; bis entweder die wirkliche, wahre Liebe für einen andern Gegenstand, oder die Zeit, die auch die mächtigste Bezaubrung auflöst, uns von unserm Irrthum heilen. Dieser Art war unstreitig die Liebe des Prinzen zur Orsina. Sinnlichkeit und Wahn haben nun ihre Rolle ausgespielt, und ihm ist es nun, wie einem Erwachenden, der sich die Nacht über mit allerhand bunten Phantomen herumtrieb, die bei dem Lichte des Tages, wie Seifenblasen, zerplazzen.

"Nun

„Nun ja, ich habe sie zu lieben geglaubt! Was glaubt man nicht alles? Kann seyn, ich habe sie auch wirklich geliebt. Aber — ich habe.„

Der Mahler Conti läßt sich melden. Sehr gelegen! Er soll herein kommen. Das wird ihm andere Gedanken in den Kopf bringen.

Conti tritt ein. Der Prinz empfängt ihn mit der freundlichen Traulichkeit, durch die die Grossen, indem sie den Künstler ehren, sich selbst so sehr ehren: weil sie beweißt, daß sie es verdienen, wenn der Mann von Genie sie zum Vertrauten seiner Kunstgeheimnisse macht. Da ist auch keine Spur von dem gespreizten Anstande jener beleidigenden Herablassung, die es fühlen läßt, daß sie herunterſteigt; von dem lächerlichen Protektzionsair, das die Herren mit Band und Stern, in der Meinung, daß sie sich ein rechtes Ansehn geben, so tief unter dem Mann herabniedrigt, dessen Verdienst sie so cavaliermäßig zu behandeln, allerhöchst geruhen. Er spricht mit Würde, aber ohne Stolz, er ist freundlich, aber ohne Familiarität. Der Prinz schimmert überall durch, aber er läßt den Prinzen nicht fühlen, produzirt den Prinzen nicht, steht nicht mit dem

Szepter

Scepter in der Hand da. Es nimmt sich ein Fürst allenfalls in einer Staatsaktion gut aus, aber im menschlichen Leben ist er so eine Karrikatur. Er erkundigt sich, was die Kunst macht? will sie in seinem kleinen Gebiete nicht nach Brod gehen lassen. Nur muß der Künstler auch arbeiten wollen. Er verlangt nicht vieles, sondern viel; ein weniges, aber mit Fleiß.

Auch ist Conti nicht leer gekommen. Er bringt zwei weibliche Portraits, Orsina's und Emiliens Bildnis; das erste auf Befehl des Prinzen, bestellt in den Tagen seines eingebildeten Rausches; das letzte aus eignem Antrieb, als Schooskind seiner Kunst für die Gallerie des Prinzen. Des Bestellten kann sich Hettore kaum erinnern. Wie das Original selbst, ist auch der Auftrag zur Kopie desselben, seinem Gedächtnis fremd geworden. Conti muß es erst auffrischen. Nun erinnert er sich, aber ziemlich gleichgültig, nicht einmahl mit der kleinsten Spur von Kunstenthusiasmus. Es scheint ihm sogar unangenehm, seinen schon längst vergeßnen Auftrag erfüllt zu sehn. Kalt, und beinahe mißmutig, wirft er die Worte hin:

„Wahr!

„Wahr! Aber der Auftrag ist nur ein wenig von lange her.“

Indes wünscht er doch die Stelle zu sehn, das bestellte, und das nicht bestellte; von welchem letzten er nicht ahndet, wie angenehm es dem Liebenden Herz überraschen wird. Conti eilt, sie zu holen. Jetzt ärgert ihn sein Auftrag erst in ganzem Ernst, weil er ihn so ungelegen an eine Person erinnert, an die er gar nicht mehr erinnert sein will. Sein Unmut bricht aus:

„Ihr Bild?“

Doch faßt er sich wieder. Es ist ja nur ihr Bild, und so fährt er kühl und uninteressirt fort:

„Mag! Ihr Bild ist sie doch nicht selber!“

Vielleicht weckt dies Bild seine entschlafnen Empfindungen wieder; vielleicht erregt das Bild ein Interesse in ihm, was die Dame selbst ihm nicht mehr geben kann. Aber mit diesem Vielleicht ist es ihm eben kein rechter Ernst. Das verrät die Leichtigkeit, mit der er sich darüber ausdrückt.

„Und vielleicht find' ich in dem Bilde wieder, was ich in der Person nicht mehr erbilde.“

Die Vermuthung, daß er mit diesem Vielleicht nur scherzt, wird noch mehr durch die Falten bestätigt, die der Verdrus dicht über seine Augen zusam-

zusammenzieht, durch die Härte, die den Ton seiner Stimme bezeichnet:

"Ich will es aber nicht wiederfinden."

Durch den Widerwillen, der sogar auf den unschuldigen Mahler übergeht:

"Der beschwerliche Mahler! Gewis, sie hat ihn bestochen."

Und doch, so ohne Spannung, wie er lebt, so ängstlich und gewiß, wie diese neue Leidenschaft ihn kein unvergnügtes Leben hinschleppen läßt; so verstimmt und mißgelaunt, wie er für jeden Genuß des Lebens geworden ist, wär's nicht besser, die alte Geliebte verdrängte die neue wieder? Versuche, wenn das Bild das vermögte, ließ' er sich's gefallen. Fast wünscht er's sogar. Wenigstens scheint es so aus dem halbschwermüthigen Ausdruck, der in folgender Aeusserung liegt:

"Wenn ihr ein anderes Bild, das mit andern Farben, auf einem andern Grund gemahlt ist, in meinem Herzen wieder Plaz machen wollte: wahrlich, ich glaube, ich wär' es zufrieden."

Seine Liebe zu jener hatte nichts von dem Peinlichen, Unterdrückenden, Aengstenden und Pressen-

den, was den Karakter seiner neuen Liebe ausmacht. Damals hatte alles um ihn das rosenfarbne Gewand der Freude, jezt liegt alles vor ihm, wie unter einem grauen Schleier verborgen, sein Daseyn ist eine Art Dämmerung, nicht erquikkendes Tageslicht.

"Als ich dort liebte, war ich immer so leicht so fröhlich, so ausgelassen. Nun bin ich von allem das Gegentheil!„

Fast sehnt er jene Zeit wieder zurük. Aber auch nur fast. Es ist nur Glaube, nicht wirkliche Sehnsucht. Denn in eben dem Augenblik dünkt ihm seine jezzige Unbehäglichkeit weit anziehender, weit befriedigender für sein Herz und seinen Geist. Er wehrt sich, so zu sagen, gegen jene aufkeimende Grille, und erstikt sie mit einer Art von Heftigkeit, gleich in der ersten Geburt:

"Doch nein; nein, nein! Behäglicher oder nicht behäglicher; ich bin so besser...

Conti bringt die Portraits. Orsinis Bild wird aufgestellt. Der Prinz, schon ärgerlich gestimmt, mit dem festen Vorsaz, auch in der Kopie nicht mehr zu finden, was er im Original nicht mehr findet, wird noch ärgerlicher, da er ein Gemälde erblikt, mit aller Schwärmerey des entzükten

jenen Liebhabers zuwerfen. Zwar bewundert er die Kunst, macht dem Pinsel des Künstlers ein feines Kompliment über das andere. Aber in diese Bewunderung, in diese feinen Komplimente mischt sich zugleich eine Art Bitterkeit gegen den Künstler, die er vergebens verbirgt. Er scheint freilich nur gegen das Original loszuziehn, aber im Grunde bekämpft er auch den Künstler ziemlich unbarmherzig, so sehr er auch durch feine Wendungen seinen Tadel zu verzukkern, sich bemüht. Er klagt ihn der Schmeichelei, der Unwahrheit in der Darstellung an; wirft ihm vor, daß sich aus seinem Bilde — was doch eigentlich seyn sollte — der Karakter der Person nicht im geringsten [illegible]; Stolz hab' er in Würde, Hohn in Lächeln, Ansaz zur trübsinnigen Schwärmerei in sanfte Schwermut verwandelt. Umsonst zeigt der beleidigte Künstler Empfindlichkeit, umsonst sagt er ihm: er habe darauf gerechnet, daß das fertige Bild den Liebhaber noch eben so warm finde, als warm er es bestellte; daß er mit Augen der Liebe gemahlt, und daß Augen der Liebe ihn auch nur eigentlich beurtheilen sollten. Hettore nimmt nichts von seinem Tadel zurük. Seine üble Laune geht

 so

so weit, daß er das Bild gar nicht mehr sehen mag. Conti muß es wegsezzen. Er trägt nach dem andern Stüke. Wie er hört, so ist auch das ein weibliches Portrait, und seine Lust, es zu sehen, vergeht. Sein Kopf und sein Herz sind zu voll von von einem Ideale, dem kein weibliches Gesicht in der Welt bestimmt. Er wird keinen Sinn für das aufzustellende haben, fort damit! Aber, wie ist ihm, als er nun erblikt, weron er schlafend und wachend träumt, was seiner Phantasie unaufhörlich vorschwebt, was ihn umgiebt, wie Gottes blauer Himmel! Uberrascht, wie von einem Blik in's ewige Leben, steht er da. Seine Augen verschlingen gleichsam die süße Erscheinung, es ist ihm, als ob er davor hinsinken, und in Lieb' und Entzükken vergehen sollte. Mit der gefiedelten Stimme des mit unerwartetem Glük Beseligten ruft er aus:

"Was seh' ich? Ihr Werk, Conti? oder das Werk meiner Phantasie? Emilia Galotti?

Conti's Frage, ob er diesen Engel kennt? erinnert ihn, daß er sich von seinem Entzükken zu sehr hat hinreissen lassen. Er antwortet Gleich

auf

gültigkeit; erzählt, wie, wenn, wo, und wie er sie gesehn; spricht von ihrem Vater, alles, wie ohne Interesse. Aber sein ganz im Anschaun des Bildes verlohrner Blick widerlegt seinen Ton. Er scheint nur einen Sinn zu haben, den Sinn des Sehens. Es ist die Attitüde des vollsten Genusses, mit der er, zu dem Gemalde herüber gebeugt, sieht und sieht, und im Tone der Begeisterung ausruft:

„Bei Gott! wie aus dem Spiegel gestohlen!“ Er vergißt den Künstler und sein Kunstwerk. Es sind nicht mehr Farben, was er sieht, es ist Leben. Er sieht Blut in den Adern rinnen, sieht den schönen Busen sich dehnen, Muskeln schwellen; hört Pulse schlagen. Und selbst, da er von seinem süßen Traum erwacht, dauert sein Entzücken fort, ist so groß, daß ihm Sprache und Ausdruck dafür fehlen.

„O Sie wissen es ja wohl, Conti, daß man den Künstler dann erst recht lobt, wenn man über sein Werk sein Lob vergißt.“

Conti theoretisirt über seine Kunst. Der Prinz hört nichts davon. Er sieht nur. Er könnte, mit Schiller zu reden, ein Erdbeben überhören. Erst, da Conti eine Frage an ihn rich-

ter, erwacht er aus seiner Ekstase, und mit dem Blick und Ton eines Zerstreuten frägt er:

"Was sagen Sie, Conti? Was wollen Sie wissen?

Conti nimmt diese Zerstreuung für ein Kompliment, seiner Kunst gebracht. "Ihre Seele, "sagt er, merk' ich, war hier in Ihren Augen. "Ich liebe solche Seelen, und solche Augen:" und fährt fort, als Künstler zu schwärmen; hält es für eine der größten Glückseligkeiten seines Lebens, daß Emilia Galotti ihm gesessen. Ihr Kopf, ihr Antlitz, ihre Stirn, ihre Augen, ihre Nase, ihr Mund, ihr Kinn, ihr Hals, ihre Brust, ihr Wuchs, ihr ganzer Bau, sind, von der Zeit an, sein einziges Studium der weiblichen Schönheit. Die Schilderei, vor der sie sah, hat der abwesende Vater bekommen, die Kopie ist für den Prinzen, wenn er Geschmack daran findet. Mit dem vollen Entzücken eines Liebetrunknen Herzens nimmt Gonzaga dies Anerbieten auf. Seine Augen funkeln, seine Wangen glühen Freude. Aber sehr fein weiß er diese Freude hinter ein gefälliges Lächeln, hinter den Scherz, zu verstecken: daß des Künstlers Studium auch das seine werden solle. Indes

ist das Vergnügen, das ihm der Besitz dieses so hochgeachteten Bildes gewährt, zu groß, als, daß es ihn nicht Mühe kosten sollte, es länger zu verbergen. Auch ist seine Begier nach dem vollen und ungestörten Genuß desselben zu heftig, um sich nicht, so bald, als möglich, von der Gegenwart des ihn beobachtenden Künstlers zu befreien. Daher die schnelle Wendung, die auf einmal das Gespräch nimmt; die Aufträge, das Portrait der Gräfin Orsina betreffend; die Raschheit, mit der er dieser Aufträge los zu werden sucht; die Schnelligkeit aller seiner Reden; die eilenden Dankbezeigungen; die Bewilligung jeder Belohnung, die Conti fodern mag, selbst für das Portrait, das für ihn gar keinen Wert mehr hat. Alles zeigt von seiner Ungeduld, karakterisirt den nicht erwarten könnenden, nach Alleingenuß glühenden Liebhaber:

Dort jenes Portrait nehmen Sie nur wieder mit, einen Rahm darum zu bestellen, so schön, so reich ihn der Künstler nur immer machen kann. Es soll in der Gallerie aufgestellt werden. — — Ich danke Ihnen, Conti, ich danke Ihnen recht sehr. Und, wie gesagt, in meinem Lande soll die Kunst

nicht nach Brod gehn, bis ich selbst keines habe. Schikken Sie, Conti, zu meinem Schazmeister, und lassen Sie, auf Ihre Quittung, für beide Portraitte so bezahlen, was Sie wollen, so viel Sie wollen.„ Conti versteht des Prinzen Ungeduld, lächelt bedeutend, und geht.

Nun ist er allein, nun kann er sich, frei und ohne Zwang, dem Genusse seines schönen Kunstwerkes überlassen. Der Künstler nehme dafür, was er will, wenn er es nur sein nennen kann. Mit dem Tone des Jubels ruft er:

„Dich hab' ich für jeden Preis zu erhalten.„ Hin tritt er vor das angebetete Bild, nimmt es in seine Hände, und saugt jeden bezaubernden Zug desselben begierig und unersättlich ein. Seine ganze Seele schwimmt in seinen Augen. Auf seinen Lippen schwebt der Silberlaut der Liebe, der Heidenen süsser Entzükkung:

„Ah! schönes Werk der Kunst, ist es wahr,
daß ich dich besize?„

Und immer wärmer hangen seine Blikke an demselben. Er kann sich nicht losreissen von dem schönen Anblik. Was wär' es erst, wenn er auch sie besässe, sie, vor der selbst dies schöne Werk

der

Ausdruk überströmender Empfindung, schöpferischer Laut ihn ganz mit sich fortreissender Begeisterung:

„Am liebsten kauft' ich dich, Zauberin, von dir selbst! Dieses Auge voll Unschuld und Bescheidenheit! Dieser Mund! Und, wenn er sich zu reden öfnet! wenn er lächelt! Dieser Mund!

Er hört kommen. Schnell kehrt er das Bild gegen die Wand. Noch ist ihm dieser Genuß zu neu, um ihn theilen zu können. Warum muß er unterbrochen werden? Warum ist er selbst Schuld an dieser Unterbrechung? Warum hies er Marrinelli rufen? Was für ein seliger Morgen hätte das werden können! Sein Unmut, seine Aergerlichkeit kehrt wieder.

„Ich höre kommen. Noch bin ich mit ihr zu neidisch. Es wird Marrinelli seyn. Hatt' ich ihn doch nicht rufen lassen. Was für einen Morgen könnt' ich haben!„

Diese wiederkehrende Aergerlichkeit ist Ursach, daß die Konversazion mit seinem Günstling ziemlich lau beginnt, daß er sogar um Stof zu einem Gespräch verlegen ist; daß die Unterhaltung sogleich in Anfang stokt, bis er sie durch die

Frage

Frage nach Neuigkeiten wieder anspinnt. Da nun vollends die Ankunft der verhaßten Orsina die erste Neuigkeit ist, mit der der Höfling ihn regalirt: so wird sein Unmuth merklich erhöht, und er bricht bitterer, nachdenklicher, verächtlicher gegen die arme Dame los, als jemahls. Sehr natürlich! Jede Störung in einer angenehmen Beschäftigung, macht uns übel aufgeräumt; jeder unerwartete Vorfall, der uns um ein Vergnügen bringt, das wir haben konnten, oder gar schon hatten, giebt uns eine widerwärtige Stimmung. Die kleinste Kleinigkeit vermehrt uns dann Verdruß, eine Fliege an der Wand ärgert uns. Werden wir nun obendrein an uns fatale Dinge erinnert, so wächst unser Mißbehagen; unsre Galle wird gereizt, und diese gereizte Galle geht, selbst bei unsern Bemühungen, sie nicht sichtbar werden lassen zu wollen, in unsre Geberde und unsern Ton über. Der so unwillkommen in unser Gedächtniß gerufene Gegenstand unsers Mißfallens muß denn gleichsam das Bad ausbaden. Wir entladen uns an ihm des uns gemachten Verdrusses. In dieser Lage ist Hettore, und die arme Orsina muß es entgelten. Er erhitzt sich jetzt und bestimmt

gegen

gegen **Marrinelli**, daß sie ihm nicht mehr gefalle; will durchaus diesen Liebeshandel abgebrochen haben; selbst, daß sie aus Liebe zu ihm närrisch geworden ist, bestärkt ihn mehr in seinem Vorsatz, sie zu verlassen, als daß er ihn abwenden sollte. Denn wahrscheinlicherweise, wäre sie es, bei ihrem seltsamen und wunderlichen Charakter, früher oder später, auch ohne Liebe geworden. Also genug von ihr. Und damit bricht er die verdrießliche Materie ab.

Die andere Neuigkeit, mit der Marrinelli herausrückt, die Grafen Appiani Verlobung, scheint ihn mehr zu interessiren. Er schätzt diesen **Appiani**. Er ist ein sehr würdiger, junger Mann, ein schöner Mann, ein braver Mann, ein Mann voller Ehre. Er hatte sehr gewünscht, sich ihn verbinden zu können, und will noch darauf denken. Seine Verheirathung ist ihm daher keine ganz gleichgültige Neuigkeit. Nur soll er noch hören, daß er verwundet ist. Die Art, wie **Marrinelli** von dieser Verheirathung spricht, der verächtliche, verspottende Ton, mit dem er sich über den Geschmak und die Wahl der Frauen erklärt, reizen seine Neugierde nur noch mehr. Er will wissen, wie das

[illegible]; so ganz von allen Möglichkeiten, diese Wünsche erfüllt zu sehn, kann es ihn nicht zurückschrecken. Marinelli wird sich irren. Er wünscht und hofft, daß er sich irrt, ja er soll sich irren. Fest und entschieden erklärt er ihm, daß er irrt; leidenschaft, feurig und hintereinander fort, protestirt er gegen Marinelli's Behauptung:

„Nein, sag' ich; das ist nicht, das kann nicht seyn. — Sie irren sich in dem Mahmen. — Das Geschlecht der Galotti ist groß, eine Galotti kann es seyn, aber nicht Emilia Galotti, nicht Emilia. Ihr vergebene wählte seine Liebe diese Zuflucht gegen die Wahrheit dieser fürchterlichen Bemerkung. Appiani's Geliebte ist nicht eine Galotti, es ist eine Emilia Galotti. Jede neue Umkurz seiner Hofnung bringt sein ganzes Blut in Wallung. Die Kälte, mit der Marinelli sein Unglück bestätigt, macht ihn rasend wild. — Aber noch immer will er seine Zweifel nicht aufgeben, noch immer hofft er, immer unglücklich zu seyn:

„Es giebt es noch eine, die diesen Nahmen führt.„

Mar-

"Da! — diese? Diese Emilia Galotti?
Sprich dein verdammtes "eben [illegible]" noch
einmal, und stoß mir den Dolch [illegible]
Marrinelli wiederhohlt sein "eben die!"
Des Prinzen Verzweiflung hat den höchsten
Grad erreicht. Wüthend entreißt er dem kal-
ten Unglüksprophetten das Portrait wieder, schleu-
dert es auf die Erde, und wirft sich, hab ent-
athmet, sein Gesicht verhüllend, in einen Stuhl:
"So bin ich verlohren! — So will ich nicht
leben!"
Alle seine Lebensgeister sind in Unordnung, seine
Empfindungen auf das äusserste gespannt. Alles,
was Verzweiflung und betrogene Hoffnungen
einem Leidenschaftlichen Menschen nur eingeben
können, strömt seine Zunge aus: Vorwürfe und
Bitterkeiten, Anklage und Verdammung. Die
gegenseitigsten Gefühle bestürmen sein Herz:
Zorn und Wehmut, Drohungen und Bitten. Es
ist der gewaltsame Zustand überwältigender Lei-
denschaft, in dem er sich befindet, der ihn nichts
denken und fühlen läßt, als seinen Verlust und
sein Unglük; in dem er alles genehmigt, was
diesen Streich abwenden kann, und war es —
ein Mord! Auf dem Punkt, wo er steht, ist
das

wie wir ihn sehen, ist er blind und taub; er will Genus, Besitz des Gutes, das man ihm entreissen will, weiter nichts! Und so bietet er allem seine Hand, was jener vorschlägt, wär es auch das gewaltsamste Mittel, zertrümmerte es auch noch so sehr alle Rechte des Menschen. Er ist ein Fürst. Was kummern einen Fürsten die Thränen der Unschuld und Schönheit? was liegt ihm an der Kränkung eines Menschen, wenn diese Kränkung ihn seinem Ziel näher bringt? Menschen sind ihm nichts, als die Diener seiner Leidenschaften, und ein Mensch mehr oder weniger in der Welt, was bedeutet das, wenn dieser Mensch ein Hindernis auf seinem Wege ist? Er erschrikt für kein Verbrechen, wenn es nur zu seinem Zwekke dienlich, und zu seinen Absichten beförderlich ist.

Ohne Anstand fügt er sich allen Launen seines Günstlinge, läßt ihm in allen freie Hand, willigt in alles, findet es sogar vortreflich, weil es seinen Wünschen eine freie Aussicht öfnet. Er kann die Ausführung nicht erwarten, betreibt sie mit Ungeduld, und ist von seiner Seite zu allem erbötig, was sie so schleunig, als möglich, beenden kann.

Marinelli geht, der Prinz bleibt allein. Sein erster Gedanke ist auf das Bild gerichtet, das er im Ausbruch seiner Verzweiflung auf die Erde warf. Er hebt es auf, aber er wendet den Blick davon ab. Schon zu viel hat er es gesehn. Ein neuer Anblick würde nur seine Unruhe vermehren, sein Blut nur noch wärmer, noch unaufhaltsamer zum Herzen treiben. Trüb und niedergeschlagen drückt er diese Empfindungen in den Worten aus:

„Betrachten mag ich dich fürs erste nicht mehr. Warum sollt' ich mir den Pfeil noch tiefer in die Wunde drücken?„ —

Er legt das Bild bei Seite. Haupt und Blick ist gesenkt, und zu einem Seufzer gedehnt seine Sprache:

„Geschmachtet, geseufzet hab' ich lange genug, länger als ich sollen hätte: aber nichts gethan! und über die zärtliche Unthätigkeit bei einem Haar alles verloren!

Haupt und Blick erhebend, mit stärkerm Akzent, und gehobnerer Brust:

„Und, wenn nun doch alles verloren wäre! wenn Marinelli nichts ausrichtete?„

Plözlich einen Entſchluß faſſend, Blik und Ton freier:

„Warum will ich mich auch auf ihn allein verlaſſen? Es fällt mir ein, um dieſe Stunde — um dieſe nehmliche Stunde, pflegt das fromme Mädchen alle Morgen bei den Dominikanern die Meſſe zu hören.„

Raſch, einen Schritt vorwärts, als ob er den Entſchluß auf der Stelle ausführen wollte:

„Wie, wenn ich ſie da zu ſprechen ſuchte?„

Den Fuß wieder zurük, Blik und Ton gelenkt, bedenklich und zweifelnd:

„Aber heute, heut', an ihrem Hochzeittage? Heute werden ihr andere Dinge am Herzen liegen, als die Meſſe.„

Wieder Hofnung ſchöpfend, entſchloſſen und beſtimmt:

„Indes, wer weiß? Es iſt ein Wahn.„

Der Entſchluß wird zur That. Der Kammerdiener erhält den Auftrag, vorfahren zu laſſen. **Camillo Rota** muß herein treten. Die ſchnell zuſammen geraften Klagen und Entſchrift ten werden ihm übergeben. Er ſoll ſelbſt ſehen, was darauf zu verfügen iſt: ausfertigen oder entſehn laſſen, wie er will. Ein Todesurtheil bedarf

bedarf seiner Unterschrift: so gleich ist die Feder in seiner Hand, ohne nach wer? oder warum? zu fragen. Seine Durchlaucht haben Eile, können sich bei solchen Kleinigkeiten nicht aufhalten. Selbst Rota's stille und bedeutende Wiederholung, daß von einem Todesurtheile die Rede sey, geht verloren. — Desto besser! Nur geschwind! Es könnte schon geschehen seyn!" Mit einer Leichtigkeit, als ob eine Festivität zu bewilligen wäre, entscheidet seine Feder über Leben und Tod. Der weise Fürst! Er würde in dieser Stimmung ein halb Dutzend solcher Urtheile unterschrieben. Seine Seele ist außer seinem Kabinette; schwebt an den Altarstufen der Dominikanerkirche, sucht Emilien. Leidenschaft, Begier und Sehnsucht, treiben, regen und toben in ihm. Rota, weit entfernt, in dieser fürchterlichen Stunde des fürstlichen Leichtsinns über ein Menschenleben bestimmen zu lassen, schützt vor, das Urtheil vergessen zu haben, "es kann bis morgen bleiben." Auch das, erwiedert der Durchlauchtige Wollüstling, und fliegt in die Kirche.

Er hat Emilien in der Messe gesprochen. Aber er ist nicht um einen Schritt weiter. "Mit allen

allen Schmeicheleien und Betheuerungen konnt' er ihr auch nicht eine Sylbe auspressen. Stumm und niedergeschlagen stand sie vor ihm da, wie eine Verbrecherin, die ihr Todesurtheil hört. Ihre Angst stekte ihn an, er zitterte mit, schloß mit einer Bitte um Vergebung; .. und so befindet er sich unlauniger, unbehaglicher und ärgerlicher, als jemals. Seine ganze Hofnung ist noch **Marrinelli**. Ist es ihm gelungen, den Grafen zu entfernen, dann — Aber, er hat sich nicht entfernen lassen, mit Verachtung die angetragene Ehre ausgeschlagen. Es bleibt beim Alten, **Emilia Galotti** wird noch heute Gräfin **Appiani**. Dieser neue Querstreich verstimmt ihn ganz und gar. Jemehr er sich von diesem Anschlage versprach, desto härter trift es ihn, sich in seinen Erwartungen betrogen zu sehn. Verdruß und Mismut empören sein Herz. **Marrinelli** muß es empfinden. Seinen ganzen Vorrat von Galle und Bitterkeit gießt er über ihn aus:

"Ich versprach mir von Ihrem Einfalle so viel! Wer weiß, wie albern Sie sich dabei genommen. Wenn der Rat eines Thoren einmal gut ist, so muß ihn ein gescheuter

Mann

Mann ausführen. Das hätt ich bedenken sollen. ..

Marrinelli affektirt Empfindlichkeit, prahlt von Aufopferung seines Lebens für die Leidenschaft des Prinzen; von Beleidigungen, die er dem Grafen erwiesen, blos um ihn in Harnisch zu jagen; von Genugthuung, die er für Gegenbeleidigungen gefodert, und auf der Stelle gefodert, um entweder durch des Grafen oder seinen Tod dem Prinzen Corilliens Besiz zu versichern. Aber der hinkende Bote kömmt nach. Seine Feigheit, mit der er dem durch ihn selbst veranlaßten Duell auswich, zu bemänteln, erdichtet er, der Graf habe seine Ausfoderung nicht angenommen, und ihn auf die ersten acht Tage nach der Hochzeit beschieden. Dadurch empfiehlt er sich nur um so schlechter. Troz aller Bemäntlung, steht seine Feigheit hell und klar vor den Augen des Prinzen, und statt des Dankes, den er erwartet, erhält er eine ganze Ladung von Hohn:

„Darauf liessen Sie es gut seyn und gingen: und kommen und prahlen, daß Sie Ihr Leben für mich in die Schanze geschlagen, sich mir aufgeopfert. ..

Marrinelli läßt sich nicht ausser Fassung bringen. Nach Art aller der Elenden, deren Herz und Kopf durch die erbarmende Erziehung zu gleich verkrüppelt ist, schluckt er die Sottise ruhig herunter, und fragt sogar mit dem inquisitorischen Tone, dessen Impertinenz nur immer fähig ist, was er denn weiter hätte thun sollen? Der Prinz vergilt diese Impertinenz mit der verächtlichen Replik, indem er ihn kaum eines Blicks würdigt:

"Weiter thun? als ob er etwas gethan hätte!"

Auch hier bleibt sich der Höfling gleich. Er schickt die fürstliche Sottise durch die höhnende Frage zurück: was er denn selbst für sich gethan hätte? Er ist begierig, zu wissen, was mit Emilien in der Kirche verabredet worden? Der Prinz antwortet darauf mit dem höchsten Accente der Persiflage, und endet mit dem kurzen trokenen Befehle, nur wieder hin zu gehen, wo er herausgekommen sey. Er bedarf seiner Dienste nicht weiter. Geschwind kehrt der Kuppler wieder um. Noch, meint er, sey nicht alles verlohren. So unmöglich es auch scheine, es komme nur auf einen kühnen Versuch an. Wenn die Braut

einmal in ihrer Gewalt wäre, so sieht er dafür, daß aus der Hochzeit nichts werden soll. Beißender Spott ist sein Lohn für diese prahlerische Versprechung. Aber Marinelli, seiner Sache zu gewiß, nach den heimtückischen Anstalten, die er getroffen, bleibt kalt. Ihm liegt es jetzt nur daran, den Prinzen aus zu hohlen, sich in Absicht der Ausgänge sicher zu stellen, und die Verantwortung für das, was sich, nach seinem Plane, ereignen würde, von sich zu wälzen. Nach und nach fällt er mit seinem Vorschlage des Unternehmens näher heraus; macht dies Unmögliche nach und nach so wahrscheinlich, daß der Prinz in die ihm gestellte Schlinge fällt; seinen Willen dazu hergiebt; ja sogar das Versprechen, dem Planmacher keinen der Unfälle anzurechnen, die sich dabei ereignen könnten. Zwar erräth er Marinelli's boshafte Absicht nicht ganz, er ahndet nur eine Art gewaltsamen Mittels; und dabei nimmt er keinen Anstand. Auf eine andere Art kann er zuverlässig nicht zu seinem Zwecke gelangen. Der Unmensch! Genug, daß dadurch das Unmögliche möglich wird. In dem nehmlichen Augenblick wird es ausgeführt, was ihm versprochen ward! Das Brautpaar, zu seiner

lichen Vermählung auf dem Wege nach dem Landgute des Vaters — der vor dem Lustschlosse des Prinzen, wohin dieser sich auf Marrinelli's Anrathen begeben müssen, vorbeigeht — begriffen, wird von bestellten Räubern angefallen, die sich stellen, als ob sie den Wagen plündern wollten. Ein anderer Theil, worunter sich einer von Marrinelli's Leuten befindet, eilt zur Hülfe, ergreift Emilien, als ob er sie retten wollte, und liefert sie dem Prinzen in die Arme. Die Schnelligkeit, mit der das alles geschieht, die überraschende Art, mit der so unerwartet zur That wird, wovon erst eben gesprochen wurde; die Schüsse, die fallen; Marrinelli's Kälte dabei; sein Lauschen und Umherblicken: alles erfüllt den weiblichen Gemahl mit einer Beklommenheit, die [illegible] Angst, [illegible] Freude ist. Diese Beklommenheit malt sich in allen seinen Zügen, spricht aus allen seinen Bewegungen, versichtbart sich in allen seinen Reden: "Was ist das? Ist es möglich? Die "Anstalten sind doch so? Eine Bangigkeit über"fällt mich! Wornach sehen Sie? Ah! Mar"rinelli! Ich sehe bei alle dem nicht ab,.. mehr vermag er nicht hervorzubringen. Alles

an ihm ist gespannte Erwartung der Dinge, die da kommen sollen; Zittern und Zagen, Wollen und Nichtwollen; ganz im Karakter eines unselbständigen Weichlings, dem Umstände nicht nur zu schaffen machen, den sie entnerven; den fremde Einwirkung regiert, hin und herwirft, und nie zu eigner Thätig- und Wirksamkeit kommen läßt. Wo Marinelli ihn hinstellt, da steht er, was der aus ihm zu machen Lust hat, das wird er. Ein Knecht kommt um die Planke gesprengt, dem Meuchelmörder und Kuppler Nachricht zu bringen. Bei diesem Gespräch will er den Prinzen nicht zum Zeugen, er schiebt ihn also in sein Kabinett; und der fürstliche arme Sünder läßt sich geduldig hineinschieben.

Marinelli hält Konferenz mit dem Banditen. Alles geht nach Wunsch. Der Graf wird ihm und dem Prinzen nicht mehr im Wege seyn. Angelo hat dafür gesorgt. Zwar ist er noch lebendig in seinen Wagen hineingekommen, aber lebendig heraus kommen wird er schwerlich. Mit Emilien steht es besser. Marinelli's Bedienter, Battista, hat sich ihrer bereits versichert. Sie muß gleich kommen. Auch ist sie wirklich schon auf dem Wege zum Schlosse.

Schlosse. Der Prinz sieht sie durch die Allee herbeteilen. Die Furcht scheint ihre Schritte zu beflügeln, denn sie glaubt sich vor Räubern zu retten. Sonderbar ist ihm zu Mute. Er hat sie nun so nahe. Eh' er sich's versieht, wird er sie in seinem Schlosse, unter seinem Dache haben! Und doch zittert und zagt er; doch schaut er sich nicht, bei ihrem Eintritt zugegen zu sein. Er hat nichts von Marrinelli's kühnem und gewagtem Streich, fürchtet hingegen alles. Emilie kömmt. Er verbirgt sich, ein ungeduldiger Zeuge ihrer Angst, ihrer Bestürzung bei der Entdekkung, daß es das Lustschloß des Prinzen ist, wohin sie sich gerettet. Dieser Auftritt vermehrt seine Aengstlichkeit, seine Verlegenheit. Indes raft er alle seine Kräfte zusammen, seine Unruhe zu verbergen, seiner Physiognomie, seinem Tone einen Ausdruk von Fassung und Ruhe zu geben. Er tritt hervor, bemüht sich, durch angenommene Offenheit ihre Furcht, ihre Verlegenheit zu unterdrükken; sie des Grafen, der Mutter wegen zu beruhigen. Aber seine Bemühungen gelingen ihm nur schlecht. Die eigne Angst seines Herzens ist in allem, was er thut und sagt, nur zu sichtbar. Emilia bemerkt's,

und ihr Schrecken, ihre Zaghaftigkeit, ihr Mis-
trauen weicht. Unvermerkt nimmt er einen männ-
lichern Ton an, unvermerkt bietet er ihr seinen
Arm, bittet sie unbesorgt, ihm getrost zu folgen.
Ein rührendes Weib banger Ahndung und
kämpfender Unentschlossenheit, steht sie da. Ihre
thränenvollen Augen sind zur Erde gesenkt, sie
wagt es nicht, sie zu dem Verführer aufzuheben.
Sie ringt ihre Hände, und, übermannt von den
preßenden Gefühlen bebender Herzensangst, wirft
sie sich zu seinen Füßen, um ihm zu bekennen,
welche sie fühlt, was ihr Blut so wallen, ihre
Pulse so [illegible] macht. Dieser Anblick bringt
den Prinzen außer aller Fassung. Ganz wieder
der [illegible], ganz [illegible], hebt er sie auf.
Schon ist sein Weib, stammelnd, verwirrt und
[illegible]

„Ich bin äußerst [illegible]. Ja, Emilia,
ich verdiene [illegible] Vorwurf. Mein
[illegible], ist nicht zu recht-
fertigen, [illegible] Verzeihung
[illegible] unschuldigen [illegible]
[illegible]. Vergessen Sie meine Schwachheit!
Ich hätte Sie mit keinem Geständnisse be-

unru-

unruhigen sollen, von dem ich keinen Vortheil zu erwarten habe.„

Er schlägt die Augen nieder, der Accent seiner Stimme sinkt:

„Auch ward ich durch die sprachlose Bestürzung, mit der Sie es anhörten, genugsam bestraft.„

Sein Blik wird freier, fixirt Emilien, als wollt' er in ihren Augen sein Schiksal lesen. Hoffende, schmeichelnde und fürchtende Liebe, die Ausdruk und Worte sucht, leuchtet aus seinen Reden hervor:

„Und könnt' ich schon diesen Zufall, der mir nochmals, eh' alle Hofnung auf ewig verschwindet, mir nochmals das Glük, Sie zu zu sehen und zu sprechen, verschafft; könnt' ich schon diesen Zufall für den Wink eines günstigen Glüks erklären — für den wunderbarsten Aufschub meiner endlichen Verurtheilung erklären, um nochmals um Gnade flehn zu dürfen: — so will ich doch — beben Sie nicht, mein Fräulein, — einzig und allein von Ihrem Blik abhängen. Kein Wort, kein Seufzer soll sie beleidigen.

Wärmer und dringender fährt er fort:

„Nur

Nur zweifeln Sie keinen Augenblik an der unumschränktesten Gewalt, die Sie über mich haben. Nur falle Ihnen nie bei, daß Sie eines andern Schutzes gegen mich bedürfen...

Er tritt ihr näher, nimmt bescheiden, und um Vertrauen bittend, ihre Hand, und mit der schmeichelndsten Uiberredung sezt er hinzu:

"Und nun kommen Sie, mein Fräulein, kommen Sie, wo Entzückungen auf Sie warten, die Sie mehr billigen...

Nicht ohne Sträuben läßt sich Emilia abführen. Unterdes ist auch die Mutter gekommen. Sie hat ihre Tochter dem Schlosse zugehen sehen und eilt ihr nach. Des sterbenden Appiani Mund hat Marrinelli'n als seinen Mörder angeklagt. Ein schreckliches Licht geht ihr auf. Der ganze schändliche Plan des Prinzen und seines Helfershelfers steht vor ihr. Laut klagt sie beide als Meuchelmörder an. Emilia hört ihr Klaggeschrei. Sie jammert nach ihr, und Claudia stürzt, dem Ruf ihrer Jammerstimme folgend, in's Kabbinet. Mit zerrißnem Mutterherzen hält sie die ohnmächtige Tochter in ihren Armen. Der Prinz ist von diesem

erschüt-

erschütternden Auftritt Zeuge. Er ahndet Marrinelli's niederträchtige That. Ganz erschöpft, reißt er ihn mit sich auf den Vorsaal hinaus, und fodert Licht. Marrinelli weicht anfangs aus, aber der Prinz besteht auf Erklärung. Seine Ahndungen sind wahr: Appiani ist ermordet. Abscheu und Entsetzen sind seine ersten Empfindungen. Seine ganze Seele empört sich gegen diesen Mord. Schwer liegt diese Blutschuld auf ihm. Mit allen Schaudern des verklagenden Gewissens sucht er sie von sich abzuwälzen:

> „Bei Gott! dem allgerechten Gott! ich bin unschuldig an diesem Blute. Wenn Sie mir vorhergesagt hätten, daß er dem Grafen das Leben kosten würde. Nein! nein! und wenn es mir selbst das Leben gekostet hätte.“

Er droht Marrinelli'n, läßt ihn seinen ganzen Abscheu, seine ganze Verachtung empfinden, nennt ihn beinahe geradezu und deutlich Mörder. Aber dieser Hofschranze kennt seinen Herrn. Mit der, einem so geübten Bösewicht, wie er, eigenthümlichen Frechheit, stellt er sich durch die Anklage des Prinzen empfindlich beleidigt.

leidig, spricht von schuldig gebliebner Genugthuung, daß der Graf aus der Welt gegangen; erklärt alles für Zufall, und spielt den Unschuldigen bis zur [illegible]. Was er vorhergesehn, geschieht. Der fürstliche Schwächling ist entwaffnet, er giebt gute Worte. Nun hat ihn Marinelli, wo er ihn haben wollte. Er will die Rolle des Beleidigten seyn. Hohn und Bitterkeit [illegible] hoch auffahrender Stolz blitzt aus jedem seiner Worte. Der Prinz wird immer banger, will ihm gern glauben, will gern alles für Zufall erklären. Aber ob auch Emilia, die Mutter, die Welt? daran zweifelt er. Den Mörder wird man nur für das Werkzeug, ihn, den Prinzen, für den Thäter halten; aber er muß, von Stund an, alle Absichten auf Emilien aufgeben. Mit der tötendsten Kälte giebt Marinelli das zu; hört mit der beleidigendsten Gleichgültigkeit das alles an, wird sogar grob, bricht sogar in Sottisen aus. Darüber lodert der Prinz zwar ein paarmal auf, faßt sich aber gleich wieder, und wird immer milder, immer nachgiebiger. Es ist nun nicht sowohl der Mord, der ihn ängstet, es sind die Folgen dieses Mordes, die ihn schrecken. Nicht

das Verbrechen beunruhigt ihn nicht, sondern die Art des Verbrechens; der Verdacht, der auf ihn fällt, das Hindernis, das sich nun vollends seiner Lieb' entgegen stellt. Wäre das nicht, mit der That wollt' er wohl noch fertig werden. Wurde seine Leidenschaft nur ganz gewiß befriedigt — denn wollt' er's allenfalls mit der ihn verklagenden Stimme seines Gewissens aufnehmen. Aber mit seinen mehr, als jemahls, verlohrnen Hofnungen, sich dieses Mordes unschuldig zu wissen, ohne einmal Theil daran zu haben, das bringt ihn ausser sich; das wenigstens hätte der weise Pläne- und Entwürfeschmieder wohl verhüten können.

So ruhig und tolerant beginnt er nach und nach über Marrinellis Bübereÿ zu denken; bis zu dieser kalten Sophisterei über die schändliche Ermordung des edelsten Mannes bringt er es nach und nach. So schwach werden nach und nach die Regungen der Menschlichkeit in seinem Herzen, daß ihn dieser Mord nur den Unfall sehen läßt, den er seiner Liebe bringt; daß er dem Mörder nur das nicht verzeihen kann, keine bessere, nähere und gewissere zum Ziel führende Anfallen getroffen zu haben.

Lepp

"Topp! auch ich erschrecke vor einem kleinen Verbrechen nicht. Nur, guter Freund, muß es ein kleines, stilles, heilsames Verbrechen seyn. Und, sehen Sie, unseres da, wäre nun gerade weder still, noch heilsam. Es hätte den Weg zwar gereinigt, aber zugleich gesperrt. Jedermann würde es uns auf den Kopf zusagen — und leider hätten wir es gar nicht einmal begangen! Das liegt doch wohl nur an Ihren weisen wunderbaren Anstalten."

Marinelli hält sich so sicher für seine Absichten auf so gutem Wege, als er nur wünschen kann. Da es ihm doch Verdruß und wahrscheinlicher Verlust ist, der ihn mit seinen getroffenen Anstalten unzufrieden macht, so beharrt er in dem angenommenen kalten Ton des Beleidigten, und der Prinz wird ganz das Opfer seiner Anstalten, ganz das, wozu er ihn zu machen, den Plan entwarf. Ein Unterthan seines Unterthans, ist der fürstliche Sklav in seiner ganzen Armseligkeit vor seinem Günstling; läßt sich ungestraft durch Hohn und Kälte mißhandeln, giebt gute Worte, bittet demüthig und wehmüthig um Verzeihung. Je dringender die Verlegenheiten um ihn

ihn werden, je mehr die unvermuthete Ankunft der Orsina und des alten Galotti seine feurigen Wünsche aufhalten, ihnen sogar Hindernisse in den Weg legen: jemehr ergiebt er sich dem bösen Feinde, dessen Nezze ihn umstrikken, und ihn nicht vor-, nicht rukwerts lassen. An Leib und Seele gefesselt, das Spiel seiner Begierden und der Launen seiner Kreatur, opfert er alles auf, Recht und Billigkeit, Menschlichkeit und Gewissen; betritt er jeden Schleichweg, den Marinelli's Schurkerei zu Emiliens Verderben, und zur Sättigung seines Wollustdurstes, vorzeichnet. Wenn der unglükliche Graf sein Leben nur nicht umsonst eingebüßt hat, wenn dieser Tod seiner Liebe nur Vortheil bringt: dann ist er ruhig; dann streift der Prinz nur noch ganz leicht sein Gewissen. Und diesen lezten Skrupel hebt des Verführers Bosheit bald. Er wird immer kälter, immer gefaßter, und läßt sich alles gefallen, was jener beschließt und ausführt.

So wahr ist es, daß der erste, leichte Schlummer des Gewissens bald fester, und endlich Todähnlicher Schlaf wird, wenn Leidenschaft und Verführung es einwiegen. Haben diese es einmahl

mahl betäubt, so schweigt es bald ganz, und die dichte Rinde der Verstockung verharscht es gegen jedes Gefühl der angebohrnen Menschlichkeit; verstopft jeden Zugang zur Reue. Dumpf, wie die Verwesung, liegt es in eisernen Schlaf versunken, und kalte Gräberstille breitet rings den nächtlichen Fittig über dasselbe. Nun erschrekt es nichts mehr, die entehrendste That hat die Gestalt des Nichts, und das gemeinste Laster erscheint im gefälligen, den Sinnen schmeichelnden Gewande. Was es vorher schaudern machte, läßt es jezt ganz ruhig; und wogegen es sich sonst ängstlich sträubte, dem tritt es jezt mutig unter die Augen. Tugend sinkt dann zum Vorurtheil herab, Billigkeit zur Grille, und jede Pflicht des geselligen Lebens zu einer Chimäre, die nur kleine Geister fröhnen. Eigennz ist nun der Götze, dem gehuldigt wird, und Selbstvortheil der entscheidende Richter über Handeln und Wirken. Ein elender, die Menschheit entehrender Zustand, aber nirgends gemeiner, als auf einem Throne.

So tief ist indes Hettore noch nicht gesunken, so ganz entmenscht haben ihn Wollust und Verführung noch nicht. Er wird gedrängt,

 über-

überrascht, übereilt; sein Gewissen von Wollust und Verführung überschrieen, nicht eigentlich verhärtet. Er ist der werdende, nicht der gewordne Bösewicht. Aber doch haben Verführung und Leidenschaft schon so viel Herrschaft über ihn, daß die Stimme der erwachenden Menschlichkeit nur noch ganz obenhin in sein Ohr tönt, nahe daran, gänzlich zu verhallen; daß er sich immer tiefer und tiefer in die Abgründe leiten läßt, die des Verführers Bosheit seinen Grundsäzzen von Pflicht und Menschlichkeit gräbt; den Ränken und Wendungen desselben sein Ansehn leiht, und aus seinen niedrigsten Kabalen Vortheil zieht. So weit hat er es doch schon gebracht, daß er den ehrwürdigen Galotti mit einer Offen- und Unbefangenheit auf seinem Lustschlosse bewillkommen, mit ihm in einem Ton der Schuldlosigkeit, der Unentgeltlichkeit, und der Theilnahme sprechen kann, als hätt' er an dem traurigen Vorfall, der diesen Besuch veranlaßt, auch nicht den mindesten Antheil; als wäre sich sein Herz auch nicht der kleinsten Lüke, nicht der entferntesten Absicht, diesen Vorfall nuzzen zu wollen, bewußt. So weit ist es doch schon mit seinem Gewissen gekommen, daß

er,

er, so sehr er vom Gegentheil überzeugt ist, so sehr es ihm immer klarer wird, daß Appiani's Tod Marinelli's Werk ist, dennoch die Heuchelrolle unterstützt, die dieser Mörder und Kuppler, als Freund und Rächer des Ermordeten, spielt, ja ihm sogar seine kräftigste Mitwirkung verspricht; daß er in jeden Ton einfällt, den Marinelli angiebt; vor keinem Winkelzug der verdrehenden Gerechtigkeit mehr stutzt, vielmehr alle Kunstgriffe, alle ihre Taschenspielerkünste mitmacht; diesem Werke der schändlichsten Verräterei und des niedrigsten Betrugs, durch das, nach allen Formalitäten der Justiz, Emilia aus den Händen des Vaters in die Hände des Räubers gespielt wird, noch obendrein die Hülle der Schonung und Achtung gegen unbescholtne Tugend umwirft; und eine Sprache führt, von der jedes Wort den Schützer der Unschuld, und den strengsten Beobachter seiner Pflichten, als [illegible]

Marinelli, Odoardo's Entschlus, Emilien in ein Kloster zu stellen, zu verhindern, borgt von der [illegible] Gerechtigkeit einen Vorwand. Er spricht von Rache, die er dem Tode seines ermordeten Freundes schul-

ſchuldig iſt; von einem nothwendigen Verhör der ſchönen Unglüklichen, von ihrer unvermeidlichen Trennung von Mutter und Vater, von einer gerichtlichen Verwahrung; und der fürſtliche Wollüſtling erkennt darin den geraden Gang der Gerechtigkeit, den er nicht hindern kann. Aber, lenkt er eben ſo fein, als teufliſch um, nimmermehr wird er zugeben, daß die ſchöne Diebin in einem Gefängniſſe verwahrt werde. Das Haus ſeines Kanzlers ſoll ſie aufnehmen. Dieſes Haus der Freude, wo ſchon manches Opfer ſeiner Begier fiel, ſoll ſeinen Plan zeitigen, reifen; vollenden, was ſeine und Marrinelli's Tükke, im Mantel der Gerechtigkeit gehüllt, jezt anſpinnen. Und, mit dem ruhigſten Blik des ehrlichen Mannes, mit dem herzigſten Tone des Biederſinns, weiß er dieſe Greuel ſeines Herzens zu bedekken:

"Kein Wort vom Gefängnis, Marrinelli. Hier iſt die Strenge der Geſezze mit der Achtung gegen unbeſcholtne Tugend leicht zu vereinen. Wenn Emilia in beſondere Verwahrung gebracht werden muß: ſo weiß ich ſchon die alleranſtändigſte: das Haus meines Kanzlers.„

Mit

Mit angenommener Strenge wendet er sich gegen Marrinelli:

"Keinen Widerspruch, Marrinelli!

Und fährt mit dem Geiste Ehrfurchtsvoller und sanfter Ueberredung fort:

"Da will ich sie selbst hinbringen, da will ich sie der Aufsicht einer der würdigsten Damen übergeben. Die soll mir für sie bürgen, haften — — Ja, ja, in das Haus meines Kanzlers! Da soll sie hin; da bring ich sie selbst hin; und wenn ihr da nicht mit der äussersten Achtung begegnet wird, so hat mein Wort nichts gegolten. Sorgen Sie nicht, Galotti, dabei bleibt es! dabei bleibt es..."

Aber Galotti kennt das Haus der Grimaldi, weiß, welche Gefahr der Tugend seiner Emilia droht, durchsieht mit einem Blikke den ganzen Ehrlosen Plan, eben so schlau, als unverfehlbar entworfen. Entgehen kann er ihm nur auf eine Art; sie ist gräßlich, aber die einzige, lezte. Er wählt sie. Sie auszuführen, muß er den Prinzen sicher machen. Er nimmt also die ruhigste Aussenseite an, deren er fähig ist; "läßt sich "alles gefallen, sinnt [illegible] vortrefflich. Das

 "Haus

"Haus eines Kanzlers ist natürlich [illegible] eine
"Freistadt der Tugend. Dahin muß seine Toch-
"ter, nirgends anders, als dahin. Aber sterben
"möcht' er sie doch noch gerne vorher. Der Tod
"des Grafen ist ihr noch unbekannt. Sie wird
"nicht begreifen, warum man sie von ihren
"Aeltern trennt. Ihr jenen auf eine gute Art
"beizubringen, sie über diese zu beruhigen, dazu
"muß er sie sprechen, und zwar unter vier Au-
"gen, da ist er gleich mit ihr fertig." Diese plötzliche Ruhe, diese unerwartete Einwilligung bethören den fürstlichen Schwachkopf. Er erblickt darin die nahe Erfüllung seiner Wünsche. Ein Strahl von Hofnung und Freude glänzt aus seinen Augen. Traulich und schmeichelnd legt er seine Hand auf des Vaters Arm, heftend ruhen seine Augen auf des Alten Gesicht, und mit dem ganzen Tone des seine geheimsten Wünsche verrathenden Herzens, verläßt er ihn:

"O Galotti, wenn Sie mein Freund, mein
Führer, mein Vater seyn wollten!"

Emilia erscheint, und Odoardo's plötzliches, letztes und einziges Mittel rettet sie vor der Verfolgung ihres wollüstigen Räubers; sein Dolch durchbohrt sie, und sie sinkt sterbend in seine

Arme.

[illegible]. Im Nu dieser schaudervollen That, treten der Verführte und der Verführer ein. Starr und Athemlos steht der bleiche Räuber gunst da. Odoardo wirft den blutenden Dolch dem bebenden Sünder vor die Füße, liefert sich selbst in das Gefängniß, erwartet ihn als Richter, und dann vor dem Richterstuhl unser aller. Mit niedergeschmetterten Kräften stiert der zusammengeschrumpfte [illegible]ger in der [illegible] das kalte Schlachtopfer seiner wollüstigen Begierden an. Eine lange stumme Pause des Entsetzens. Dann wendet er sich, im dumpfen Ton der Verzweiflung auf den Dolch zeigend, gegen Marinelli,

"Da heb' ihn auf!"

Der feige Schurke hebt ihn auf, hat aber nicht Mut genug, seinem Bubenleben ein Ende zu machen.

"Nun? du bedenkst dich? Elender!"

ruft der fürstliche arme Sünder mit Verachtung und Abscheu, und reißt ihm den Dolch aus den Händen:

"Nein, dein Blut soll mit diesem Blute sich nicht mischen. Geh! Dich auf ewig zu verbergen. Geh! sag' ich."

Der

Der Mörder geht. Mit Entsetzen sieht der unglücklich Verführte ihm nach, hebt die ringenden Hände schaudernd und zitternd gen Himmel, mit Angstvollbrechender Stimme:

„Gott! Gott! Ist es zum Unglück so mancher nicht genug, daß Fürsten Menschen sind: müssen sich auch noch Teufel in ihren Freund verstellen?„

und bleibt, ausser sich für Verzweiflung, eine Bildsäule fürchterlich sich rächender Gewissensqual, neben dem Leichnam stehen.

XXIX.

Vom ersten bis zum neunten Dezember: Wiederhohlungen von Glück bessert Thorheit, Betrug durch Aberglauben, den Indianern in England, Don Juan, und das Blatt hat sich gewendet; am neunten Dezember: Eurd von Spartau, Schauspiel in drei Aufzügen, von Beil.

Herr Beil ist unstreitig ein Mann von Talenten. In allen seinen Schauspielen findet man einzelne Anlagen, Situazionen, die gerade in

aus der Natur genommen sind, und Szenen, die mitunter ihre Wirkung verfehlen können, wenn die Schauspieler nur irgend ihre Schuldigkeit thun. Sie geben freilich der Kritik manche Blößen, und es fehlt ihnen an der Vollendung, die ein Drama ganz allein vortreflich macht. Aber längere Uebung, und genauere Bekanntschaft mit den Geheimnissen der dramatischen Dichtkunst, werden Herrn [illegible] immer mehr belehren, woran es seinen Schauspielen noch mangelt, um den Beifall der Kenner ganz zu verdienen. Bis jezt dehnt er die Handlung noch allzusehr, läßt sie nicht rasch genug fortrollen, hält sie durch müssige Szenen auf, und führt, zum Nachtheil unsers Interesse, die Entwicklung allzuweit hinaus. Auch verbindet er seine Auftritte nicht genug, dehnt seine Dialogen zu sehr aus, und läßt seine Akteurs mehr reden, als handeln. Manches, besonders in seinen komischen Karakteren, zeichnet er auch zu grell, trägt die Farben zu dick auf, und beleidigt dadurch die Delikatesse des Zuschauers. Dafür aber ist er in Auffindung anziehender Situationen nicht wenig glüklich, weiß sehr gut, was auf dem Theater Sensation macht, und verräth überall, daß er die Men-

Menschen nicht blos aus Büchern, sondern aus eigenen Beobachtungen und Erfahrungen kennt. Sein Dialog ist leicht, natürlich und ungekünstelt. Er hat den Ausdruck der Empfindung ziemlich in seiner Gewalt, und seiner komischen Sprache kann kein unpartheyischer Richter Witz, Laune, und eine gewisse Originalität absprechen.

Curd von Spartau, sein neuestes Produkt, behauptet ausgemacht vor allen seinen übrigen Arbeiten den Vorrang. Der Plan ist sehr einfach und Prunklos, aber ungemein rührend und anziehend behandelt. Curd, Pilof, Marthe, und Friz Ralph sind sehr wackere, interessante Menschen, und sehr brav gezeichnet. Eine Reihe schöner menschlicher Auftritte gewähren unserm Herzen die süsseste Nahrung, treffen sanft unsre Empfindung, und füllen unsre Augen mit wohlthätigen Thränen. Wem wird es nicht warm um's Herz, wenn der wackere Friz sich mit Lebensgefahr des Nachts aus dem Lager, heimlich durch Vorposten und Hohlwege fortschleicht, um seine Mutter, der er sonst manches Herzleid angethan, einmahl wieder zu sehn; und theils von der Furcht, ertappt zu werden, theils von der Begier nach der mütterlichen Vergebung,

er

ermattet, [illegible] Athemlos [illegible] Marthe
von dem [illegible] an ihrem Anblick sich labt,
ihre [illegible] erfleht; und
kommt, [illegible] Freude des
[illegible] und Seegen
erhalten hat, als [illegible] ergriffen, der beben-
den Mutter aus den Armen gerissen, und dem
Tode entgegen geführt wird? Wem hebt es
die Brust nicht höher, wenn, während der
feierlichen [illegible] Herrn,
der biedere [illegible] krank und
[illegible], auf [illegible] sichtbar durch
die [illegible] genheit
[illegible] seine Wunden
[illegible] Herz bei der
Nachricht von Ralph's [illegible] Desertion
[illegible] tief ber-
[illegible]? Wem
[illegible] wenn die jam-
mernde [illegible] Haar,
bleich, [illegible] mit gebrochner
Stimme zu [illegible] Krankenbette hin-
[illegible] allzuzärtlichen
[illegible]? wenn [illegible] den kranken
alten Mann tief [illegible] zitternde Hand
nach

nach der Feder greift, und Gnade für den Unglüklichen bei dem kommandirenden General fodert; die zwischen Furcht und Hofnung schwebende Mutter den Brief nimmt, für ihren Dank keine Worte findet, heisse Thränen der Freude auf seine helfende Hand weint, und, gepreßt von Angst und Hofnung, abgeführt wird? Wem bewegt es nicht sanft, wenn Marthe, wie im Triumph, mit dem wiedergewonnenen Leben ihres Sohns in ihre Hütte zurükkehrt; wenn der edle Spartau, durch das Bewußtseyn dieser That erquikt und gestärkt, auf dem Kirchhofe zu Rohria, unter einer Linde, zwischen der Mutter und Schwester des Geretteten sizt, und ihre Freude, als den lindernsten Balsam für seine Wunden, mit reinem Herzen genießt? wenn die Betglokke anschlägt, Mutter und Tochter auf die Knie sinken, der alte General den Hut vor's Gesicht nimmt, und mitbetet? der Gerettete dazu kömmt, und von diesem feyerlichen Anblik hingerissen, sich auch betend und dankend auf die Erde wirft? Wem lekt es endlich nicht die hellen Thränen in die Augen, wenn Spartau in Marthens Hause, nah am Rande des Grabes, die Freuden des Vaters fühlt.

Mar

Marthen für seine Gattin, und ihre Kinder feyerlich als seine Kinder bestätigt. Gewis, alle diese Auftritte müssen äusserst erbärmlich von den Schauspielern ausgeführt werden, wenn sie ohne Wirkung bleiben; und die Zuschauer müssen entweder äusserst arm an Empfindung, oder von dem unseligen Geiste des Witzelns, und den verächtlichsten Vorurtheilen besessen seyn, die diese Scenen überhaupt lesen, oder darinn ohne Rührung sehen, was darin geschildert wird, weil es nur eine Bauerfrau ist, der der edle Sterbende Gerechtigkeit wiederfahren läßt.

Indess würden selbst diese rührenden Auftritte noch unendlich gewonnen haben, wenn der Dialog weniger gedehnt, wenn des Frömmelns und Betens nicht so viel darin wäre. Das gilt besonders von dem ersten Akte, der fast nichts als Beten und theologisches Wortgepränge ist. Nun stimmt das zwar alles zu dem Karakter der spielenden Personen. Eine alte fromme Bauerfrau würde sich ohngefähr so ausdrücken, ein ehrlicher Schulz vom Lande selbst würde, wenn er die Gewissensbisse einer Marthe zu heilen hätte, gerade diese Trostgründe gebrauchen. Aber nicht alles, was im gemeinen Leben ganz wahr und

 gut

gut ist, ist auch für das Theater wahr und gut. In einem wirklichem Gespräche können alle diese Dinge sehr nützlich und erbaulich seyn, aber in einem Gespräche auf dem Theater machen sie Langeweile, wie alles bloß Erzählte. Das Drama ist eine Welt der Thätigkeit, wir wollen dort die Gesinnungen der Menschen durch Wirken und Handeln, nicht blos durch ihre Reden erfahren; und selbst ihre Reden müssen nur der Wiederhall ihrer innern Geschäftigkeit seyn. Die Menschen des Drama sind eigentlich berufen, durch Thaten, nicht durch Worte zu predigen. Das durch Worte predigen überlassen sie denen Herren, die ihr Amt dazu heiligt. Wer diesen gilt die Lehre, bei ihnen das Beispiel. Des Beispiels wegen gehn wir also in das Schauspiel. Giebt uns aber der dramatische Dichter mehr Lehren, als Beispiele, so hat er uns, statt in's Schauspiel, in die Kirche geschickt, und das ganze Wesen der theatralischen Nachahmung ist aufgehoben.

Nicht, als wollt' ich fromme Empfindungen, und alles, was Gebet heißt, überhaupt vom Theater verbannt haben; nicht, als hielt' ich es für anstößig, wenn die Personen des Drama

fromme

frommen Gesinnungen äußern, oder ihre Hand zum Gebet erheben. Aber diese Empfindungen müssen nicht zu Predigten, und diese Gebete nicht zu Andachtsübungen werden. Das volle Herz muß sich in kurzen Ausrufen, und Ergießungen des Herzens kund werden, arm an Tönen für's Ohr, und stumm und lautlos am beredtsten. Ein einziger religiöser Gedanke, wie [illegible] lesen läßt, ist das vollkommenste Gebet. Von dieser Art ist Spartacus stilles Gebet im [illegible], während der Morgen [illegible], und die schweigende Andacht Eduards und der Familie Ralph am Schluß des dritten Akts, wenn die Bergglocke anschlägt. Beide Szenen machten hier tiefen Eindruck, besonders die letzte, während der eine Art feierlicher Stille über dem Publikum verbreitet lag. Sie hat zwar wegen des Anstoßes, den sie fand, hernach weggelassen werden müssen, aber der größte Theil des Publikums vermißte sie ungern. Herr Schröder handelte indeß vollkommen recht, wenn er demungeachtet, diesen Stein des Anstoßes aus dem Wege räumte. Es ist billig, daß man der Schwachen schone, sobald diese Schonung nur irgend, ohne der gesunden

Vernunft zu nahe zu treten, ausgeübt werden kann; und so viel, wie möglich, muß das Theater keiner guten Seele Aergernis geben. Freilich kann hier auch leicht zu viel gethan werden, denn oft ist es dem Schwachen eben so heilsam, seiner nicht zu schonen: wenn diese Nachsicht ihn um ein Vorurtheil ärmer, und um eine Wahrheit reicher macht. Schwache Menschen sind kranke Menschen. Ein Kranker sieht, empfindet und raisonnirt nicht, wie ein Gesunder. Er hat Grillen, wunderliche Launen, Eigensinn. Es ist menschlich, daß man Nachsicht mit ihm habe. Einen Kranken ärgern oft die unschuldigsten Dinge, Dinge, die, wenn er gesund wäre, ihm wohl gar Vergnügen machen würden; und so ist es billig, diese Gegenstände des Aergers, so viel sich's thun läßt, aus seinen Augen zu entfernen. Aber man würde diese Nachsicht zu weit, und offenbar zum Nachtheil des Kranken treiben, wenn man seine Grillen immer übersehn, seinen wunderlichen Launen beständig nachgeben, seinen Eigensinn nie brechen wollte. Je mehr seiner Grillen man befriedigt, desto mehr wird er haben. Er wird zuletzt Unmöglichkeiten fodern, und ihre Nichterfüllung ihn ärgerlicher machen.

machen, als jemals. Sein Zustand wird sich verschlimmern, seine Krankheit sich vermehren und seine Genesung gar nicht mehr zu hoffen seyn. Zuviel Schonung ist in dieser Lage also fast noch schlimmer, als gar keine Schonung.

Warum soll auch im Drama ganz allein anstößig seyn, was in jeder andern Gattung der Poesie für erlaubt gehalten wird. Wenn eine Scene, wie die, von der hier die Rede ist, in einem Roman gewiß für schön, vortreflich, und das Herz bewegend gehalten werden würde, warum soll sie denn im Schauspiel gerade das Gegentheil seyn? Das Gebet, sagt man, ist eine Handlung der Religion, mit der man keinen Scherz treiben muß. Scherz treiben? Was heißt das? etwa daß die Handlung des Gebets auf dem Theater nur erdichtet, nicht wahr ist, daß der Schauspieler nur zu beten scheint, nicht wirklich betet? Ist es denn im Roman anders? Wenn sich da der Dichter in der Person des Helden auf die Knie wirft, ahmt er da nicht auch die Handlung des Gebetes blos nach, ohne eigentlich zu beten? oder wenn der Sänger einer geistlichen Epopee die himmlische Weisheit um Beystand bei seinem Gedichte anruft, ist da sein

 Gebet

Gebet etwas anders, als Poesie? Und wird man deswegen sagen: er treibe Scherz mit einer Handlung der Religion? Oder verändert das die Sache, daß diese Handlung an einem Orte geschieht, an dem sonst auch lächerliche Handlungen nachgeahmt werden? So dürfte auch wohl der Sänger eines frohlichen Trinkliedes kein geistliches Lied singen, ohne den Verwurf des Spottes auf sich zu laden? und Kleist, Gellert, Uz, Gleim, Eschenburg und Gerter hätten also entweder nie Scherzgedichte schreiben, oder sich nie an die religieuse Poesie wagen sollen? Und was würde denn aus den schönsten und feyerlichsten Stellen der Athalie, der Minna von Barnhelm, der Mariane, des Don Karlos, des Diego und der Leonore werden, wenn diese nachgeahmte Handlung des Gebets der Schwachen wegen, die sie für anstößig halten, schlechterdings ausgelassen werden müßte? Was aus der ganzen Kunst des Dichters, wenn diese Schwachen seiner Darstellung ein: bis hieher und nicht weiter! zuzurufen, das Recht haben dürften? Warum soll überhaupt der Stärkere immer, und ohne Ausnahme, um des Schwächern willen entbehren? warum soll

der

der Gesunde schlechterdings einer Speise entsagen, die ihm behagt, blos, weil ein milzsüchtiger Kranker sie für schädlich hält? Wenn der dichterische oder moralische Wert eines Schauspiels von jeder einzelen Stimme des zusehenden Publikums abhinge, welches Drama in der Welt würde da reüssiren, und wenn es der erste Dichter der Erde geschrieben hätte? Hier dürfen also geradezu nur die meisten Stimmen entscheiden, und diese würden auch, in Rücksicht dieser Szene, entschieden haben, wenn nicht noch andere Gründe für ihre Weglassung obgewaltet hätten.

Die Handlung steht nehmlich offenbar darin still, und es geschieht darin nichts, das nur, auf irgend eine Art, die Entwicklung näher herbei brächte. Vielmehr wird sie dadurch unnötigerweise länger hinausgeschoben, welches um so unangenehmer ist, jemehr man sie voraus, und doch nicht zu'm Ende eilen sieht. Uiberhaupt hat Herr Beil darin gefehlt, daß Spartan schon in der zweiten Szene des zweiten Akts in dem zum Tode bestimmten Ralph nicht blos seinen Sohn ahnet, sondern beinahe ganz deutlich erkennt; daß sogar diese Erkennung seine nähere Theilnahme an die Rettung desselben be-

 stimmt;

stimmt; daß er bei dem Nahmen Sparkau, den Marthe dem Vater des Unglüklichen giebt, nicht blos stuzt, sondern sich auch ganz genau nach den nähern Umständen erkundigt: hört, daß dieser Sparkau Major war, und im Jahre 60 zu Rohrig im Quartier lag. Alles Data, die gar keinen Zweifel mehr in ihm übrig lassen können, daß er es ist, von dem Marthe spricht, auch wirklich nicht lassen: denn die Geschichte greift ihn an, ängstet ihn, treibt ihm den Schweis vor die Stirn. Eben so klar liegt das Geheimnis dem Zuschauer vor den Augen, und doch verzögert sich die völlige Entwiklung, ohne die mindeste Veranlassung, die sie hinderte, noch zwei Akte. Daher entstehen denn verschiedne müssige Szenen, die dem Interesse schaden, und den Zuschauer nicht in der Wärme erhalten, in der er gewis beharren würde, wenn Herr Beil die Katastrophe schneller herbei geführt, und die Handlung mehr zusammengedrängt hätte. Zu diesen die Entwiklung aufhaltenden Szenen gehört auch der Auftritt zwischen dem Lotterieeinnehmer, Wenig, und dem Kellner, der zwar, in Rükficht seiner komischen Zeichnung, alles Lob verdient, aber doch den Zuschauer zu

gewaltsam aus dem eigentlichen Gang der Fabel herausreißt, und ebendeswegen ohne alle Wirkung bleibt. Das Daseyn solcher komischen Auftritte, auch in dem rührenden Drama, ist zwar im Ganzen nicht zu tadeln, und der Zuschauer liebt sie. Aber diese Auftritte müssen doch, wenn anders der denkende Zuschauer ihnen Beifall schenken soll, mit der Haupthandlung in der genauesten Verbindung stehen. Und das ist, wie schon bemerkt worden, der Fall hier ganz und gar nicht. Wirklich sollten unsre dramatischen Dichter der Sucht unsers Zuschauerkreises, in einem und dem nehmlichen Schauspiel zu weinen, daß ihnen die Augen blind werden, und zu lachen, daß ihnen der Athem ausgeht, nicht allzusehr nachgeben. Sie verdrängen dadurch den Geschmak an dem ungemischten Schauspiel gänzlich. Das vollendetste Trauerspiel, das jemals komische Züge machte, seitdem diese sonderbare Seuche unsre Zuschauer befallen hat, fast gar kein, oder doch nur ein sehr mittelmäßiges Glük auf unsern Bühnen. Sonst beging man die Thorheit, diese Verbindung des Tragischen und Komischen ganz und gar nicht dulden zu wollen, jezt hegt man die oft so lächerliche Grille, diese

Wirkung für die unentbehrliche Eigenschaft eines Drama zu halten, das gefallen soll. So wird das Szepter der Göttin, Thorheit, nie von den Menschen gewendet, und Abdera's Geschlecht stirbt nie aus unter dem Monde.

Was sich sonst noch gegen Curd von Spartau erinnern läßt, sind Kleinigkeiten, und des Aufmuzzens nicht wert. So viel ist gewis, daß dies Schauspiel, zusammengezogen in drei Akte, wie hier, befreit von den einzlen müssigen Szenen, und den allzuhäufigen Andachtsdeklamazionen, überall mit dem Beifall aufgenommen werden wird, den es hier zu erhalten, das Glük hatte. Nur müssen auch überall die Rollen so gut besezt seyn, wie hier.

Wirklich ist es ein Vergnügen, die hiesige Vorstellung zu sehn. Sie verdient durchaus das aufrichtigste Lob. Herrn Schröders Curd von Spartau würde den Dichter entzükken, so ein schönes, vollendetes Ganze ist er. Wenn er, während das rührende Lied: «Wenn ich einst das Ziel errungen habe,» nach seiner eigenen vortreflichen Komposizion geblasen wird, bleich und schwach auf seinem Feldbette liegt, die Hände gefaltet, und die feierliche Melodie sanft

seinen

seinen Busen dehnt, so ist das ein so mahlerischer Anblik, daß er verdiente durch den Pinsel eines Rhode oder Jägers verherrlicht zu werden. Mit der Miene des Dulders sizt er da, Sehnsucht nach Auflösung blikt aus seinen himmelwärtsgerichteten Augen, und die Hofnung, bald erhört zu werden, flimmert, wie der lezte Strahl eines erlöschenden Lichtes, mit matter Röthe auf seinen Wangen. Seine Seele erhebt sich sichtbar mit der Melodie des Liedes, und scheint schon ausser dem Leibe zu wallen, in den Lichtgefilden einer bessern Welt, wo keine Wunde mehr brennt, und der unsterbliche Geist nicht mehr mit körperlichem Schmerz kämpft. Ralphs vermeintliche Desertion ruft ihn aus jenen seligen Träumen einer bessern Zukunft wieder zurük. Leidender wird seine Miene, sein Blik trüber, und sein ganzes Gesicht Ausdruk der innigsten, menschlichsten Theilnahme. Sein Herz hängt an dem Unglüklichen, drängt ihn, zu seiner Rettung zu wirken. Aber seine Pflicht tritt seiner Menschlichkeit in den Weg: der Arme ist ausser dem Standpunkt des Lagers ergriffen worden, und also, nach den Gesezzen, des Todes schuldig. Dieser Kampf zwischen Pflicht und Menschlich-

keit

keit kostet seinem Herzen viel, greift seine Nerven an, macht seine Wunde heisser brennen. Eine düstere Schwermut umwölkt seine Stirn, und die Phisiognomie der Duldung schwindet aus seinem Gesichte; Unmut und Uiberdrus des Lebens tritt an ihre Stelle. Sein Ton wird mürrisch, hart, bitter. Er wünscht nicht blos mehr Auflösung, er will sie beschleunigen. Ihn ekelt des Lebens, und er mag nicht gerettet seyn, bis Pilof's sanfte Uiberredung diese düstere Stimmung wieder verscheucht, und sein krankes Herz der mildern Empfindung des Duldens und Ausharrens öfnet. Gerührt und dankbar drükt er seinem redlichen Freunde die Hand, freundliche Güte erheitert sein Gesicht wieder, weich und nachgebend ist seine Stimme, und folgsam ergiebt er sich den Vorschlägen und Wünschen seines kindlichsorfältigen Arztes.

Eben so schön, und jede Saite unsers Herzens bewegend, ist die Darstellung des folgenden Auftritts. Die feinsten Züge und Uibergänge bezeichnen hier den denkenden und prüfenden Künstler, der in der grossen Kunst, seinem Dichter nie zu viel oder zu wenig zu thun, unter Deutschlands Schauspielern so eigends hervorragt.

sagt. Wie wahr und rührend äussert er alle die mannigfaltigen Empfindungen, die Martens mütterlicher Schmerz, ihre Erzählung und ihre Bitten auf ihn hervorbringen müssen. Wie sich alle seine Gesichtszüge spannen, als Martha den Vater des unglücklichen, Spartan, nennt, wie alles an ihm Erwartung und Aufmerksamkeit ist! Wie die Ahndungen, die in seinem Busen aufsteigen, durch alle seine Bewegungen sichtbar werden, sich in lesen Schwellen seiner Muskeln, und dem stärkern Dehnen seiner Brust verrathen! Wie die Aengstlichkeit, mit der er den Schweis von der Stirn trocknet und Arzenei fodert, die feurige Aufwallung, mit der er die Feder ergreift, ein so theures Leben zu retten, und die Ermattung, in die er nach dieser gewaltsamen Anstrengung aller seiner Fiebern versinkt, der Zeichnung des Dichters ein Leben und eine Wahrheit geben, wovon er selbst in dem feurigsten Momente seiner Schöpfung kaum eine höhere, verständlichere Vorstellung gehabt haben kann! Wie charakteristisch ist sein Schlaf! Das Vorgefühl des bessern Lebens ruht auf seinen geschlossenen Augenliedern. Keine schmerzhafte Krampfung unterbricht ihn. Nur ein einziges-

mal

mal wird dieser erquikkende Schlummer von einem traurigen Bilde unterbrochen, das sich seiner Phantasie vorschiebt: er träumt sich als Zuschauer der Hinrichtung des unglüklichen Ralphs. Schwer hohlt er Athem, dehnt seine Arme, und ruft mit dem rührenden Tone des leidenden Vaterherzens: "o mein Sohn! Gute "Nacht! Treft das Herz gut, daß er nicht leidet! "So — so!„

Uiber allen Ausdruk reizend aber sind seine Szenen in Rohrig. Welche liebenswürdige Traulichkeit, wenn er zwischen Mutter und Tochter sizt, wenn sein Gefühlvolles Herz, von der unbefangenen Güte des lieben Mädchens angezogen, wärmer und rascher bei ihren Liebkosungen schlägt; wenn sein Auge beim Anblik des Geretteten von heiterer Freude glänzt; wenn seine bebende Hand ihn an seinen zerschmetterten Busen zieht; wenn er mit der Ruhe eines Weisen von seinem nahen Tode spricht! Welch ein unwiderstehlicher Zauber, mit dem er unsre ganze Empfindung an sich reißt, wenn er die Ahndungen seines Herzens im Lager nach und nach zur Wahrheit werden sieht; wenn er die Gegend, das Haus, das Zimmer erkennt, in denen er Ge-

schöpfen das Leben gab, deren Existenz er nicht ahndete, und die seinem Herzen nun so viel Wonne geben; wenn er auf dem ähnlichen Fenster die Züge seines eigens dazu eingeschnittenen Nahmens erkennt, nun bald diesen Nahmen aussprechen kann, und, erschöpft von dieser völligen Realisirung seiner Vermuthungen, ohnmächtig zusammen sinkt; wenn er wieder in's Leben zurükkehrt, die Wonne des Vatergefühls ganz empfinden zu können; nur schmelzender, Liebevoller Stimme seine Kinder erkennt, und, sie segnend, in ihren Umarmungen, nah am Rande des Grabes, noch einmahl ganz glüklich ist? Ich fühle, daß meine Beschreibung kalt läßt, aber so etwas will auch nur gesehen, nicht beschrieben seyn.

Die Parthe der Madam Stark ist ebenfalls ein vortreffliches Werk der Kunst. Die reinste, unverkünstelste Wahrheit beseelt durchaus ihr Spiel. In den ersten Szenen hat sie ganz den Ton der Zerknirschung und des geängsteten Gewissens, den der Dichter in diesen Karakter gelegt hat; in der Szene, wo ihr Fritz auftritt, ist sie ganz Mutter, und mit sanfter Wehmut erfüllt sie unser Herz, wenn sie am

Schluß

Schlus des ersten Akts, wo ihr Sohn, als ein Opfer des Todes, fortgeführt wird, sprachlos gen Himmel starrt. Vor allen andern schön aber ist ihre Ankunft im Lager; ihre Athemlosigkeit, ihre stammelnde Sprache, ihr mit Angst ringendes Gesicht, ihr banger Mutterton, ihr Tappen nach Ausdruk, als sie den Brief zur Rettung ihres Sohns erhält; ihr Eile haben, und doch nicht Fortkommenkönnen; und eben so schön ihre Erzählung nach ihrer Zurükkunft aus dem Lager. Die lauterste, reinste Natur spricht aus ihr, und belebt alle ihre Worte und Handlungen.

Herr Klingmann, als Friz Ralph, spielt mit Herzlichkeit, Wärme und Feuer; Herr Löbrs, als Pilof, erfüllt die Foderungen des Dichters auf das genauste; Herrn Langerhans Pastor Wehfeld ist nicht minder brav, und Madam Eule, als Hanchen, führt ihre kleine Rolle mit all der Unbefangenheit und Herzensgüte aus, durch die der Dichter sie uns so interessant zu machen gewußt hat.

XXX.

Am zehnten Dezember die Wiederhohlung des Schauspiels: Curd von Spartau, dazu der Faßbinder, komische Oper in einem Aufzuge; am eilften der Doktor und der Apotheker, Singspiel in zwei Aufzügen, nach *l'apotheure de Murcie*, von Stephanie dem jüngern, die Musik vom Edlen von Dittersdorf; am vierzehnten, der Vetter in Lissabon, ein bürgerliches Familiengemälde, in drei Aufzügen, von Schröder, und die Wiederhohlung des Singspiels: der Faßbinder.

Die Oper, der Faßbinder, erhält sich noch immer mit Glück bei unsern Publikums, so unzählig mehr sie auch schon gesungen und gespielt worden ist. Sie verdient diesen Beifall, denn es fehlt ihr gar nicht an Unterhaltung; und die Musik ist leicht und gefällig. Herr Eule, als Steffen, verdient allen Beifall, und Madam Langerhans, als Rosgen, spielt und singt recht artig.

Dem **Doktor und Apotheker** merkt man es an, daß er französischen, nicht italienischen Ursprungs ist, denn er hat doch eine Art Ton, was in einer italienischen Oper geradezu gegen die Regel wäre. Herrn **Stephanie's** Uebersezzung, oder vielmehr Nachahmung, ist nicht ganz ohne Verdienst. Nur Verse machen wollen, sollte Herr **Stephanie** schlechterdings nicht. Er verhunzt die Sprache der Götter fürchterlich. Von Ritmus und Prosodie hat er ganz und gar keinen Begrif. Seine Reime — denn Verse kann ein Ehrenmann dies poetische Flikwerk unmöglich nennen — haben nicht die mindeste Spur von Silbenmaaß. Sein Pegasus trippelt darin so schwerfällig einher, als hätt er ihn, einige Stunden vor seinem poetischen Ritt, aus einem **Wiener** Pirutsch losgespannt, vor dem er sich ganz lahm und müde gelaufen. Aber man verzeiht ihm seinen poetischen Unfug gern, wenn man Herrn von **Dittersdorfs** herliche Musik dazu hört. Welche Mannifaltigkeit, und doch welche Wahrheit in Begleitung der Karaktere! Welches Leben und Feuer in den Finalen! Welcher Reichthum im Akkompagnement, und welche Gefällig- und Leichtigkeit in

den

ten Melodien! Aber eine solche Komposizion vergißt man freilich auch die schlechtesten Verse. Aber zu beklagen ist doch immer der Komponist, der sich unmusikalisches Zeug in Musik sezzen muß. Gerade diese Gattung der Poesie erfodert den gefälligsten Versbau, die geschmeidigste Versifikazion, das feinste Gefühl für Wohllaut, und gerade sie fällt am meisten in die ungeweihten Hände solcher Menschen, deren Ohr für jede Art des Wohllauts mit Taubheit geschlagen ist.

Der Vetter aus Lissabon behauptet auf dem deutschen Theater noch immer den lauten und vollen Beifall, den er gleich bei seiner ersten Erscheinung fand, und erhält ihn selbst da allgemein, wo die Schauspieler in der Einfalt ihres Geistes und Herzens des Dichters schöne Zeichnung so in Grund und Boden verharranguiren, daß ihre Copie dem Schröderschen Werke ohngefähr so ähnlich sieht wie ein Troppauer oder ein Frankfurter Nachdruck den Berliner und Leipziger Originalausgaben unsrer klassischen Schriftsteller. In der That hat der Vetter von Lissabon alles, was vorzüglich für den Wert eines Drama entscheidet: Wahr-

hen der dargeſtellten Welt, ächte, menſchliche Sitte, Karaktere nach dem Leben, intereſſante Situazionen. Er iſt in eigentlichem Verſtande ein Familiengemälde, geradezu aus dem Kreiſe unſrer Beobachtungen und Erfahrungen genommen, überall zu Hauſe. An welchem Orte in Deutſchland wäre die Welt fremd, die hier vorgeſtellt wird? Bei welchem Publikum fehlt' es an Originalen zu den Karakteren, die hier vorgeführt werden, an Familien, die ſich nicht in denſelben oder doch wenigſtens in ſehr ähnlichen Situazionen befänden? Wo ſollt' es alſo nicht warten, anziehen, Theilnahme erregen?

Nichts kann treuer ſeyn, als das Gemälde männlicher Schwäche, das der Dichter in dem Karakter ſeines Wagners aufgeſtellt hat. Wagner iſt alles, was einem Menſchen ſonſt Achtung- und Liebenswert macht, gut, bieder, vollherzig, menſchlich; nur kein Mann. Was den Mann eigentlich bezeichnet, daran fehlt' es ihm ganz. Da iſt keine Kraft, kein Mut, keine Beſtimmtheit, kein Beharren auf einem Sinn. Väterliches Anſehn, Herrſchaft über die Frau, determinirtes Wollen und Wirken im Hauſeweſen, kurz, jede Regententugend eines Familienhaupts,

haupts, sucht man in seinem weichen, allzu nachgiebigen Kapitäre vergebens. Er sieht durch Hochmut, Eitelkeit, Faulheit und Verschwendung seine häusliche Glückseligkeit zu Grunde gehn; sieht durch eine üppige, leichtsinnige, herrschsüchtige Frau sein Haab und Gut verschleudert; seine Kinder vernachlässigt, verzogen und verdorben; mit jedem Tage sich und seine Familie dem gänzlichen Verderben [illegible]; von Frau und Kindern [illegible], Frau und [illegible] allen Grundsäzzen der Ehre entsagen, auf einem Wege, der geradezu zur äussersten Unmoralität führt; eine Tochter erster Ehe mißhandelt, von allen Rechten eines Kindes ausgeschlossen, zur Magd erniedert; seufzt, weint, vergeht darüber im Jammer: und hat weder Mut noch Entschlossenheit, dem Unheile zu wehren, der Ausschweifung den Zügel zu halten, der Verschwendung Gränzen zu sezzen, seine Fesseln zu brechen, die Unterdrückte zu schüzzen. Je höher sein Elend und die Thorheiten seiner Familie steigen, je ärmer an Kraft wird er; je weniger Willen hat er, je mehr läßt er sich beherrschen. Der höchste Grad von Kleinmut wird Meister über ihn, spannt alle seine Thätigkeit ab, entmannt ihn ganz und gar.

Und doch, so schwach und unmännlich dieser Mann vor unsern Augen erscheint, wie sehr trift die Wahrheit, mit der er diese Schwäche und Unmännlichkeit entwikkelt, unser ganzes Herz. Wem kostet dieser gemishandelte, gemarterte Mann und Vater, wenn er, das Opfer seiner Schwäche, am Rande des Verderbens steht, nicht eine Thräne des Mitleids? Wem geht es nicht an's Herz, wenn das dringendste Elend sein liebendes Vaterherz zwingt, sein geliebtestes Kind, schon so lange durch seine Schwäche unglüklich, dadurch noch unglüklicher zu machen, daß er ihre Hand einem Manne bestimmt, für den sie kein Herz hat? Wem wird es nicht bang' und weh, wenn der arme Mann, so schwer es seiner Vaterliebe wird, gebeugt und niedergeschlagen vor dieser Tochter steht; schmeichelnd und rührend sie zu ihrem grossen Opfer überredet, sie wehmüthig um Brod bittet? wenn er dann hört, daß diese geliebte Tochter dies Opfer nicht zu bringen vermag, weil schon andere Bande sie fesseln; und diese zerstörten Hofnungen, dies fehlgeschlagne einzige Mittel zu seiner Rettung, und das Gefühl, daß seine Schwäche ihn in dies Elend gestürzt hat, seine ganze Natur verändern, seine

Tau-

Zaufrant in Mut, und sein Wohlwollen in Menschenhaß verwandeln? wenn er in dieser Stimmung Fluch und Seegen ausspricht, verstößt und verzeiht, zuerst und um Vergebung bittet? Wen erschüttert es nicht, wenn bei der Nachricht, daß durch den Tod die Bande gelößt sind, die Sophiens Opfer für seine Rettung hindern, seine Kosmus von neuem auflebt, und von neuem wieder zerstört wird? wenn nun alles auf ihn zusammt, und unvermeidliches Verderben, wie die Gewißheit des Todes vor dem zum Schaffot verurtheilten Missethäter, vor seine Seele tritt, die Nerven seines Gehirns fürchterlich spannt; dumpfe, nahe am Wahnwiz gränzende Fühllosigkeit ihn ergreift? Und wer blikt endlich nicht froh und heiter auf, wenn Großmut und Freundschaft die Leiden des armen Märtyrers enden, Kraft, Wille und Thätigkeit in ihm erwachen, sein Geist sich erhebt, und fester Vorsaz, Mann zu werden, seinen Busen dehnt und erwärmt?

Wer jemals in der Welt mehr gethan hat, als essen, trinken, verdauen, sich begatten und schlafen; wer auf die Dinge gemerkt, die um ihn vorgehen, und die Menschen beobachtet hat,

die ihn umgeben: der kauß auch unter seinen Bekannten, Freunden und Verwandten mehr, als einmahl, Väter und Männer gesehn haben, die diesem weichen, schwachen, Kraft- und Thatlosen Wagner nur allzuähnlich sind. Meinen Erfahrungen wenigsten mangelt es nicht an Karakteren und Auftritten dieser Art. Ich war ferner und naher Augenzeuge solcher traurigen Familienzerrüttungen durch Mannerschwäche; durch Mangel an Widerstand gegen unbändige Weiberlaunen, Grillen und Launen. Wehe dem Manne, dem diese Kraft fehlt, und wehe der Familie, an deren Spitze ein schwacher Mann steht! Nur Ansehn giebt dem Hausvater Einflus, und ohne Kraft ist kein Ansehn möglich. Niemand kann regieren, der nicht eben so fest, als nachgebend, nicht eben so streng, als gütig, nicht eben so sehr Herr als Freund des Zirkels ist, über den er herrscht; und ohne Regiment besteht kein Hauswesen. Wo der Gatte und Vater nicht hinreichen, das Glük, den Frieden, die Ruhe einer Familie aufrecht zu erhalten: da muß der Herr reden und handeln, der Herr, im ganzen Sinne des Worts. Das Wohl einer Familie ist mehr wert, als die heuchlerische

Thrä-

Thräne eines eigensinnigen, eitlen und verschwenderischen Weibes; und die Ausübung seiner Pflicht muß einem Manne theurer seyn, als eine versagte Liebkosung einer ihre Bestimmung vergessenden Hausfrau. Eine große Lehre, die Wagners warnendes Beispiel eben so anschaulich, als eindringend, bestätigt.

Der Originale, zu denen Madam Wagner gesessen, giebt es im lieben Vaterlande noch ungleich mehr. Diese Züge von Eitelkeit, Putz- und Glänzsucht, Verschwendung, Uibermut und Misbrauch der Gewalt über des Mannes Herz; von gänzlicher Vernachlässigung aller Pflichten, als Frau und Mutter, unüberwindlichem Leichtsinn, Dreistigkeit, Hochmut und Bettelstolz; sind, — wenn schon nicht immer ansemmal, und in einem so hohen Grade, — leider sehr gewöhnliche Züge im Karakter unsrer Hausfrauen. Diese Sucht, jede neue Mode mitzumachen, sie koste auch, was sie wolle; bei jeder öffentlichen Lustbarkeit, jedem glänzenden Feste zugegen zu seyn, es erfodre auch noch so viel Aufwand; keiner ihrer Baien, Freundinnen, Gevatterinnen und Bekannten in irgend einem Artikel des Luxus etwas nachzugeben, und wären sie an Rang und

Vermögen auch noch so weit unter ihnen; diese Glanzenlose Gier nach Figurmachen; diese gänzliche Nichtbekanntschaft mit Oekonomie und häuslicher Einrichtung; dieses Sorglose Leben und Geniessen auf Kosten anderer Leute; diese schnöde Behandlung des Mannes, wenn er sich ihren Verschwendungen widersezt; dieser Mangel an Delikatesse in Auftreibung neuer Summen zur Befriedigung ihres Uppigkeitsteufels: sind eine so gemeine Schooßsünde unsrer Bürgerweiber, daß jede grosse und kleine Stadt häufige Beispiele davon liefert. Von zehn zu Grunde gerichteten Familien haben gewis neune ihr Unglük weiblichem Leichtsinne zu danken: und Dame Wagner ist also ein eben so wahres, als lehrreiches Beispiel für ihre Schwestern in dem Kreise der sittlichen Welt, aus dem sie der Dichter mit dem treusten Beobachtungsgeiste genommen hat.

Mit gleicher Wahrheit sind die verzogenen Kinder, der biedere, menschlichthätige Severs, und, vor allen, die sanfte Dulderin, Sophie, der Natur um uns her abgeborgt. Wir erkennen unser Bild, und lassen uns um so williger täuschen, je näher die Menschen uns verwandt

wandt sind, die uns zu Zeugen ihrer Schwäche und Leere, ihrer Thorheit und Torheit machen.

Die Vorstellung des Vetters in Lissaben gehört zu den vorzüglichsten des hiesigen Theaters. Jeder unserer Schauspieler giebt sich die nächste Mühe, den Forderungen des Dichters Genüge zu leisten. Was ich gegen dessen oder jenen Zug ihres Spiels noch etwa auf dem Herzen habe, davon bei der nächsten Wiederholung. Hier heb' ich nur die Karaktere des Wagners und der Sophie aus, deren Darstellung auch nicht den kleinsten Wunsch zu einer höhern Vollkommenheit übrig lässt.

Herrn Schröders Wagner ist ein so vollkommnes Werk der Schauspielkunst nach dem Leben, dass er von allen den Schauspielern, die diese Rolle auf dem deutschen Theater übernehmen, schwerlich jemals erreicht, noch vielweniger übertroffen werden wird. Wie sehr karakterisirt jede Aeusserung, jede Bewegung, jede Miene, jeder Ton die Schwäche und Leerheit, die den Hauptzug dieses Karakters ausmacht. Wie tief sind die Spuren des Grams, die der zerrüttete Hausstand jener Familie auf seine Stirn gezogen haben, wie abgespannt alle seine Gesichtszüge,

wie

wie gesenkt und gebeugt sein ganzer Körper! Wie sanft ist sein Blik, wie nachgebend der Ton seiner Stimme, selbst bei den bittersten Beleidigungen und Vorwürfen seiner hartherzigen Gattin: indes gekränkte Liebe und unvermeidliches Elend sein Innerstes zerreissen, und die Leiden seiner Seele in jeder zurükgepreßten Thräne, in jedem gebrochnen Laute seines zitternden Mundes sichtbar werden! Wie rührend ist der Kampf zwischen Pflicht und Schwäche, zwischen Liebe und Vernunft, wenn er sich hinsezt, die Zeilen niederzuschreiben, die die lezte und einzige Summe, die ihm noch zur Erhaltung seiner Familie übrig ist, in die Hände seiner verschwenderischen Frau spielen sollen! Der schwere, seine Brust fast zersprengende Seufzer, der seinen Lippen entbebt, wenn seine wankende Hand die Feder ergreift; die heisse Thräne, die auf das unglükliche Papier fallt, und die er so schwach, als zärtlich, seiner Tyrannin zu verbergen sucht, sind so ganz im Sinn und Geist dieser Situazion und seines Karakters angebracht, daß der getäuschte Zuschauer sich aus dem Theater in die wirkliche Welt versezt glaubt. Und die herrliche Szene mit seiner Tochter, seine wehmütige Bitte um

Brod,

Fluch, seine niedergeschmetterten Hoffnungen; sein in die höchste Verzweiflung übergehender Schmerz, seine die Sprache fast erstickenden Thränen; sein Sichwegwenden von der lieblosen Tochter, sein Fußfälliges um Vergebung Bitten; und hernach seine dumpfe Fühllosigkeit, sein werdender Wahnwitz, seine lezte Schwäche für ein undankbares und doch geliebtes Weib; seine dankbare Freude endlich, als er sich gerettet und sein verirrtes Weib auf dem Wege zur Besserung sieht: wie gern möcht' ich das alles so warm und lebendig hinwerfen können, als es der Künstler hinstellt und hinzaubert.

Sanfter, aber eben so innig wird unser Herz durch das schöne Bild bewegt, das uns Madam Schröder von dem Karakter der duldenden Sophie giebt. Schade nur, daß sich so wenig beschreiben läßt, was sie vortreflich macht; daß sich ihre edle Simplicität, ihre reine, unverfälschte Natur, ihre ruhige Haltung, ihre sanfte Unterwerfung, das einfache und doch so bezeichnende Spiel ihrer Augen, ihrer Mienen, ihrer Arm- und Handbewegungen, so wenig durch die Feder ausdrücken lassen! Es könnte sonst für die junge Künstlerin, die noch nicht durch

durch Theatermanieren, Tänzerfielefanz und Menuettportebras für diese ächte Naturdarstellung verdorben ist, nichts unterrichtenders gesagt und gelehrt werden. Und doch werd' ich mir bei einer Wiederhohlung dieses Schauspiels dies Vergnügen nicht versagen können, das mir jezt der Raum nicht verstattet. Ich werde mich denn bemühen, das bescheidne Selbstbewußtseyn zu entwikkeln, mit dem sie leidet und schweigt; den zärtlichen Schmerz, der sich in ihrem Gesichte mahlt, da ihr ihre Lage nicht erlaubt, ihrem Vater das grosse Opfer der kindlichen Liebe zu bringen, das er fodert; das rührende Geständnis, das sie von ihrer heimlichen Verbindung ableat; das Ausschütten ihres vollen Herzens bei den Vorwürfen des Vaters in dem Tone der zärtlichsten Schonung; Ihre Heldenentschlossenheit zur Rettung ihres Vaters auf Kosten ihres Herzens bei der Nachricht, daß ihr Gemahl nicht mehr lebt. Ich werde mich bemühen, sag' ich, dies alles der Künstlerin nachzuzeichnen, aber, ob es mir gelingen wird, dafür kann ich nicht stehen.

Von dieser Schrift erscheint alle Monate ein Heft. Drey solcher Hefte machen einen Band aus, und zu jedesmaligen 3ten Hefte kömmt ein in Kupfer gestochener Haupt-Titel und ein Kupfer in Octav-Format. Ersteres ziert eine passende Vignette, und Letzteres bezeichnet entweder eine theatralische Gruppe, oder eine Figur mit dem Kostume irgend eines Zeitalters: das auch illuminirt werden soll, wenn es die Umstände erfordern.

Der Preiß eines Jahrgangs von 12 Heften ist rℳ 4 — an Gold, den Louisd'or zu 5 rℳ — gerechnet. Diesen Betrag bezahlt jeder Interessent beim Empfang des ersten Heftes.

Alle löbliche Postämter und Buchhandlungen, oder wem es sonst noch gefällig seyn solte, die Distribution derselben zu übernehmen, erhalten die gewöhnliche Provision für ihre Bemühung, und wenden sich gefälligst

an die Käyserl. Reichs-Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition in Hamburg, welche die monathliche Versendung an alle resp. Post-Aemter in und ausser Deutschland übernommen:

— — Herzogl. Zeitungs-Expedition in Gotha. Auch an folgende Buchhandlungen:

nach Berlin, an Herren Haude und Spener;
— Frankfurt am Mayn, an Herrn Hermann;
— Hamburg, an Herren Herold;
— Leipzig, an Herrn Barth;
— Nürnberg, an Herren Felseker;
— Prag, an Herrn Berle;
— Strasburg, an die academische Buchhandlung;
— Wien, an Herrn Stahel, oder
— die Verlagshandlung in Schwerin.

Dramaturgische Monate

Erster Band

von

Johann Friedrich Schink

Schwerin

im Verlag der Oberdeutschen Buchhandlung 1 [illegible]

Sämmtliche Romane

Zweiter Band

von

Johann Gottfried Schnabel

Dramaturgische Monate.

Dritter Band.

Zweites Stük.

XXXI.

Am funfzehnten und sechzehnten December 1789. Wiederholungen; am siebzehnten: die Jagd, komische Oper in drei Aufzügen, von Weisse, die Musik von Hiller.

Es war eine Zeit, wo Weisse und Hiller die Lieblinge des Schauspiellustigen Publikums waren, wo der Teufel ist los, die Jagd, der Kerntekranz nicht genug gegeben werden konnten, und den Theaterdirektoren ein ansehnliches Geld trugen; wo Weissens Lieder und Hillers Melodien von allen Lippen ertönten.

und

und den anziehendsten Geist der Fröhlichkeit in jede Gesellschaft brachten. Das hat sich nun alles verändert. Unser musikalischer Geschmack ist vornehmer geworden. Mit einer so gemeinen Sache, als gesunder Menschenverstand, giebt er sich in der Oper nicht mehr ab. Die leichte Spurdigität des Hillerschen Gesangs macht uns Langeweile, wir wollen Gambaden und Seiltänzersprünge. Gesang ist uns nicht mehr sanftes Hingleiten der Stimme in menschlichen Tönen der Empfindung, er ist Pfeifen eines Kanarienvogels, bei dem die Stimme sich jezt bis zu den Sufflöten verstiegt, dann wieder tief in das Souffleurloch herunterpurzelt. Man kömmt daher nicht selten in Versuchung, die vor einigen Jahren erschienene Geschichte des abderitischen Theaters — trotz den Protestazionen des Verfassers dagegen! — für eine Geschichte unsers vaterländischen Publikums zu halten, wenn man darin folgende Beschreibung des Musik — und Gesangsgeschmaks dieses originellen Völkleins liest:

"Die Abderiten hatten von einigen athenienssischen Fremden gehört, daß die Musik nicht nur die Natur nachahmen, sondern auch in der Nachahmung der Natur auf edle, der Nachahmung wür-

würdige Gegenstände verfallen, und dem Ohr auf eine edle, feine Art wohlthun müsse. Sie hatten ferner von ihnen gehört, daß, da die ersten Musiker ursprünglich den Gesang von den Vögeln abstrahirt hätten, eben deswegen der Gesang simpel, Empfindungsvoll, ungekünstelt und natürlich seyn müsse. Sie waren aber doch zu sehr Abderiten, als daß sie die fremden Griechen recht hätten verstehen sollen. Sie verstanden sie nemlich so: daß der Gesang Nachahmung des Gesangs der Vögel seyn müsse; und ließen daher von ihren Musikern für ihre Concerte Gesänge komponiren, in denen sie alle Triller der Nachtigall, der Lerche, der Kanarienvögel und aller möglichen Vögel in der Welt, nachahmen mußten. Sie begriffen nicht, daß eben dadurch der Gesang wieder das unnatürlichste Ding von der Welt wurde; und daß, was bei den Vögeln Wahrheit, und der ganze Ausdruck ihrer Natur, nur Kunst und Gemächte war, bei denen, die ja Menschen, und keine Vögel waren, das unnatürlichste und widerwärtigste Ding von der Welt werden mußte. Die Fremden hatten bloß sagen wollen, daß der Ausdruck der Empfindung der Vögel durch Gesang, die ersten Musiker zuerst auf die Idee ge-

 bracht

bracht habe, daß auch menſchliche Empfindung ſich durch Geſang müſſe ausdrükken können; und daß, wie die Vögel für jede Art ihrer Empfindungen offenbar einen ganz eigenen Ausdruk hätten, indem ihr Geſang bald fröhlich wirble, bald ſchmelzend klage, bald zärtlich lokke: ſo müſſe auch der menſchliche Geſang Ausdruk jeglicher Empfindung in dem ihr eigenen Ton ſeyn. Durch dieſes, oder ein ähnliches Raiſonnement, meinten die Fremden, wären die erſten Muſiker auf die einzige und wahre Idee des Geſangs gekommen.„

"Von alledem aber faßten die Abderiten nicht einen Buchſtaben, ſondern glaubten, die Natur des Geſangs völlig erſchöpft zu haben, wenn ihre Sänger wie Nachtigallen pfiffen, wie Lerchen trillerten, und wie Kanarienvögel ſchmetterten. Daß menſchliche Stimme ganz etwas anders, als Vögelſtimme ſey, daß, da die menſchliche Stimme ihre Empfindung in Worten, und nicht blos in unartikulirten Tönen ausdrükke, auch Menſchengeſang ſchon darum ganz was anders ſeyn müſſe, als Geſang der Vögel, die nur blos unartikulirte Töne für die Empfindung, und keine Worte haben: das fiel keinem Abderiten ein. Es konnte ihm auch nicht einfallen, eben, weil er ein Abderit war.„

"Die

„Die abderitischen Sänger mußten also jezt pfeifen, trillern und schmettern, wie irgend ein Vogel in der Welt. Bald mußte ihre Stimme bis zu den Fixsternen steigen, bald wieder einige tausend Klafter tief auf Gottes Erdboden herabfallen scheinen; mußte alle Läufe, Wendungen und Biegungen einer Nachtigall oder Kanarienvogelkehle nachmachen, alle Augenblik den Hals zu brechen drohen; und je mehr der Sänger hierzu Grimassen schnitt, je mehr diese unnatürliche Anstrengung der Stimme ihm sauer ward: desto mehr wurd' er beklatscht und bepauckt. Mit einem Worte, die Abderiten wurden jezt mit einmal geschworne Liebhaber der Bravourarien.„

„Außer den Bravourarien führten die Abderiten noch eine ganz besondere Gattung des Gesangs ein, den sie den Nasengesang hießen. Die Sänger mußten nämlich diesen Gesang aus der Nase hervorziehen. Je naturbalser nun ein Sänger diesen Gesang hervorbrachte, für einen desto größeren Virtuosen galt er. Ja, ein abderitisches Genie erfand sogar eine Nasenschraube, mit der die Sänger ihre Nase zusammenschrauben mußten, um diese Arien con naso obli-

obligato so vollkommen nasal, als nur möglich war, herauszubringen.„ *)

In der That, mit wenigen Veränderungen ist dies Gemählde von abderitischer Art und Kunst ein getreues Bild unsrer eigenen Opernliebhaberei. Wie jenes merkwürdige Völkgen, haben wir uns von dem Pfade der schlichten und geraden Natur entfernt, und gefallen uns sogar um so mehr, je weiter wir uns von ihr entfernt haben. Es ist so weit mit uns gekommen, daß wir uns des Geschmaks am simplen und ungekünstelten Gesang schämen, uns ärgern, wenn er, wider unsern Willen, noch Eindruk auf uns macht. Daher unsre Lauigkeit, wenn einmal wieder eine Hillersche Oper auf unser Theater gebracht wird; unsre Aeusserungen von Mißfallen und Langeweile, wenn ein Lied aus der Jagd, oder dem lustigen Schuster, von unsern Bühnen ertönt; die Machtsprüche unsrer seynwollenden Musikkenner: "es ist nichts mehr mit dem Hillerschen Gesang, seine Zeit ist vorbei. Diese natürlichen, leichten Melodien, die auch die gemeinste Menschenkehle mitsingen kann, sind nicht mehr Mode.„

Ge-

*) Das Theater zu Abdeen. Erster Theil. S. 19 bis 23.

Gerade, als die Natur jemals aus der Mode kommen könnte, oder, als ob wir uns etwas darauf einbilden dürften, wenn sie wirklich aus der Mode kömmt. Desto schlimmer für uns, wenn es wirklich so ist! Daß wir vorwärts gerükt sind, beweist es wenigstens nicht; und wir sollten uns eigentlich unsrer Scham über unser unwillkührliches Gefallen an der Natur schämen. Aber sich schämen, im eigentlichen Verstande des Worts, ist überhaupt die Sitte unsers Jahrzehnds nicht. Denn wahrlich! sonst müßten wir bei den mannichfaltigen moralischen und litterarischen Thorheiten, die unser Zeitalter karakterisiren, uns schon lange die Augen aus dem Kopf geschämt haben.

Indes liegt es doch nicht blos an unserm Publikums, daß Weisens und Hillers lyrische Stüke nichts mehr gelten, es liegt hauptsächlich an den grosen Sängern, die sie vorstellen. Diese Opern erfodern schlechterdings Akteurs, und wo — einzle Ausnahmen machen hier nichts! — sind die Sänger, die auf den Nahmen: Schauspieler, Anspruch machen dürften? Die berühmtesten unter ihnen können nichts, als singen, und das nicht einmal, wenn man das Wort, singen,

recht versteht, was doch wohl nichts anders heißt, als menschliche Empfindung menschlich durch musikalische Töne vortragen. Aber auf gut abderitisch, wie Kanarienvögel schmettern, wie Lerchen trillern, und wie Nachtigallen pfeifen, wird ein Mensch, der seine fünf Sinne bei einander hat, doch schwerlich menschlichen Gesang nennen. Können aber unsre sogenannten und theuer bezahlten Virtuosen mehr als das? Wie wären diese Herrn und Damen nun imstande, Menschen Karaktere darzustellen, und Hillers einfache Melodien wahr und menschlich wieder zu geben? Was sie thun und sagen, ist hölzern, und was sie singen, Gauklerfurlesanz, Salto mortale eines Seiltänzers, der durch einen Reif hin und herschießt. Bei ihrer äußersten Armuth an Gefühl für Wahrheit und Schönheit, wird also Hillerscher Gesang in ihrem Virtuosenmunde entweder kaltes Brunnenwasser, bei dem einem die Zähne für Frost zusammenklappern, oder sie verschnurkeln, verkünsteln und verfurlsanzen ihn so, daß Hiller eben so wenig daran zu erkennen ist, als die Natur in einem Garten, wo die Schneiderschere ihr Wesen getrieben, und die schönsten Bäume und Hecken zu Pfauen, Löwen,

gestü-

gelten Drachen und Thürmen mit Wetterfahnen verschnitzelt hat. So muß denn Hillersche Einfachheit des Gesangs wohl aus der Mode kommen. Wer läßt sich gern mit kaltem Brunnenwasser begießen? Oder wer mag, wenn er nur irgend auf Menschenkunst Anspruch macht, zum Beispiel, die rührende Kunstlose Melodie von "du stiller Wohnplatz süßer Freuden„ im Ton einer Bravourarie vortragen hören?

Aber nein, man mag das wohl. Wenn Lene und Zeffel, Hanchen und Michel, Töffel und Röschen sich in Bravurarien produciren, dann wäre den Weisseschen Opern auf einmal wieder geholfen. Freilich ist ein Schuster und eine Schusterin, ein Bauer und ein Bauerrübchen, die auf und niedergurgeln, und Kolleraturen machen, daß die begleitenden Instrumente kaum nachkönnen, eine Ungereimtheit, bei der ein ordentlicher Mensch, der seinen Verstand ein bischen lieb hat, die Hände in die Seite stemmt, und sich für Lachen ausschüttet. Aber für solche ordentliche Menschen ist, nach Maaßgabe unsers vornehmen Musikgeschmacks, auch die Oper nicht. Die Oper ist das Land der Ungereimtheiten, und also auch der tollste Unsinn da an seinem rechten Platz.

Man würde mir sehr Unrecht thun, wenn man alles dies für eine Erklärung gegen die Fortschritte unsrer theatralischen Musik, und den erhöhten Musikgeschmak unsrer Publikums überhaupt aufnehmen wollte. Mit Entzüken hör' ich die Meisterwerke unsrer Benda, Gluk, Mozart, Dittersdorf und Schweizer. Sie übertreffen an Größe und Reichthum der Ideen, an Kühnheit der Gedanken, an Stärke des Ausdruks unstreitig diese Kompositionen zur Jagd, zum lustigen Schuster und zum Aerntekranz. Das zu fühlen, bedarf's eben nicht viel Kunstkennerei. Aber demungeachtet werden diese Hillerschen Kompositionen immer ein sehr schönes Denkmal seines Genies bleiben. Sie sind, nach dem Stoffe, der ihnen ihr Leben gegeben, und nach der Fähigkeit der Sänger, für die er schrieb, gerade das, was sie seyn sollen, um den Beifall zu verdienen, den sie ehemals erhielten. Sie werden immer ihren Werth behalten, und jeder, der von der Natur und dem Zwek des Gesangs wahre Begriffe hat, wird ihnen seinen Beifall noch immer zutheilen, ohne darum weniger für einen Kenner passiren zu dürfen.

Daß

Daß Collé und Sedaine *) Hrn. Weiße den Stof zu seiner niedlichen Oper gaben, ist bekannt genug; so wie der Werth seiner Nachahmung. Ich kann mir also eine umständlichere Anzeige davon ersparen. Auch die Engländer haben ein Stük des nemlichen Inhalts von Mansfield. **) Es ist ein Lustspiel, voll schöner Dialogen, aber, was bei einem englischen Dichter auffällt, allzu arm an Handlung, allzu simpel in der Ausführung, um auf der Bühne große Wirkung thun zu können.

*) Jener hat la partie de chasse de Henri IV. ein [illegible] le roi et le fermier, eine Oper, geschrieben.

**) The king and the Miller.

XXXII.

Am achtzehnten November: **Der dankbare Sohn**, Lustspiel in einem Aufzuge, von Engel; dazu: **Lilliput**, oder **Rosalia von Felsheim**, Lustspiel in vier Aufzügen, vom Freyherrn von Soden. Am neunzehnten November: **Die Einwilligung wider Willen**, Lustspiel in einem Aufzuge, aus dem Französischen des **Güjot von Merville**, und **das Gespenst mit der Trommel**, Lustspiel in fünf Aufzügen, von **Destouches**.

Der dankbare Sohn ist das dramatische Debüt eines Schriftstellers, dessen Name für jede seiner Schriften Empfehlung ist: das reizendste Gemählde einer ländlichen Familienbegebenheit, mit ächten Farben der Natur hingeworfen, durchaus anziehend. So oft man es auch schon gesehen haben mag: man sieht es immer gern wieder, weint und lacht darin mit gleichem Interesse; findet sich immer unterhalten, und bedauert bei jeder Vorstellung, daß ein Dichter, der so debütirte, so karg mit seinen Talenten blieb, und die größeren Werke seines dramatischen Genius ent-

entweder nicht vollendet, oder die schon vollendeten dem Publikum noch immer vorenthält.

Auf der Hamburger Bühne wird der dankbare Sohn vollends immer ein Lieblingsstük bleiben, denn Schröder ist Vater Rode, und zwar so ein vortreflicher, daß man sich vergebens nach noch so einem auf dem deutschen Theater umsehn wird. Wer ihn in dieser Rolle sah, und verstand, was er sah, hält dies gewiß für keine Uebertreibung. Diese Wahrheit vom Anfang bis zum Ende, diese edle Einfalt des Tons und der Geberden, diese feine, ich möchte sagen, greifbare bäurische Manier, ohne Platt— und Gemeinheit, und Eigenheiten, die ich wenigsten noch in keinem Vater Rode wiedergesehn habe. Je mehr andere Schauspieler man in dieser Rolle sah, und je mehr man ihn sieht, destomehr leuchtet es einem ein, daß nur er ganz Vater Rode ist; destomehr überzeugt man sich von der Wahrheit, die sein Spiel beseelt, destomehr Feinheiten entdekt man, deren Entwiklung allen andern Rodespielen, verborgen blieb. Wo ich war, und Schröder erschien in diesem Karakter auf der Bühne, ich sah ihn; und so bekannt ich auch mit seinem Spiel zu seyn glaubte, so ward ich doch

immer von neuem überrascht, so fand ich doch immer neue Schönheiten auf, die mich fesselten, und meinem Beobachtungsgeiste neuen Stof zum Denken und Prüfen darboten. Ich will es versuchen, dem Künstler und Kunstliebhaber einen Begrif davon zu machen.

Der ehrwürdige Graukopf schwankt aus seiner Hütte hervor. Aus dem langsam nachschleppenden Fuß, und den schwer sich dehnenden Armen sieht man, wie mühsam er sich dem ermüdenden Schlaf entwunden hat. Aber, er muß die Sonne aufgehn sehn, oder es ist ihm den ganzen Tag nicht wohl. Da steht er nun, die Hände vor der Brust gefaltet, und labt sich an ihrem Anblik. Von ihrem erwärmenden Strahle gestärkt, blikt er frischer und jugendlicher um sich. Er erinnert sich seines Sohns, wie auch der vielleicht schon auf ist — im Felde schläft man nicht lange — und an die Sonne sieht. Bei dieser Erinnerung funkeln seine Augen für Freude, seine Bewegungen werden lebhafter, und seine Worte strömen rascher aus. Mit dankbar gen Himmel gerichteten Augen, und mit dem innigsten Ausdruk der Vaterfreude ruft er:

„Bauer,

„Gutes, liebes Kind! Wer mir das gesagt hätte, als du noch klein warst, daß ich so viel Freude an dir erleben sollte?„

Mutter Rachel kömmt auch heraus, und beide sprechen nun von dem lieben Sohne. Er beruhigt das bekümmerte Mutterherz, belehrt es, daß das Blut und das Leben seines Sohns dem König und dem Vaterlande gehören. Er hofft, es wird bald Friede werden. Diese Hofnung tröstet sein altes, ehrwürdiges Weib. Er wird denn seinen Fritz wiedersehn. Diese Vorstellung erwärmt ihn mit Jugendkraft. Freude blickt aus seinen Augen. Freude hebt aus dem Ton seiner Stimme:

„Wir werden Friede haben, eh' wir uns versehn; und dann kommt mir Fritz nicht weit von hier in dem Städtchen zu liegen. Da schlendern wir denn alle Woche einmal hinein.„

Mutter Rachel ist mit diesem einmal nicht zufrieden. Zwey, dreymal muß sie zu dem lieben Fritz hinein. Wie uns da wohl seyn wird, und ob wir ihn wohl noch kennen werden? fragt sie mit der ehrlichsten Treuherzigkeit. Vater Rode schüttelt den Kopf mit weiser Verwun-

derung

derung über die sonderbare Frage, und mit dem unnachahmlichsten Ton altkluger Naivheit antwortet er:

„Hm! Ich werde doch meinen Sohn wohl kennen.„

Aber in Offizierskleidern, meint Mutter Rachel, über und über mit Golde besetzt, und ein Band um den Hals, mit einem Sterne dran? Er trägt ja einen Stern? Ja, erwiedert er, sich in die Brust werfend, vergnügt in sich hineinschmunzelnd, und mit der Hand in die Seite kneipend:

„Den trägt er, weil er so brav gethan hat.„

Der Küster vom Dorfe, der immer Fritzens Briefe vorlesen muß, kömmt und erkundigt sich nach Neuigkeiten von dem lieben Sohne. Da fällt denn dem guten Alten ein, daß er gestern schlafen gegangen, ehe noch seine Tochter, Gretchen, aus der Stadt zurükkam. Ob sie wohl was mitgebracht hat? Die Mutter sagt, einen Brief, und geht, sie zu wekken.

Nun erzählt er dem Küster, denn den lezten Brief hat der Herr Pfarrer gelesen, daß sein Sohn Staabsrittmeister geworden, und seine eigne Schwadron bekommen hat. Der Küster

steht

sieht verwundert. Das macht dem ehrlichen Alten nicht wenig Freude. Mit einer Art fröhlicher Selbstgnügsamkeit fährt er fort:

"Ja, sieht er, Herr Küster, mein Sohn trifft's immer so, daß der König dabei ist, wenn er sich brav hält. So ist er zur Offiziersstelle, zum Gnadenzeichen, zur eignen Schwadron gekommen."

Er erzählt die Affaire, und mit einer Anschaulichkeit, mit einer Lebhaftigkeit, daß man dabei zu seyn, meint. Das ganze Regiment ist schon zerrissen gewesen; die meisten Offiziere bleßirt oder tod;

"Mein Sohn hat auch schon einen Streifschuß bekommen."

bemerkt er mit leichtem, flüchtigem Akzent, und setzt mit dem stolzen Lächeln des nicht Sonderlichachtens hinzu:

"Daraus macht er sich nichts."

Rasch und bezeichnend, als ob er selbst Augenzeuge gewesen, rükt seine Erzählung weiter:

"Er raft mit Gutem und Bösem an die dreihundert Mann wieder zusammen."

Feurig und hintereinander fort, mit Gesicht, Ton und jeder Bewegung mahlend, mit einem Geiste

der Darstellung, als wär er mitten im Gewühl der Schlacht, als ständ' er an seines Fritz Stelle, dränge in den Feind, haute ein, brächte Tod den Fliehenden, Sieg seinem Könige; ganz begeistert und durchströmt von der That des Sohns, erzählt er weiter:

„Er führt sie gegen dem Feind; er haut ein; man schießt ihm ein Pferd unter dem Leibe tod; er läßt sich ein frisches geben; er kömmt mit funfzig Mann wieder zurük.„

Der ganze Mann glüht. Alles an ihm ist Thätigkeit. In seinem Herzen stürmt die Schlacht, in seinen Händen arbeitet das Schwert, in seinen Fingern zukt Gefecht. Er sieht den König, wie er seinen Sohn bei der schönen That überrascht, wie er ihm auf der Stelle die Schwadron giebt, und verspricht, sein Glük weiter zu machen. Und nun, nachdem er Athem geschöpft, mißt er den Küster mit großen Augen, wirft den Kopf mit bäurischem Hochgefühl in die Höhe, sezt die Hand mit einer Art vornehmen Airs in die Seite, und mit einem Tone, der deutlich macht, wie viel er sich auf diesen Sohn einbildet, beschließt er seine Erzählung durch die Worte:

„Ja, ja Herr Küster, was ich ihm sage. Das hat mein Sohn gethan.„

Gret

Gretchen bringt den Brief von Bruder Fritz, der gute Alte kann es kaum erwarten, daß der Brief geöffnet wird. Mutter und Tochter müssen alle Anstalten treffen, daß er gelesen werden kann. Außer dem Gelde, mit dem der Brief beschwert ist, hat Fritz auch noch einen Korb voll Wein für seinen Vater ausgemacht. Davon soll der Küster auch eine Bouteille haben, und eine soll beim Briefleſen getrunken werden. Ein Tiſch wird herausgetragen, Gläſer, Bouteille, und etwas zum Anbeiſſen wird gebracht. Aber das wird dem ehrlichen Rode alles zu lange; voller Ungeduld ſieht er den Brief an, in ſeinen Fingern iſt ein Streben, ihn aufzubrechen. Er kann nur nicht leſen. Haſtig giebt er ihn dem Küſter. Zwar hat er der guten Rachel verſprochen, nicht eher leſen zu laſſen, bis ſie dabei iſt. Aber ſie macht ſich allzuviel in der Hütte zu thun, und er leſt ihr ja doch nichts heraus. Er möchte ſo gern wiſſen, ob's bald Krieg giebt, ob Fritz bald kommen wird? Der Küſter muß ſich ſezzen. Der Brief wird geöfnet, und der ungeduldige Alte ſizt, den Kopf in ſeinen Arm geſtüzt, alle Muskeln von Erwartung geſpannt, ganz Ohr und Aufmerkſamkeit, da, und lauſcht und horcht.

Der Küſter beginnt: "Mein lieber Vater!„ Bei dieſer Benennung wird ſein ganzes Vaterherz in ſeinem Geſichte ſichtbar. Auch auf ſeine Zunge drängt es ſich:

"O du herzensguter Frizze!„

Der Friede iſt unterzeichnet. Das iſt eine Freude! Dank und Frohſinn glänzen in ſeinen Augen. Friz bittet um Erlaubniß, den bisherigen Monatsgehalt von ſechs Thalern zu verdoppeln. Dieſer neue Beweis der kindlichen Liebe rührt ihn innig, Blik und Ton ſind weich. Der liebe Sohn ſchreibt von einer großen Freude, die ihm widerfahren, die größte, die ihm in ſeinen Leben begegnet iſt. Der Alte lächelt Seelenfroh, ſeine Ohren rükken dem Papier näher; ſeine Augen ſind auf den Küſter gerichtet, als wollt er's ihm vom Geſicht herableſen, was dem Herzenſohn begegnet iſt.

"Ja? was denn, was denn?„

"Der König hatte die Gnade, mich zur Tafel zu ziehen.„ Rode erhebt ſich mit freudigem Erſtaunen halb von ſeinem Sizze, ſchlägt mit beiden Händen auf den Tiſch, und ſchreit laut auf:

"Zur Tafel? meinen Friz zur Tafel? alle Welt! Da werden ſie Augen gemacht haben, die Herren von Adel!„

Und

Und die Hände auf den Tisch gestemmt, den Leib ganz zu dem Vorleser herübergebeugt:

"Nun? nun?

Der Küster liest weiter: "Er sprach sehr viel mit mir, und gab mir viel unverdiente Lobsprüche meines Verhaltens wegen. Endlich fragte er mich, von welchem Hause ich wäre? wo mein Geburtsort läge, wer ich zum Vater hätte?„ Das überrascht den ehrlichen Graukopf. Die Freude hat er sich nicht träumen lassen. Recht innig in sich selbst vergnügt sieht er aus, und mit dem herzlichsten Tone des Wohlbehagens ruft er:

"Ey! so hat ja gar der König nach mir gefragt? Der liebe Herre!„

Was denn wohl der herzensgute Fritz darauf geantwortet, was er dem Könige wohl von seinem alten Vater gesagt haben mag? Das ist er begierig zu wissen. Er möcht' es gleich selbst aus dem Briefe herauslesen. Alles an ihm ist Hast und Neugier:

"Nun? und was hat er ihm denn geantwortet? O sie, Herr Küster, sie!

Fritz hat seinen alten Vater vor dem Könige eine feierliche Lobrede gehalten, hat ihn einen der würdigsten Unterthanen des Königs genannt; hat

laut gestanden, daß er stolz auf diesen Vater ist, sich seiner freut, und ihn um alle Väter in der Welt nicht vertauschen würde. Dieses rühmliche Zeugniß von seinem geliebten Sohne rührt den wakkern Greis bis zu Thränen. Die Augen gehn ihm über. Er hebt die Hände feierlich empor, blikt dankbar und freudig aufwärts, der Ton seiner Stimme ist der gebrochne Ton des ganz durchdrungnen Herzens:

"Gütiger Gott!' Es ist, als wenn ich ihn reden hörte, ihn sähe!„

Seine Rührung steigt, sein Herz wird immer voller, wenn er die fortgesezte Lobrede seines Sohns hört. Wenn er hört, wie gerührt und lebhaft sein Fritz zu dem Könige von ihm gesprochen; wie er für Freuden geweint hat, so dem Könige des Vaters Tugenden erzählen zu können; wie der König von seiner kindlichen Liebe gerührt worden, wie er das Glaß genommen, laut vor der ganzen Tafel des alten Vaters Gesundheit getrunken, ihm befohlen, es nach Hause zu schreiben, und den biedern Greis seiner Gnade zu versichern. Nun läßt's ihn nicht länger sizen, er springt auf, weiß sich für Freude nicht zu lassen. Er kann's kaum glauben, seine Augen

blikken in den Brief, als ob er ſich ſelbſt davon überzeugen wollte. Das Vergnügen läßt ihn kaum zu Worten kommen:

„O iſt das möglich, Herr Küſter? der König?„

Taumelnd für Freude, läuft er zur Hütte, ruft die alte Mutter, kann ſie nicht erwarten, die überſtrömendſte Freude tönt auf ſeinen Lippen:

„Mutter! Mutter! laß alles ſtehn und liegen, und komm heraus.„

Rachel kömmt heraus, und ſein volles Herz geht auf ſeine Lippen über. Die Freude beflügelt ſeine Zunge, eine Empfindung drängt, und überdrängt die andere. Er mögte die Ehre, die ſeinem Sohn und ihm wiederfahren iſt, mit allen ihren Veranlaſſungen und Umſtänden gern auf einmahl und mit einem Worte erzählen können. Darum ſeine Eile, ſein Rollen der Worte, die Lebhaftigkeit ſeiner Geberde zu allem, was er ſagt; ſeine in Freudegefühlen erſtikkende Sprache, ſeine helle Thränen, die ihm über die Bakken ſtrömen, oder zu ſtrömen ſcheinen:

„Unſer Sohn hat bei dem König geſpeiſt, und der König hat nach unſerm Dorfe und nach mir gefragt, und da hat er dem König geantwortet, daß ich ein rechtſchaffener Un-

terthan wäre, und hat ihm gesagt, daß er mich für alle Väter in der Welt nicht vertauschen wollte. — Ach! ich weine vor Freuden — und da hat der König öffentlich meine Gesundheit getrunken, und hat mich dabei seiner Gnade versichern lassen.„

Zitternd für Vergnügen und Wolbehagen, nimmt er die Flasche, schenkt der Mutter, dem Küster und sich ein; stößt mit ihnen an, zieht seine Mütze ab, und trinkt feierlich und jubelnd seines guten Königs Gesundheit; trägt dann dem Küster auf, seinem Sohne zu schreiben, wie er sich an dem Könige revangirt hat, und daß er's dem Könige sagen, und ihn auch seiner Liebe versichern solle; dann werden die Gläser von neuem gefüllt, und auch des lieben Sohns Gesundheit getrunken. Diese Gesundheit ist seinem Vaterherzen ein wohlthätiges Gefühl, sein ganzes Wesen hebt sie empor: alle seine Mienen drükken Dank, Seegen für ihn aus:

"Hüpft mir doch immer das Herz, wenn ich meines Sohns Gesundheit trinke! Gottes Seegen mit ihm! Ach! er hat mir ein so gutes Zeugnis vor unserm Könige gegeben.„

Er

Er reißt seine Mütze von neuem ab, preßt sie zwischen seine für Vaterfreude bebenden Hände, streckt sie hoch empor, als ob er gleichsam den Himmel damit erreichen, und das Zeugnis von seinem Sohne ganz dicht an den Thron des großen Belohners jeder guten Handlung niederlegen wollte; seine Augen schwimmen in Andacht, seine Stimme ist feierliche Devozion:

"Ich, lieber Himmel, ich gebe meinem Sohne vor dir das Zeugnis: er hat dankbar an mir gehandelt. Er hat sich meiner Armut und Niedrigkeit nicht geschämt. Er hat sich's zur Freude gemacht, seinen grauen Vater zu ehren. Es steht in meiner Macht nicht, ihn zu belohnen, aber, es steht in deiner!„

Unterdes ist Michel, Gretchens Bräutigam, gewaltsam geworben worden. Die Nachricht davon unterbricht den frohen Genuß des glüklichen Vaters. Da es Krieg ist, so kann der ehrliche Alte sich in dieser sonderbaren Geschichte gar nicht finden. Er geht, den Verfall selbst zu untersuchen; kömmt bald mit dem werbenden Feldwebel zurük, und bemüht sich, ein vernünftiges Wort mit ihm zu reden. Er ver-

sichert ihm, daß er seinen König liebt, daß, wenn er nicht gewiß wüste, daß es schon Friede wäre, und wenn das Wasser dem Könige an die Seele ginge, er ihm selbst den Burschen ausliefern würde. Was könnte der bessers in der Welt zu thun haben, als für seinen König zu fechten? Ja, sich selbst wollt' er anwerben lassen. Seine ganze Seele ist bei dieser Aeusserung. Sein alter, grauer Kopf verjüngt sich bei dieser Idee, seine entnervten Glieder erhalten Jünglingsspannkraft, er blikt und spricht, wie ein Begeisterter, er glüht und brennt:

„Nehm' er auch mich hin, wollt' ich sprechen. Mein Kopf ist grau und meine Knochen mürbe, aber so grau und mürbe noch nicht, daß ich nicht sollte zuschlagen können. Die Freude über meinen Sohn hat mich jung erhalten.„

Seine Greisennatur liegt ausgezogen vor ihm. Seine alten Arme erhalten Sehnen, sein Blut hüpft schneller durch seine Adern; ihm ist's, als träf' ihn die Reihe, als müst' er wirklich für seinen König fechten:

„Ich will fechten, so lang ich ein Gewehr heben kann; und wenn ich vor Alter und Mü-

Müdigkeit nicht mehr kann, so will ich noch die Jüngern um mich her bitten, sich brav zu halten.„

Diese Vorstellung wird bei ihm so zur That, daß sogar seine Bewegungen mitsprechen. Er ist bereit, sich niederzuwerfen, den Fliehenden den Weg zu vertreten:

„So will ich mich dem in den Weg werfen, der fliehen will, und eh' er flieht, soll er mich alten Mann erst zertreten. Ja, Herr Feldwebel, so wollt' ich sprechen, wenns aufs äußerste käme.„

Aber der Feldwebel ist ein Schurke. Ihm ist's um Geld, nicht um Worte zu thun. Hohn und Grobheiten sind seine Antwort, bis der Alte, aufgebracht und ärgerlich, von seinem Sohne, dem Rittmeister, spricht. Nun werden gelindere Saiten aufgezogen, für den Nahmen hat er Respekt, er giebt nach. Rede, voller Freude, einen Menschen zu haben, mit dem er von seinem Fritz sprechen kann, wird auf einmal wieder gutmüthig und vertraulich. Er weist ihm einen Stuhl an, schenkt ihm Wein ein; hört mit großem Vergnügen, daß er seinen Fritz recht wohl kennt, daß er unter seinem Regiment gedient,

hat

seine Fuchtel empfunden hat; erkundigt sich, wie's mit dem Frieden steht? und giebt mit frohem Herzen ein Glas Wein nach dem andern her. Der Feldwebel läßt sich den Wein recht gut schmekken, bis er ihm wiedersteht, und fordert dann dreißig Thaler oder den jungen Burschen. Umsonst werden ihm die zwölf Thaler angeboten, die Rode von seinem Sohne zum Geschenk erhalten hat: er schlägt den Bettel aus; umsonst wird er gebeten, Mitleiden mit der blutarmen Mutter zu haben: er lacht sie aus. Ein Soldat, sagt er ihnen, hat nichts mit dem Mitleiden zu thun. In Feindesland geht's noch anders; Geld heißt es da, oder zu Schanden geprügelt. Sie sollen nur ihren Sohn, den Rittmeister, fragen, der hat's nicht besser gemacht. Also Geld, oder marsch mit dem jungen Kerl! und damit geht er ab, und läßt ihnen noch ein Viertelstündchen Bedenkzeit.

Der biedere Greis steht betrübt und traurig da. Die boshafte Beschuldigung, daß auch sein Fritz so verfahren, so Geld und Gut von armen Menschen erpreßt haben soll, trift ihn tief. Alle Freude ist aus seinem Gesichte fortgewischt, er hat kaum das Herz, die Augen aufzuheben, blikt blos

blos auf das Geld, und wiegt es mit bekümmertem Herzen in seiner Hand. Den Kopf herabhängend, mit niedergeschlagenem Ton, frägt er:

"Hörtet ihr, was der Böswicht sagte? hörtet ihr, was er von meinem Sohne sagte?"

Mit Angst und Beklommenheit, nahe dem Weinen, fährt er fort:

"Lieber Himmel, hätt' ich ihm und dir für unrecht erworbenes Gut gedankt, und das mit Freuden genossen, was andre mit Thränen verlohren hätten. Wie angst und bange wird mir's, daß ich's nur denken soll. —

Mit einem edlem Feuer, das sein ganzes Gesicht glühen macht, und mit herziger Entschlossenheit setzt er hinzu:

"O dann wollt ich arbeiten, bis mir das Blut aus den Fingern spränge. Ich wollt' ihm jeden Heller wieder ersezzen."

Aber indem erwacht sein besseres Selbstgefühl wieder, so einen Sohn kann er nicht haben, so ein Böswicht kann sein guter, dankbarer Fritz nicht seyn. Sein Gesicht wird wieder heiter, er ist gewiß, so ein Blutgeld ist seines Sohnes Geschenk nicht. Er fühlt sich beruhigt, feurig wie-

der

verspricht seine innere Empfindung der boshaften Beschuldigung des Feldwebels. Rasch steckt er das Geld wieder ein, überzeugend ist sein Ton, wenn er sagt;

"Nein, nein. Da stekke du wieder! Ein Böswicht verachtet gewiß seinen Vater."

Nun denkt er auch wieder an den armen Michel. Wenn er denn auch auf ein vierzehn Tage fort, muß, es ist ja Friede, und sein Sohn kömmt bald, der wird ihn schon losmachen. Jezt wollen sie ihn ein Stük Weges begleiten. Er nimmt Mutter Rachels Arm, und geht dem Feldwebel nach. Der Küster bleibt bei der Weinflasche zurük, den Brief vollends auszulesen. Und sieh da: "das Regiment, bei dem Rittmeister Rode steht, hat Ordre zum Abmarsch erhalten, den sechsten, höchstens, den siebenden, wird es vor seinem Geburtsorte vorbey marschiren, und weil er denn nur eine Viertelmeile davon entfernt ist, will er die Escadron so lange dem Lieutenant übergeben, und zu seinen lieben Eltern herüber reuten." Nun ist Michel und Gretchen, und allen geholfen. Die Alten werden zurükgerufen, und die frohe Nachricht ihnen mitgetheilt. Da ist denn Freude über Freude. Dem entzükten

Alten

Allen läßt es keine Ruhe. In seinen Füßen zuckt es, sie haben keinen festen Standpunkt, sie streben fort, und seine Arme dehnen sich schon, den lieben Sohn zu empfangen:

„Ich will hinaus, Mutter. Ich will in's Freye hinaus. Ich will ihm schon von ferne meine Arme entgegen breiten. Ich will ihm zurufen, so bald ich ihn sehe: o mein Sohn! o mein Herzenssohn!„

Aber Mutter Rachel hält ihn zurük. Sie kann unmöglich allein bleiben. Sie würde sich vor lauter Ungeduld nicht zu lassen wissen. Sie muß bei dem ersten Empfang mit zugegen seyn. Der Vater soll auf die nahgelegne Anhöhe treten. Das thut er. Er steigt hinauf, die Ungeduld überspannt seine Kräfte; er schwankt beim Hinaufsteigen, aber doch ist Raschheit und Eile in seinem Schritt. Nun steht er oben; auf den Zehen, den ganzen Körper zum Sehen gereckt, steht er da. Erst sieht er nichts. Aber bald blinkt es, bald kömmt's aus dem Thal heraus, den Berg herüber, Pferd an Pferd, Kopf an Kopf! Kreischend für Freude, ruft er:

„Sie sind's, Mutter, sie sind's!„

Da kömmt einer zur Seite geritten, in vollem Galopp, ganz nahe am Dorfe. Er erkennt ihn, wirft die Mütze herunter, und jauchzt:

„Mutter, Mutter, da ſpringt er herab. Er iſt Frizze.

Nun zieht's ihn gewaltig von der Anhöhe herunter, die Arme ſind ſchon offen zum Empfang, er möchte mit einem Sprung hinab. Aber die alten Füße ſind zu ſchwach, die Mutter iſt voraus, und er arbeitet ſich mit Haſt, aber doch mühſam, vom Hügel herunter. Indem tritt Friz ein, und er fliegt ihm in die Arme. Die Worte fehlen ihm, das Herz iſt ihm in die Kehle gekommen — ſeine Freude drükt ſich nur in ſtammelnden, halb gebrochnen Tönen aus:

„Ach! mein Sohn! — Noch einmahl, mein Sohn! Jezt erſt fühle ich, daß meine Arme ſchon keine Kraft mehr haben. Ich kann dich nicht ſo an mein Herz drükken, als ich wohl wollte.„

Seine Thränen erſtikken ſeine Sprache, ſie wird immer Athemloſer, abgebrochner:

„Aber meine Thränen mögen dir alles ſagen. Du haſt einen dankbaren Vater.„

Fritz will nichts von Dank wissen. Auf seiner Seite ist die Pflicht des Danks. Aber der Freude trunkne Vater läßt den Strom seiner dankbaren Entzückung nicht aufhalten, seine Thränen rollen fort, seine Stimme wird immer weicher, schmelzender:

"Schweig, schweig, lieber Sohn! Ich will es Gott, und will's aller Welt sagen, daß du mir mehr vergolten hast, als ich dir gegeben habe. Du bist der ganze Trost, das ganze Glük meines Alters. Du erhältst, du verlängerst mein Leben."

Jezt ergießt sich auch des Sohnes dankbares Herz. Er frägt nach seiner Schwester, die er nur in der Wiege gekannt hat. Er hört die Geschichte der Werbung, bittet den Alten, den Werber herzulokken, aber sich nichts merken zu lassen, daß er da ist, auch gegen seine Schwester nicht. Das ist für das volle Vaterherz, das sich gern ausladen, gern [illegible] Dorf zum Zeugen seiner Freude machen möchte, ein schwerer Auftrag. "Ist der Gott, ruft er mit einer Stimme, die zwischen Entzükken und Beklommenheit schwankt:"

"Lieber Gott! Wie will ich das machen? Ich möchte lieber mit lauter Stimme allen Menschen entgegen rufen: er ist da! er ist da!

Er geht und bringt den Feldwebel. Die Bauern geben einander durch Zeichen zu verstehen, daß sie den fremden Offizier kennen. Rode bemerkt es, und nun kann er sich nicht länger halten, er bricht heraus, stellt sich zu ihnen hin, mit lauter Stimme bestätigt er ihre Muthmaßungen:

„Ja, das ist er, ihr Kinder. Er ist mein Sohn. Freuet euch alle mit mir! Wie kann ich mich allein genug freuen?„

Michel wird frei gemacht. Alles versammelt sich um seinen wackern Erretter, die Freude ist allgemein. Aber seine Pflicht ruft ihn. Er muß wieder fort. Die guten Alten hängen den Kopf. Doch es muß seyn. Fritz bittet sie, den Rest ihrer Tage bei ihm in der Stadt zuzubringen, was er hat, zu genießen, als wäre es ihnen gehörte. Mit herzlichem Dank in den Augen nimmt Rode diesen neuen Beweis der kindlichen Liebe auf, aber er kann sich nicht von seiner Hütte trennen. Er hat darin gelebt, er will darin sterben. Mit dem herzigsten, reinsten Ton der Gutmüthigkeit, der den Sohn nicht kränken, nicht undankbar scheinen will, bittet er darum:

„Wir sind alt, liebster Sohn, und wir erwarten den Tod. Laß uns hier sterben, wo wir

wie geliebt haben! Laß uns in dieser kleinen Hütte sterben, die uns so lieb ist.“

Er nimmt ihn bei der Hand, und führt ihn hin:

„In dieser Hütte bist du geboren worden.“

Die Stimme bricht, sein Gesicht glänzt von Thränen, sein Kopf sinkt an die Brust des Sohns. —

„Nun besuch uns oft hier, darum bitten wir dich.“

Wie wahr ist das alles, wie ergreifend auch selbst der kleinste Zug! Um es ganz zu fühlen, muß man den Schauspieler aber sehen, und mehr, als einmahl, sehen. Präge denn das alles sich auch noch so sehr unserm Gedächtniß ein, wisse man bei einer Wiederholung auch noch so sehr voraus, was er macht und machen wird: es ist doch immer, als sähe man es zum erstenmahl. Immer fühlt man sich wieder überrascht und angezogen, und es läßt sich auf ihn mit der völligsten Wahrheit anwenden, was Rolla vom Anfang der Sonne sagt: es ist immer wieder das Alte, und doch immer wieder verändert.

Rosalia von Felsheim ist weder eine der vorzüglichsten Produkte des Herrn von

Scenen, noch des deutschen Theaters überhaupt. Aber es läßt sich wohl ansehen, wo es gut gespielt wird, und wo es Waare für den Platz ist. Gar spielen nenn ich hier, den Ton verstehen, in dem das Stük gespielt werden muß, um Sensazion zu machen. Wird der verfehlt, so ist es auch um alle Wirkung geschehen, und der Zuschauer weiß nicht, ob er lachen oder weinen soll? Fast alles darin ist Karrikatur, wird also irgend eine Rolle mit feierlichem Ernst, mit dem reinen Tone der Natur gegeben, so wird die ganze Dichtung des Verfassers Unsinn; der Geist der Persiflage, der darin so herrschend ist, geht verlohren; statt zu lachen, gähnt man; die Menschen darin sind nicht mehr lächerlich, sondern ekelhaft; man sucht die Thür, und verliert selber die Lust, es bis zum Schluß anzusehen.

Hauptsächlich muß der Prinz ja nicht mit dem wahren Anstande des Fürsten gespielt werden. Sobald der Schauspieler diese Karrikatur fasse, zum Beispiel, im Ton des Prinzen aus Emilia Galotti geht, sobald seine Bewegungen die seine Erziehung des Mannes vom Stande verrathen, sobald eigentliche Natur durch seine Darstellung durchsieht, sobald ist es auch um den

den Geist dieser Rolle gethan, sobald wird auch der ganze Karakter Unsinn.

Dieser Prinz ist eine Figur im Hogarthschen Styl, und so muß er auch auf dem Theater erscheinen, gereckt in allen seinen Manieren, Karrikatur in Sprache und Geberde. Er ist ein Genie, im verrufenen Sinne des Worts, der etwas vorstellen, von sich reden machen will, ohne daß er es recht anzufangen weiß, oder die Kräfte dazu hat. Seine sämmtlichen Staaten lassen sich auf einem Spazierritt vom Anfang bis zum Ende durchreisen, und doch spricht er von ihnen in einem Tone, als ob er damit das Gleichgewicht von Europa zu erhalten, imstande wäre. Von einem äußerst unbedeutenden und unbemerkten Grafen des deutschen Reichs, hat er sich zu einem lächerlichen Fürsten erhoben, und einen eben so abentheuerlichen, als erbärmlichen Hofstaat zusammengetrommelt, in dem er, der [illegible], die Hauswirthschaft eines unumschränkten Herrn über Leben und Tod treibt. Alles also, was er sagt und thut, ist Parodie, lächerliche Nachahmung von Fürstenmacht und Fürstenpomp. Seinen Prinzenanstand scheint er einem schlechten Schauspieler abge-

abgeborgt zu haben, der die Rolle eines Königs parodirte. Er spreizt, rekt und ziert sich, bläßt die Bakken auf, nimmt das Maul voll, spricht immer in Wir und Man; wirft sich bei jeder, auch der geringfügigsten Veranlassung, in einen Stuhl, und strekt und dehnt sich darin, als ob er auf einem Thron säße, und Audienz ertheilte. Dabei blikt aus dieser ganzen Theaterdurchlauchtigkeit alle Augenblik der Mensch auf der unrechten Stelle hervor, der beschränkteste, engste Kopf, das gewöhnlichste, alltäglichste Edelmannsgeschöpf, an dem auch nicht die kleinste Sonne von eigentlicher Leibes- und Geisteskultur sichtbar ist.

So nur, und nicht anders muß dieser Prinz sich in der Nachbildung des Schauspielers produziren. Feinheit und Würde vertragen sich schlechterdings nicht mit seinem Karakter, denn Feinheit und Würde stehen mit solchen Donkischrittaden geradezu im Widerspruch. Nur ein Großprahler, Windbeutel und Plattkopf kann sich in dieser Fastnachtsprinzenrolle erniedrigen, und so muß der Schauspieler ihn auch karakterisiren. Alles an ihm muß überladen, Pomphaft, strotzend, und dabei links, verkrüppelt, ungeschmeidig und albern seyn. Er muß sich eine so leere, flache

und

und einfältige Schafophysiognomie zu geben wissen, daß man Lust bekömmt — Schöpsenfleisch zu essen, wenn man ihn ansieht. Dann ist er, was er seyn soll, und erfüllt seinen Zwek, dieses Afterprinzen Brüder im heiligen römischen Reiche lächerlich zu machen, redlich.

In der That ist auch von dem Dichter alles auf diese Behandlung des Karakters angelegt. Darum hat er seinem erdichteten Hofe den Spottnahmen, Lilliput, gegeben, darum ihn aus Abentheurern, lustigen Brüdern, lokkern Studenten, und Soldaten zusammengeraft; darum läßt er diesen lächerlichen Hofstaat selbst von den Hofschranzen dieses Quasiprinzen nach Nothdurft persifliren; darum diesen gefürsteten Donkischott Ungereimtheiten begehen, die sogar in einem Narrenhause keine üble Figur machen würden. Und, wie der Prinz, so seine Suite. Alle bleiben in ihren Hofchargen dem Stande treu, aus dem sie stammen, sind Soldaten, Studenten und Schneider mit — Hofair.

Aber selbst, wenn dies Stük in dem ihm eigenen Ton gegeben wird, ist doch nicht darauf zu rechnen, daß es allgemein, und überall eine günstige Aufnahme findet. Wo die Zuschauer

keine andere Welt kennen, als die gerade vor ihnen liegt; wo man entweder nie aus seinen vier Pfählen herausgekommen ist, oder sich doch wenigsten nie um einen andern Menschenwitz bekümmert hat, als um den, zu dem man selbst gehört; wo man nie Gelegenheit fand, Augenzeuge von den Lächerlichkeiten solcher Duodez-Staaten und ihrer Regierung zu seyn; wo man weder weiß, was für ein Ton an solchen kleinen Höfen, noch in der großen Welt herrscht; da wird man diese Lilliputer-Scenen nicht abgeschmakt, als lächerlich finden, und die ganze Darstellung des Dichters, unwahrscheinlich, unnatürlich, und ungereimt schelten. Darin hat man denn aber doch sehr Unrecht. Man kann an dieser Welt keinen Geschmak finden, dagegen sie nichts zu sagen; aber mit einem Machtspruche ihre Wahrheit streitig machen, ist das Zeichen einer sehr eingeschränkten Beurtheilungskraft. Über Dinge, die man nicht kennt, muß man nie entscheiden, und seine Nase nie höher tragen wollen, als sie reicht. Das ist Nasenweisheit, und Nasenweisheit war noch in keinem Falle eine liebenswürdige Eigenschaft; am wenigsten aber das Zeichen eines gebildeten Verstandes.

Hier-

Uebrigens würde Herr von Soden ein weit unterhaltenderes Lustspiel aus seinem Lilliput gemacht haben, wenn er die elende platonische Liebhaberei zwischen Rosalia von Felsheim und Reinthal, ganz daraus weggelassen hätte. Sie schadet der Wirkung des Ganzen auffallend. Es ist wirklich unleidlich, dieses platonische Gewinsel, Gekäu und Gequäl mitanzuhören, diese romanischen [illegible] mit anzusehen, und ganze Scenen hindurch [illegible] Liebhaber — und Zuhörer [illegible] lassen zu müssen. Gehörten diese platonischen Saalbader [illegible] Lustspiels, so hätt' er [illegible] Narrengeschichte [illegible] verwebten, und uns mit ihren [illegible]. Hätt' er das gethan, hätt' er Rosaliens [illegible] von Reinthal [illegible] mit allem Aufwand von [illegible], so würde er das Unterhaltende seines Lilliputs sehr erhöht, und manche [illegible], manche treffende Satyre mehr [illegible] gebracht haben. Aber so, wie [illegible], wo Reinthal aus demselben [illegible], winselnden Ton pfeift, können [illegible] Gähnen und

[illegible]

Schlaf an. Troz ihren empfindsamen und moralischverliebten Deklamazionen, sind diese beiden Mondseelen doch immer nur ein paar Narren, und noch obendrein ein paar sehr fade, ekle und langweilige Narren.

Nicht minder fad' ist die Dame Berger, Maitresse und Sängerin seiner Donkischottischen Durchlaucht. Der Dichter hat sie so grell und ekel, so Mannsüchtig und frech gezeichnet, daß man die Szenen, in denen sie erscheint, schwerlich ohne Empörung der Delikatesse mit anhören kann. Wahr mag immerhin diese Schilderung seyn, aber gewiß sind die Originale dazu doch nur äuserst selten; und aufgestellt zur Unterhaltung, sollten solche ganz Sittenlose weibliche Karaktere nie werden. Genug, daß sie uns hier und da im gesellschaftlichen Leben anekeln, müssen sollen sie auch noch auf der Bühne ein Geschlecht herabwürdigen, das durch so viel liebenswürdige Eigenschaften die Wonne unsers Lebens ausmacht, jede gesellige Freude erhöht, und so manchen Kummer des Lebens erleichtert?

Mit allem Rechte ist daher dieser empörende Karakter bei der hiesigen Vorstellung ganz weggelassen, und aus sehr triftigen Gründen Rosaliens

und

und Reinthals platonische Wünschen um ein Drittheil verkürzt werden. Sowohl diese Auslassung, als auch diese Verkürzung, sind allen Theatern zu empfehlen, die dieses Stück aufführen wollen. Beide sind offenbare Vortheile für dasselbe, wie jeder empfinden wird, der es in seiner originellen, und hernach in dieser ausgelassenen und verkürzten Gestalt aufführen sieht.

Die Einwilligung wider Willen *) ist eine französische Kleinigkeit, die sich bei der Vorstellung gar nicht übel ausnimmt, so leicht und flüchtig sie auch hingeworfen scheint. Ihr Verfasser, Guiot von Merville, ist einer der ältern theatralischen Dichter Frankreichs, der, nebst drei größern Lustspielen, noch ein halb Dutzend solcher kleinen Stücke für das französische, italienische, und Schauspieler-Theater zu Paris geschrieben hat. Von den letztern sind einige sehr drollicht, und verdienten bei dem großen Mangel an guten Nachspielen auf unsern Bühnen, wohl eine Uebersetzung, wenn nur die Kunst, diese französischen Kleinigkeiten — deren Dar-

*) Le consentement forcé.

Darstellung vorzüglich Leichtigkeit und Gewandheit erfordert — wohl zu spielen, bei unsern Schauspielern nicht eine so seltne Sache wäre, als sie es leider! ist.

Das Gespenst mit der Trommel hat seinen Ursprung einem englischen Stücke des Addison *) zu danken, dessen Sphäre das dramatische Fach nie war, obgleich es seinem Cato nicht an einzelnen Schönheiten fehlt, besonders, was die Diktion betrift, die zum Theil vortreflich ist. Schon Addisons Trommelschläger schmekt sehr nach französischem Schlendrian; Destouche's Nachahmung ist vollends ganz darnach geformt. **) Die Karaktere des Haushofmeisters mit seinen drei Ratoren, und der geschwäzzigen Jungfer Salome, werden das Stük immer in Werth erhalten, so kalt, frostig und langweilig es auch im Ganzen ist. Von dem Beifall wenigsten, der hier noch immer diesem Interesseleeren Produkte zu Theil wird, gehört der gröste Theil dem vortreflichen Spiele des Herrn Schröders, und der Madame

*) The Drummer.

**) Siehe Lessings Dramaturgie. Erster Band, Nummer 17.

dame Stark in den genannten Karakteren. Auch dürften diese beiden Rollen wohl nur selten auf irgend einem deutschen Theater mit der Vollkommenheit vorgestellt werden. Das Talent, solche matte, an eigentlicher Handlung arme Stükke, durch ein gefälliges, rasches und lebhaftes Spiel zu heben und interessant zu machen, liegt ganz ausser dem Kreise unsrer meisten, selbst mit Ruhm und Preis gekrönten Theaterherrn und Damen. Das schleppt und zieht sich in solchen Vorstellungen bis zum Erschrekken. Die Hand kömmt einem gar nicht vom Munde weg, so unaufhörlich fühlt man sich zum Gähnen gereizt. Was alles in solchen Stükken macht, bestimmte, verfeinerte Karakteristik, feine Nüancen, bezeichnendes Mienenspiel: davon träumt ihnen nichts. Und da nun aus den andern Karakteren dieses Gespensts mit der Trommel, den einzigen Windhausen ausgenommen, sich wenig oder gar nichts machen läßt; da alles auf diesen Schulwiz und diese Salome ankömmt: so ist natürlich das ganze kahle Produkt hin, wenn nicht Schauspieler, wie die hiesigen, Kraft und Leben durch dieselben in die Vorstellung bringen.

Herrn

Herrn Schröders Schulwiz iſt eine wahre Augen- Ohren- und Geiſtesweide. Man kann nichts vollendeteres denken, als dieſes ſein Gemälde des bedächtlichſten, zeremonieſeſten und ſüſlichſten Pedantismus. Alles an ihm entſpricht ſeinem Karakter, Geſicht, Bewegung, Kleidertracht. Vom Scheitel bis zur Zeh, von der Halskrauſe bis zu den Manſchetten, und von der Parrükke bis zu den Schuſchnallen, ſteht der ſteife, gedrechſelte, hölzerne Schulwiz da. Die kleinzuſammengezognen Augen, das höflichgefällige Schmunzeln, der hohe Ausdruk von Superklug- und Mitſichſelbſtzufriedenheit, der ſüſlichgeſpizte Mund, die ſchleppende, gedehnte Sprache, die abgezirkelten Bewegungen der Arme und Finger, der Gang, als ob er auf Eyer träte: alles, was er ſagt und thut, iſt Verſinnlichung ſeines Karakters. Seine drei Nationen ſehen dem Manne aus allen ſeinen Gliedern, aus allen Drehungen und Wendungen ſeines Körpers, ſogar aus ſeinem Weſtenzipfel, ſeinen Rokſchöſſen heraus. Eine Szene zum Mahlen, iſt ſeine Liebeswerbung um die ehrbare und tugendſame Jungfer Salome. Die Hochzeitbittermiene, die er dabei macht, die lieblichblinzelnden Augen, die

sennsollende Schäkerphysiognomie, die er sich giebt; die Schlaukörpigkeit, mit der er sein weises Haupt hin und herwirft, indem er die Flasche Sekt und die Zuckerbrodtüte hervorzieht; die pedantische Zartheit, mit der er den silbernen Fingerhut aus einem halbduzzend kleinen Papierchen herauswikkelt, und ihn selbst an den niedlichen Finger seiner theuren Amasia stekt; wer kann das sehen, ohne über das Leben seiner Darstellung laut aufzuschreien? Und — doch, wie rein von Uibertreibung, wie treu der Natur, bis auf die kleinste, feinste Nüance!

Ein schönes Gegenstük zu diesem herrlichen Gemählde liefert Madame Stark in der Rolle der Salome. Die wahre alte Jungfer, mit allen Attributen der ihr zukommenden Natur. Der altfränkische Kopfputz, die schön gepuderten grauen Haare, der groß- und buntblumigte Stoff ihres Kleides, das große Bund Schlüsseln über der Schürze; der wakkelnde Kopf, die schnatternde, hintereinander fortrollende Sprache, der Keif- und Zankton ihrer Stimme; die fixe Bewegung ihrer Hände, ihr Kreisch und ihre Ohnmacht, wenn sie den selgen Herrn sieht; ihre Liebäugelei mit dem Haushofmeister, ihre Affektazion

tazion von jungfräulicher Schaamhaftigkeit, wenn Schulwiz ihr sein Herz anträgt, und den silbernen Fingerhut ansiekt; ihr Thun, als ob sie ihm nicht in die Augen sehen könnte, indes sie zwischen den Fingern durch lüstern nach ihm hinschielt: alles dies ist vortreflich, und eben so wahr, als ächt komisch.

XXXIII.

Am vierten Januar 1790: Die Strelitzen, ein Schauspiel in vier Aufzügen, von Babo.

Der Stof dieses Schauspiels ist unstreitig sehr reichhaltig zur Erregung unsres Interesse, und der Held desselben, **Peter der Große**, ganz gewiß einer der merkwürdigsten Männer, die die Geschichte aufzuweisen hat, und einer der größten, die je auf einem Throne gesessen haben. Fast alle Fähigkeiten, die einen außerordentlichen, und alle Eigenschaften, die einen großen Mann bezeichnen, waren in dem Karakter dieses an Leib und Geist ausgezeichneten Mannes vereinigt. Herr von **Stählin**, der eine sehr lesenswürdige Sammlung Anekdoten aus dem Leben

dieses

dieſes ungemein bedeutenden Fürſten herausgegeben hat, bemerkt in einer Abhandlung über den Beinahmen, groß daß dieſe Benennung von keinem Fürſten oder Helden nach ſeinem Tode, und mit unabgeredter Einwilligung aller Völker, bis auf ſpätere Zeiten fortbehauptet worden, dem nicht folgende Eigenſchaften und Umſtände das Recht darauf ertheilten: "ein groſſer Geiſt, Mutterwiz "und Verſtand; eine groſſe Begierde, etwas "groſſes auszurichten; groſſe Gefahren und Hin"derniſſe, die ſich ihm entgegen geſtellt; groſſe, "unermüdete Arbeit, Tapferkeit und Beſtändig"keit, womit er ſie ausgeführt, und endlich ein "groſſer und allgemeiner Nuzzen, den der Staat "oder das Reich dadurch genoſſen." Dieſe Bemerkung wendet er dann ſehr einleuchtend und überzeugend auf den Ruhmwürdigen Regenten an, von dem hier die Rede iſt, und zeigt, wie genau dies alles bei Peter, dem Groſſen, eintreffe, und wie ſehr er ſich durch ſein ganzes Thatenvolles Leben dieſer Ehrenvollen Benennung würdig gemacht habe. Noch treffender, bezeichnender, und darſtellender beſchreibt Herr Profeſſor Lichtenberg dieſen in ſeiner Art ganz einzigen Fürſtenſohn, wenn er von ihm ſagt: "Vielleicht

"ist nie ein Mensch mit gröſsern Anklagen des
"Leibes und des Geistes aus den Händen der
"Natur gegangen. Sein Körper war stark und
"Riesenmäſsig, und sein Geist, zugleich weit um-
"fassend und gegen das kleinste Detail empfind-
"lich, hatte sich durch die feinsten Ramifikazionen
"von angebohrnem Interesse für die Vorfälle
"dieses Lebens, über eine Fläche und in eine
"Tiefe derselben verbreitet, an die in Jahrtau-
"senden sich so innigst anschlieſsen zu können, nur
"sehr wenigen zu Theil wird. An den Pult,
"woran er mit der gröſsten Bequemlichkeit stehend
"schrieb, reichten Leute von nicht kleiner Statur
"kaum mit der Nase. Dieser Maaſsstab steht
"fest, und daſs Peter, spielend unter seinen
"Kindern, zuweilen niederkauerte, machte ihn
"deswegen nicht zum Zwerg. Indes hat man
"den Maaſsstab seiner Geistesgröſse hier und da
"zu verjüngen gesucht, allein für den, der das
"Ganze übersieht, ist er unveränderlich groſs. Er
"hatte hier gleiches Schikſal mit Friedrich,
"dem Groſsen, und vielleicht mit allem, was
"je wahrhaft groſs in der Welt war. Die
"Zwerge rükten und schieben nur deswegen an
"dem Pult, weil es ihnen unerträglich ist, die

Stüzze

" Stüzze für den Ellbogen eines andern so hoch,
" und selbst jenseit des höchsten Flugs ihrer empor-
" strebenden Nasen, liegen zu thun. Wer wissen
" will, was dieser Raum war, der lese sein Leben
" einmal unmittelbar nach dem von Ludewig,
" dem Vierzehnten, und gebe genau auf
" sich selbst acht. Ich verehre daher innigst den
" Geist des Mannes, der die Statue dieses
" Kaisers auf einen Granitfelsen stellte, und sie
" denselben Bergan gewuchten liess. Dieser
" Gedanke ist gewis aus Begeisterung erwach-
" sen, und durch unmittelbare Berührung eines
" grosen, unbefangnen Genies mit einem grosen
" Gegenstand, ohne irgend etwas von convenzio-
" neller Vermittelung. Ein polirtes marmornes
" Postament, mit athenienfischen Hohlkehlchen
" und Riemchen, in weichlichem Ebenmaaß, hätte
" den grosen, überwichtigen Zögling der Natur
" nicht getragen. Sein Fussgestell mußte der
" Fels seyn, auf den die Erde gegründet ist, und
" diesen mußte er kühn hinanreuten, mit Aus-
" druk hohen innigsten Gefühls eigner Stärke bei
" jedem Tritt. Wie viel Helden der ältern und
" neuern Zeit möchte es wohl geben, deren Bild-
" säule ein solches Postament ertrüge, ohne lä-

"herlich zu werden? Peters Bildsäule giebt "selbst diesem Postament noch Würde. Er fand "die Unsterblichkeit auf diesem Weg, den andere "Große, die Testudo von Schreibpulten ihrer "Hofpoeten hinaureutend, gesucht, und ver"fehlt haben.„

Wahr und schön ist diese Schilderung, ganz der Talente dieses feinen Natur- und Menschenbeobachters würdig. Nur äußerst selten erscheinen die Könige der Erde mit allen den außerordentlichen Gaben des Geistes und des Herzens ausgestattet, mit denen Peter, der Große, seine Fürstenlaufbahn begann und endete; nur äußerst selten gehen bei ihnen geistige und körperliche Festigkeit so Hand in Hand, wie bei diesem. Wie selten sind die Regentenköpfe, die sich rühmen könnten, so frei von jedem Geist- und Herzentehrenden und verkleinernden Vorurtheil zu seyn, wie er es war; die sich ihnen selbst da, wo sie ihren schweren Filtig dicht und undurchdringlich um sich verbreiten, und eine Art Ehrwürdigkeit an sich gerissen haben, so muthig entgegen stemmten, wie dieser geistige und körperliche Riese! Als er im fünf und zwanzigsten Jahre seines Alters an einem Fieber sehr gefährlich, und, ohne alle Hof-

nung

nung, darniederlag, am Hofe eine allgemeine Bestürzung herrschte, und in den Kirchen Tag und Nacht für ihn gebetet wurde, fragte, nach altem Gebrauch, der Kriminalrichter bei ihm an, ob er nicht neun zum Tode verurtheilten Straßenräubern und Mördern die Freiheit schenken dürfe, damit sie für die Gesundheit seiner Majestät bitten möchten? Peter verwarf diesen elenden Behelf zur Abwendung seines Todes, mit der Erklärung: die Nichtausübung der Gerechtigkeit an so verworfnen Bösewichtern könne in den Augen des Himmels nie für ein gutes Werk gelten, noch weniger die Fürbitte solcher Gottvergessnen Schelme sein Leben, auch nur um eine Minute, verlängern; und befahl, dies gerechte Urtheil an den neun Mördern noch des morgenden Tages zu vollziehen. Wie mancher unsrer neuern Kronenträger würde einer ganzen Räuberhorde das Leben schenken, um durch ihre Fürbitte einige Tage mehr in seinem fürstlichen Pflanzenleben zu erhaschen!

Mit Muth und Festigkeit stand er auf gegen Pfaffenbetrug und frommen Aberglauben, zerstörte die Gaukelbuden religieuser Taschenspielereien; brachte weinende Marienbilder um ihre Wunderkraft,

kraft, indem er die heilige Maschienerie enthüllte; entlarvte die falschen Propheten, und ließ sogar einem derselben, der durch eine Ueberschwemmungsprophezeihung ganz Petersburg beunruhigt hatte, auf der nemlichen Stelle, wo die Weissagung von ihm ausgegangen war, vor allem Volk, funfzig mit der Knute zuzählen; zur öffentlichen und nachdrüklichen Warnung vor diesem so dummen, als schädlichen Aberglauben. Wie bei so manchem unsrer spätern Szepterführer ist gerade das Gegentheil Sitte. Die falschen Propheten, wohl genährt und feirt, stehen dicht an dem Thron, und nicht viel was besseres, als die Knute, harrt derer, die ihre Werkstätte zertrümmern wollen. O heiliger Peter Alexiewitsch, bitte für uns, und deine Brüder in der Krone!

Die Liebe dieses großen Mannes zur Aufklärung leuchtet aus allen Anstalten seiner Kraftvollen Regierung hervor. Dabei war sie eine Aufklärung der rechten Art, auf eben so weisen, als sichern Grundsäzzen beruhend; nicht blinder Eifer eines Aufklärungsschwärmers, noch weniger gewaltthätige Eindringlichkeit eines falschen Ehrgeizes, der nur Aufsehn erregen will.

Ihm

Ihm war die Wahrheit um ihrer selbst, nicht um des Lermens willen theuer, den sie erregt; er hielt sie hoch, ihres Einflusses wegen, den sie auf Blüthe und Vervollkommung des Staats, auf Menschen und Menschenglük hat. Und so ließ er ihr Licht leuchten vor den Leuten, beförderte sie, erhielt sie aufrecht gegen Priesterkabale und Wunderkrämerei, und steuerte sich, ein unerschütterlicher Fels, gegen hierarchischen Despotismus; aber nie, um unserm vortreflichen Lessing einen schönen Ausdruk abzuborgen, nie wollt' er, als Gottes guter und verständiger Gärtner, daß allen Bäumen seines Landes eine Rinde wachse; riß nicht, wie ein stürmender Orkan, die Wurzel sammt dem Stamm aus, sondern hieb nur mit kräftigem Arm die wilden Schößlinge weg, die den Wachsthum des schönen Baums, Wahrheit, hinderten.

Wißbegierig, Feuer und Flamme für alles Gute, Nüzliche und Wahre, bekümmerte er sich eifrig um alles, was seine Russen kultiviren, ihren Wirkungskreis erweitern, und die innere Kraft seiner Staaten vermehren konnte. Uiberall sah er mit seinen Augen, hörte mit seinen Ohren, besuchte Künstler und Handwerker bei ihren Arbeiten,

beiten, und ließ sich von ihnen unterrichten. Akker und Schiffbau, und jede dem Staat heilsame Handthierung, ward durch ihn befördert. Er selbst übte sich darin, zimmerte Schiffe, regierte und führte sie, schmiedete Eisen, drechselte, und schämte sich des Umgangs mit der niedrigsten Volksklasse nicht, wenn er von ihr lernen, und durch sie um eine Kenntnis reicher werden konnte. Eben so werth waren ihm Gelehrsamkeit und Wissenschaft. Sein Untersuchungsgeist stieg sogar in die Gräber herab, künstlich unverweslich erhaltne Körper zu besichtigen, und von ihrem wie? und warum? sich zu belehren. Die alte vaterländische Geschichte mehr im Umkauf zu bringen, befahl er, die in den Mönchsklöstern zu Novograd und Kiow verborgnen Annalen an die Synode zu Moskau auszuliefern, und gab dadurch fähigen Geschichtschreibern zu ihrer weitern Verbreitung Gelegenheit. Durch die Uebersezzung ausländischer nüzlicher Bücher in die Sprache seines Landes, bildete er den Verstand und die Sittlichkeit seines Volkes. Von ihm ward die Akademie der Wissenschaften zu Petersburg gestiftet; von ihm erhielten seine auswärtigen Gesandten den Auftrag, ihm

von

von den würdigsten und berühmtesten Gelehrten ihres Aufenthalts Nachrichten zu geben; er selbst theilte seine Vorschläge zur Einrichtung dieser Stiftung mit, und sezte eine große Summe dazu aus. Er führte die allgemeine Toleranz in Rusland ein, verstattete allen Sekten und Religionsgesellschaften die freie Ausübung ihres Glaubens und ihrer [illegible] daß sie sich ihren eigenen [illegible] den Gesezzen und Gewohnheiten ihrer Gemeinden, alle bei ihm vorfallende Ehen- und Kirchensachen schlichten, unabhängig von der Synode der herrschenden Religion.

Ansehn der Person galt bei ihm nicht, und Rang und Geburt waren in seinen Augen Spreu, wenn sie nicht durch Eigenschaften des Geistes und Herzens geadelt wurden. Er selbst fühlte sich nur Mensch, nicht Kaiser, haßte jede knechtische Verehrung seiner Kaiserwürde, und verbot die altrussische Gewohnheit, sich vor ihm auf die Knie zu werfen, bei Knutenstrafe. Von allem fürstlichen Gepränge dachte er klein, war einfach in Sitte und Lebensart, sparsam in der Kleidung, und trug sogar geflikte Strümpfe. Jede Art des Hofluxus schien ihm lächerlich, und

jeden Prunk, der seine öffentliche Erscheinung herrlicher machen sollte, erbärmliche Eitelkeit. Bei einem Besuche am Hofe Friedrich des Ersten von Preussen, verbat er sich alle Festivitäten und glänzende Ehrenbezeugungen; kam deswegen ganz spät des Abends in Berlin an, und trat bei seinem dortigen Gesandten ab. Friedrich, der Erste, ließ ihn, wie wohl die Nacht schon eingebrochen war, sogleich durch seinen Oberzeremonienmeister und zween vornehmen Hofkavaliere bewillkommen, und Peter versprach dem Könige auf den andern Mittag seinen Besuch. Um 9 Uhr des folgenden Morgens stand ein prächtiger Zug von sechs der schönsten Königlichen Equipagen vor des Zaars Quartier, ihn nach Hofe zu holen. Aber Peter schlich sich ganz sachte zur Hinterthür hinaus, besuchte einige junge russische Edelleute, die er in Berlin studieren ließ, und ging, blos von ihnen begleitet, ohne alles Gepränge, über eine Hintergasse nach dem Königlichen Pallaste. Die Kutschen hielten einige Stunden, hoffend und harrend, vergebens vor seiner Thür, und mußten dann, unverrichteter Sache, wieder nach Hause fahren.

So

So karakterisirt seine ganze Lebensweise den Preußischen, geraden, bürgerlichen, thätigen und arbeitsamen Mann. Früh um vier Uhr stand er auf, und ließ sich die nöthigen Sachen vortragen, fuhr um sechs Uhr nach der Admiralität, dem Senat, oder wohin ihn sonst seine Geschäfte riefen; speiste um ein Uhr wenig, und ganz gemeine Speisen; trank treffliches Halbbier, guten rothen Franzwein, auch wohl ein paar Gläser Ungarischen, und ruhte dann ein paar Stunden. Um vier Uhr Nachmittags, unterhielt er sich mit seinen Ministern und Räthen über die ihnen des Morgens aufgetragenen Verrichtungen, machte dann wohl noch eine kleine Spazierfahrt, und ging spät des Abends.

Im Gesellschaft war er aufgeräumt, gesprächig, familiär, und ohne alle Zeremonien, liebte, lustige und fröhliche Menschen, nur durfte die Freude nie ausschweifen. Er sah's gern, wenn seine Gesellschaft brav trank, und nahm selbst einen kleinen Rausch nicht übel. Aber alles mußte ordentlich, ohne Zank und Streit abgehn, und jeder das Herz auf der Zunge haben. Heuchelei und Zurückhaltung waren ihm, vorzüglich bei solchen Gelegenheiten, in der Seele zuwider.

Wenn

Wer auf irgend einer dieser Unarten ertappt wurde, mußte einen ansehnlichen Pokal zur Strafe austrinken, damit ihm das Reden verging, und die übrige Gesellschaft etwas zu lachen bekam. Jovialität war überhaupt ein hervorstechender Zug in seinem Karakter. Er liebte die Weiber, naschte gern den Sold der Minne, aber nie bis zur Ausschweifung, und nie hatte er eine erklärte Maitresse. Sünden dieser Art, wenn nur nicht dadurch der Friede und das Glük einer Familie gestört wurde, verzieh er jungen Leuten sehr gern, und selbst, wenn er sie bestrafen muste, bestrafte er sie nie hart.

Die Lebhaftigkeit seines Geistes und Temperaments machte ihn zuweilen etwas hastig zu Werke gehn, verleitete ihn zum Jähzorn, wobei seine Hand und sein Stok dann nicht selten ziemlich nachdrüklich ihr Wesen trieben. Sein Zorn aber ging gewöhnlich bald vorüber, und suchte dann auf die bestmöglichste Art seine Übereilung bei denen wieder gut zu machen, die sie hatten empfinden müssen. Herr von Stälin erzählt davon manche karakteristische Anekdote, unter denen mir folgende vorzüglich darstellend scheint:

Peter

"Peter, der Große befand sich im Fin-
"nischen Meerbusen, zwischen Petersburg
"und Kronstadt, auf einer Jacht, und
"mußte wegen einer Windstille den ganzen Tag
"stille liegen. Nach eingenommenem Mittags-
"mahle hatte er sich, seiner Gewohnheit gemäß,
"in der Kajütte schlafen gelegt. Einige von
"seinem Gefolge spielten und lermten auf dem
"Verdecke so laut, daß er davon aufwachte.
"Der Zaar fuhr in seine Pantoffeln, so wie sie
"das hörten, wußten sie auch schon, daß es
"Prügel setzen würde, liefen davon, und ver-
"steckten sich. Peter, mit einem Schifstau
"in der Hand, kam aus der Kajütte auf das
"Verdeck herauf, und fand Niemand, als einen
"jungen Mohren in aller Einfalt an der Treppe
"sitzen. Er nahm ihn sogleich beim Schopf,
"wammste ihn mit dem Schifstaue tüchtig
"durch, und sagte weiter nichts, als: wenn
"ich schlafe, soll man still seyn, und mich nicht
"stören; ging dann wieder in die Kajütte hinab,
"und legte sich wieder schlafen. Der arme
"Junge weinte um so kläglicher, je unschuldi-
"ger er die Schläge bekommen hatte. Die
"Schuldigen krochen nun wieder ganz sachte
"hervor,

"hervor, und hießen den schluchsenden Jungen
"sachte weinen, wenn er nicht noch nunmehr ge-
"prügelt werden wollte. Der Mohr kehrte sich
"aber nicht daran, sondern drohte vielmehr, dem
"Zaar seine Unschuld und ihre Schuld anzuzei-
"gen. Das geschah denn auch, sobald der
"Kaiser ausgeschlafen hatte, kam er aufgeräumt,
"als ob nichts vorgefallen wäre, wieder auf das
"Verdek, fand die Vorerwähnten in aller Stille
"Karten spielen, den Mohren aber noch immer
"weinen und schluchsen. Er erkundigte sich,
"was ihm fehle? und hörte dann des armen
"Jungen Unglük. Nun gut, sagte Peter,
"da du diesmal unschuldig Schläge bekommen
"hast, so sollen sie dir einandermal, wenn du sie
"verdienst, abgerechnet und geschenkt werden.
"Kaum etliche Tage hierauf versah's der Mohr
"in einem Stükke, wodurch er den Kaiser
"sehr aufbrachte. Der Herr ergrif ihn schon
"bei'm Schopf, um ihn tüchtig durchzuprügeln;
"der Junge aber fiel in voller Angst auf die
"Knie, und schrie aus vollem Halse: Pardon,
"Pardon! um Gotteswillen! Ew. Majestät ha-
"ben mir befohlen, Sie zu erinnern, daß Sie
"mich neulich unschuldig geschlagen haben, und

"mir

"mir versprochen, daß sie mir die Schläge ab
"abrechnen wollten. Das ist wahr, sprach der
"Kayser mit aller Gelassenheit, ich erinn' es
"mich. Stehe auf, diesmal verzeih' ich dir,
"denn du hast die Schläge neulich voraus be
"kommen." *)

Peter war überhaupt, wo es auf Strafe und Züchtigung ankam, äußerst rasch und schnell. Ein begangenes Unrecht, ein erwiesenes Verbrechen ward von ihm, ohne langes Zögern, oft auf der Stelle, und eigenhändig vergolten und gerügt. Ein Schuster, sein Stok, sein Hausdegen, was ihm zuerst in die Hand kam, ward dann zum strafenden Werkzeug der Gerechtigkeit, wovon die Züchtlinge noch lange die Nachwehen empfanden. Besonders brachten Grausamkeit, Mordsucht und Undank seine edle Seele über alle Beschreibung auf. Da glühte und brannte alles an ihm, und sein Zorn war beinahe fürchterlich. Als er im Jahre 1704, nach einer langwierigen Belagerung die Stadt Narva endlich erobert hatte, und die erbitterten Russen die eroberte Stadt und die armen

Ein

*) Stählins Original-Anekdoten, von Peter dem Grossen. Nummer 65.

Einwohner unmenschlich plünderten, drang er, in die äußerste Wuth gesezt, den Degen in der Faust, unter sie, und stieß einige unter ihnen nieder. Dem gefangengenommenen schwedischen Kommandeur, Horn, gab er im ersten Zorn eine Maulschelle, und schalt ihn des vielen unnötig vergossnen Bluts schuldig, weil er ohne Hofnung zum Sukkurs, und ohne irgend ein wahrscheinliches Mittel der Rettung, so lange gezögert hatte, die weiße Fahne auszustekken. Dabei schlug er seinen noch blutigen Degen auf den Tisch, und braußte seinen Zorn in den Worten aus: "sieh hier meinen noch von russischem, "nicht von schwedischem Blute benezten Degen, "mit dem ich meine eigenen Soldaten von den "Ausschweifungen der Plünderung in der Stadt "abgehalten habe, um die armen Einwohner "von der Schlachtbank zu retten, auf welche "sie deine unbedachtsame Hartnäkigkeit, ohne "Noth, geliefert hat.„ Mit einer ähnlichen Heftigkeit vergalt er den Undank eines russischen Lehrjungens, den er bei einem holländischen Ankerschmiede in diesem Handwerk unterrichten ließ. Der Bursche war so fleißig gewesen, daß der Holländer ihn nicht nur zum ersten Gesellen und

Untermeister erklärte, sondern auch dem Zaar als einen brauchbaren Menschen empfahl, und für ihn um eine Zulage seines Gehalts bat. Dieser versprach auch die Zulage dem Empfohlnen, verschob sie aber noch, um sein ferneres Verhalten zu beobachten. Nach einiger Zeit erinnerte ihn der Bursch durch eine Bittschrift an sein gethanes Versprechen. Peter, nahm die Bittschrift gnädig an. Als er aber bei Eröfnung des Memorials las, daß dieser Undankbare seinen Lehrmeister aus seinem Posten verdrängen, und auf seine Kosten die Vermehrung seines Gehalts erlangen wollte: gerieth er in einen solchen heftigen Zorn, daß er dem Wiedererstatteten seine Bittschrift in's Gesicht warf, ihn Hurensohn und undankbarer Rabe schalt, um jede Hofnung zur Vermehrung seines Gehalts brachte, in Gegenwart seiner Mitgesellen und aller Lehrlinge mit Batoagen abstrafen ließ, und dann an einen entfernten Ort, in eine andere Ankerschmiede schikte.

Dieser verzehrende Eifer gegen Unmenschlichkeit und Undank, konnte einem Herzen, das eins der menschlichsten und dankbarsten war, die je in einem Fürstenbusen schlugen, nicht anders, als

natürlich seyn. So genau er auch haushielt, so karg er auch in der Ausgabe des baaren Geldes war, so großmüthig belohnte er doch treugeleistete Dienste. Ausländer oder Russe, das galt ihm gleich; er war nie Knikker, wenn's auf Belohnung ankam. Sie erstrekte sich auf Weib und Kind seiner treuen Diener, noch lange nach ihrem Tode. Selbst abgelebten Greisen, die in seinem Dienste grau, und zum ferneren Dienen unfähig geworden, ließ er ihren ganzen Gehalt, damit sie den Rest ihrer Tage in Ruhe und Bequemlichkeit genießen konnten. Er errichtete ein Land- und Seehospital für kranke Soldaten und Matrosen, und eine ähnliche Verpflegungsanstalt für arme, unvermögende Leute vom bürgerlichen Stande.

Sein Volk und sein Vaterland liebte er mit einer Herzlichkeit, und zugleich mit einer Aufopferung seiner selbst, die ewig seinen Nahmen in der Geschichte ehrwürdig erhalten wird. Nicht blos für die Bildung, für die Ruhe und Sicherheit seiner Unterthanen wachte er, auch für ihr Vergnügen war er besorgt, wie ein guter Vater, dem nicht blos der Wohlstand seiner Kinder, dem auch der frohe Genuß dieses Wohlstandes am

Herzen

Herzen liegt; eine Regierungsart, durch die ein Fürst ganz eigentlich der Vater seines Landes wird. Seine Unterthanen nahmen nicht blos oft an den Freuden Theil, die er selbst genoß, er gab ihnen auch Feste, Schauspiele und Fröhlichkeiten, die blos für sie waren; und erhöhte ihrer Fröhlichkeit darüber dadurch, daß er während denselben, schlecht und recht unter ihnen herumwandelte, und wie Ihres gleichen, mit ihnen sprach, scherzte und sich ergötzte.

So vereinigte sich in diesem großen Manne Geisteskraft und Herzensgüte in einem gleich hohen Grade; so verband er durchschauenden, vernunftfassenden Verstand mit sicherer, ihren Zweck nie verfehlender Ausführung; weise Maasregeln mit unerschütterlicher Beharrlichkeit; strenge Gerechtigkeit mit väterlicher Liebe; Eifer für die Aufklärung mit kluger Gestattung alter menschlicher Geistesfreiheit; Abscheu gegen das Laster mit schonender Duldung gegen Schwäche; stete Aufrechterhaltung seines Ansehns, als Herr, mit kindlicher Herablassung, als Mensch; ernste Ausübung seiner Pflichten mit geselliger Jovialität; den trocknen Ton des Gebieters mit einladender Vertraulichkeit; Selbstgefühl seiner innern Kraft

mit dem Gefühle seiner Fehler und Schwächen; und Reichthum von mannichfaltigen Kenntnissen mit der unauslöschbaren Begierde, immer mehr zu lernen; kurz, alles, was einem Fürsten, als groß, karakterisirt. Selbst der Mangel an höherer Kultur, an feiner Ausbildung dieser großen Gaben seines Herzens und Geistes; selbst die rauhe Aussenseite, die seine bewundrungswürdigen Talente und Eigenschaften hatten; das blos Bürgerliche, hier und da fast Gemeine in seinen Sitten, seinem äußerlichen Betragen, schaden seiner wahren Größe nichts. Alles dies war nach dem Zeitalter, dem Lande, und den Umständen, in dem, und unter denen er zur Regierung kam, sich bildete, und selbst machte, unvermeidlich; ja beinahe unentbehrlich, um den außerordentlichen und originellen Mann aus ihm werden zu lassen, der er war. Nur gerade so ein Mann konnte zu seiner Zeit, in seinem Lande, und unter seinem Volke, die große und fruchtbare Revoluzion eines noch völlig ungebildeten Staats zustande bringen, die er zustande brachte. Nur diese kolossalische, erschütternde, und fast zermalmende Stärke vermochte es, die Erde, die wüst' und leer unter ihr lag, zum kräftigen, wirkenden Daseyn empor

zu

zu trennen, Licht von Finsterniß zu scheiden, Verwirrung in Ordnung umzuschaffen, und den rohen, leeren Raum mit Leben und Fülle zu beseeligen; gerade sie war der Geist der Schöpfung, der über diesen Wassern schweben, und sie in Bewegung setzen mußte.

Ich hoffe nicht, daß irgend Jemand, der mir bisher in der Zusammenreihung der Karakterzüge Peters des Großen, gefolgt ist, mich fragen wird, wozu das alles? und an diesem Orte? sonst müßt' ich ihn bitten, meine Schrift nicht weiter zu lesen, denn nach einer solchen Frage ist sie offenbar nicht für ihn. Für wen die Aufstellung dieses äußerst dramatischen Karakters hier ein Räthsel ist, für den ist wahre Dramaturgie, und ihr wozu? und warum? überhaupt höhnisch Dorf; der soll lesen, was er will, eine Chronik von der lieben Vaterstadt, eine Postille, das Vademecum, Theateranekdoten, ja — sich selbst: nur keine Untersuchungen über Kunst, Wahrheit, Menschendarstellung, Natur und Wirkung der Leidenschaft. Der Kenner aber sieht aus dem Wie? dieser Aufstellung auch ihr wozu? mit dem ersten Anblikke; seinen Augen ist ihr dramaturgischer Zwek nicht verborgen, und nur für ihn denk' und unterrede ich.

Es

Es ist nemlich für jeden, dessen Geistesaugen nicht mit Blindheit geschlagen sind, klar, daß durch diese von mir aufgereihten Hauptzüge in dem Karakter des großen Zaars, theils Herrn Babo's feine und glükliche Wahl in Auffindung eines Helden für das Drama erwiesen, theils eine unterrichtende Vergleichung seiner Kopie mit dem Originale veranlaßt, theils dem Schauspieler, in dessen Hände diese Rolle fällt, Gelegenheit gegeben werden soll, mit seinem Helden näher bekannt zu werden; und diese nähere Bekanntschaft für eine getreuere Darstellung desselben zu nuzzen. So, daß dieses historisch-skizzirte Gemälde des ersten festen Gründers der rußischen Staatsherrlichkeit, nur für den ein je ne scai, quoi? seyn kann, für den meine dramaturgischen Monate überhaupt ein Baum des Erkenntnisses sind, von dem er nicht pflükken darf, wenn er nicht, wie bei jenem Baum im Paradiese, mit Schaam erkennen will, daß er — nakkend ist.

Eben so glüklich, wie in der Wahl seines Helden, war Herr Babo auch in der Wahl des Stofs seines Schauspiels. Ein mehr dramatischer läßt sich nicht leicht auffinden. Was für eine Situazion, zu was für Szenen von Thätig und

Wirk

Wirksamkeit giebt sie Anlaß, wenn man nur irgend diesen Anlaß zu nuzzen versteht. Ich theile hier dies wichtige Faktum mit, wie es Herr von Stählin in seinen mehrmals erwähnten Originalanekdoten Peter des Grossen erzählt. Herr Babo scheint zwar aus einer andern Quelle geschöpft zu haben, aber das eigentliche Faktum bleibt doch immer dasselbe.

"Zur Zeit der rebellischen Strelizen, verschwur sich eine Rotte dieses argen Geschlechts, und mit derselben zween ihrer Offiziere, Sikel und Sukawnin, den Zaar, Peter, zu ermorden. Um dem Herrn nun um so viel leichter beizukommen: sollte in zweien benachbarten Häusern, mitten in Moskau, Feuer angelegt, und die Häuser in Brand gesteckt werden. Weil nun der Zaar bei aller Feuersgefahr allezeit einer von den ersten zu seyn pflegte, die sich zur Veranstaltung der Löschung miteinfanden: so sollten die Verschwornen sogleich bei dem Brand erscheinen, sie zu löschen, sich bemüht anstellen, den Zaar nach und nach im Gedräng umringen, und ihm unvermerkt den tödlichen Stich beibringen."

"Der Tag zur Ausführung dieses verruchten Beginnens war angesezt. Die Verschwornen,

als vertraute Freunde, waren des Mittags bei Sukawnin zusammengekommen, und nach der Tafel ward mit Saufen bis in die Nacht fortgefahren. Es fehlte keinem an einer ziemlichen Ladung von Bier, Meth und Branntewein. Unterdessen, da die übrigen fortfuhren, sich Muth zu ihrem verfluchten Vorhaben anzusaufen: ging einer von den Streitigen, den das Getränk sowohl als das Gewissen drückte, ungefähr um acht Uhr, hinaus in den Hof. Ein anderer, der gleiche Regung empfand, folgte ihm auf dem Fuße nach. Als sich diese beiden allein auf dem Hof sahen, sagte einer zum andern: "Bruder, ich weiß nicht, was daraus werden soll? daß es uns schlecht bekommen wird, hat seine Richtigkeit. Ja Bruder, ich bin gänzlich deiner Meinung, antwortete der andere. Da ist wohl kein ander Mittel übrig, als, daß wir nach Prebraschensky gehn, und es dem Zaar entdecken. Gut, sagte der erste; aber wie machen wir's, daß wir von der Gesellschaft wegkommen? Wir wollen sagen, antwortete der andere, es wäre Zeit, daß wir aufhörten, zu trinken, und uns nach Haus begäben, wenn wir unser Vorhaben ausführen wollten. Sie gaben hierauf einander die Hand, und gin-

gen

gen wieder hinein zur Verräthergeſellſchaft, welcher ſie den abgeredten Vorſchlag thaten. Man wurde einig, wer auf etliche Stunden nach Haus gehen wollte, könnte gehen, aber er müſte mit einem Handſchlage verſprechen, ſich vor Mitternacht unfehlbar wieder einzuſtellen; die übrigen ſollten bei Sukawnin bleiben, bis die Häuſer in Brand ſtünden, und die Feuerglokke erſchallte.„

„Hierauf begaben ſich die beiden hinweg, geradezu nach Presbraſchenſky — einem Luſtſchloſſe vor Moskau — wo der Zaar reſidirte. Sie meldeten ſich bei dem Dentſchſchik des Zaars, und verlangten den Herrn zu ſprechen. Peter, der dieſen Leuten ſchon damals nicht traute, ließ ſie fragen: was ſie anzubringen hätten? Sie antworteten, ſie könnten es Niemand, als ſeiner Majeſtät ſelbſt ſagen, weil es von der äuſerſten Wichtigkeit ſey, und nicht den geringſten Zeitverluſt leide. Der Herr begab ſich in den Vorſaal, und ließ die beiden Strelizen zu ſich kommen. Sobald ſie ſich ihm nahten, warfen ſie ſich auf ihr Angeſicht nieder, und ſagten, ſie brächten dem Zaar hiemit ihre Köpfe, die ſie verwirkt hätten, indem ſie ſich in eine Verrätherei gegen ihn mit einer Rotte ihrer Brüder einge-

lassen, die bei Sukawnin in seinem Hause beisammen sähen, auf die abgeredeten Feuerszeichen gegen Mitternacht warten, und sie dann ihren Kaiser ermorden wollten. Der tapfre Zaar hörte dieses entsezliche Anbringen mit Gelassenheit an, und fragte sie weiter nichts, als ob dem so gewis wäre? Ja, versezten die beiden Strelizen, dem ist nicht anders; wir sind in deiner Gewalt, hier hast du unsre Köpfe, schikke nur dahin, du wirst sie um Mitternacht noch alle beisammen finden.„

"Man behielt die beiden Anbringer also zu Preobraschensky in gefänglicher Verhaft, und, weil es etwa um neun Uhr des Abends war, sezte sich der Zaar sogleich nieder, schrieb an den Kapitain seiner Preobraschenskischen Leibgarde, Lopuchin, ein Billet, worinnen er ihm anbefahl, seine ganze Kompagnie in der Stille zusammen zu nehmen, und gegen eilf Uhr vor Mitternacht, nach dem Sukawninschen Hause so anzurükken, daß es mit dem Schlag eilf Uhr rings umher besezt, und alles, was darinnen wäre, gefangen angehalten würde. Der Kapitain verrichtete treulich, was ihm anbefohlen war. Weil aber der Zaar in den Gedanken stand, er

habe

habe in seinem Billet die zehnte Stunde bestimmt, wobey er sich die Rechnung, daß er um halb eilf Uhr alles gethan vor sich finden würde. Nach zehn Uhr setzte er sich demnach unverzüglich in seine Karriole, und fuhr mit seinem einzigen Denschtschik gerade nach Sukawnins Hause. Er verwunderte sich nicht wenig, daß er weder vor der Pforte, noch um das Haus selbst, einen einzigen Mann von der beorderten Gardekompagnie antraf. Nichts desloweniger bildete er sich ein, die Wachen würden vielleicht im Hause, und im Hofe herum vertheilt stehen. Ohne weiteres Bedenken, fuhr er also gerade auf den Hof, stieg an der Hausthür ab, und begab sich mit einem einzigen Denschtschik in das Haus. Alles rührte sich sogleich im Hause, als es hieß, der Zaar sey da. Peter, der Grosse, trat mit unerschrokkenem Muthe in das Zimmer, und fand Sukawnin, Sikel, und die ganze Rotte der verschwornen Verräther beysammen, die sogleich aufstanden, und ihrem Herrn die schuldige Ehrfurcht bezeugten. Er grüßte sie freundlich, gab vor, er habe im Vorbeifahren so stark Licht bei ihnen wahrgenommen, daß er geglaubt hätte, der Herr vom Hause müste ohnfehlbar

fehlbar Gesellschaft bei sich haben; und, weil es ihm noch zu früh schiene, zu Bette zu gehn, so wär' er hier angefahren, noch ein Gläschen mit ihnen zu trinken.„

"So bestürzt und zornig übrigens der Zaar in sich selbst über den beorderten Kapitain war, der, seiner Meinung nach, den Befehl zur gesezten Zeit nicht ausgerichtet habe, so wenig ließ er sich äußerlich davon merken. Er saß eine gute Weile da, indem seine Verräther standen, und auf des Zaars Gesundheit eines herumtranken, darauf er tapfer Bescheid that. Mitlerweile winkte einer von den Strelizen dem Sukawnin, und sagte etwas sachte zu ihm: "es ist Zeit, Bruder.„ Sukawnin, der seine verfluchte Absicht noch nicht merken lassen wollte, winkte ihm wieder zu, und sagte dagegen: "noch nicht.„ Indem er dieses sprach, sprang Peter, der Grosse, mit gröster Beherztheit auf, schlug den Sukawnin mit geballter Faust in's Angesicht, daß er niederstürzte, und sprach mit heftiger Stimme: "wenn es bei dir noch nicht Zeit ist, du Hundesohn, so ist es bei mir Zeit. Fort, bindet die Hunde.

"Indem trat mit dem Schlag eilf Uhr der Gardekapitain in das Zimmer, und hinter ihm die Preobaſchenſchen Soldaten ſeiner Kompagnie, die mit Gewehr und Stökken verſehn waren. Sogleich fielen die andern Verräther alle darnieder, und gaben ſich ſchuldig. Der Zaar befahl, daß die Verräther ſich ſelbſt einander binden ſollten, und einer band den andern.„

"Hierauf kehrte ſich der Zaar zum Gardekapitain, gab ihm eine Maulſchelle, mit dem Vorwurf, daß er nicht zur befohlnen Stunde ſich eingeſtellt hätte. Dieſer entſchuldigte ſich mit Vorzeigung des ſchriftlichen Befehls, den er aus der Taſche zog, und dem Zaar wieſ; der denn ſeinen Fehler erkannte, daß er ſich um eine Stunde verſchrieben hatte, den Kapitain auf die Stirne küßte, ihn für einen rechtſchafnen Offizier erklärte, und ihm die gebundenen Verräther zur gefänglichen Haft übergab.„ *)

Was für ein Auftritt! Welch' eine Fülle von Muth und Unerſchütterlichkeit, Kühn- und Entſchloſſenheit, von Beſonnenheit und Gegenwart des Geiſtes, von Faſſung, Thätig- und Wirkſam-

*) Originalanekdoten von Peter dem Groſſen. Nummer 5.

ſamkeit! Man fährt zuſammen für Schrek, wenn man ſich die Szene lebhaft denkt, einen einzelnen Mann, ohne alle Hülfe und Beiſtand, unter einer ganzen Rotte berauſchter, verſchworner und lauernder Meuchelmörder ſizzen, und, wiewohl er ſeine Gefahr kennt, mit einer Ruhe ſizzen ſieht, als befänd' er ſich in dem traulichen Kreiſe ſeiner jovialen Freunde. Man fühlt ſich Athemlos, wenn man dieſen einzelnen Mann, in eben dem Nu, da dieſe Niederträchtigen über den Augenblik ihres ſchändlichen Mordes einander in die Ohren ziſchein, mit dem Blik und Ton des Verderbens aufſpringen, der ganzen Horde ſich entgegenwerfen, mit einem einzigen Fauſtſchlag den Rädelsführer in den Staub ſchmettern, und wie einen hohen, an den Himmel ragenden ehernen Thurm, unter ihnen ſtehn ſieht, den Wettern trozzend, die über ſeinem Haupte ſchweben. Man ſteht für Erſtaunen angewurzelt, wenn dieſe entathmeten Verworfenen, auf ſeinem Befehle, ſich einander ſelbſt zum gewiſſen Tode binden müſſen. Man zittert für ſein Leben, wenn man ſeine Uebereilung mit dem Gardekapitain ſieht, und empfindet ſein Herz plözlich wieder erleichtert, wenn er mit raſcher Beſonnenheit

ſeine

seine Uibereilung so einzig und ausgezeichnet wieder gut macht.

Sehr schön und karakteristisch ist, was Herr Professor Lichtenberg über diesen hochhervorragenden Auftritt, in dem Leben dieses großen Mannes bemerkt "Was für Uibergänge, sagt "er, von Muth und Entschlossenheit, in höchster Gefahr, zu Gefühl erlitt'nen und angethanen Unrechts und Entschädigung dafür in "zehn Minuten, und doch so scharf bestimmt, als läge jedes Wochenbreit von einander entfernt. Wie, wenn der Höchstbeleidigte "Hauptmann sich zu dem Strelizer geschlagen "hätte? Allein, einen solchen konnte der hellsehende Sohn der Natur nicht wählen. Selbst, "daß er um eilf Uhr beorderte, und schon um "zehn Uhr erschien, verkündigt den Riesen an "Thätigkeit.„ *)

Aufrichtig wünsch' ich daher, Herr Babo möchte diese Kraft- und Thatvolle Situazion lieber nach Herrn von Stählins Erzählung, und ganz so benuzt haben, wie sie da liegt. Obgleich es auch seiner Behandlungsart nicht an großer

*) Göttingischer Taschenkalender von 1790. Seite 208.

groſſer Wirkung fehlt, ſo hat er ſich doch dadurch dieſe Wirkung um die Hälfte verkümmert, daß ſein Zaar nicht gleich bemerkt, und in ſeiner eigenen Geſtalt unter die Verſchwornen tritt; daß er ſich in die Verſammlung ſchleicht, und als Streliz vermummt, in einem Winkel ihr Beginnen belauſcht. Einmal ſcheint dieſe Kälte, dieſes langſame um den Brey herumgehen, dieſes ſich Verſtekken, und von ferne Lauern, mir gegen den lebhaften, raſchen, ſchnellwirkenden, und ſchnellsdreinſchlagenden Geiſt Peters, des Groſſen, und das um ſo mehr, da er hier nicht, wie in der obigen Erzählung, der einzige in dieſem Hauſe der Verſchwörung und des Mordes erſcheint, ſondern ſeine Garde in der Nähe hat, die nur auf ſeinen Wink wartet. Dann wird dieſer Auftritt bey Herrn Babo auch dadurch weit weniger wirkſam, weil er weit weniger — wahrſcheinlich iſt, indem der Zaar, der in dem äuſſerſten Zorne den Sukawnin zu Boden wirft, ganz gegen die Natur dieſer Leidenſchaft, noch ſo viel Worte für ſeinen Zorn hat; die ſich von ihrer Betäubung wieder erholenden Strelizen mit bloſſen Tiraden zurükſchrekt, und ſie, ihrer Freiheit nach ganz mächtig, ungehindert und unaufgehalten, verläßt,

läßt; sie, die, troz der draussen herbeirükkenden Garde, ihn noch ganz in ihrer Gewalt, und, nun ihr Komplott einmal entdekt, ihr Leben einmal verwirkt ist, nichts mehr übrig haben, als das äußerste zu wagen: entweder, den einmal drohenden Tod durch wirklichen Kaisermord zu verdienen, und im Tumult darüber, vielleicht zu entrinnen; oder, ohne ihn ausgeführt zu haben, in die Hände der Gerechtigkeit zu fallen, und für ihren bloßen Vorsaz gehangen zu werden. In dem von Stählinschen Berichte hingegen, entwafnet Peters niederschmetternder Faustschlag, von dem: "Fort! bindet die Hunde!„ begleitet, das schnelle Eintreten der Garde, der kühne Ausbruch des kaiserlichen Zorns gegen den, wie er glaubt, in der Ausübung seiner Pflicht nachläßigen Offizier, seine schnelle Besonnenheit, der wiederholte Aufruf, sie zu fesseln und gefangen zu nehmen, — da alles so Schlag auf Schlag, fast in dem nemlichen Nu, ohne alle Stokkung, ohne die kleinste ruhige Pause geschieht, die ihnen Zeit läßt, zu sich selbst zu kommen, — die Verräther eben so wahr, als handgreiflich; und macht sogar ihren schreklichen Gehorsam gegen den fürchterlichen Befehl, sich zum gewissen Tode einan-

der selbst zu binden, einleuchtend und unvermeidlich. Im Schauspiel steht, während dieses Auftritts, also nicht blos der Zaar tief unter dem wahren, auch der Auftritt selbst ist ungleich weniger dramatisch, als dort, das heißt handelnd, fortschreitend, die Seele des Zuschauers beschäftigend.

Sonst hat der Dichter seinen Helden nicht unglüklich, und dem Originale ziemlich ähnlich gezeichnet. Man findet in der Darstellung dieses Karakters alle die Hauptzüge angebracht, die Peter, den Großen, so eigends vor andern fürstlichen Menschenkindern heraushoben. Er ist rasch, lebhaft und kühn in seinen Entschlüssen, fest, gut und menschlich in seinen Gesinnungen; offen und gerade in seinem Betragen; bis auf einzle Tiraden, populär in seinem Ausdruk; [illegible] Auch von der, [illegible] Manne so eigenthümlichen Besonnenheit des Geistes, hat der Dichter ein paarmal einen sehr feinen Gebrauch gemacht; zum Beispiel, in der Szene mit der

Ossa-

Ossakowa, wo das Geständnis von ihres Mannes Freiheit schon auf seiner Zunge schwebt, aber weislich von ihm zurükgehalten wird: um sie, in Rüksicht ihres Ver- oder Nichtverständnisses mit den Verschwornen, näher kennen zu lernen, und zu verhindern, daß nicht etwa nur Dankbarkeit sie von ihrer möglichen Verbindung mit ihnen zurükziehe. Von der nemlichen Art ist der Auftritt, wo er, als Strelize vermummt, den jungen Ossakow, den er eben die Rede der Empörung hat halten hören, vor der Thür zurükhält; eine Zusammenkunft mit ihm verabredet, und in dieser Zusammenkunft dem verleiteten Jüngling, eben so wahr, als gutmütig, und eben so feurig, als überzeugend, die Schändlichkeit der vorhabenden Empörung enthüllt. Nur [illegible] als Peter [illegible] Situazion gethan haben würde, dessen Sache überhaupt mehr handeln, als reden war.

Einen auffallenden Widerſpruch hat ſich Herr Babo in der Schilderung ſeines Zaars zu Schulden kommen laſſen. Sein Peter äußert einmal über das andere, daß er die Popen für ſeine gefährlichſten Feinde, für die hartnäkkigſten Hinderer ſeiner wohlthätigen Anſtalten, zur Bildung und Vervollkommung ſeiner Nazion, erkennt; für die, die den Saamen der Unzufriedenheit mit ſeinen Verordnungen und Einrichtungen insgeheim unter das Volk ſtreuen; und läßt doch den jungen Oſſakow, einen Strelizen, den Sohn eines allgemein geliebten, bedauerten, und wie die Sage geht, mit Unrecht gefangen ſizzenden Strelizen, bei dieſen ihm ſo übelgewognen, zur Anzettlung einer Empörung ſo geneigten Popen erziehen. Wie ſtimmt das in den Karakter eines ſo überzeugten, ſo hellſehenden Sohns der Natur? Wie laſſen ſich dieſe nachdrüklichen Erklärungen gegen Popen, Popenerziehung und Popenabſichten, mit dieſem Bedachtloſen, unbeſonnenen und wiederſprechenden Betragen

tragen vereinen? Ich, für meinen Theil, wenigſten, weiß es nicht zuſammen zu reimen.

Daß der Dichter übrigens ſeinem Helden, bei aller ſeiner Glatt-Geradheit und Prunkloſigkeit, einen Anſtrich von höherer Politur gab, darüber hab' ich nicht mit ihm zu ſtreiten. Ich billige es vielmehr. Es iſt ein ganz anderes Ding um die Wahrheit im gemeinen Leben, und um die Wahrheit in der theatraliſchen Nachahmung. In jenem vertragen wir ſie, wie ſie da liegt, auch mit allen ihren Ekken und rauhen Außenſeiten; ſobald ſie aber ein Gegenſtand der Kunſt wird, wollen wir ſie nur veredelt, anſtändig, unſeren Sinnen wohlthuend. Ein Fürſt alſo, der unſre Bewunderung, unſere Achtung, unſere Theilnahme erregen ſoll, muß auch einigermaaßen äußerlich ſo vor uns erſcheinen, wie wir einen Fürſten erwarten, oder zu ſehen, gewohnt ſind; das heißt, er muß wenigſten den erzogenen Bürger im Ton und Anſtand ſichtbar werden laſſen. Wir müſſen nicht, indem wir auf der einen Seite

von der Stärke, Tiefdurchschauungskraft, Festigkeit und Besonnenheit seines Geistes, seinen erhabenen, königlichen Tugenden, und der Größe seines Herzens hingerissen, ihm unsre Bewundrung zollen: auf der andern durch ein allzuplattes Etwas in seinen Sitten und seiner Benehmungsart beleidigt, und in unsrer Bewundrung gestört werden. In der wirklichen Welt beleidigt uns diese Plattheit an einem großen Fürsten weniger, weil wir die Züge davon einzelner, zerstreuter bemerken, weil wir ihn so zu sehn, nur dann und wann Gelegenheit haben; sein Wirken und Thun, als Regent, also unsre Seele mehr füllt, und uns diese Abweichungen von Adel und Feinheit vergessen macht. Auf dem Theater aber, wo wir ihn beständig sehen, wo diese Züge von Platt- und Gemeinheit nicht mehr einzeln und zerstreut, sondern zu einem Ganzen konzentrirt, vor uns entwikkelt werden, folglich diese große Kultur des Geistes auf der einen, und dieser gänzliche Mangel an Kultur der Erziehung auf der andern

Seite,

Seite, beſtändig und unaufhörlich disharmoniren, ſchwächt dieſer grelle Kontraſt offenbar unſre Bewundrung, und ſtört unſre Täuſchung.

Zudem war Peter, der Große, auch nie ſo gemein in ſeinen Sitten, als man aus einzelnen Auftritten ſeines Lebens wohl ſchließen möchte. Er hatte vieler Länder, Städte und Sitten geſehn, und Reiſen geben immer, beſonders, wenn ein ſolcher Mann reißt, eine Art Kultur. Von eigentlichem Fürſtenanſtande wuſte er freilich wohl nicht viel, er würde auch mit ſeiner Rieſenthätigkeit und Stärke einen ſonderbaren Kontraſt gemacht haben; aber ſeine Art zu ſcherzen, ſeine geſellige Laune, ſeine Liebe zu den Weibern, der Geſchmak auch an ihrem blos geſellſchaftlichen Umgang, die ganze Jovialität ſeines Karakters, beweiſen ſattſam, daß es ihm in ſeinem äußern Benehmen nicht ganz an Kultur kann gefehlt haben.

Uiberdem hat Herr Babo ſeinem Peter von dieſer Kultur nur gerade ſo viel gegeben, als ſich ſeiner Nazionalerziehung, Karakter und Denkart

art nach, als möglich bei ihm denken läßt. Er hat nichts von dem, was man französische Artigkeit nennt, spricht nicht die feinere, gebildetere Sprache unsrer Zeit; und sein Anstand besteht nicht in dem leichten, geschmeidigen Tragen des Körpers, nicht in der gefälligen Haltung der Glieder, die jezt die Fürstenkinder auszeichnet; seine Manier ist gerade, glattweg, bürgerlich; seine Sprache, die Sprache eines unverkünstelten Sohns der Natur; und sein Anstand, das Tragen, und die Haltung seiner Glieder, fest, wie seine Grundsäzze, Kraftvoll, wie sein Arm, und einfach, wie seine Sitten. Aber seine Festigkeit ist nicht Plumpheit, seine Kraft nicht Tölpelei, und seine Symplizität nicht Holzhakkersitte, wozu so manche unsrer Otto von Wittelsbach — Kaspar Thorringer und Göz von Berlichingenspieler, Festigkeit, Kraft und Symplizität machen. Mit einem Worte, auch in der Babo'schen Schilderung ist der wahre Peter noch immer kenntlich,

und

und Niemand kann ſagen, er hab' ihn verfranzöſirt.

Der beſtgezeichneſte Karakter in dieſem Schauſpiel bleibt indeß doch immer der alte Strelize, Proſtoſerdof. Vor allen andern hat er die meiſte Energie, und das lebhafteſte Intereſſe. Die Erzählung von dem Tode ſeines Sohns, und die Art, wie er ſich darüber äußert; ſeine treue Anhänglichkeit an der Familie ſeines ehemaligen Oberſten, Oſſakow; die dankbare Sorgfalt für die Sicherheit und das Leben ſeiner ehmaligen Hausgenoßin und Wohlthäterin, Oſſakowa, ſelbſt mit Gefahr ſeines eigenen Lebens; das Opfer, das er dieſer Sicherheit, und dieſem ihm ſo theurem Leben durch die Entdekkung des Verſchwörungskomplotts bringt; ſein Schmerz, als er ſeine Brüder, ohne Noth, durch ſich dem Tode überantwortet, und ſogar den einzigen Sohn ſeiner Wohlthäterin durch ſeine voreilige Schwazhaftigkeit dem Schwerd der Gerechtigkeit überliefert ſieht: ſind ſehr ſchö-

ne, rührende und hervorſpringende Züge in ſeinem Karakter, und ſind es um ſo mehr, je wahrer ſie der Dichter mit allen Eigenheiten des rohen, wilden, unbeſonnen und blindlingswagenden Strelizen entwikkelt hat. Hier und da iſt vielleicht ein kleiner Sprung, der mit dem Ganzen des Karakters nicht völlig zuſammenſtimmt, und bei dem aufmerkſamen Zuſchauer den völligen Eindruk dieſer ſchönen Zeichnung ſchwächt. Aber das ſind nur geringe Verſtoſſungen, die man gern überſieht, und von dem verſtändigen Schauſpieler durch einſichtsvolles Spiel ſehr leicht verſtekt werden können.

Den Karakter der Oſſakowa hat Herr Babo eben nicht ſehr herausgehoben. Wenigſtens hätte ſie, nach der Rolle, die er ſie ſpielen läßt, weit brillanter in's Licht geſezt werden können. Die Schuldlos gekränkte, ihres Anſehns und ihrer Würde entadelte, in Gefahr

des

des Lebens ſchwebende Verbannte, die mit ihrem ſchimpflich gefangengeſezten Gatten tief leidende und tiefduldende Frau, in der das kochende Blut der Strelizen ſiedet und ſprudelt; die zärtliche, um ihren Sohn bekümmerte, und angſtvolle Mutter, iſt hier lange nicht ſo ſichtbar, als ſie es, vermöge der Grundzüge ihres Karakters, wohl hätte ſeyn können. Aber auch ſo, wie ſie ſich in dem Schauſpiele zeigt, fehlt es ihr nicht an Wahrheit und Wirkung. Auch ſo intereſſirt ihre Offenheit, ihre mütterliche Angſt und Unruhe; ihre Athemloſe Freude, als ſie den geliebten Sohn zum erſtenmal wieder erblikt; ihre halb männliche Entſchloſſenheit, ſo ſanft mit ihrer Weiblichkeit verflößt; ihre edle Dreiſtigkeit bei dem Zaar; das Zuſammenſchrekken ihres Mutterherzens bei der Entdekkung der Verſchwörung, an deren Spizze ihr Sohn ſteht, und die Feſtigkeit, mit der ſie das

Todesurtheil über den Empörer ausspricht, so sehr auch die Stimme der Natur in ihrem Busen dagegen schreit. Die vierte Szene des zweiten, die achte des dritten, und die beiden lezten des vierten Akts, sind wirklich vortrefliche Szenen dieser Ossakowa, und können von Niemand, in dem Sinn für Wahrheit wohnt, ohne Theilnahme angesehen werden.

Der junge Ossakow ist ein gewöhnlicher Jugendkarakter, unbestimmt und schwankend; ohne eigenthümliche Kraft. Wenn er etwas seyn soll, so muß man ihn erst zu etwas machen. Selbstdenken, selbstthun ist seine Sache nicht. Man muß ihm vordenken, und zum Thun anleiten. Und selbst dann mangelt es ihm an Beharrlichkeit und Ausdauern. Er hat Feuer, aber ist es nur eine flüchtig auflodernde Flamme, nicht jenes alle Adern erwärmende, immerfortlodernde, unauslöschbare Feuer, das große

Unternehmungen ſicher und unverfehlbar durchſezt, und zur gewiſſen Vollendung derſelben hinreißt. Ein neuer Gegenſtand mit Wärme und Intereſſe vor ſeine Phantaſie hingepflanzt, macht ſein Feuer für den alten erlöſchen, und er umfaßt den neuen nun mit der nemlichen Hizze. Popen haben ihn verbildet, und Popenerziehung hat von jeher Menſchenkraft erſchlaft, und den frei und thätiggebohrnen Menſchen zu einem Geſchöpf verſtümmelt, das Muth- und Thatlos, an dem Leitzaum fremder Einwirkung daher wandelt, wie der gefangen und zahm gemachte Löwe an der Kette ſeines zur Schauführers. Deswegen kann Fedor auch in den Augen des Zaars nur halb ſtrafbar erſcheinen; er iſt hingeriſſen, angeleitet worden; er ſelbſt handelte nicht, war nur das Inſtrument, durch das andere handelten; und Herr Babo dichtete der ganzen Situazion und dem Karakter

ſeines ſcharf und hellſehenden, billigen und gerechten Helden gemäß, wenn er dem irregeführten und faſt gewaltſam verführten jungen Empörer, Vergebung, Leben und Freiheit zu Theil werden ließ.

Die übrigen Perſonen des Schauſpiels — ſelbſt Sukawnin, der doch eine Art Hauptrolle ſpielt, nicht ausgenommen — ſind von dem Dichter nur angelegt, nicht durchgeführt; ſie ſind eine Art Schatten zu dem Lichte, das die andern um ſich verbreiten, und dienen blos dazu, die, nach der Abſicht des Dichters, vorzüglich intereſſirenden Figuren um ſo höher hervorragen zu machen.

Hin und wieder läßt Herr Babo ſeine Perſonen wohl zu viel ſprechen, wodurch beſonders in den erſten Szenen des erſten, und in dem Anfang des vierten Akts, eine gewiſſe

wisse Kälte entsteht, die für die Wirkung des Ganzen eben nicht vortheilhaft ist. Dieser Vorwurf der Kälte trift auch den Schluß des Stüks. Sobald der Zaar einmal dem jungen Ossakow, und den übrigen verleiteten Strelizen Gnade angekündigt hat, und die Begnadigten sich mit ihrem "o Vater„ zu seinen Füßen geworfen haben: macht alles, was nachher noch empfunden und gesagt wird, den bis jezt erwärmten, und angezogenen Zuschauer wieder kühl. In ihrem sich Niederwerfen erkennt er den Dank und die Freude des frohen Vaters, der beseeligten Mutter, und des geretteten Sohns zur Gnüge, und freut sich innig mit ihnen; aber sie darüber schwazzen, sie die Nuzanwendung davon machen zu hören, dazu ist sein Herz zu voll. Die Sache selbst beschäftigt ihn zu sehr. Auf der hiesigen Bühne werden deswegen, so-

wohl

wohl diese Deklamazionen, als auch diese Nuz-anwendung, sehr weislich weggelassen.

Über die Vorstellung der Strelizen, und über das darin hier eingeführte Kostüme, ein andermahl.

Inhalt.

31.

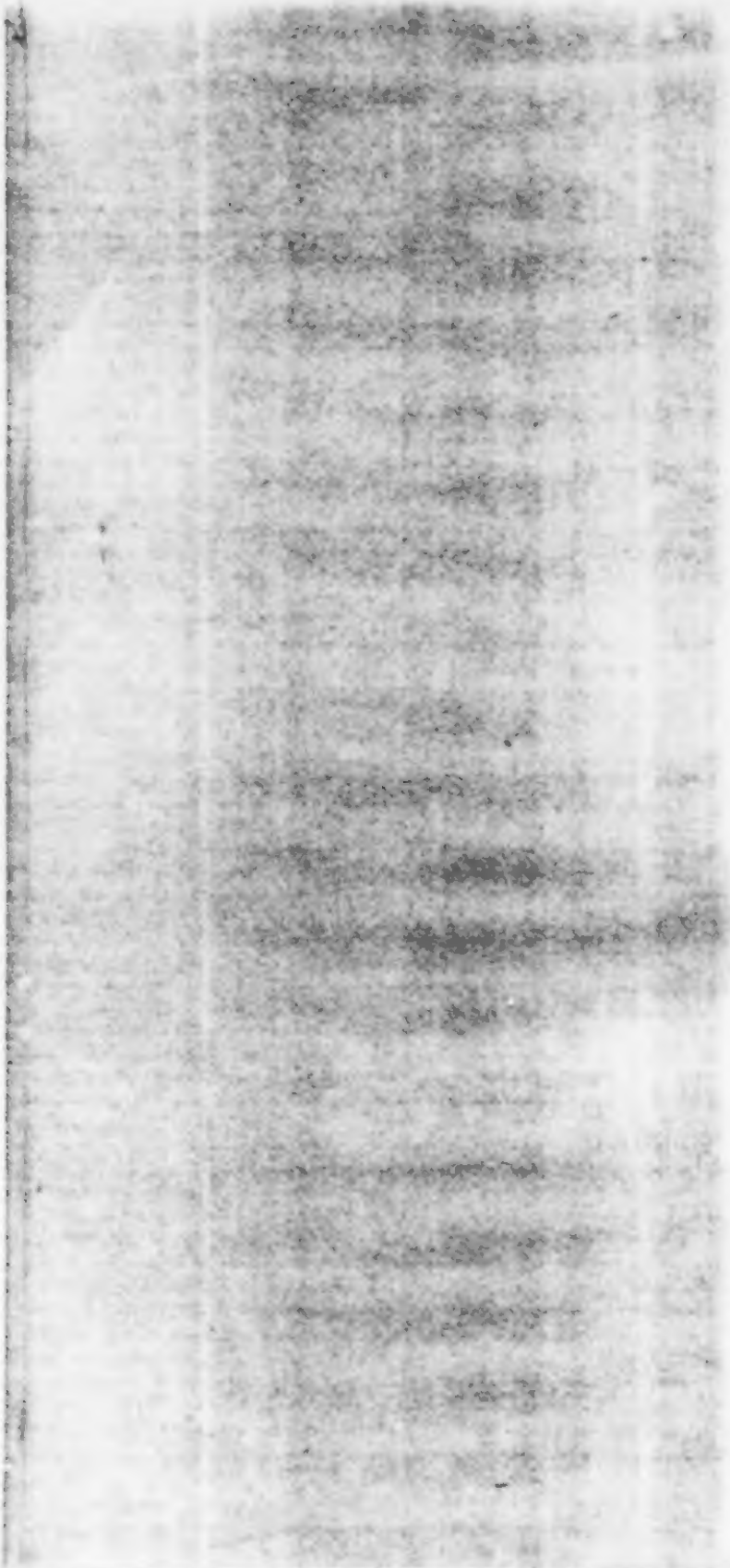
Die Jagd, komische Oper in drei Aufzügen, von Weisse, die Musik von Hiller.

32.

Der dankbare Sohn, ländliches Lustspiel in einem Aufzuge, von Engel, und Rosalia von Felsheim, oder Lilliput, Lustspiel in vier Aufzügen, vom Freyherrn von Söden. Die Einwilligung wider Willen, Lustspiel in einem Aufzuge, aus dem Französischen; dazu das Gespenst mit der Trommel, Lustspiel in fünf Aufzügen, von Destouches.

33.

Die Strelitzen, Schauspiel in vier Aufzügen, von Babo.



Dramaturgiſche Monate.

Vierter Band.

EXEMPLUM
B. UNIVERSITÄTS
BIBLIOTHEK

Von

Johann Friedrich Schink.

Drink deep, or taſte not the Pierian ſpring.
There ſhallows draughts intoxicate the brain,
And drinking largely ſobers us again.

Pope.

Schwerin.
Im Verlag der Bödnerſchen Buchhandlung,
1791.

EIGENTUM DER
K. UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK MÜNCHEN

[illegible]

An den

Herrn von Gerstenberg,

zu Altona.

Hochachtung und Bewundrung ſind ſchon lange die Empfindungen, mit denen ich den Nahmen, **Gerſtenberg**, denke und ausſpreche. Schon in meinen Jünglingsjahren war er mir ehrwürdig, und iſt es mir jezt, da ich nun auch verſtehe, was ich damals nur bewunderte, doppelt. Ich bin ſo frei, mit dieſem Nahmen die Fortſezzung eines Werks zu zieren, das der vortrefliche Mann, deſſen Geiſt dieſem ſeinen Nahmen Unſterblichkeit gab, ſeines Ehrenvollen Beifalls würdig gefunden hat. Und wenn er nun die öffentliche Zueignung dieſes Buchs eben ſo günſtig aufnimmt, als das Buch ſelbſt;

wenn er ſeinen Beifall, bei einer ſchärfer prüfenden Lektüre deſſelben, nicht zurüknimmt, wenn es mir zu ſeiner Achtung für mich, als Schriftſteller, auch noch ſeine Achtung für mich, als Menſch, erwirbt, ſo hab' ich nichts mehr zu wünſchen übrig, und dieſer Gewinn iſt einer der ſchäzbarſten meines Lebens.

Möchte doch dieſer Gewinn, verehrungswürdigſter Herr von Gerſtenberg, mir zu Theil werden! Möchten Sie doch die Geſinnungen der Hochachtung und Bewundrung gütig aufnehmen, mit denen ich unausgeſezt bin

Ihr

gehorſamſt ergebenſter

Schink.

Inhalt des vierten Bandes.

Erstes Stük.

Seite

XL. Entwiklung des Karakters der Hofrätin im Ifflands Frauenstand, nach dem Ideal der Madam Schröder. = = = 845

XLI. Die Sonnenjungfrau, Schauspiel in fünf Aufzügen, von Herrn von Kozebue.

Schönheiten dieses Schauspiels. = 910

Uber die Rollen der Idali und Amazili. Winke für die Schauspielerinnen über die Art ihrer Darstellung. = 915

Erinnerung gegen die Wahrheit der Sitten in den Karakteren des Ataliba, Rolla und des Oberpriesters. 916

Uiber Rolla's Darstellung von Seiten des Schauspielers. = = 918

Kritische Beleuchtung des Karakters der Cora. = = = 919

XLII. Auszug aus einem Briefe über das Italiensche Theater, vom Herrn Professor Meyer.

Uibersezzung des Schröderschen Fähndrichs in's Italiensche. Verän-

Ste
berungen, die der Uiberſezzer damit vorgenommen. . . . 921

Nachricht von der italieniſchen Uiberſezzung des deutſchen Hausvaters, und Iffl ands Verbrechen aus Ehrſucht. 923

Zweites Stük.

XLIII. Die vier Vormünder, Poſſe in drei Aufzügen, von Miß Centlivre, und der vernünftige Narr, Luſtſpiel in einem Aufzuge, nach Patrat, von Schröder.

Verdienſte der Miß Centlivre um die engliſche komiſche Bühne. . 925

Uiber die allzu groſſe Kühnheit der engliſchen Dichter in Darſtellung der Sünden gegen das ſechſte Gebot, mit Erinnerungen dagegen. . . 927

Nähere Kritik der vier Vormünder. 930

Vertheidigung des Poſſenſpiels gegen einige allzu delikate Kunſtrichter und Zuſchauer. . . . 939

Uiber die Darſtellung des Glüksritters in Miß Centlivre's Poſſe. . 942

Beur-

Seite

Beurtheilung des vernünftigen Narren. = = = = 945

XLIV. Das Kind der Liebe, Schauspiel in vier Aufzügen, von Hrn. von Kozebue.

Aehnlichkeit dieses Schauspiels in Plan, Situazionen und Karakteren mit Schröders Fähndrich. = 946

Herrn von Kozebue's originelle, feine und glükliche Anwendungen von Schröders Erfindungen. = = 948

Originalgestalt dieses Schauspiels auf der Dresdner Bühne. Wichtige Erinnerungen dagegen. Entwiklung des Vortheils, den das Kind der Liebe durch die Berliner Veränderungen erhalten hat. = = = 951

XLV. Alderson, Trauerspiel in vier Aufzügen, von Brandes, und Ehrgeiz und Liebe, Lustspiel in zwei Aufzügen, von Schröder.

Quelle, aus der Brandes sein Trauerspiel geschöpft hat. = 961

Herrn Brandes eigene Erinnerungen über sein Trauerspiel. = = 962

Härte, Unbestimmtheit und Unwahrscheinlichkeit des Helden dieses Trauerspiels, Alderson. = = 969

Seite

Uiber Charlottens Tod aus heiler Haut. 974

Unnötige Dehnung des Stüks in fünf Akten. 975

Feinheit des Schröderschen Lustspiels, Ehrgeiz und Liebe. 977

XLVI. Hoffart und Armut, Lustspiel in vier Aufzügen, von Beil, und der Schulgelehrte, Posse in einem Aufzuge, von Miß Cowlei.

Glükliche Züchtigung hochadlicher Pauvertät und Impertinenz in Beils Lustspiele. 979

Tadel des ungleichen Tons, der in diesem komischen Gemälde herrscht, und der Karrikaturzeichnungen, zu denen sich der Dichter hier und da hat hinreissen lassen. 983

Uiber Hofmeister und Hofmeisterer-ziehung. 985

Ursachen, warum der Schulgelehrte nicht überall gleich zum Lachen reizen wird. 990

XLVII. Diego und Leonore, Trauerspiel in fünf Aufzügen, von Unzer.

Ein-

Seite

Eindruk dieses schönen Trauerspiels auf die Jugendphantasie des Dramaturgen. 992

Urtheil über dies Trauerspiel. . 994

Leonorens, des Patriarchen und des Pater Timotheo's meisterhaft gezeichnete Karakere näher entwikkelt. 995

Glükliche und Sinnreiche Veränderung der Katastrophe dieses Trauerspiels von dem Dichter in der neuern Ausgabe desselben. . . 1003

Uiber den ausgearteten Theatergeschmak unsrer Publikums. . 1005

XLVIII. Uiber die Medea von Euripides, von Heinrich Blümner. Leipzig, bei Sommer, 1790.

Veranlassung dieser lesenswerten Schrift. . . . 1009

Stellen daraus. . . 1011

Bemerkungen des Dramaturgen darüber. 1013

Vortrefliche Entwiklung der Menschlichkeit des Karakters der Euripideischen Medea durch Herrn Blümner. 1023

Drit-

Drittes Stük.

Seite

XLIX. Verbrechen aus Ehrsucht, Schauspiel in fünf Aufzügen, von Iffland.

Ursachen der allgemeinen Sensazion dieses Schauspiels auf das deutsche Publikum. » » » 1025

Kurze Karakteristik der Hauptversonen dieses Familiengemäldes. » 1026

Entwiklung der Menschlichkeit in Ruhbergs Verbrechen, aus seiner Erziehung, Temperament, seinen Leidenschaften, Umständen und Verhältnissen hergeleitet. » » » 1030

Zweifel über die Natschheit, mit der Eduard Ruhberg sein Verbrechen begeht. » » » » 1037

Schöne Darstellung der Folgen von Ruhbergs unglüklicher That. » 1041

Lob der Vorstellung. Herrn Klingmanns Eduard Ruhberg. » 1043

L. Die Entführung, Lustspiel in drei Aufzügen, von Jünger.

Inhalt des Lustspiels. » » » 1053

Ueber

Seite

Uiber Jüngers Manier. . 1070

Vortreflichkeit der hiesigen Vorstellung. 1073

LI. Bewußtseyn, Schauspiel in fünf Aufzügen, von Iffland.

Veranlassung dieses Schauspiels. 1074

Allzu grosse Härte, mit der der Dichter das leidenschaftliche Verbrechen seines jungen Ruhbergs züchtigt. 1079

Urtheil eines andern Rezensenten hierüber. . . . 1080

Erinnerungen gegen die Personage des Grafen Meldenstein. . . 1085

LII. Schröders Lear. . . 1087

LIII. Erklärungen über verschiedne Wünsche, Anfragen und Gerüchte, die dramaturgischen Monate und ihren Verfasser betreffend. . 1642

Antwort auf einige Zuschriften, die die Fortsezzung der dramaturgischen Monate wünschen. . . 1643

Uiber

Seite

Uiber die Anfragen verschiedner ungenannter Korrespondenten, Nachrichten von deutschen öffentlichen und Privatbühnen betreffend. * * 1044

Erklärungen über einige Gerüchte, die allzu sehr für die schriftstellerische Fruchtbarkeit des Dramaturgen sorgen. * * * * 1045

Dramaturgische
Monate.
October
1790.
Schwerin,
im Verlag der Bödnerschen Buchhandlung.

Von dieser Schrift erscheint alle Monate ein Heft. Drey solcher Hefte machen einen Band aus, und zu jedesmaligen 3ten Hefte kömmt ein in Kupfer gestochener Haupt-Titel und ein Kupfer in Octav-Format. Erstern ziert eine passende Vignette, und Letzteres bezeichnet entweder eine theatralische Gruppe, oder eine Figur mit dem Kostume irgend eines Zeitalters: das auch illuminirt werden soll, wenn es die Umstände erfordern.

Der Preiß eines Jahrgangs von 12 Heften ist 2 Rthl. — an Gold, den Louisd'or zu 1 Rthl. — gerechnet. Diesen Betrag bezahlt jeder Interessent beim Empfang des ersten Heftes.

Alle Löbliche Postämter und Buchhandlungen, oder wem es sonst noch gefällig seyn sollte, die Distribution derselben zu übernehmen, erhalten die gewöhnliche Provision für ihre Bemühung, und wenden sich gefälligst

an die Käyserl. Reichs-Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition in Hamburg, welche die monatliche Versendung an alle resp. Post-Aemter in und ausser Deutschland übernommen:

— — Herzogl. Zeitungs-Expedition in Gotha. Auch an folgende Buchhandlungen:

nach Berlin, an Herren Hand und Spener;

— Frankfurt am Mayn, an Herrn Herrmann;

— Hamburg, an Herren Herold;

— Leipzig, an Herrn Barth;

— Nürnberg, an Herren Felsecker;

— Prag, an Herrn Barth;

— Strasburg, an die academische Buchhandlung;

— Wien, an Herrn Stuhl, oder

Dramaturgische Monate

Dritter Band

von

Johann Friedrich Schink

[illegible]

Schwerin

im Verlag der Bärenschen Buchhandlung 1790

Dramaturgische Monate

Vierter Band

von

Johann Friedrich Schink

EIGENTUM DER
K. UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Schwerin
im Verlag der Bodnerschen Buchhandlung 1790

BIBLIOTHEK DER
K. UNIVERSITÄTS.
BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Dramaturgiſche Monate.

Vierter Band.

Erſtes Stük.

XL.

Am neunten, zehnten und eilften Merz, die Wiederhohlung des Schauſpiels: Frauenſtand.

Wenn der Karakter der Hofrätin in dem Schauſpiel: Frauenſtand, hier in Hamburg, troz ſeiner Idealität, dennoch Senſazion machte, ſogar, während der Vorſtellung, täuſchte, uns, vor der Bühne, gleichſam ſeine Erzengelnatur vergeſſen ließ: ſo hat das Spiel der Madam Schröder an dieſer Täuſchung und Vergeſſenheit einen ſehr groſſen Antheil. Ihr Blik, ihr Ton, und die ganze Art, mit der ſie die Nibermenſchlichkeit dieſes Karakters entfaltete,

war Blik, Ton und Art unſerer Welt; und ſo lange ſie uns dieſes Tugend- und Hoheitsmuſter vorhandelte, lieſſen wir uns auch überreden, dieſes Exfrauenzimmer könne doch wohl zu den Weſen unſrer ſublunariſchen Erdkugel gehören.

Das ſoll nun kein Kompliment für die Schauſpielerin auf Koſten des Dichters ſeyn. Es iſt nie meine Art, irgend Jemand ein Verdienſt anzurechnen, das er nicht hat; irgend einer Perſon, ſelbſt einer Dame nicht einmahl, ein Lob zu ertheilen, für das ich keine Gründe habe; und ſo mag denn die nähere Entwiklung deſſen, was Madam Schröder aus dieſer Rolle machte, die Wahrheit meiner Auſſage beſtätigen.

Gleich ihr erſter Auftritt karakteriſirt ſie, als die Frau, die die Würde ihres Geſchlecht blos in der treuen Ausübung menſchlicher Pflichten, nicht in einem idealen Tugend- und Hoheitsprunk ſezt. Aus Gefälligkeit für ihren Mann, der gern Figur machen will, iſt ihr Anzug gepuzter und brillanter, als er wohl ſonſt für eine Frau, die ſich auch um die kleinſten Angelegenheiten des Hausweſens bekümmert, ſogar in der Küche und am Feuerheerd ihr Weſen treibt, paßt, und überhaupt mit ihrer Flitter- und Schimmerfreien

Denkart

Denkart übereinstimmt. Aber selbst dieser gesuchtere, gallantere Hauspuz ist bei der Künstlerin Wiederschein der edlen Symplizität, die ein Hauptzug im Karakter der Hofrätin ist, und die all ihr Denken und Empfinden, ihr Reden und Handeln bezeichnet. Die Kunstlose, einfache Frisur, ohne Schmuk, Blumen und Federnstand, der Schnitt ihres Kleides, zwar modern, aber doch nicht der neueste des Modejournals; die Garnirung desselben, zwar gustos, aber doch nicht prunkend und flimmernd; kurz, die ganze Anordnung ihres Puzzes, bestätigen die Bescheidenheit, die ihre Augen, ihre Dikzion und ihr Betragen ankündigen.

Sie kömmt, ihrem übellaunigen, verstimmten, mit aller Welt und sich selbst unzufriedenen Manne einen guten Morgen zu bieten. Dieser, durch eine moralische Vorlesung seines Onkels über seine unselige Sucht nach Flittergrösse, seine unordentliche Lebensart, und die Vernachlässigung seiner liebenswürdigen Gattin, mehr als jemals, in seine peinliche Unbehaglichkeit versenkt, erwiedert ihren freundlichen guten Morgen kalt und frostig. Dennoch bleibt ihre Freundlichkeit dieselbe. Selbst, als er sich diese bestimmten

Morgenzusammenkünfte für die Zukunft verbitet, und, auf den Fuß der grossen Welt, nur zufällig mit ihr zusammentreffen will, zeigt sie ihm noch ein gefälligläcbelndes Gesicht. Sie gebietet dem kleinen Wölkchen, das, bei dieser neuen Verkümmerung ihrer häuslichen Freuden, leicht auf ihrer Stirne schwebt, zu entschwinden, nimmt einen muntern und schäkernden Ton an. Aber auch dieser muntre, schäkernde Ton bleibt ohne Wirkung, mit trokner Höflichkeit verläßt er sie, und sie und der Onkel, gleich getroffen von diesem unfreundlichen Betragen, bleiben zurük.

Zärtlich bekümmert sieht sie ihm nach, läßt dann ihren sanftgetrübten Blik auf ihren Busen sinken, die Hände leicht ineinander geschlungen, ohne ein Wort zu sagen, ohne einen Laut von sich zu geben, ein Bild stilleidender Geduld. Onkel Lestenfeld, an ihrem Kummer väterlich theilnehmend, beobachtet sie, sucht durch Gespräch ihr gepreßtes Herz zu erleichtern, und beginnt es mit der Bemerkung: "der Vetter ist "übel aufgeräumt." Ihr Blik bleibt gesenkt, ihre ineinander geschlungnen Hände behalten ihre Lage; ein leiser Seufzer hebt ihre Brust, und

ein

ein wehmütiges: "Sie haben Recht!„ ist alles, was sie erwiedert. Mehr erlaubt sie sich nicht, im Gegentheil geht sie in den Ton ruhiger Unbefangenheit über, der sogar nach und nach heiter und frei wird, als der Aufseher über ihr Landgut kömmt, und ihr von dem blühendem Zustande desselben Nachricht bringt. Jezt erwacht sie, wie zu einem neuen Leben, spricht mit Enthusiasmus von diesem ihren Lieblingsaufenthalte, von den Freuden, die dort ihrer warten. Dort kann sie das Glük des häuslichen Lebens rein und unverfälscht geniessen. Dort ist auch ihres Gemahls Herz offen für diesen Frohgenuß, dort ist er Mann und Vater. Mit Entzükken sieht sie der künftigen Woche entgegen, wo ihr eigentliches Seyn wieder beginnen wird; wandelt schon im Geist an ihres Mannes Arm durch Feld und Hayn, sieht schon in Gedanken den jugendlichen Vergnügungen ihres Kleinen zu, wie er mit dem von ihr selbst gestrikten Nezze Fische fängt, und ihr triumphirend seinen Fang erzählt. Ihr ganzes Wesen ist Fröhlichkeit und Wohlbehagen, ganz Leben und Feuer. Im rosenfarbnen Licht erscheinen alle Gegenstände um sie her. Der Geist der innigsten Zufriedenheit haucht aus

ihrer Kehle. Schwärmerisch und begeistert strömt der Ton ihrer Stimme von ihren Lippen:

„Dort kömmt alles mir freudig entgegen. Die Alten grüssen mich vertraulich, rasch hüpfen die Kinder vor mir her. Da seh' ich Menschen, denen ich Gesundheit gegeben habe durch Arzenei und Trost; Frucht, die ich pflegte, Bäume, die mein Augusst sezte, eine Laube, worin er arbeitet.„

Ein sanftes Rot überzieht ihre Wangen. Die süsse Empfindung, glükliche Menschen gemacht zu haben, und noch machen zu können, blinkt in milden Strahlen aus ihren Augen. Die Vorstellung vom Wiedergenuß langentbehrter Glükseligkeit im Schooß ländlicher Ruhe und Einfalt, giebt ihrer Phantasie immer mehr Lebhaftigkeit, dem Ausdruk ihrer Empfindung immer mehr Sanftheit und Melodie:

„Hab' ich den Tag emsig und nüzlich vollbracht, und mein Augusst ist zufrieden mit mir: so leuchtet der Strahl der Abendsonne so schön zu unserm kleinen Mahle. Alles zieht aus den Feldern heim zu seinen Hütten; der segnende blaue Duft ruht auf der ganzen Landschaft. Wenn nun die Abendglokke

glokke zu Dank, Zufriedenheit und Ruhe ruft, dann fühle ich mächtig: ich bin ein glükliches Weib!„

Voll von diesem Gefühle hat sich rings um sie her die Szene verändert. Alle andern Erinnerungen sind in ihrer Seele schlafen gegangen. Leichter, als athmete sie schon den reinern Odem der Natur, hebt sich ihre Brust. Heiter, als blinkte schon der Strahl der aufgehenden Sonne darin, lächeln ihre Augen. Sie lebt und webt schon in ihrem Elysium. Onkel Lestenfeld muß ihr versprechen, mit ihr zu ziehen. Da will sie ihm das Zimmer zurecht machen lassen, was die Aussicht auf die Landstrasse hat. Gleich darneben will sie eine Voliere anlegen, daß die Vögel ihm die Grillen wegsingen können, wenn Nebel und Regen ihn zu Haus halten; und über ihre Blumen soll ihm die Souverainität aufgetragen werden. Sie wird einen Freund mehr haben, der an ihren Freuden Theil nimmt, ein Gefühlvolles Herz mehr, für das Genuß der Natur Interesse hat. Diese Sorgen- und Kummerfreie Stimmung dauert fort, bis einige Winke des Onkels sie wieder an ihre vergeßnen traurigen häußlichen Verhältnisse erinnern. Er

ſagt ihr, wiewohl ſchonend und nur fern andeutend, daß es ihm in ihren vier Wänden nicht mehr ſo gefällt, wie ſonſt; daß er ſich nach einem Kreiſe ſehnt, wo er Pflege, als Produkt der Anhänglichkeit, nicht als Almoſen empfängt; nach einem Geſchöpfe, das ſich an ihn ſchließt, mit Herzensergebenheit ihn durch das Leben gleitet. Er hat einen Ring, ſein Weib trug ihn, den ſeinen hat ſie mit in's Grab genommen. Er kennt ein Mädchen, dem er ſeines geliebten Weibes Ring wohl übergeben möchte. Dieſes Mädchen kennt auch ſie, es iſt ihre Schweſter. Ihr ſoll ſie dieſen Ring geben und ſie fragen, ob ſie ihn annehmen will? Will ſie nicht, ſo geht er mit ihm in's Grab. Dies iſt ſein Auftrag, er geht, und läßt die ſanfte Dulderin allein.

Mit beflortem Blik betrachtet ſie den anvertrauten Ring, ſtekt ihn langſam an den Finger, und traurige Ahndungen klemmen ihr Herz zuſammen. Ihr Auge, halb empor gehoben, verräth, was in ihr vorgeht; Schwermut ſchwimmt in ihm, und leiſe haucht ſie dieſe Schwermut in den Worten aus:

"Es gefällt ihm nicht mehr bei uns.„

Nach einer kleinen Pauſe bricht ſie mit bedeutendem Akzent in die Frage aus:

"Warum?„

Und mit dem innigſten Tone des Gefühls, der zu erkennen giebt, daß das darum für ſie kein Geheimnis iſt, beantwortet ſie die ſich ſelbſt aufgeworfne Frage:

"Es iſt freilich manches anders worden.„

Tiefſeufzend wiederhohlt ſie ſich's:

"Manches!„

Gepreßter, ſchmerzlicher ſezt ſie hinzu:

"Und dadurch verlier' ich ihn.„

Und, Blik und Stimme ſinkend, fährt ſie fort:

"Wenn ich ferner ſo verlieren ſollte!„

Indem tritt der Hofrat ein, und ſie preßt einen neuen Seufzer zurük. Ihr Trübſin weicht, lächelnd geht ſie ihm entgegen, Lieb' und Ergebenheit iſt in allen Zügen ihres Geſichts ausgedrükt. Die Arme! ſo viel ſie auch geahndet hat, den Schlag ahndete ſie nicht, der ſie jezt treffen ſoll. Zwar prophezeihte ihr ihr weiſſagendes Herz noch manchen Verluſt, aber den Verluſt ihrer einzigen, lezten Freude, den ſah ſie nicht voraus. Ihr Landgut iſt verkauft. Die ſchöne Hofnung zum Genuß ungetrübten häus-

lichen Friedens, ſie iſt dahin! Nicht mehr wird ihr Alt und Jung freundlich entgegen kommen, nicht mehr ländliche Geſundheit und Frohſinn ihr dankbar entgegen lächeln. Sie wird keine Frucht mehr pflegen, nicht mehr unter ſelbſt gepflanzten Schatten ſizzen, nicht mehr der Morgenſonne zuvorkommen, nicht mehr, von ihrem Abendſtrahl beleuchtet, ihr ländliches Mahl einnehmen! Vorbei ſind nun die Träume, auf einige Wochen den Mann ganz zu beſizzen, den ihre Seele liebt; an ſeiner Seite ſich des Seegens ihrer Felder und Gärten zu erfreuen, mit ihm zu ſäen, Unkraut auszujäten, zu ernten, Blumen zu pflükken, Früchte zu brechen. Umſonſt hat ſie das Fiſchnez geſtrikt, ſogar ihr Kleiner, kömmt um ein Vergnügen, für das er ſo leidenſchaftlichen Hang hat. Dem guten Onkel wird kein Zimmer zurecht gemacht, keine Voliere angelegt, nicht die Souverainität über ihre Blumen anvertraut werden. Ach! in dieſer einzigen verkümmerten Freude, auf ihrem Gute zu leben, liegt der Verluſt aller ihrer Freuden. — Ganz verliert ſie nun den geliebten Mann, ganz den Freund, dem ſie ſo gern eine Stäte in ihrem Hauſe bereitet hätte. Und ihr Kind, ach! auch

das muß seine liebsten Wünsche entbehren. Wahrlich! diese Prüfung ihrer Toleranz ist die härteste, die sie bisher traf. Sie mit Gleichmut aufnehmen, auch hier ihre Empfindlichkeit nicht laut werden lassen, ist ein Kunststük, dem sich selbst die größte Virtuosin in der Geduld nur mit grossem Kampf unterziehen würde. Aber sie thut es; bei dem Dichter mit einem Heroismus, der über die Gränzen der menschlichen Natur hinausgeht, bei der Schauspielerin aber mit dem Sträuben, durch das sie wieder zu der Natur herabsteigt, über die sie der Dichter empor gehoben hat.

Die Nachricht von dem Verkauf ihres Gutes beugt sie in eigentlichem Verstande, zerknikt auch das kleinste Blümchen von Freude, das auf ihrem Gesichte eben wieder aufzublühen schien. Ihr unwillkührlich zurükwankender Fuß, ihr gepreßtes Athemhohlen, ihre peinlich zusammengedrükten Hände bewähren auffallend und einleuchtend, wie sehr diese unerwartete Hiobspost sie trift. Wehmütig schlägt sie die Augenwimpern auf, eine halbe Thräne zittert darunter hervor; leis' und schmelzend bricht ihr Schmerz aus:

„Ach Augustl!"

Und

Und mit dem unverhohlenem Ausdruk des gekränkten Herzens, doch nur sanft vorwerfend, klagt sie weiter:

"Eben wollt' ich dich fragen, ob wir nicht die andre Woche hinausziehen würden."

Dann dringender, wärmer, ausströmender:

"Vorhin war der alte Werner *) bei mir. Es soll alles so gut stehn, die Früchte, die Saat! Ach! es soll dies Jahr reizender seyn, als jemals."

Was ihr diesen Verlust noch empfindlicher machen muß, ist ein gänzlicher Mangel an Theilnahme von dem Unartigen, der sie mit jedem Tage um eine neue Freude ihres Lebens bringt. Schmeichelnde Uiberredung, herzliches Mitempfinden, Achtung für den Kummer, der unsre Augen trübt, Bemühung, ihn zu lindern, und seine Last zu erleichtern, läßt uns auch den empfindlichsten, den schmerzlichsten Verlust mit einer Art von Ergebung ertragen, macht uns, wenigsten auf eine Zeitlang, vergessen, was wir verlieren. Aber dumpfe Verschlossenheit gegen unser Leiden, trotzner Widerspruch unsrer gereizten Empfindlichkeit,

*) Der Aufseher über das Landgut.

keit, kalte Bestrembung bei unserm Schmerz über eine uns verkümmerte Freude: erhöht die Größe unsres Verlustes, wir sträuben uns um so mehr dagegen. Dies ist hier der Fall. Hofrat Lestenfeld scheint nicht nur des Kummers seiner Gemahlin gar nicht zu achten, er äussert sogar Verdruß darüber; denn er deklamirt gegen ihre Liebe zu diesem ländlichen Aufenthalte, sezt ihren Geschmak daran herunter, schilt ihr Paradies einen ennüyanten Winkel; und, als sie mit Feuer und Wärme darauf erwiedert:

"Ach! so schien es mir niemals!„

findet er es unbegreiflich, kann nicht fassen, wie Strohdächer, Gras und Armut einen Seelenerhebenden Anblik gewähren können. Umsonst sucht sie ihn durch die schöne und wahre Bemerkung zu widerlegen: "daß die einfache Natur die Seele stärkt, wie Grün das Auge;„ umsonst fügt sie zu dieser Bemerkung eine andere, tief aus ihrem Herzen quellende hinzu:

"Dort genossen wir uns Tage, hier — kaum halbe Stunden;„

er beharrt auf seinem troknen Machtspruchston, und vermehrt ihre Empfindlichkeit noch durch die kalte, halb bittre Frage:

"Also

„Alſo, du wirſt mir es nicht verzeihen, daß ich das Gut verkauft habe?„

So kalt behandelt bei ihrem empfindlichſten Verluſte, ſo äuſſerſt untheilnehmend bei dem Kampfe, den ihr dieſe Aufopferung koſtet; ſo mannichfach vernachläſſigt und zurükgeſezt: wie kann ſie, wenn ſie nicht zum Geſchlechte der Engel, wenn ſie wirklich zu uns gehört, anders, als die gekränkte, unartig mitgeſpielte Frau reden und handeln? Unter ſolchen Umſtänden muß auch die ſanfteſte weibliche Natur aus ihrem Geleiſe treten, ihre Unterdrükkung fühlen, ſich dagegen ſträuben, und laut darüber werden. So müſſen wir wenigſtens nach den Beobachtungen und Erfahrungen ſchlieſſen, die wir täglich ſowohl über weibliche, als menſchliche Natur überhaupt, zu machen, Gelegenheit haben. Wenn alſo Herrn Iffands Sophie Leſſenfeld von allem, was wir beobachtet und erfahren haben, gerade das Gegentheil thut, ihre äuſſerſt gereizte Empfindlichkeit in ſich zurükpreßt, das Gefühl ihrer Unterdrükkung verleugnet, dem kalten, unhöflichen Freudenräuber ſogar ein heiter lächelndes Geſicht zeigt, und ihm verſpricht, ihn über ihren Verluſt weiter keine Klage hören

zu lassen: so ist das ein Kunststük, das wir der weiblichen Natur nicht zutrauen, dessen wir den Menschen überhaupt, so lange er nehmlich unter dem Monde herumwallt, schlechterdings nicht fähig halten. Wenn sie vollends, da dieser von der kleinen Sucht nach Flitter und Schimmer gänzlich verdrehte Schwächling mit ein paar brillantnen Ohrringen die ihr eben gestohine Lieblingsfreude zu ersezzen glaubt, ihre Tolerang so weit treibt, daß sie diesen elenden Tand, der sie ihr Paradies kostet, auf der Stelle einhängt, um seiner Prunk- und Prachtliebe ein Kompliment zu machen; wenn sie über den sämmtlichen Vorwurf, daß sie in Gesellschaften nur das Verdienst einer Hausfrau zeigen kann, lächelt, schäkert; und in einem Tone der Herzlichkeit, Traulichkeit und Frohheit mit ihm spricht, als hätte sie kein unfreundliches Wort aus seinem Munde gehört, als hätt' er ihr nichts genommen, was ihr lieb war, obschon seine Unfreundlichkeit und ihr Verlust tief in ihr Herz schneiden: so sehn wir uns wieder mit grosser Verwunderung an, wie dieser Seraph im Weiberrokke sich zu uns armen Erdensöhnen und Erdentöchtern verirrt hat?

In der Darstellung der Madam Schröder rükt indes diese Tochter einer höhern Region unsrer Zone etwas näher. In ihrem Gesicht bleibt immer eine kleine Falte des Grams zurük. Sie lächelt, aber ihr Lächeln läßt mehr wie ein Lächeln; wenigsten lächelt der Frohsinn nicht so. Ihrem freiem, munterm Tone hört man die Mühe an, die sie sich giebt, zu verbergen, was sie nagt. In der Versicherung, daß sie das verlohrne Gut nicht üblen Mutes machen soll, ist Anstrengung sichtbar, so wie in der Gefälligkeit, mit der sie die Brillanten auf der Stelle in ihre Ohren hängt. Sie sagt und thut alles, was ihr der Dichter vorgeschrieben hat, aber weniger ideal, minder überirrdisch. Sie sucht zu vergessen, was sie verlohren hat, aber sie vergißt nicht. Es wird ihr schwer, zu verbergen, was sie drükt, abzuziehn ihre Gedanken von dem Verluste ihrer lezten und reinsten Freude. Geberde, Ton und Spiel haben einen Anstrich von Trübsinn, von Gepreßtheit und Wehmut; und weder ihr angenommenes Lächeln, noch der nachgeahmte Ton der Heiterkeit sind so treu, daß wir nicht sehen sollten, sie empfindet, wie ein Weib in ihrer Lage empfinden muß, das Gefühl hat für Vernachläs-

sigung,

sigung, für tägliche Schmählerung ihrer Wünsche und Hofnungen.

Durch diese Behandlung tritt sie denn nun auch uns, und wir ihr näher. Unser Mitgefühl für ihre Leiden und Freuden, für ihre Prüfungen und ihr Ausharren, ist nun um so herzlicher, inniger und wärmer, da sie Menschen ähnlich empfindet, mit menschlichen Schultern trägt, und überall, selbst während ihres größten Heroismus, — wie Blik, Geberde und Ton andeuten, — der leidenden Natur ihr Recht wiederfahren läßt.

Die Szene rükt weiter. Der arme Mann — denn, wahrlich! wer der ärmlichen Begierde, ein glänzendes Haus zu machen, ein Mann von Einflus zu heissen, in den Vorzimmern der Grossen zu paradiren, und mit einem traulichen Kopfnikken von ihnen beehrt zu werden, häusliche Freude und häusliche Glükseligkeit aufopfern kann, ist, in eigentlichem Sinne des Worts, wahrhaft arm; — der Bedaurungswürdige Kämpfer um das geschäzte Nichts einer eitlen Ehre, muß sich verschiedenemal krümmen und winden, um die Kleinlichkeit seiner Stekkenreiterei in den Augen seiner sanften, wahrer und

richtiger empfindenden Gattin zu rechtfertigen. Sie zu beruhigen, und nicht ganz in ihrer Meinung von ihm zu sinken, versichert er sie seiner fortdauernden aufrichtigen Zuneigung. Nur protestirt er — der arme, arme Mann! — gegen jedes zu bürgerliche Ehestandsverhältnis, gegen zu Hausesszen und Attentionenspiel, wie er's nennt. Es erschlaft, nach seinen, durch ein elendes Vorurtheil eingeengten Begriffen, die Seelenkräfte, und strebt gegen den Plan der Erhebung seiner Familie. Mit diesem jämmerlichen Trost entfernt er sich, um an der Toilette einer — **Rauning** seinem kläglichen Gezzen, **Großsucht**, ein paar Weyhrauchkörnerchen zu streuen.

Da steht nun die arme Verlaßne! Die gewaltsam zurükgehaltnen bittern Empfindungen ihres Herzens, die bisher nur in ihren schwer sich erhebenden Blikken, auf ihrer sanft umschatteten Stirne sichtbar waren, lösen sich jezt in tief aus dem Innersten ihrer Seele aufströmenden Klagen auf:

„Nun ist alle meine Freude dahin!„

In den weichern Ton der um jede Hofnung getäuschten Liebe übergehend, wird ihre Klage

milder,

milder, aber noch immer iſt ſie tiefes Gefühl des immer mehr dahinſchwindenden Glüks ihres Lebens:

"Auf dem Lande war er wieder derſelbe. Er zog Bäme an, lehrte ſeinen Friz, arbeitete, wie ein Mann, für ſein Vaterland!

Dann wieder mit dem Ausdruk der Troſtloſigkeit, die alles verlohren giebt:

"Jezt iſt es um alle Hofnung gethan!„

Sie ſezt ſich, ganz in den Gedanken ihres groſſen Verluſtes verſenkt. Ihr kleiner Friz hüpft freudig herein. Werner iſt da geweſen. Jezt wird es wieder zum Fiſchen gehn. Hart triſt ſie die Vorſtellung, daß auch dieſes Kind um ſeine Lieblingsfreude betrogen wird. Trüb ſinkt ihr Blik auf den armen Jungen herab, und mit mühſam unterdrüktem Schmerzenston erwiederk ſie ihm:

"Nein, mein gutes Kind!„

Friz, der nicht weiß, was vorgefallen iſt, beharrt unſchuldig naiv auf ſeinem Sinn. Ge preßter noch, als vorher, bemerkt ſie, wie ſehr das Kind an dieſem Vergnügen hängt. Die Nothwendigkeit, ihm ſchlechterdings alle Hofnung dazu zu nehmen, zieht die Falte des Kummers

in ihrem Geſichte dichter zuſammen. Schmerzlich wendet ſie ihr Geſicht von ihm ab, ergreift ſeine Hand, und mit Anſtrengung die Thränen zurükhaltend, ſagt ſie beklommen und ſchwerathmend:

"Nein, Fritz, wir gehn nicht hin."

Der gute Knabe, durch dieſe doppelte Verneinung äuſſerſt befremdet, glaubt ſeine Mutter auf ſich böſe. Ihn darüber auſſer Sorgen zu ſezzen, wendet ſie Kopfweh vor; und ſie muß ihn aufheben, damit er ihre heiſſe Stirn blaſen kann. Dieſe kindiſche Sorgfalt des Kleinen ſtimmt die Saiten ihres Herzens melodiſcher, mit herzlicher Ergieſſung umarmt ſie den Knaben, nennt ihn ihren guten Jungen, und eine leichte Heiterkeit kehrt in ihrem Geſicht zurük. "Iſt Mütterchen nun beſſer?" fragt Fritz. Ein ruhiges "Ja" iſt die Antwort, "mir iſt beſſer, viel beſſer." Geſtärkt durch die Liebe des Kindes zu neuen Prüfungen, ſteht ſie mit feſtem Tritt auf, und küßt ihren kleinen Freund wieder. Der Ton ihrer Stimme iſt der Wiederſchall des Troſtes, der ihre Seele mit neuem Mut, zu leiden und zu tragen, erfüllt:

"Du guter Knabe! Der Himmel erhalte dich mir, und gebe mir immer den Troſt deiner Liebe."

Wer

Wer iſt froher, als Friz? Nun iſt Mütterchen nicht mehr krank. Nun wird ſie mit ihm auf's Land gehn. Das Nez iſt fertig, ſie wird mit ihm fiſchen. Seine Augen funkeln für Vergnügen. Die gute Mutter beobachtet ihn eine Weile. Ihre Seele, wieder frohen Empfindungen offen, ſinnt, dem Kinde wenigſtens einen Erſaz für die Freude zu geben, die es entbehren muß; ſeinem verlohrnen Vergnügen ein anderes unterzuſchieben. Sie erinnert ſich eines Kirſchbaums in ihrem Hofe, deſſen Früchte der Knabe gern iſt, von dem ſpricht ſie zu ihm. Die Raubvögel freſſen ihn ganz leer; das zu verhindern, würde das Fiſchnez treffliche Dienſte thun. Man ſpannt es über den Baum, und Friz behält ſeine Kirſchen. Dieſe Idee iſt eben ſo fein, als ſie natürlich iſt. Um Kinder eine verdorbne Freude vergeſſen zu machen, darf man ihre Gedanken nur davon ab, und auf eine neue lenken, die ihre Phantaſie in Thätigkeit ſezt. So iſt es auch bei Friz. In dem Augenblik, da das Wort, Kirſchbaum, in ſeine Ohren fällt, und die neue Anwendung des Nezes ihm beſchrieben wird, iſt auch die ganze Fiſcherei aus ſeinem kleinen Köpfchen verſchwunden; der

Baum, mit dem Reize bekleidet, zu dem die bösen Vögel nun nicht mehr zukönnen, pflanzt sich vor seine kindische Phantasie, und vergessen ist, wovon sein Gehirnchen noch eben ganz voll war. Er kann es kaum erwarten, bis der Plan, der seinem Schlekkermäulchen die Kirschen erhält, ausgeführt ist; er zieht die Mutter am Rokke, und will diesen Plan auf der Stelle in's Werk gesezt sehn.

Die Anwendung, die der Dichter seine Sophie von dieser leichten Bereitwilligkeit des Knabens, seine Unterhaltung zu wechseln, machen läßt, ist eben so fein, als die Idee, die sie veranlaßt; und wird von der Schauspielerin, die ihren Dichter vollkommen versteht, eben so fein ausgeführt. Sie hat ihren Zwek erreicht, das Kind ist beruhigt, zufrieden sogar. Froh blikt ihr Auge himmelwärts, mit freudiger Rührung faßt sie die Hand des Knabens, lächelt ihm mütterlichmild an, und athmet eben so mild ihre Rührung von ihren sanft sich öfnenden Lippen in den Worten aus:

"So willig wechselst du deine Freuden — und ich sollte eigensinniger auf dem Spielwerk meiner Seele beharren?"

hebt

hebt dann mit einem festen "Nein„ das liebe Kind auf, küßt es, und eilt, durch Geberd' und Ton die menschlichedle Reflexion ihres schönen Geistes und Herzens bestätigend: "daß, wer ganz für andre lebt, am meisten für sich selbst lebt,„ heiter und schnell mit ihrem Lieblinge davon.

So vortrefflich nun auch diese Wendung in Cyprienens Charakter an und für sich schon ist, so viel Ehre sie auch dem Dichtungsgeiste ihres Urhebers macht: so erhält sie doch durch die menschliche Vorbereitung der Künstlerin, mit der sie die vorhergegangnen allzu idealen Züge des Dichters zu unsrer Natur herabstimmt, erst ihre volle Wahrheit. Sie scheint uns nun nicht mehr überirdische Anspannung, sondern die natürliche Folge ihrer zarten Empfindlichkeit, die zwar von der Veranlassung ihres lezten und einzigen Lebensgenusses mächtig ergriffen wurde, aber zugleich auch aus der Bereitwilligkeit, mit der ihr Kind einer ihm eben so am Herzen liegenden Unterhaltung entsagt, für sich eine Lehre zieht, und in der eben, statt der verlohrnen, untergeschobnen Freude einen Ersaz für den Verlust der übrigen findet.

Der Entschluß, ganz für andere zu leben, anderer Glük zu ihrem Glücke zu machen, und gern zu entbehren, wenn die Geliebten ihres Herzens nur dadurch genieſſen, wird in der edlen Frau bald zur That. Traurige Nachrichten von dem Verfall ihrer häuslichen Angelegenheiten ängſtigen ihr Herz. Sie erfährt, daß es nicht blos kleine Unordnungen ſind, die ihre häusliche Oekonomie zerrütten, daß es wirklich ſchlimm, ſehr ſchlimm ſteht. Man ſpricht ſogar von einem Konkurs. Und wollte ſie auch zu ihrem Troſte zweifeln, daß es ſo arg ſey, ſo beſtätigt doch mancher andere Umſtand dieſe Vermutungen nur allzu ſehr. Ihr unbeſonnener verblendeter Mann hat ſich oft und vielfältig an eine kleine, geringfügige Summe erinnern laſſen, und ſie immer noch nicht bezahlt. Ein Zufall führt ihr dieſen Schuldner zu, ihn endlich einmahl zu befriedigen, giebt ſie ihren Ring her. Aber damit iſt leider! nur wenigem Unglük abgeholfen. Je mehr Erkundigungen ſie einzieht, deſto bedenklicher lauten ſie. Den Untergang aufhalten, die Gefahr abwenden kann und wird ſie nicht. Alle Bemühungen dazu, ſind vergebens. Sie hat gethan, was ſie konnte, hat nachgeholfen, wo ſie vermogte,

durch

durch geheime Thätigkeit, durch stilles Wirken; aber vergebens! Auch das Gut, auf dessen Blüthe und Aufrechthaltung sie so viel verwandte, ist nun hin, alle daran gewendeten Summen nun vergebens angelegt. Ach! sie verliert viel, viel mit diesem von ihr schöner und wohlhabender eingerichteten ländlichen Aufenthalte; traute liche Unterhaltung mit dem Manne, frohes Sichselbstleben, Verbreitung fremder Glücks um sich her, Hofnung zur Wiederherstellung des langsam entschwindenden Wohlstandes ihres Hauses. Mit gedrücktem Herzen gabe sie das alles auf, aber, weil es sein muß, mit Zusammenraffung aller ihrer Kräfte.

Sie will sich bemühen, zu vergessen, was einmal dahin ist, will nicht mehr klagen, sondern handeln; sehen, wie sie Unheil wenigsten mildern, Unglück erleichtern kann. Aber ihm verborgen will sie wirken, ihn nicht ahnden lassen, daß sie weiß, wie nah seinem Untergange ihr Haus ist; er soll nicht erfahren, wie lange sie schon seinem schönen Thun entgegen gearbeitet hat. Das würde ihn beschämen, und beschämen mag sie ihn nicht. Genug, wenn er ihr, erwacht er einst von seinem Rausche, Ge-

rechtigkeit wiederfahren läßt, sie dieselbe findet, der er am Altar Lieb' und Treue gelobte; wieder Mann und Vater wird, wieder den Freuden des häuslichen Lebens sein Herz öfnet: dann hat sie alles erhalten, was sie wünschte, dann geht ihr Glükssternen von neuem auf. Bis dahin will sie dulden und wirken. Und kämen der Prüfungen auch noch härtere, der Entsagungen noch wichtigere: sie nimmt es auf mit dem Schikſal, sie will tragen und übernehmen: sollt es sie auch noch so viel kosten!

So vorbereitet auf jede neue Prüfung, steht sie da, feste Entschlossenheit in allen Zügen ihres Antlizzes sichtbar: als ein Bedienter die Hauptursacherin alles ihres Unglüks, Mamsell Manning, meldet. Der ehrliche Kerl, der die saubre Dame nur zu gut kennt, läßt seine Galle über sie aus, und will sie abweisen. Aber, so peinlich auch Sophien in ihrer izzigen Situazion der Anblik dieser Verführerin ihres Mannes ist, sie unterdrükt ihren aufsteigenden Unmut, und erklärt mit Würde und Bestimmtheit:

"Sie wird heraufgeführt."

Es ist ihres Mannes Freundin, und als eine solche kann sie es nicht dulden, daß ihr Gesinde über

über sie spottet, daß sie verächtlich behandelt wird. Ernst bestrafend verweißt sie dem Bedienten seine Dreistigkeit:

"Nehm' er sich nicht heraus, mit mir über Leute, die das Haus besuchen, zu scherzen. Uiber diese Unanständigkeiten werd' ich mich gegen meinen Mann beklagen, wenn er sie fortsezt. -- Gehe er entgegen."

Aber sobald der Bediente fort ist, zeigt ihre Miene auch wieder, wie sauer ihr diese Anstrengung wird:

"Guter Himmel! — ruft sie mit einem tiefen Seufzer — gieb mir Geduld! Sie könnte mir nötig werden."

Mamsell Rauning tritt ein. Sie empfängt sie höflich, aber nicht freundlich; mit Anstand, aber mit feiner Zurükhaltung. Auch ist Freundlichkeit und geselliges Vertrauen gegen eine Person, die sie zu verachten, Ursach hat, für eine offene, der Verstellung unerwehnte Seele, schlechterdings unmöglich. Die beleidigte und gekränkte Frau, von einem edlen Stolze, von Nachsicht gegen die Verirrungen des Mannes geleitet, kann ihre Nebenbuhlerin toleriren, sie gefällig und artig in ihr Haus aufnehmen, ihr eine

freie,

freie, heitre Stirn zeigen, aber ihr, wie einer Freundin begegnen, sie mit Herzlichkeit bei sich bewillkommen, einer solchen Verleugnung ist nur eine Romanheldin fähig, keine Frau, wie sie die menschliche Natur giebt. So dachte Madam **Schröder**, als sie sich den Karakter der **Hofrätin** entwikkelte, und so dachte sie wahr. Bei aller Anstrengung, über sich selbst und die Empfindungen zu herrschen, die der Anblik eines so verächtlichen, für das Glük ihres Lebens so gefährlichen Geschöpfs in ihr rege machen muß; bei aller ihrer Bemühung, nicht sichtbar werden zu lassen, was ihren Busen schneller empor steigen, ihr Herz unruhiger schlafen heißt, verleugnet sie doch nie die mächtigere Menschheit. Bald verräth ein stärker fixirender, nicht von Verachtung freier Blik, bald ein unwillkührlich schneidenderer Ton, daß die Unterhaltung mit einer so zweideutigen Kreatur ihr lästig wird; daß sie ihrer gern überhoben wäre. Von dieser Art sind die Stellen, wenn diese älternde Kokette sie tadelt, daß sie für ihren Mann bezahlt, ihr zu verstehen giebt, daß sie das nicht thun sollte, und sie darauf erwiedert:

"Das sollte man nicht sagen;„

wenn

wenn dieser perfiflirende, mit seiner Zunge nichts verschonende weibliche Satan, sogar seine vertrauteste Freundinnen durch die Hechel zieht, und eine Dame belästert, mit der er täglich zusammen ist, freundschaftliche Briefe wechselt; und sie seine Persiflage mit der Bemerkung beantwortet:

"Sie kommen täglich zusammen."

Beide Stellen haben in ihrem Munde den unwiderstehlichen Accent des Spottes, beide entfalten, gegen ihren Verfaß, die geheimen Empfindungen ihrer Seele.

In der gleich darauf folgenden Szene ist es vollends unmöglich, allen den Anmaßungen, aller der Bosheit Stand zu halten, womit diese hämische Höhnerin Persiflage und Schadenfreude über die arme Dulderin häuft; kaltblütig mit anzusehen, wie sie sogar mit dem hereingetretenen Hofrate das Rad spielt; ihn, wie einen kleinen Knaben, an dem Leitbande ihrer Kapricen hin- und herzerrt, und mit dieser ihn so erniedrigenden Herrschaft über ihn ihr in's Gesicht triumphirt. Auch vermag sie es mit aller ihrer Sanftheit nicht. Obgleich sich ihr Blik beim Eintritt des geliebten Mannes aufheitert, so trübt

er

er sich doch bald wieder, da sie sieht, welche Erniedrigungen er sich von dieser eitlen, herrschsüchtigen und verächtlichen Buhlschwester gefallen läßt. Mit der äussersten Anspannung kämpft sie den Eindrükken entgegen, die diese Impertinenzen auf sie machen; und alles, was sie über sich gewinnen kann, ist, daß sie ihre Aufwallungen, so viel, als möglich, der Kreatur selbst verbirgt, die ihre Frechheit zu einer so unbeschreibbaren Höhe treibt. Aber auch das gelingt ihr nicht ganz. Zeigt gleich ihre Miene, im Angesicht der ihr Hohn sprechenden Uibermüthigen, eine Art kalter Ruhe, so ist der Ton ihrer Stimme doch nicht ganz von der Bitterkeit rein, die ihr Blut vergällt; z. B., in der Antwort, auf die spöttelnde Frage, die jene aufwirft: "Maman, was machen Sie aus dem Manne? er ist so traurig:

"So wird er mir gegeben."

Selbst ihrem Manne kann sie die kleine Rolle, zu der er sich von einer Rauning herabwürdigen läßt, nicht ganz vergeben, noch den Schmerz, um eine solche Nebenbuhlerin sich vernachlässigt zu sehen, ganz unterdrükken. Das sagt, als die Rauning sie spizzig und höhnend des Hofrats

rats beste Freundin nennt, der mühsam zurükgehaltne Ton der Verlegenheit in den Worten:

"Die müssen erzogen, und nicht belehren wollen."

Endlich wird sie diese lästige, peinliche Gesellschafterin los. Aber die ungezogne, beleidigende Art, mit der sie sich entfernt, verbittert das Vergnügen, das sie über ihre Abwesenheit empfindet, auf eine höchstempfindliche Art. Ihr Herz strömt über. Zu lange hat sie sich Gewalt angethan. Ihre Empfindungen brechen laut, und unaufgehalten los:

"Nein, das ist zu viel! Ich muß mich erklären — ich will es."

Rasch geht sie auf und ab, mächtig bewegt und erschüttert. Diese Bewegung hebt die drükende Beklemmenheit, die die ganze Zeit über ihre Brust zusammenengte. Sie fühlt sich leichter und gut; und leichter und freier athmend, sieht sie nun auch die vorgegangne Szene in einem andern Lichte. Ihr Entschlus, sich zu erklären, stokt; Ueberlegung tritt an die Stelle der Handlung, zu der gereizte Empfindlichkeit sie bald hingerissen hätte. Nachdenkend frägt sie sich:

"Was

„Was will ich erklären?„

Sie geht langsam vorwärts, und bedächtlich und ruhig ruft sie sich zu:

„Sophie, keine Thorheit!„

Prüfend und genauer erwägend beleuchtet sie sie den Zweck ihres raschen Entschlusses:

„Warum Erklärung? Freilich hat sie sich thöricht benommen? Sie hat mich gekränkt, das ist gewis.„

Hier hält sie inne, winkt gleichsam die Szene der Kränkung wieder in ihre Phantasie zurük, und untersucht, worinn denn eigentlich die vermeinte Kränkung bestanden? ob sie es denn auch wert war, ihr eine trübe Stunde zu machen? In der Stimmung nun, in der sie sich jezt befindet, ihrer pressenden, bisher mit Kampf verschloßnen Gefühle los, muß natürlich auch diese Kränkung in ihren Augen sinken. Ihr Stolz erwacht wieder, und erhebt sie über jede Beleidigung, die eine Raunig sich gegen sie erlauben konnte. Sie sieht am Ende nur ihre Eitelkeit gekränkt; und Eitelkeit sollte den Meister über ihren Verstand spielen? Nimmermehr!

„Gekränkt? was? mein Herz oder mein Ansehn als Frau? Mag sie doch! Mein Herz

bleibt

bleibt ihm weit. Und so hätt' ich um gekränkte Eitelkeit mich entlären wollen? Wie klein hätt' ich ihm scheinen müssen!„

Mit edler Selbstanklage und dem bescheidnen Gefühl überraschter Schwäche fährt sie fort:

"Ach ja — die Summe unter die Rechnung gezogen, glauben wir oft ein Opfer gebracht zu haben, und unterlassen nur eine Thorheit.„

und schlägt dann, heitre Freude in Geberd' und Ton, ihr Selbstgespräch mit der sichtbar sie erhebenden Aufmunterung:

"Frischen Muthes, Sophie, du hast eine Schwäche überwunden!„

Unstreitig ist die Selbstüberwindung, durch die Sophie Lessenfeld hier die Stärke ihres Geistes und Herzens so brillant bewährt, keine der alltäglichen Tugenden ihres Geschlechts. Nach dem, was wir sie, vom Anfang ihrer Erscheinung bis jetzt, haben leiden und tragen, verlieren und entbehren sehn; nach allen den unfreundlichen Begegnungen von Seiten des Mannes, allen den Mißhandlungen von einer schadenfrohen, triumphirenden Nebenbuhlerin, muß ein solcher Sieg über schmerzlich beleidigte

Eitelkeit, tief gekränkte Liebe, und auf das höchste gereizte Empfindlichkeit, uns äusserst frappiren. Und mit Recht, denn es ist in der That mehr, als man gewöhnlich in der Welt zu sehn bekömmt. Indes, so selten und ungewöhnlich auch diese Höhe von weiblicher Toleranz seyn mag, so ist Sophiens Betragen doch nicht ganz ausser der Natur, wenn es nur einigermassen durch kleine Menschlichkeiten, das heißt, durch einzele lautgewordne Züge von Weiblichkeit — wie sie das Spiel der Madam Schröder angiebt — eingeleitet wird. Haben wir gesehen, daß sie die Kränkungen, die man ihr erwieß, nicht nur tief empfand, sondern sie, von ihnen überwältigt, auch wirklich äusserte; haben uns Geberd' und Ton von ihr gesagt, daß sie, troz aller Anstrengung zum Gegentheil, ihre vielfach gereizte Eitelkeit doch nicht ganz verbergen konnte: so haben wir sie auch für das erkannt, was sie seyn soll, für ein Frauenzimmer. Nun ist, was sie thut, nicht mehr ganz unfrauenzimmerlich, denn die erste Quelle davon ist wieder ihre Eitelkeit; obgleich eine Eitelkeit feinerer Art, die Eitelkeit, zu thun, was andere Weiber in ihrer Lage schwerlich thun würden;

durch

durch keine Schwäche ihrem Manne Gelegenheit zu verdienten Vorwürfen zu geben; durch immergleich-Toleranz und Güte über den Verirrten zu siegen, und für sich selbst die stolze Beruhigung zu haben: immer dem, zur Wiedergewinnung ihres verlohrnen häuslichen Glüks, von ihrem Verstande entworfnen, und von ihren Herzen gebilligten Plane treu geblieben zu seyn. Gehen aber diese kleinen Menschlichkeiten nicht vorher, ist sie durchaus Meisterin über ihre Aufwallungen geblieben, hat sie alle ihr angethanen Unfreundlichkeiten und Kränkungen immer und ewig mit einem freundlichen, gefälligen Gesichte begleitet: so ist sie auch kein Frauenzimmer mehr, so handelt sie auch jezt nicht aus weiblichen, sondern aus englischen Bewegungsgründen; und diese englischen Bewegungsgründe machen, was sonst sehr natürlich seyn würde, auf einmal sehr unnatürlich. Diese Unnatur aber benimmt ihrer Handlung auch das Anziehende, was sie für uns, als Menschen, menschlich begangen, haben würde. Das liebenswürdige Weib wird ein himmlischer Dämon, und, wo wir uns sonst mit herzlicher Ergebenheit anschliessen würden, fahren wir jezt kalt zurük, denn wir sehen ein Wesen, das nicht

zu uns gehört, das, aller Schwachheit entkleidet, unsre höchsten Begriffe von Duldung und Nachgiebigkeit weit hinter sich läßt.

In der Darstellung der hiesigen Schauspielerin aber ist es, wie ich bereits bewiesen habe, das liebenswürdige Weib, das handelt und spricht; und so erhält alles, was sie äussert und thut, eine ganz andere Gestalt. Nun kann ihr unsre Achtung und Liebe nicht fehlen; nun werden auch alle die folgenden Szenen ihrer Leidens und Tragens wahrscheinlicher vorbereitet, und ihre Idealität bekömmt einen Anstrich von der Natur, die um, unter uns zu Hause ist. Wenn sie nun dem Hofrat entgegen geht, als wäre nichts vorgefallen, mit einer Herzlichkeit zu ihm spricht, als hätt' er durch nichts ihrem Herzen weh gethan: so dünkt uns ihr Betragen weit weniger übernatürlich, denn die Art und Weise, wie sie zu diesem Benehmen kömmt, ist die Art und Weise ihres Geschlechts; die wirkende Ursach davon eine Eigenschaft, die, unzertrennbar von der weiblichen Natur, die Haupttriebfeder aller Neigungen, Leidenschaften und Handlungen ihrer Mitschwestern ist, und seyn soll; weil sie, wohlgeleitet und edel angewandt,

die

die Quelle der Liebenswürdigkeit wird, die ihr Geschlecht vor dem männlichen so auffallend voraus hat.

Vom edlen Stolz emporgehoben, von der Vorstellung, dem Irregeführten wieder Vertrauen und Liebe abzugewinnen, begeistert, ist ihr ganzes Wesen Güte, Freundlichkeit und Ergebung. Mit Liebevollem Lächeln begegnet sie seiner Unlaune, nimmt sie an dem Verdrusse Theil, den ihm ein Rechtshandel macht, bei dem er weder Gutes wirken, noch Ehre erwerben zu können glaubt. Mit Wärme und unwiderstehlicher Beredsamkeit spricht sie für die arme Familie, deren Sache er nicht übernehmen will, weil unsägliche Mühe, die feinste Wendung, und eines Engels Rednerkunst dazu gehören, ihre Rettung durchzusezzen, und am Ende doch kein Ruhm dabei zu erwerben ist. Der Gedanke, ihren Augustt, als Wohlthäter und Erhalter einer schon verlohren gegebenen Familie zu sehn, erwärmt und durchglüht ihre ganze Seele, erhöht die sanfte Ueberredung ihrer Augen, die Röthe ihrer Wangen, den Schmeichelton ihrer Stimme. Es ist der Blik, die Miene, der Laut eines Schuzengels, womit sie für die Unglüklichen an sein Herz spricht:

"O wie würden die Armen ihre Hände im Danigebet zu Gott ringen, wenn ſie Dich hatten! Du biſt gut, gerecht, volherzig! Auguſt, in welchem ſchimmernden Lichte ſtehſt du vor mir? Retter der Waiſen, der armen, entehrten Waiſen! Beſchüzzer einer guten, verlaßnen Frau. O ſchlag es nicht aus. Dieſe Handlung giebt unſerm Kinde einen Vormund, wenn wir ſterben!„

Getroffen von dieſem Ausdruch des reinſten Edelmuts, ſteht der Hofrat, in ihren Anblik verſunken, vor ihr. Hingeriſſen, drükt er ihre Hand, zärtlich überwallend, an ſeine Lippen, verſpricht, ſich der Sache anzunehmen, noch heute anzufangen; ſchließt ſie in ſeine Arme, und ſezt, gerührt und ſanft, hinzu: "ich bin nicht mehr verdrießlich.„

Dieſe Sichergieſſung ſeines ergriſnen und bewegten Herzens iſt ein erquikender Sonnenſtrahl auf die Nacht ihres bisherigen Kummers. Mit innigem Danke erwiedert ſie ſeine Umarmung. Entzükkung liegt über ihrem ganzen Geſichte verbreitet. Ihre Freude hat kaum Worte, ſich auszudrükken, ſchmelzend und weichtönend fließt ihre Empfindung über ihre Lippen:

"A u-

„Auguſt! du liebſt mich und biſt gut. Auguſt, du hoſt mich jezt ſehr glüklich gemacht.„

Sein Entſchluß erhält noch mehr Feſtigkeit. Auf der Stelle will er ſich hinſezzen und ſchreiben, daß er die Sache annimmt. Sophie rükt nun mit dem Antrage des Onkels heraus. Dieſer Plan zur Verheiratung ſeines Mündels überraſcht ihn ungemein. Auf dieſen Onkel hat er bei der Zerrüttung ſeiner Oekonomie gerechnet. Er hofte von ihm Unterſtüzzung. Nun will er heyraten, da braucht er ſein Vermögen ſelbſt. Uiberdem hat die Not ſeiner Lage ihn gedrungen, dieſes Mündels Brautſchaz anzugreifen; jezt wird er ihn herausgeben müſſen, gerade jezt, welche Verlegenheit! Dazu kömmt der Verdacht, daß Onkel und Frau ahnden, was vorgefallen iſt, daß ſie für ſein Mündel beſorgt ſind, und durch dieſe Heyrat dieſen Brautſchaz ſichern wollen. Das dehmütigt, ärgert ihn. Heftig und aufgebracht, läßt er Sophien ſeine Vermuthung merken. Der ängſtliche Ton, mit dem ſie dagegen proteſtirt, verſtärkt ſeinen Verdacht, er wird wieder unfreundlich, hart und ſchneidend. Unwillig heißt er ſie gehn, und ihren Auftrag

erfüllen. Diese peinliche Unruhe, in die des Onkels Entschluß ihn versezt, rührt sie. Sie sucht seiner Quelle nachzugraben, zeigt ihm Fassung auf alles, um den Sturm seiner Seele zu schweigen. Aber kalt stößt er ihre Trost darreichende Hand zurük. Sie soll thun, was ihr aufgetragen worden, dann will er sich weiter erklären. Ganz ihr Herz auf der Zunge, bemüht sie sich, ihn sanfter, milder zu stimmen, mit dem Laute der Liebe spricht sie zu ihm:

"Ist es eine Unannehmlichkeit, die du mir verbergen willst, wir wollen abwenden! Ist es ein Unglük? je nun — wir müssen dann suchen, frischen Mut zu bekommen. Rede, August!"

Sanft abspringend, nachgebend, und bescheiden sich zurükziehend, spricht sie weiter:

"Oder nähme es dir gute Laune zur Arbeit, so will ich warten. Nachmittag also?"

Er schweigt, sie thut, als nähme sie das für Einwilligung, wirft den vollsten Blik herzlicher Zuneigung auf ihn, von dem mildesten Lächeln des ruhigsten Selbstbewußtseyns begleitet, und verläßt ihn, in jedem Akzent ihres Mundes die ganze Offenheit ihres Karakters hörbar, mit den Worten:

"Gut,

"Gut, Anaust! Du wirst mir heut noch einmal sagen müssen: "ich bin nicht mehr verdrießlich.."

Unterdes hat Onkel Leskenfeld seinen Ring zurükgenommen. Sein Neffe bedarf seiner Unterstüzung. Er will ihm durch diese Heyrat nicht entziehn. An seine Stelle ist Ramstein getreten. Er hat um Sophiens Schwester angehalten, und seine Bewerbung wird mit Ja aufgenommen. Sophie freut sich dieses schönen Bündnisses zweyer edlen Seelen, aber in ihre Freude mischt sich zärtliche Besorgnis für den Wohlstand ihres Gemahls. Er hat seines Mündels Vermögen in Bergwerken risikirt; muß er dies Vermögen jezt herausgeben, so ist er gestürzt. Zwar thut der wackere Ramstein darauf Verzicht. Aber sie kennt das Ehrgefühl ihres Mannes, er wird zahlen, und sich zu Grunde richten. Doch das wäre noch das kleinste Unglük. Das Drükendste in dieser Lage wird für ihn der Spott der Welt seyn, die gänzliche Zernichtung seiner Lieblingsplane. Diesen Schlag möchte sie so gern von ihm abwenden, und dazu ist nur ein Mittel, ein Opfer, das sie von Ramsteins Edelmuth hofft, erbittet. Der

ſes Mittel iſt Verſchiebung ſeines Glüks auf zwei Jahr. Ihre Schweſter iſt noch jung, ſie will aus eigener Bewegung noch warten. Unterdes wird ſich Leſſenfeld erhohlen; und dieſes Opfer erhält ihn, und ſchont zugleich ſein Ehrgefühl, das das Herz ſeines Lebens iſt. Zwar fühlt ſie die Größe des Opfers, das ſie fodert, aber ſie weiß auch, von wem ſie es verlangt. Von dem Geiſte der Liebe beſeelt, und voll von dem Seelenerhebenden Gedanken: daß die Wolluſt, andre glüklich zu machen, mehr gilt, als unſer eigenes Glük, ſchildert ſie ihm die Erhabenheit dieſes Opfers, die wohlthätige Selbſtbelohnung, die es gewährt:

"Ramſtein, die Opfer der Freundſchaft erquikken und glänzen nicht. Sie geben Geneſung, Leben, Wonne, und nehmen zum Lohne genügſam eine Thräne hin. Ramſtein, Sie ſind ein guter Menſch, ein treuer Freund, ein Freund, wie ihn mein guter, guter Leſſenfeld verdient.

Solch einem Tone, ſolchen Gründen kann Ramſtein nicht widerſtehen, er willigt in das Opfer, und ihre herzlichſte Dankbarkeit iſt ſein Lohn. Mit ſüſſer, einſchmeichelnder Uiberredung wagt

ſie

sie nun noch eine Bitte, die Bitte um Toleranz bei der Lebhaftigkeit ihres Mannes. Die Thränen kommen ihr dabei in die Augen. Ramstein bemerkt's, und sie verleugnet sie. Diese Thränen könnten Ankläger ihres Mannes scheinen, und das sollen sie nicht. Lieber giebt sie sich eine übertriebene Aengstlichkeit Schuld, an der ihr August keinen Theil hat. Sie lächelt unter ihren Thränen hervor, sucht durch eine angenommene Heiterkeit Ramsteins Vermuthungen zurükzuweisen, und klagt sich selbst an:

"Ueberhaupt müssen Sie meine zu grosse Aengstlichkeit nicht meinem Manne anrechnen. Er hat viel Geduld damit."

Hier bricht sie schnell ab. Der Bediente hat kurz vorher gemeldet, daß sein Herr die Strasse heraufkömmt, und sie bemerkt, daß sie noch ist, wie sie aus der Küche zu Ramstein heraufgerufen wurde; daß sie ihre Schürze noch um, die Handschuhe noch anhat. Sie entkleidet sich von beiden, und bringt ihren Puz in Ordnung, denn Lessenfeld sieht sie gern so.

Diese Aufmerksamkeit bis auf die kleinsten Kleinigkeiten gegen die Launen ihres Mannes, ist wieder ein sehr feiner Zug in ihrem Karakter,

der

der besonders durch die Art, wie ihn die Künstlerin durch ihr vorhergehendes Spiel modifizirt, ungemein viel Reiz erhält, und uns, statt bloßer Bewundrung, Lieb' und Anhänglichkeit für sie einflößt.

Lessenfeld, der eben die Manning verlassen hat, die ihm ihren Karakter nicht sehr brillant entfaltete, und es jezt zu fühlen scheint, welch ein ganz anderes Geschöpf seine Sophie ist, entschuldigt sich höflich und verbindlich wegen seines langen Ausbleibens, und verspricht, künftig genauer zu seyn. Mit einer Delikatesse, die ihren Verstand und ihr Herz gleich ehrt, nimmt sie diese Entschuldigung für ein Kompliment auf, das für ihn, als den Herrn seines Hauses, allzugallant ist. Schäkernd verweißt sie ihm diese seine gar zu zarte Gewissenhaftigkeit, indem sie sich mit Anmutvollem Lächeln zu Ramstein wendet:

"Gleich, Ramstein, zanken Sie doch mit dem Manne, daß er mir das Ansehn geben will, als tyrannisirt' ich ihn mit der Stunde, wo er essen will. Wenn Sie es recht arg machen, sollen Sie ein Kouvert haben."

In dieser frohen Stimmung geht sie, Anstalten zum Essen zu machen. Die Unglükliche! Bald wird ihr froher Sinn wieder schmerzliches Gefühl werden. Auftritte des empfindlichsten Mistrauens, der bittersten Verkennung warten ihrer. Kaum ist Lestenfeld mit Ramstein allein, als der Saamen des Verdachtes, den die boßhafte Rauning über das Verhältnis seiner Frau mit seinem Freunde in sein Herz gestreut hat, Wurzel faßt. Die heimtükkische Verläumderin hat über die vorgegebne Heyrat mit Sophiens Schwester die spöttische Bemerkung gemacht, daß sie nicht Ramsteins Ernst sey, daß sie nur zum Dekmantel seines heimlichen Bündnisses mit Sophien dienen solle. Zwar hat er von seines Freundes, seiner Gattin Karakter zu Ehrenvolle Begriffe, um diese Verläumdung gleich für Wahrheit aufzunehmen. Sein so hinterlistig erregter Verdacht schwindet auch wieder, als sein Freund seinen Heyratsantrag wiederhohlt, er fällt ihm gerührt und froh um den Hals, und ihre Herzen treten sich wieder näher. Aber, als Ramstein nun, seinem der Hofrätin gegebnen Versprechen gemäß, von der Verschiebung dieser Heyrat spricht, wird jene, eben als Ver-

läum-

läumdung erkannte Behauptung der Rauning, für ihn zur fürchterlichen Wahrheit. Er glaubt sich betrogen, hält sein Weib und seinen Freund für strafbar, läßt sogar seinen Verdacht gegen ihn laut werden, und verlangt, daß er die Einladung seiner Frau zum Mittagsessen ausschlagen soll.

Sophie, nicht ahndend, was vorgefallen ist, kömmt, sie zum Essen abzuhohlen. Es ist angerichtet. Fröhlichneckend, weißt sie dem Hofrat, weil er so lange ausgeblieben ist, die böse Ekke am Tisch an, und nimmt Ramsteins Arm. Er schlägt die Einladung aus. Lessenfeld unterstüzt ihn, und mit einem Tone der Härte, der Sophien nur allzudeutlich sehen läßt, daß böse Uneinigkeit obwaltet, sagt er ihm, daß er ihn heut noch sprechen werde. "In Gottes Nahmen„ erwiedert dieser, und geht. Aengstlichkeit in allen ihren Mienen sieht sie ihm nach, wirft dann einen fixirenden Blik auf den Mann, sieht ihn auſſer sich, gebeugt und traurig vor sich stehen und von ihr fort zu Tisch eilen.

Ganz betäubt bleibt sie zurük, in Gedanken versinkend; faßt dann plözlich einen Entschluß,

öfnet

öfnet eine Thür, ruft Friz, und befiehlt ihm, seinen Hut mitzubringen. Friz kömmt. Er soll zu Ramstein, soll sich Bilder geben lassen, soll ihm sagen, daß er mit ihm seyn solle, wenn er es nicht mit dem Vater will. Sie sezt ihm den Hut auf, streicht ihm die Haare aus dem Gesichte, und blikt ihn mit überwältigender Rührung an: "Lauf,„ ruft sie ihm mit wehmütig erlöschender Stimme zu:

"Lauf, guter Knabe, sey der gute Engel der Freundschaft!„

troknet ihre in Thränen schwimmenden Augen, und folgt ihrem Gemal.

Onkel Lestenfeld weiß von diesem unglüklichen Misverständnisse zwischen Ramstein und dem Sofrate noch nichts. Er erfährt es erst von dem vertrauten Freund' und Rathgeber desselben, von dem Rath Berg, gegen den er sich über die Erbschaft erklärt, die sein Neffe nach seinem Tode von ihm zu erwarten hat. Sie besteht in dem dritten Theile seines Vermögens, das er ihm gleich auszahlen will, wenn ihm damit geholfen ist. Hierauf erzählt Berg den traurigen Freundschaftszwist, und was ihn veranlaßt hat. Onkel Lestenfeld, obgleich sein

Herz

Herz Sophien frei ſpricht, kann doch Ramſtein in dem Lichte, in welchem er ihm von Berg gezeigt wird, nicht ganz frei ſprechen. Er findet ſeines Neffen Verdacht gegründet, und väterlich beſorgt für die arme Leidende, verſchweigt er nicht, was vorgeht. Sobald er mit ihr zuſammen kömmt, macht er ſie aufmerkſam auf das Betragen ihres Mannes bei Tiſch, und ſeine Blikke voll augenſcheinlichen Mistrauens. Nur zu gut hat ſie das bemerkt, und nicht allein bemerkt, wie ſie hört. "Ach Gott!„ frägt ſie mit dem ganzen Ton des Gefühl ihres Unglüks: "Haben Sie das auch geſehn? Traurig gleiten ihre Blikke zur Erde herab, ihre Hände drükt ſie an ihren Buſen, der Akzent ihrer Stimme ſchmilzt zur Elegie:

"Er hat mich noch nie mistrauiſch angeſehn, hat mich noch immer ſeine liebe Sophie genannt. Selbſt, wenn er ernſt ſeyn wollte, entwiſchte es ſeinem Herzen. Kaum war es über ſeine Lippen gegangen, ſo war auch alles gut. Aber heute — Einigemal ſah er mich lange an, als forſchte er in meinen Augen. Ich richtete ſie auf ihn, bis Thrä-

nen

nen sie niederzogen. Er sah mich starr an, und hieß mich nimmels seine Sophie.„ Thränen erstickten hier ihre Worte. Der Onkel rückt nun näher, giebt ihr zu verstehen, daß Ramstein vielleicht sie liebt, vielleicht sich durch diese Heyrat nur opfert; daß man ihrem Manne wahrscheinlicherweise so etwas zugeraunt habe; daß Ramsteins Entschluß, seine Verbindung noch zwei Jahre aufzuschieben, diesen Verdacht natürlicherweise sehr verstärkt; daß auch er nicht weiß, was er daraus machen soll? weil, wer selbst aufschiebt, nicht liebt! Diese Entdekkung sezt die arme Dulderin in die peinlichste Verlegenheit, und um so mehr, da sie zu diesem unseeligen Verdachte, wie wohl aus der edelsten Absicht, die Gelegenheit gegeben hat. Angst des Herzens sieht aus allen Zügen ihres Gesichts. Aus dem gedrükten, banggeengten Busen windet sich ein tiefes Ach! herauf. Ihre Sprache ist bebender Ausdruk innigen Seelenleidens.

"Ach! ich sehe viel Unglük in unser Haus kommen, mein Mann wird einen edelmüthigen Freund verlieren.„

Der Onkel, mehr, als jemals, von ihrer Unschuld überzeugt, beklagt und bedauert sie in

seinem Herzen. Aber Ramstein scheint ihm noch immer strafbar. Auch macht er ihr daraus kein Geheimnis. Diese Aeusserung eines redlichen, kaltprüfenden Mannes erschüttert sie mächtig. Sie kann es nicht glauben, und doch, wenn es wäre! Schwer und pressend liegt dieser Gedanke auf ihrer Seele, und eben so schwer und pressend ist der Ausbruch ihrer Empfindung darüber:

"Ach Gott! so liebt mich Ramstein, ohne, daß ich es weiß."

Gern glaubt ihr der redliche Mann das, aber ob auch sein Neffe? daran zweifelt er. Dieser Zweifel beugt sie schmerzlich. Doch erhebt zugleich das Gefühl ihrer Unschuld ihre Seele. Sie will zu ihrem August, will seine Zweifel zerstreuen, vor ihn hintreten in der Glorie ihrer Schuldlosigkeit. Der Onkel räth ihr davon ab. Unmöglich! Sie muß zu ihm. Sie will ihn nicht durch eine klägliche Aussenseite, nicht durch Thränen und Vorwürfe für sich einnehmen. Wahrheit soll ihn überzeugen. So will sie zu ihm. Entschlossenheit der gerechten Sache spricht aus ihren Blikken, aus dem Laut ihrer Stimme:

"Ich

"Ich bin nicht heftig, ich weine nicht, ich klage nicht. Ich will mich vor ihn hinstellen, ich will ihm sagen: ließ in meinem Gesichte, ob ich schuldig bin?„

Umsonst will man sie abhalten. Die innere Uiberzeugung, daß sie sich keine Vorwürfe zu machen hat, giebt ihr Festigkeit, Freudigkeit, Zuversicht. Die Begeisterung, die uns nur das Recht giebt, das auf unsrer Seite ist, leitet ihren Entschluß, ist sichtbar in ihrem ganzen Wesen, redet aus ihr in der Erklärung:

"Die gute Sache muß mir allmächtige Beredsamkeit geben. Er ist ja gut. Er wird sehen, fühlen und ruhig seyn.„

In diese Zuversicht ihrer unfehlbaren Rechtfertigung mischt sich noch das zärtlichste Gefühl für seine jezzige Qualvolle Lage. Wie sehr muß sein Ehrgefühl bei diesem gräßlichen Verdacht auf der Folter liegen. Sie muß ihn davon befreien:

"Ach! er liebt mich so zärtlich. Was muß er leiden, da er mich für schuldig hält. Lassen Sie uns zu ihm gehen.„

Der Hofrat kömmt zurük. Des Onkels Anerbieten beschämt und rühret ihn. Mit kindlicher

Liebe drükt er seine Vaterhand an Herz und Mund, Der väterliche Freund erwiedert seinen Händedruk, und bittet ihn, sich entfernend, um Gerechtigkeit gegen Sophien.

Diese Bitte, im Tone des Vorwurfs ausgesprochen, fällt dem mistrauischen Manne auf. Er tritt zurük, sein Blik ruht forschend auf seiner Gattin, und nachdrüklichdehnend frägt er sie: "bin ich ungerecht gegen Dich?„ Die arme Verkannte sieht ihm rein und unbefangen in's Gesicht, antwortet ihm mit Ruhe und Würde — aber umsonst! Sein unseeliger Argwohn verschließt ihr sein Herz. Er sagt ihr, daß sie ihm nicht mehr ist, was sie war; daß Ramsteins Feuer, mit dem er von ihren Angelegenheiten spricht, der Uibermut, mit dem er ihm begegnet, ihm zweydeutig scheint; daß er Ramsteins Heyrat mit seinem Mündel für eine bloße Maske hält, die strafbare Leidenschaft zu verbergen, von der er sich, gegen Pflicht und Freundschaft, hinreissen lassen. Sophie sezt diesen Vorwürfen keine Klagen, keine Gegenvorwürfe entgegen. Mit dem Tone des Sichbewustseyns ihrer Schuldlosigkeit vertheidigt sie blos den edlen Verklagten. Er nimmt ihre Vertheidigung für's erste an,

besteht aber auf die Vollziehung der projektirten Heyrat. Das allein kann ihn beruhigen. Die Mitgift will er herbeischaffen; und, daß er es kann, dazu hoft er ihren Beystand. Rasch und feurig bietet sie dazu ihre Hand. Sie giebt ihm die brillantnen Ohrringe zurük, mit dem er ihr das verlohrne Gut ersezzen wollte. Sie hat es wiedergefunden, wenn er sie annimmt, und damit seiner Verlegenheit abhilft. Aber der eitle Mann schlägt dieses Hülfsmittel aus. "Er will "sich nicht dem Gespötte der Stadt aussezzen, "nicht mit Fingern auf sich zeigen, sich nicht "sagen lassen, daß er, wie ein Knabe, nach Din"gen strebte, die er nicht ausführen konnte. Das "Blut tritt ihm bei diesen Gedanken in's Ge"sicht. Lieber will er trokken Brod essen. Er "hoft von ihrer Liebe, sie wird ihm diese Schwach"heit nachsehn. Er ist gewis, daß er das Ziel, "nach dem er hinarbeitet, gewis erreichen wird. "Nur soll sie die Brillanten zurüknehmen. Er "wird die Summe gleichen bekommen, wenn sie "sich mit ihrem Vermögen unterschreiben will." Gegen diesen Vorschlag sträubt sich ihr Mutterherz. Ihr Vermögen ist das einzige, was sie noch wegzugeben hat. Das gehört ihrem Kinde.

Sie bittet ihn, ſie eine gute Mutter ſeyn zu laſſen, nicht, um eines eitlen Schmuks willen, dem Kinde ſeine Stüzze zu rauben. Aber er hat für dieſe mütterliche Sorgfalt keinen Sinn. Er hört blos das Nein in ihren Vorſtellungen, und dieſes Verſagen ſtimmt ihn unmutig, hart, bitter. Mit beiſſendem Spotte nennt er ſie eine vollkommne gute Wirthin, eine wirtſchaftliche Mutter, eine genaue Frau; frägt ſie mit überflieſſender Galle, ob ſie zu verlieren glaubt, was ſie an ihn wagt? Dulend und ausharrend nimmt ſie Spott und Hohn hin; die Mutterliebe giebt ihr Stärke. Sie iſt es, die ihren Entſchlus, dies einzige, was ihrem Kinde noch bleibt, zu retten, aufrecht erhält; die ihrem Tone Feuer, Herzlichkeit, eindringende Uiberredung giebt:

"Dein Kind denke dir, ohne Eltern, ohne alles, der Barmherzigkeit fremder Leute Preiß gegeben!„

In jedem Akzent ihres Mundes iſt das Herz der Mutter hörbar, aus jedem ſpricht die Stimme der Natur, mit einer Weichheit, Rührung und Innigkeit, der nur ein von Argwohn und eitler Großſucht verdüſtertes Herz wiederſtehen kann. Ach! ſezt ſie mit einem Ausdruk von Gefühl hin-

der

ist, der den schweren Kampf bezeichnet, den ihr
diese Versagung kostet:

»Ach! wie sollt' es meinem Herzen so wohl thun, zu sagen nimm alles! Wie schwer wird die Mutterpflicht! Fühlst du das nicht? fühlst du nicht, wie eine leise Einwendung mein Herz zerreißt?«

Er fühlt es nicht. Kalt und strenge wendet er sich von ihr ab. »Zenide, sagt er, werden vielleicht wagen, was du dich nicht getraust.« Diese letzte Wendung [illegible] ihre ganze Seele an. Ihr Herz blutet bei dieser [illegible]; aber auf das [illegible] gebahnte Empfindlichkeit tritt in ihre Augen, und will sich in Thränen ergießen. Aber sie ermannt sich. Es ist das Märtyrerthum der Mutterpflicht, das auf ihre Schultern gelegt wird; und so giebt sie die sich hervor drängende Empfindung zurück. Muthig und standhaft unterwirft sie sich der Prüfung, zu der das Schicksal sie aufruft. Zwar ganz vermag sie nicht, dem Schmerze zu gebieten, der an ihrer guten Seele nagt; aber doch äußert sie ihn nur in gedämpftern, zurückgehaltenen Tönen:

"Nur zu! Ich habe ja gelobt, Leiden und Freuden mit Dir zu tragen. Die Leiden sind da, ich will Mut fassen."

Auch das rührt ihn nicht. Nicht, was sie auf der Versagung seiner Bitte beharren läßt, die Versagung allein füllt seine Seele. Er sieht in dieser Versagung Abnahme ihrer Liebe, Verschlossenheit für die Martern, unter denen sein Ehrgefühl litt, und diese Vorstellung verwandelt sein Blut in Galle, seine Empfindungen in [illegible], überschäumende Bitterkeit, Hohn blitzt aus seinen Augen, und beißender Spott sprudelt von seinen Lippen. "Das ist das Mädchen, ruft er, hochaufschwellend von lodernden Unmut, das einst Flammen und [illegible] Herz bot. Blut und Leben wollte sie mit mir theilen, und opfert meine Ruhe ihren kalten Grillen."

Sophie bleibt unwandelbar; fest durch die Ueberzeugung, daß sie thut, was sie soll, läßt sie auch diese Kränkung ein unschuldiges Herz ertragen. Mit der Erhabenheit einer der erkannten Wahrheit unerschütterlich getreuen Seele, antwortet sie ihm:

"Du

Nam

"Erwerbungen haben ihre häusliche Oekonomie
"aufrecht erhalten, die sonst schon früher zu
"Grunde gegangen wäre. Sie ließ Muster
"kommen, zeichnete sie, und erfand eine Menge
"Moden, die für fremde Waaren galten. Sie
"legte einen Galanteriladen an, dessen Handel
"unter einem fremden Nahmen geführt wird.
"Sie erhielt dadurch eine arme Wittwe und
"ihre Töchter, verbesserte ihr Gut, und gab ihrer
"Haushaltung manche Freude mehr. Sie ver-
"barg ihrem Manne die zunehmende Thätig-
"keit. Sie ließ es ihm aber Geheimniß seyn,
"weil sie fürchtete, sein Ehrgeiz könnte diesen
"kleinen Handel stören. Dem ältesten Freunde
"und Bruder desselben entdeckte sie sich. Da der
"kleine Handel beträchtlich zu werden anfing, so
"brauchte sie seine Hülfe. Sie konnte nur selten
"hingehen. Dieses Geschäft trug sie ihm auf.
"Sie machte ihn zum Direktor. Er mußte ihr
"berichten, was täglich gearbeitet ward, und ge-
"arbeitet werden sollte. Nur Schweigen gebot
"sie ihm. Sie wollte gern unbemerkt bleiben;
"dem Lobe entgehn und dem Spotte." Na-
sie ein versprach und hielt Wort. Die dem Briefe
beiliegenden Pappiere enthalten die Rechenschaft
seiner

seiner Verwaltung. Der Onkel bringt die Belege davon, wie er sie aus den Händen der dankbaren und glücklichen Witwe empfangen hat.

Beschämt und reuig steht der genesene Kranke da. Die gerechtfertigte Dulderin sinkt ihm in die Arme. Freudenthränen stürzen ihre Wange herab, und mit in Entzükken sanft zerschmelzender Stimme frägt sie ihn:

"Bist du mit mir zufrieden, August?„

Seegen ist seine Antwort. Er ist glüklich über allen Ausdruk. Sein Weib, sein Freund sind seiner Liebe, seiner Achtung wert. Dankbar drükt er sie an sein Herz. Das Andenken seiner Leiden ist aus seinem Gedächtnis verwischt. Von nun an will er blos dem Glükke leben, das Lieb' und Freundschaft gewähren. Die kalten Konvenzionsseelen, die diese Szene häuslichen Friedens nicht zu fühlen vermögen, entfernen sich. Der Zirkel wahrer Menschen bleibt beisammen, und der redliche Onkel beschließt diese Feier wiederhergestellter ehlicher Zufriedenheit mit der schönen, wahren Rede: "Nun, den frohen Sinn "hat uns weder Gold, noch Pracht, noch Ehren"stellen, den hat uns ein gutes Weib gegeben. "Darum wünscht Niemanden Gold, noch Pracht,

"noch Ehrenſtellen, wünſcht jedem Biedermann "ein gutes Weib!„ und jeder Biedermann, der Weibeswert zu fühlen weiß, ſagt aus vollem Herzen: Amen!

XLI.

Nach vier Wochen langer Verſchlieſſung des Theaters, wegen der Trauer über den Tod Joſeph, des Zweiten, vom zwölften bis zum neunzehnten April Wiederhohlungen; am neunzehnten, zwanzigsten und einundzwanzigten April: die Sonnennenjungfrau, Schauſpiel in fünf Aufzügen, von Herrn von Kozebue.

Den Stof zur Sonnenjungfrau hat Marmontels bekannte Erzählung *) gegeben. Dieſe Erzählung bietet dem dramatiſchen Dichter allerdings ſehr reichhaltige Materialien zu einer intereſſanten Darſtellung; und Herrn von Kozebue's

*) Ich behalte mir die nähere Vergleichung des deutſchen Dichters mit dem franzöſiſchen für einandermal vor; jezt hab' ich gerade Marmontel nicht bei der Hand.

hue's Benuzzung derselben ist nicht ganz ohne Verdienst. Was seine übrigen Schauspiele auszeichnet, lebhafte Imagination, glükliche Erfindungen, feine Überraschungen und eine grosse Bekanntschaft mit theatralischer Wirkung: alle diese nicht verächtlichen Talente des dramatischen Dichters sind auch in der Sonnenjungfrau wieder nicht zu verkennen. Sie hat grosse und mächtigen Eindruk hervorbringende Situazionen: zum Beispiel, Rolla's Überraschung durch den Anblik der mit ihrem Alonzo Arm in Arm vor der aufgehenden Sonne knienden Cora, die er selbst liebt, die aber seiner Liebe den Dienst der Sonne vorzog, und nun, troz ihres Gelübdes als Sonnenpriesterin, einem Fremdling die Liebe schenkt, die sie ihm versagte. Wenn wir ihn hier so sehen, im Anschaun der knienden verlohren, Cora, ihn erblikkend, ohnmächtig zusammenstürzt; Alonzo, um seine Geliebte von ihrem unvermeidlichen Untergang zu retten, mit dem Schwerd in der Hand, wie ein Rasender auf ihn eindringt: diesen wahrscheinlichen Verräther ihres geheimen Bündnisses aus dem Wege zu räumen; und er von alledem nichts gewahr wird, nichts als Cora sieht

und hört: so ist das unstreitig eine äusserst anziehende Lage, die die ganze Aufmerksamkeit des Zuschauers gefesselt hält. Wenn ferner die Entdekkung, daß Cora mit Leib und Leben an Alonzo hängt, ohne ihn nicht glüklich seyn kann, ihn ganz niederschmettert, allen seinen Hofnungen vollends auf ewig den Weg versperrt; und er dennoch, so bald seine sich wieder sammelnde Seele die Gefahr erkennt, in der ihr Leben, als ihrem Gelübd' ungetreue Dienerin der Sonne, schwebt, seine Liebe und seine verlohrnen Hofnungen vergißt; blos ihre Rettung denkt, sie mit dem glüklichern Nebenbuhler zusammengiebt, ihnen seine Hand zur Flucht, und in fernen Gegenden für ihre Liebe eine Freystadt anbietet: so trift auch das unsre Empfindung unwiderstehlich, und eine allgemeine Stimme des Beyfalls ist der Lohn des Dichters. Eine andere Situazion dieser Art ist die, wenn die Operpriesterin im Gefolge ihrer trauernden Jungfrauen eintritt, und Wehe über die gefallne Cora und ihren Verführer ausruft; Alonzo totenbleich in seines Freundes Arme wankt, dem alten Vater der Unglüklichen die Knie brechen, und der menschliche Atalibe die Stimme seines Her-

zens

gens nicht Leben darf, sondern dem Gesez gehorchen muß, das Rache und Tod über die Verbrecher ordnet. Noch hervorragender ist die Erscheinung Nella's im Sonnentempel, während des Gerichts über die beiden Angeklagten, wann er, Aufruhr und Empörung schnaubend, Cora's Leben fodert, und dann, von ihr überredet, seine Waffen zu den Füssen des Königs niedergelegt, hinkniet, und Unterwerfung gelobt. Aber alle übertrift die Situazion, die das Schauspiel beschliesst, wo die Erwartung, ängstlich gespannt, von dem Ausspruch: Leben und Zernichtung des Blutgerichts, schrecklich und rührend überrascht wird.

Eben so wenig, wie an tiefwirkenden Situazionen, fehlt es diesem Drama an vortreflichen und anziehenden Szenen. Dahin zähl' ich Cora's erste Zusammenkunft mit Alonzo, ihren Entrüstungsausbruch im Angesichte der Sonne, ihre sich keines Verbrechens bewußte Sichdarstellung vor der Oberpriesterin, und endlich die Szene im Vorhof des Tempels, wo beide um die grössere Strafwürdigkeit, und den Tod für einander streiten.

Ungemein reizend sind die Rollen der Idali und Amazili. Nur müssen sich die Schauspielerinnen, die darin auftreten, hüten, was hier blosses unschuldiges Naturgefühl ist, in Mannsucht zu verwandeln, weil sonst die Annehmlichkeit dieser Szenen ganz verlohren geht, und Ekel, statt Wohlgefallen, erregt wird. Auch ist bei dem Dichter wirklich keine Spur davon. Was er seine Sennenjungfraven empfinden läßt, ist blosse Regung ihnen bisher noch unbekannter Gefühle. Mannsucht hingegen ist ausgearteres Naturbedürfnis, üppige Begierde, überschweifender Temperamentstrieb, von denen aber — man lese und prüfe den Dichter — weder Idali, noch Amazili etwas empfinden. Unstreitig ist die Darstellung solcher Szenen grossen Schwierigkeiten unterworfen. So angenehm dieses unschuldige Gefühl, rein und unbefangen ausgedrükt, in der Nachahmung, an und für sich, seyn kann: so leicht ist es möglich, daß der Zuschauer dadurch beleidigt wird, wenn die Schauspielerin nur einigermassen über die Gränzlinie schreitet, die das Dekorum hier vorzeichnet. Selbst, wenn der Dichter — was doch hier der Fall nicht ist — den

Webb

Wohlstand übertreten, und Mannsucht, statt unbefangenen Naturtrieb, geschildert hat, ist es die Pflicht der Künstlerin, Achtung für sich selbst zu haben, und die Delikatesse nicht zu verleugnen, die sie ihrem Geschlechte schuldig ist. Sie würdigt sich durch eine solche Vergessenheit allemahl herab, empört gegen sich, und verliert selbst bei dem Theil der Zuschauer, der über weibliche Sittsamkeit eben so leicht denkt, als er leicht dagegen handelt. In diesen Fällen hat die Schauspielerin gerade die entgegengesezte Pflicht zu beobachten, die ihr sonst obliegt. Statt dem Dichter treu zu bleiben, muß sie von ihm abweichen, die grellen Züge seiner Dichtung mildern, und sich der Würde ihres Geschlechts bewußt seyn, wo jener sie vergessen hat.

Doch ich vergesse über den Schauspieler den Dichter, von dem ich auch manches zu sagen habe, das nicht blos Lob ist. Seine Sonnenjungfrau hat alle die von mir gerühmten Schönheiten, anziehende Situazionen, reizende Szenen, niedliche Röllchen, und besonders eine schöne Sprache, reich an feinen und edlen Reflexionen, die, wenn sie auch nicht immer im Karakter der Personen sind, die sie äussern, doch

gewiß dem Kopf und dem Herzen ihres Urhebers Ehre machen. Dies alles läßt sich diesem Schauspiele schwerlich ableugnen, aber eben so schwer möcht' es sich gegen verschiedne Blössen vertheidigen lassen, die Herr von Kozebue der Kritik darin gegeben hat. Ich will hier nur die auffallendsten auszeichnen.

Einmal, das Stük hat keine Sitten, das heißt, die Personen desselben handeln und reden wenig oder gar nicht im Geist ihrer Karaktere. Da ist nichts, was den Amerikaner, als Amerikaner, und den Spanier als Spanier so herausbübe, daß man, ohne auf den Komödienzettel oder die Kleider der Schauspieler zu sehn, den Amerikaner und Spanier handeln sähe, reden hörte. Denn die spanischen Nahmen, und die einzelen Brokken aus der peruanischen Sprache, bezeichnen doch den Geist der vorgestellten Nazionen wohl nicht. In Don Alonzo und Don Velaquez hört man bloß die kultivirten Europäer, und in dem Waffenträger, Diego, blos den gewöhnlichen catholischen Christen, der überall zu Hause seyn kann. Akaliba, der Oberpriester, und Rella, sind wieder nichts, als verkleidete Europäer. Die beiden ersten ersten predigen den

reine

reinsten, gebildetesten Deismus, und eine so bestimmte, lautre Toleranz, die, troz der Kultur, die die Geschichtschreiber an diesen Amerikanern, in Vergleich mit den andern, rühmen, unmöglich damals in Peru zu Hause seyn konnte. Der nehmliche Vorwurf trift Rolla. Er liebt mit der Delikatesse des erzogensten Europäers, und schwärmt mit einer Weichheit der Empfindung, die unter dem Himmelsstrich, unter dem er lebt, ganz fremd ist. Selbst seine Heftigkeit ist nicht die Heftigkeit seines Volks, sondern nur die Heftigkeit eines lebhaft und feurig fühlenden Europäers. Statt seine Leidenschaft wild und störrisch auszubrausen, giert er zärtliche Klagen; statt jener stürmenden, wie ein gewaltiger Strom aufbrausenden Liebe, die wir in einem Manne seines Landes erwarten, sehen wir ihn von einer Liebe beseelt, die in einer Höhle, nah an dem Tempel, der seine Göttin umschließt, ihre Leiden beweint, und im Mondschein zersprengten Mauern und öden Gegenden ihre Schmerzen klagt. Er ist ein schmachtender Schäfer im Amerikanischen Kleide, und, statt des Spiesses und des Bogens, sollte er eigentlich einen Schäferstab in der Hand haben. Nur dann und wann regt sich ein Funke des ameri-

kanischen Geistes in ihm, aber im Ganzen ist er eine Gattung Siegwarts, der in Liebe dahinwelkt, und sein Leben in Elegieen verseufzt. Träumseln ist sein Hauptton, und jammerndes Sichselbstverzehren der hervorstechende Zug seines Karakters. Sogar seine Sprache verräth den Europäer, so wie überhaupt in der Sprache dieses Schauspiels der Dichter zu oft durch seine vorgeführten Personen durchblikt, und ihnen Grundsäzze, Aeusserungen und Empfindungen in den Mund legt, die nur aus seinem Kopf, seinem Herzen, aber nicht aus dem Kopf und Herzen seiner Helden kommen können.

Soll dieser Karakter also uns auf der Bühne als Amerikaner täuschen, so muß der Schauspieler dem Dichter zur Hülfe kommen. Er muß sich hüten, ihm allzutreu zu seyn; ja nicht so weich und schmelzend seine Empfindungen ausströmen, wie sie der Dichter niedergeschrieben hat; rascher, stürmender und ungebildeter seine Klagen ausbrausen, seinen Schmerz mehr dumpf und düster, als elegisch und Taubenartiggirrend ausdrüken; durch Geberd' und Ton wenigsten den Amerikaner versinnlichen. Schmachtet aber sein Blik, schwimmen seine Augen wirklich in Siegwartischen

schen Thränen, statt finster und starr auf den Boden zu stieren, ist sein Ton laut und schäferhaft, so thut er freilich, was Herrn von Kotzebue's Dichtung fodert, aber dann ist's auch um den Amerikaner getan, und um unsre Täuschung zugleich.

Zweitens, dem Karakter der Cora fehlt es an Einheit. Sie ist im Anfang der Handlung ganz etwas anders, als sie in der Mitte derselben, und in der Mitte wieder ganz etwas anders, als sie am Ende des Schauspiels ist. In den ersten Szenen erscheint sie, ganz Einfalt und Unschuld, ganz sanftes, weiches Geschöpf, ganz Weib. Sie liebt, und weiter nichts. Sich keines Verbrechens bewußt, hat sie gar keinen Begrif von Gefahr, spricht von ihrer Liebe, und den Freuden der Mutter, die ihrer warten, mit einer Unbefangenheit, die auch nicht von ferne ahnden läßt, daß sie nur irgend eine ängstliche Besorgnis empfinde; was denn doch wohl nicht ganz natürlich ist. Denn als Priesterin der Sonne muß sie doch ihr Gelübde, folglich ihre Schuld, und mit ihr auch die unausbleiblichen Folgen derselben kennen. Alles, was sie nicht zu wissen scheint, erfährt sie von Alonzo und

Rella.

Viola. Sie sieht nun ihre Gefahr, und zittert davor; fürchtet den Tod, und kämpft mit Angst und Schrekken bei dem Gedanken, von dem Geliebten getrennt zu werden, den sie so wenig im Leben, wie im Tod' entbehren kann. Auf einmahl rennt sie mit Enthusiasmus in den Tod, nicht, um mit dem Geliebten, sondern für ihn zu sterben; und endlich tritt sie dem Tode gar mit einer Kälte, mit einer Ruhe unter die Augen, die einem Stoiker Ehre gemacht haben würde; spricht vom Sterben, wie von einem Tanze, ohne allen Rükfall, ohne nur irgend eine Spur von Wunsch oder Hofnung zur Erhaltung ihres Lebens. Das sind denn noch wohl Sprünge in der Zeichnung des Dichters, die sich eben so wenig bemänteln, als auf irgend eine Weise vereinigen lassen. Sie sind freilich, während der Vorstellung, von grosser theatralischer Wirkung, aber der Menschenkenner wird doch nur halb getäuscht, weil seine Beobachtungen und Erfahrungen ihm sagen, das ist nicht wahr! und nichts — was nicht allein Hogarth, *) sondern auch vor und nach ihm mehr Kunstrichter bemerkt haben — nichts ist schön, was nicht wahr ist.

Und

*) All Beauty is Truth.

Und hiemit der Kritik über dieses Schauspiel genug. Was ich sonst noch dagegen zu erinnern hätte, ist minder wichtig: es sind kleinere Fehler, von denen auch das vollkommenste Werk der Kunst nie ganz frei ist.

XLIII.

Auszug aus einem Briefe über das italienische Theater, vom Herrn Professor Meyer.

Florenz, den 2ten Oktober 1790.

Stellen Sie sich vor: ich komme gegen Abend hier an, sehe einen Komödienzettel, und lese: der Scheinbare Unempfindliche, oder der seltsame Wohlthäter. Ich ahnde etwas, gehe in's Theater, sehe eine Bedientenszene, die mir unbekannt ist, aber in der zweiten kömmt die Hauptperson auf's Theater, und ich erkenne Schröders Fähndrich. Man hat Veränderungen damit vorgenommen, die nicht zu seinem Vortheil gereichen. Man hat die Hauptperson mehr karrikirt, und, ausser seiner Zerstreuung, ihm auch einen auffahrenden, leicht zu beleidigenden Karakter gegeben. Ausserdem kömmt noch ein Freund des Fähndrichs darin vor; dafür ist der Kramer ganz ausgeblieben, vermuthlich, weil ein Italiener nicht gern über eine Schwachheit scherzt, die der ganzen Nazion eigen ist, und ihr verdienstlich scheint. Aber

das

das Ganze ist geblieben, und gefällt nicht minder, wie in Deutschland. Auch wird es von der Truppe Andolfatti, einer der besten Italiens, gar nicht übel gespielt. Andolfatti selbst war der Alte, und hat einige Stellen sehr gut gemacht. Die Erzählung seines Lebens ist im Italienischen länger und komischer. Sie ward von ihm mit vieler Geläufigkeit hergesagt, ohne dem Gewicht einzeler Stellen zu schaden. Auch erscheint hier die Witwe, und Harwiz wird zwei oder dreimal an der Chatoulle überrascht, indem er sie bezahlen will. Die Veränderung ist schlecht bedacht, aber das Theaterspiel ging ausserordentlich gut ineinander. Am Ende erscheint die Mutter des Fähndrichs, und auch diese alltägliche Gruppe ward mit allem Feuer der Neuheit vorgestellt. Die Rolle des Fähndrichs hat der Uibersetzer am wenigsten verstanden, und gewaltig verpedantisirt. Kurz, ich war sehr unzufrieden mit der Uibersezzung, und sehr vergnügt mit der Aufführung; obgleich auch die Liebhaberin alle ihre Naivetät verlohren hatte, und daher nur ein liebenswürdiges Frauenzimmer vom Stande vorstellen konnte. Schade darum! denn die Schauspielerin, in deren Händen diese Rolle war, mit einem sehr glüklichen Organ, und einer ausserordentlichen hübschen unschuldigen Figur begabt, wäre gar wohl fähig gewesen, das zu seyn, was sie im Original ist. Die Uibersezzung ist wahrscheinlich nicht gedrukt, wenigsten nicht in Florenz zu bekommen. Auch wird es Sie, nach dem, was ich davon gesagt habe, schwerlich interessiren, sie näher kennen zu lernen. Ich

weiß

weiß Ihnen auch nicht einmahl den Nahmen des Uiberseßers zu nennen. Noch muß ich erinnern, daß der Arzt in dem Stükke von dem zweiten Schauspieler, und mit großer Theilnahme gespielt wurde, wodurch der rasche Gang der Handlung unendlich gewann.

Zu Venedig sah ich von der Truppe Pelandi's, ohne Widerspruch die erste Truppe Italiens, den deutschen Hausvater, und Verbrechen aus Ehrsucht. Camillo Federici, der Theaterdichter von S. Angelo, ist der Uiberseßer. Es thut mir leid, ihn nicht aufgesucht zu haben, aber ich sah seine Stükke, und erkannte sein Verdienst erst, da ich im Begrif war, Venedig zu verlassen. Seine Originale sind nicht reif für eine Uiberseßung. Glaub: In der That lernt man die Freunde kennen, ist zu weinerlich und unwahrscheinlich. Ein anderes: Merk's euch, Ehemänner! hat viel Originalkomisches, was aber nur für Italien paßt, und wird durch unsern Gasner, den zweiten, den es bei weitem nicht erreicht, völlig überflüßig. Das dritte: Lügen haben kurze Beine, ist voll guter, wahrhaft komischer Szenen. Die Idee desselben wäre einer andern Ausführung und Verpflanzung wohl wert.

Der deutsche Hausvater ist wörtlich übersezt, und der Zwischenträger ein Mann, schon bei Jahren. Ich kann nicht leugnen, daß mir diese Veränderung gefallen hat, zumahl, da in Italien der Karakter dadurch an Wahrheit gewinnt. Verbrechen aus Ehrsucht heißt hier: das Mittel ist schlimmer als das

Uibel.

Uibel. Der Veränderungen darin sind mehr. Sie machen Rubbergs Verbrechen weniger schwarz; und die Handlung ist und bleibt nicht minder theatralisch. Ich war sehr davon erbaut.

Seit ich Venedig verließ, ist mein erstes Vergnügen für mich verlohren. Die Kunst des Extemporirens ist nur dort zu Haus, und selbst studirte Stükke werden nirgends in Italien gegeben, wie dort. Doch muß ich einem der ersten Schauspieler Neapels, Franzesco Pinetti, der, während des Fastings, in Rom, spielt, das Verdienst ausserordentlicher Wahrheit, und grosser komischer Stärke zugestehn, die er besonders im Accidento curioso (Geschwind, eh es Jemand erfährt) und in den Mercanti (die Holländer) bewieß. Auch Andolfatti, der hier ist, hat Verdienst in Charakterrollen. Doch einstimmiges Ganzes ist nur in Venedig zu Hause.

Goldoni bleibt überall der erste Schauspieldichter für Italien. Noch gestern sah ich eins seiner mittelmäßigsten Stükke, den Cavalier von gutem Geschmak, und bin ausser Stande, der Wirkung, die es hervorbringt, und wie jeder Zug der Natur aus dem Spiegel gestohlen scheint, genug Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Die neue Ausgabe seiner Werke bei Zatta, wo jeder Band ein noch ungedrukktes Stük enthält, verdient, daß man sie sich anschafft.

Inhalt.

40.

Zergliederung des Karakters der Hofrätin in dem Schauspiele: Frauenstand, nach dem Ideale der Madam Schröder.

41.

Die Sonnenjungfrau, Schauspiel in fünf Aufzügen, von Herrn von Kotzebue.

42.

Auszug aus einem Briefe über das italienische Theater, von Herrn Professor Meyer.

Von dieser Schrift erscheint alle Monate ein Heft. Drey solcher Hefte machen einen Band aus, und zu jedesmaligen 3ten Hefte kömmt ein in Kupfer gestochener Haupt-Titel und ein Kupfer in Octav-Format. Erstern ziert eine passende Vignette, und Letzteres bezeichnet entweder eine theatralische Gruppe, oder eine Figur mit dem Kostume irgend eines Zeitalters; das auch illuminirt werden soll, wenn es die Umstände erfordern.

Der Preiß eines Jahrgangs von 12 Heften ist rthl. 4 — an Gold, den Ducaten zu 5 rthl. — gerechnet. Diesen Betrag bezahlt jeder Interessent beim Empfang des ersten Heftes.

Alle löbliche Postämter und Buchhandlungen, oder wem es sonst noch gefällig seyn sollte, die Distribution derselben zu übernehmen, erhalten die gewöhnliche Provision für ihre Bemühung, und wenden sich gefälligst

an die Kayserl. Haupt-Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition in Hamburg, welche die monatliche Versendung an alle resp. Post-Aemter in und ausser Deutschland übernommen;

— — Herzogl. Zeitungs-Expedition in Gotha. Auch an folgende Buchhandlungen:

nach Berlin, an Herren Haude und Spener;

— Frankfurt am Mayn, an Herrn Herrmann;

— Hamburg, an Herren Hartig;

— Leipzig, an Herren Barth;

— Nürnberg, an Herren [illegible];

— Prag, an Herrn Gerle;

— Strasburg, an die akademische Buchhandlung;

— Wien, an Herrn [illegible];

— die Verlagshandlung in Schwerin.

Dramaturgische Monate.

Vierter Band.

Zweites Stük.

XLIII.

Vom dreiundzwanzigten bis zum achtundzwanzigten April: die vier Vormünder, Posse in drei Aufzügen, nach dem Englischen der Miß Centlivre; dazu der vernünftige Narr, Lustspiel in einem Aufzuge, nach Patrat, von Schröder.

Miß Centlivre, die Verfasserin der vier Vormünder, hat mehr komische Stükke für das englische Theater geschrieben, die gar nicht ohne Verdienst sind. Sowohl ihre Erfindungen, als auch die Karaktere, die sie aufführt, haben ungemein viel Drolligkeit, und die Gabe, recht herzlich lachen zu machen, besizt sie in gar keinem

verächtlichen Grade. Als Dame betrachtet, dürfte vielleicht mancher ihrer Pinſelſtriche zu kühn ſcheinen. Allein die brittiſchen Schriftſtellerinnen haben überhaupt eine ſehr dreiſte und freie Feder, und erlauben ſich ſogar in der Darſtellung der Szenen gegen das ſechſte Gebot eine Lippigkeit, die man bei uns kaum einem männlichen Schriftſteller gut heiſſen würde. Auch nehmen die Engländer daran keinen Anſtoß. Sie lieben — wie ihre komiſchen, ja ſogar ihre tragiſchen Dichter ſattſam beweiſen — das Starke und Kräftige, und glauben, daß Dinge, die ſich in der Welt zutragen, von der das Schauſpiel doch eine Nachahmung liefern ſoll, auch wohl auf der Bühne geſehen werden können. Ob man hierin dort ſo ganz recht urtheile, möcht' ich eben nicht bejahen; denn nur das ſittlichwahre iſt der Gegenſtand der Nachahmung der dramatiſchen Kunſt. "Die Bühne, wie ich ſchon an einem andern Ort erinnert habe, *) ſoll eine Schule der guten Sitten oder — wenn das zuviel von ihr verlangt iſt — doch wenigſten eine Schule des guten Geſchmaks ſeyn Folglich muß

*) Dramaturgiſche Fragmente. S. 18.

muß alles, was den guten Geſchmak verſchlimmert, ſtatt ihn zu verbeſſern, von der Bühne verbannt werden. Wahrheit ſoll durch die ſchönen Künſte auf unſre Seele wirken, um uns durch ſie zum Wohlgefallen an der Wahrheit zu gewöhnen. Aber nur durch angenehme Eindrükke kann ſie das. Sind die Eindrükke, die ſie hervorbringt, widrig, ekelhaft, ſo ſtoſſen wir ſie zurük, ſie verfehlt ihren Zwek, und die ſchönen Künſte hören auf, ſchöne Künſte zu ſeyn. Es giebt alſo für den dramatiſchen Dichter keine Wahrheit, als die moraliſch wahre; alles, was dieſer moraliſchwahren Wahrheit zuwider iſt, muß auf dem Theater vermieden werden, folglich auch alle Wahrheit, die ekelhaft oder ſchmuzig iſt. Nur die edle, anſtändige Natur iſt der Vorwurf der ſchönen Künſte, und auch nur der Vorwurf der theatraliſchen Kunſt.„

Sünden gegen das ſechſte Gebot alſo, Libertinage und Uppigkeit in Karakteren und Sitten, müſſen, wenn der Dichter ſie zum Gegenſtand der theatraliſchen Darſtellung wählt, — den wichtigen Zwek des Unterrichts, der Belehrung und Warnung vorausgeſezt, — dem Auge des Zuſchauers mit der raffinirteſten Behutſam- und

Anſtändigkeit vorgeführt werden, damit ſie weder auf ſeine Phantaſie, und ſeine für ſinnliche Eindrükke nur zu leichte Empfänglichkeit nachtheilig wirken, noch auf irgend eine Weiſe das Gefühl ächter Delikateſſe in ihm beleidigen, oder wohl gar erſtikken können. Ihre Schilderung muß zwar treu, aber nicht ekelhaft, wahr, aber nicht empörend ſeyn. Die Karaktere dieſer Art dürfen zwar allerdings mit der ihnen zukommenden Laſzivität handeln und reden, und durch Betragen und Ausdruk bezeichnen, wes Geiſtes Kinder ſie ſind; aber ihr Handeln und Betragen darf nie in Obſzönität, ihre Rede und ihr Ausdruk nie in Zotenreiſſerei ausarten; oder die angenehmſte, Geſchmakvollſte und nüzlichſte Anſtalt zur Erhohlung des Bürgers nach den Geſchäften des Tages, wird der ſchädlichſte Zeit- und Sittenmord, der zur gänzlichen Untergrabung jeder geſelligen Tugend erſonnen werden kann.

Auf dies alles nehmen Englands dramatiſche Dichter wenig oder gar keine Rükſicht. Ihre beſten komiſchen, ſelbſt ein Theil ihrer tragiſchen Stükke, *) wimmeln von Zügelloſigkeiten. Ehebruch,

*) Man leſe, um nur ein paar zu nennen, Erwar, Beaumont und Fletſcher.

bruch, Hahnreyschaft, Wollust und Liederlichkeit erscheinen bei ihnen so blank und baar, daß Augen und Ohren Dinge zu sehen und zu hören bekommen, wie sie nur immer unter der herabgesunkensten Klasse von Wüstlingen im Schwange seyn können. Eine Ursach, die die Veränderung, gänzliche Umarbeitung und Veredlung selbst ihrer besten Werke in diesem Fache, wenn sie auf unsre Bühne verpflanzt werden sollen, nicht allein rathsam, sondern auch äusserst notwendig machen.

Miß Centlivre treibt indes ihr Wesen nicht völlig so arg, wie diese ihre Mitbrüder und Mitschwestern in Thalieen. Nur in Rüksicht auf ihr Geschlecht, zeichnet sie hier und da etwas zu dreist, läßt die Personen ihrer Dichtung etwas zu frei von der Leber wegreden, und giebt Winke von einer Welt- und Menschenkenntnis, die uns an einer Dame befremden, bei der wir entweder eine solche Menschen- und Weltbekanntschaft nicht vermuthen, oder doch wenigsten nicht glauben, daß sie von dieser Kenntnis einen so ungenirten Gebrauch machen werde.

Ihre vier Vormünder sind freilich nur eine Posse, aber, wer von einer Posse nicht mehr sodert, als er billigerweise sodern kann:

wohlthätige Erschütterung des Zwergfells, und so viel Wahrscheinlichkeit, als nötig ist, um uns auf der Stelle zu täuschen: der wird darin Stof genug finden, seine Milz durch Lachen zu erleichtern, ohne just Ursach zu haben, sich seines Lachens zu schämen. Die Welt, die sich darin präsentirt, ist freilich eine sehr possierliche, und die Menschen, die sich darin herumtreiben, sind zum Theil ein sehr tolles Geschlecht. Aber diese Welt und dieses Geschlecht haben demungeachtet eine so menschliche Phisiognomie, daß man gar keinen Grund hat, ihre Existenz für platt unmöglich zu halten.

Nancy, ein junges, reiches Mädchen, ist von ihrem verstorbenen Vater der Sorgfalt von vier Vormündern anvertraut worden. Diese vier Vormünder sind eben so viel Narren, aber jeder ist es in seiner eigenen Manier. Der erste, Modelove, ist ein alter Gek, der den Stuzzer spielt, troz seines entnervten und zerbrechlichen Körpers, noch alle jugendliche Lebhaftigkeit affektirt, französische Liedchen trillert, Kleider nach französischem Schnitt trägt, und nichts schön findet, was nicht aus Paris kömmt, oder sich doch wenigsten nach Parisischem Maaßstabe gemodelt

medelt hat. Der zweite, Periwinkle, einer der ſtupideſten Köpfe, die je zwiſchen Himmel und Erde herumgekrochen ſind, giebt ſich mit Alterthumskrämerei ab, läßt ſich alte Lumpen und Fezzen, verroſtete Geräthe, verſchimmelte Münzen und zerbrochne Scherben für Antiquitäten verkaufen, und hält die albernſten Mährchen für wahr, wenn ſie nur das Anſehn des Wunderbaren haben. Der dritte, Tradelove, wird von dem gemeinſten und ſchmuzigſten Kaufmannsgeiſte beſeelt. Statt des Gehirns, hat er Bancozettel im Kopf, und ſeine Seele für nichts Sinn, als für klingende Münze. Um Geld iſt er für alles feil, und das zu erlangen, ſcheut er auch die niederträchtigſten Mittel nicht. Seine Religion beſteht in Finanzoperazionen, und die Börſe iſt ſein Himmelreich. Der vierte endlich, Prim, ein Quaker, kann für ein Muſter von heiliger Einfalt und Tölpelhafter Heuchelei gelten. Bei jedem dieſer Vormünder muß die arme Nancy, abwechſelnd, ein paar Monate zubringen, nach ihren Launen und Grillen ſich fügen, und in Kleidung, Anſtand und Lebensart immer die treue Kopie desjenigen ſeyn, den die Reihe trift, Aufſicht über ſie zu haben. Bei Mode-

love sieht sie, wie eine Pariserin, bei Periwinkle wie eine Antique, bei Tradelove wie die Knikkerei selbst, und bei Prim vom Kopf bis zum Fuß, wie eine Quakerin aus. Vermöge des Testaments ihres Vaters, darf sie nicht heyraten, als mit der einstimmigen Bewilligung dieser vier Vormünder, und keinen Mann wählen, der nicht ein Engländer ist, und von ihnen insgesammt zu ihrem Gatten tauglich gefunden wird.

In dieser traurigen Lage befindet sich das arme Mädchen, als ein junger Offizier, Nahmens Harcourt, ich glaube auf einer Promenade, Bekanntschaft mit ihr macht, sie allerliebst findet, und, da er hört, daß sie ein artiges Vermögen besizt, das er sehr gut gebrauchen kann, sich entschließt, sie zur Gefährtin seines Lebens zu erkiesen. Das sonderbare Testament ihres Vaters legt ihm indes, zur Erreichung seines Zweks, große Schwierigkeiten in den Weg. Er muß alle vier Narren auf seine Seite bringen, jedem seine Einwilligung abliſten; denn — hinc illa lacrimae! — jeder dieser Zucht- Ehren- und Vermögenwächter will das Mädchen nach seinem Geschmakke verheyraten. Der franzöſirende Ha-

senfuß,

sucht, Modelove, wird sie keinem andern, als einem Pariser Zärtler, der ehrgeizige Mann mit, Periwinkle, keinem, als einem antiquarischen Wunderkrämer, der Geld- und Gewinnsüchtige Tradelove, nur einem Geldmanne, und der Quaker, Prim, sie nur einem Heiligen aus der Brüdergemeinde geben. Da ist nun guter Rat theuer. Ohne Intrigue geht es hier nicht ab. Harcourt muß probiren, ob er zum Schauspieler taugt, jeden dieser Siegelbewahrer des Testaments von Nancy's Vater, in der Gestalt ihrer Thorheit für sich gewinnen, und zur Bestätigung seiner Wünsche übertölpeln kann? Der Versuch wird gemacht, und glücklich ausgeführt.

Ein paar alte Bekannte, denen er seine Intrigue anvertraut, leisten ihm hülfreiche Hand; bringen ihn auf neue Pfiffe, schaffen ihm, was er zu seiner Komödie gebraucht, und instruiren ihn, wo er's nötig hat. Unter den verschiedenen Masken eines in Paris gebildeten Modenarren, eines gelehrten Alterthums- und Wunderkrämers, eines holländischen Kaufmanns, und eines Scheinheiligen Quakers, erschleicht und erlistet er ihre Bekanntschaft, ihr Vertrauen und

ihre Einwilligung. Jene wollen sie, als sie sich betrogen sehn, ihr Geld zurücknehmen, aber ihre Handschrift gelte nicht. Auch können sie sonst keine Einwendungen gegen ihn machen, er ist ein Engländer, das Mädchen will ihn, die Bedingungen des Testaments sind also erfüllt, und so geht die Verbindung vor sich, trotz allem Zetergeschrei der betrogenen Viermänner.

Es ergiebt sich, ohne mein Erinnern, daß durch diese vielfaltigen Verkleidungen **Harcourts**, und durch die mancherlei Kniffe, Schliche und Wendungen, deren er sich bedient, dieses Vormundschaftscollegium zu seinem Willen zu überlisten, sehr viel Leben und komische Wirksamkeit in das Stük kommen muß. In der That hat Miß **Centlivre** für die Erschütterung unsers Zwergfells reichlich gesorgt. Besonders sind die Szenen, in denen **Periwinkle** und **Tradelove** um ihre Unterschrift zur Einwilligung in die Heyrat mit **Nancy** geschmeichelt werden, äußerst voll und natürlich. Am meisten aber reizen die Auftritte in des Quakers Hause, wo **Harcourts** Schliche sich ganz entfalten, zum lautschallenden Gelächter. Was sich dort zuträgt, muß das ernsthafteste Gesicht aus seinen Falten

brin

bringen, und den [illegible] seines Spleens vergessen machen. Hierauf eine kleine Skizze.

Durch die List eines seiner Helfershelfer, des Gastwirt, Sackbuts, hat Harcourt einen Brief in seine Hände bekommen, in dem ein Bruder in der Heiligung zu Bristol, dem Quaker, Prim, einen Hirten der Gläubigen aus Pensylvanien, Simon Pure, empfiehlt, der eilf Tage bei ihm gewohnt, und die Brüder erbaut hat. Er kömmt nach London, um die Gemeinde zu sehn. Prim soll ihn also in seinem Hause aufnehmen, und ihn von seinem Weibe erquikken lassen. Diesen Simon Pure will nun Harcourt vorstellen, und dadurch Eintritt bei dem Vormund und seinem Mündel finden. Damit aber der wahre Simon Pure, der noch heute mit der Postkutsche ankömmt, den Spaß nicht verderben kann, so will Freemann, ein anderer guter Freund Harcourts, dem Bristoler Wagen aufpassen, und diese Dazwischenkunft zu verhindern suchen.

Der Brief wieder zugesiegelt, gelangt richtig an Ort und Stelle. Harcourt spielt seine Quakermaskerade, und wird mit allem Quaker[illegible]

als

als Hirt der Gläubigen aufgenommen. Er sieht kein Mädchen, und findet sie selbst in ihrer einfachen Kleidungstracht liebenswürdig; seine Augen ruhen mit Wohlgefallen auf ihr. Obadjah Prim ertappt ihn auf diesem Augenspiel, und fragt ihn in dem Tone seiner Sekte: „warum heftest du deine Blikke auf dieses Mädchen, Freund?" und er antwortet ihm mit nachgeahmtem Quäkerakzent: „Ich will es dir sagen. Vor einigen Tagen sah ich ein Gesicht. Dieses nämliche Mädchen, aber in weltlicher Tracht, stand an einem Abgrunde, und ich hörte eine Stimme: Simon, strekke deine Hand aus, und rette die Dirne, und ich that, was mir befohlen ward, und mich deucht, sie stand an meiner Seite." Obadjah schließt daraus auf des Mädchens nahe Bekehrung, ermahnt seinen Bruder, dem Rufe der Offenbarung zu folgen; und fodert sein Mündel auf, Acht zu haben, was der gläubige Hirt ihr sagen wird, damit er ihr den Weg zeige, den sie wandeln soll. Nancy, die ihren Liebhaber nicht erkennt, sträubt sich gegen diese Bekehrungsplane, muß aber doch mit dem vermeinten Bußprediger allein bleiben. Harcourt spielt seine Rolle fort,

ihr

ohne sich zu erkennen zu geben, und die andächtige Büsserinn wird eifrig [illegible] bey der [illegible] Mannes, der aus dem [illegible] des verehrten Heiligen zu ihr spricht. Sie kniet bis zu dem Schleyer, als der Verkleidete zu [illegible] zu ihr [illegible], und seine Arme sich ausbreiten, sie zu umfassen. Jetzt entdeckt er sich, sie erschrickt, und beginnt ihren zu verschmähten Augenblicke[illegible]. Auf ihr Geschrey kömmt Prim wieder zurück, doch die beiden Verliebten fassen sich schnell. Sie stellt sich noch immer aufgebracht, als eine halsstarrige Sünderin, die dem Ruf des Geistes nicht hören will, und er figurirt den Proselytenmacher, wie zuvor. Prim schilt ihren Unglauben, zieht sich aber, auf Harcourts Bitte, der sie heftig zu rühren verspricht, wieder zurück, froh, daß es nur das ist, denn er fürchtete schon, „der äussere Mensch habe über den innern Gewalt erhalten.“ Liebhaber und Geliebte verständigen sich nun einander. Sie erfährt, daß Harcourt bereits die Einwilligung der drei übrigen Vormünder in der Tasche hat, und, daß es nur darauf ankomme, auch den vierten zu betrügen. Nancy besinnt sich nun nicht länger, und da Prim bald hereinschleicht, den Versuch der Bekehrung zu beob-

beobachtet, stellt sie sich auf einmal erleuchtet, preist den Himmel für das Licht, das er in ihre Seele fallen läßt, und harangirt die Brüderschaft mit einer Wahrheit, daß die alte Prim ganz entzückt wird. Nun führt das Unglück, trotz allen Gegenbemühungen des Freeman, den wahren Simon Pure herbei. Das ist keine kleine Verlegenheit. Aber Harcourt hilft sich mit Unverschämtheit durch, er erklärt den Angekommenen geradezu für einen Betrüger, und sich für den rechten Mann. Ein Brief von Freeman an Prim, kömmt seiner Unverschämtheit zu statten; er warnt den Quaker für einen Spizbuben, der sich, unter dem Nahmen, Simon Pure, in sein Haus schleichen würde, um ihn des Nachts zu bestehlen. Das wirkt, der Ehrenmann wird als ein falscher Prophet fortgeschickt, und Obadjah sieht Nancy's Entsagung der Welt und ihrer Lüste für einen Wink des Geistes an, daß sie mit dem Wandermanne ziehe und bei ihm wohne. Nun hat Harcourt auch seine Einwilligung, und alles geht seinen erwünschten Gang. Umsonst kömmt der wahre Pure wieder mit Zeugen seiner ächten Brüderschaft, Harcourt selbst giebt ihm

das Vermögen, daß er der sey, für den er ausgegeben wird, nur, daß er seinen Namen nur auf eine Zeitlang geliehen habe, Nancy zu bekommen. Eben so geschickt betrügt er Modelove, Periwinkle und Tradelove, daß er sie sämmtlich und sonders zum Besten gehabt; und die vier Herren, sie mögen wollen oder nicht, müssen zu dem mit ihnen getriebenen bösen Spiel eine gute Miene machen, so sauer es ihnen auch wird.

Daß übrigens die Kritik, als Kritik, nicht gegen manches in der Dichtung der Miß Centlivre Erinnerungen auf dem Herzen haben sollte, läßt sich schwerlich verneinen. Aber theils ist diesem manchen durch die deutsche Bearbeitung abgeholfen worden; theils drückt die Kritik bei einer Schnurre, die blos Lachen erregen will, gern ein Auge zu, wenn sie nur wirklich lachen kann, ohne die gesunde Vernunft an den Pranger zu stellen. Kann sie das aber, so scheint mir Kritik über eine Posse selbst Posse, zu der die Kritik wenigstens bei mir nicht herabsinken soll. Auch bin ich überzeugt, daß jeder, der sich schämt, über eine Posse gelacht zu haben, über die nicht zu lachen, ihm doch schlechterdings

nemlich war, ohne, daß er es glaubt und will, selbst eine sehr grosse Posse agirt. Wahrlich! wer glaubt, er würdige seinen Geschmack herab, wenn er über die vier Vormünder, oder ein ähnliches dramatisches Produkt, lacht; oder wohl gar leugnet, darin gelacht zu haben, ist auf einem sehr falschen Wege, und sein Geschmak, für so fein und geläutert er ihn auch immer halten mag, wieder nichts als eine Posse. Das Talent, mit Vernunft aus vollem Halse lachen zu machen, ist nicht minder schäzbar, als das, durch tragische Wirkungen unsre Seele zu erschüttern. Ja noch mehr, es ist zugleich ein sehr wohlthätiges Talent, indem es die Blähungen der Seele sanft abtreibt, sie heiter und fröhlich stimmt, unsrer Gesundheit dadurch aufhilft, über die Gegegenstände um uns her ein milderes, behaglicheres Licht verbreitet, und durch das Medium des Lachens uns nicht selten weiser und zufriedner macht, als alle ernsthaften Harangnen von Tugend und Sittlichkeit. Selbst die Kunst des Schauspielers, in einer Posse das Lächerliche nicht über die Gränze der Wahrscheinlichkeit zu treiben, weil er sonst den Zweck, uns zur Lache zu reizen, verfehlen würde, ist gar kein so gemeines

und

und leichtes Talent, als die meisten Possenreisser und sogenannten Charakteristiker wohl glauben. Es erfodert ein sehr genaues Studium des nicht zu viel und nicht zu wenig, das eben nicht jedermanns Sache ist, der sich damit abgiebt, Karaktere dieser Art zu spielen, oder als Richter darüber mitzusprechen. Mancher dieser Possenreisser meynt, daß es mit Frazzen- und Gesichterschneiden, mit Männerchen, grotesken Windungen und Verrenkungen seines Körpers gethan sey; und mancher dieser eklen Geschmaksdiktatoren findet einen Zug übertrieben, der doch, im Karakter und der Situazion der spielenden Personen, vollkommne Wahrheit ist; blos, weil er diesen Zug entweder von einem Stümper ungeschikt, und an einer unrechten Stelle hat anbringen sehn, oder weil er nie von seinem Schreibpult, seiner langweilig-ehrbaren Familie, seiner gravitätisch-steifen Vaterstadt weggekommen ist; weil ihm nie die Gelegenheit ward, andere Thorheiten zu beobachten, als seine eignen; und nun jede fremde Schellenkappe nach dem Schnitte derjenigen beurtheilt, die seine weisen Scheitel bedekt.

Wenn nun gar diese superfeinen Geschmaks- und Kunstschäzzer durch einen blossen Nahmen in

ihrem Urtheil über den Wert oder Unwert eines Schauspiels geleitet werden, wenn der Nahme, Posse, allein im Stand' ist, sie gegen eine dramatische Vorstellung einzunehmen; wenn man ihnen die ärgste Burleske, sobald nur der Nahme, Lustspiel, auf dem Komödienzettel steht, für das feinste komische Stük verkaufen kann; oder wenn man sie über platten Wiz, Gemeinheit und Karrikatur schreien hört, indes doch gerade dieser platte Wiz, diese Karrikatur und Gemeinheit sie ganz allein zum Lachen zu bringen vermögen, und das eigentliche Lustspiel — wär es auch noch so Sinnreich angelegt, strömt' es auch über von dem Geschmakvollsten, feinsten Wizze! — sie kälter und untheilnehmender läßt, als einen Advokaten ein Prozeß, bei dem nichts zu ersporteln ist; sie sanfter gähnen und einnikken macht, als die langweiligste Predigt: so kann man sich vollends des Lachens über die possenhafteste Posse aller Possen nicht enthalten, die diese hochklugen Geschmaks- und Weisheitsherren auf ihre eigne Kosten spielen. Difficile est, satyram non scribere.

Uiber das Spiel komischer Stükke dieser Art hab' ich mich schon mehrmals erklärt; hier nur

etwas

etwas über die Rolle des Harcourts. Vor allen andern muß sie vorzüglich gut ausgeführt werden, denn beinahe hängt das Glük des Stüks hauptsächlich von ihr ab. Je mehr der Schauspieler der Schwierigkeiten Herr ist, die in dieser Rolle die Täuschung des Zuschauers hindern können, desto mehr wird er zum Vergnügen desselben beytragen, desto mehr wird er das Komische in Miß Centlivre's Dichtung erhöhen. Das ist nun weder so leicht, noch so schwer, als es wohl scheint. Nicht so leicht, weil die Kunst, in einer und der nehmlichen Rolle vier bis fünf ganz verschiedene Karaktere darzustellen, und sie durch Ton, Geberd' und Spiel auffallend von einander zu unterscheiden, nicht das Talent eines gewöhnlichen Schauspielers ist; nicht so schwer, weil die Verschiedenheit dieser Karaktere zu hervorragend ist, als daß ihre Kontrastirung dem guten Schauspieler viel Schweiß kosten könnte. In der Stutzerrolle ist ein leichter, nasalpersiflirender Ton der Sprache, sind es Chevaliermännerchen, ein tanzender, hüpfender Gang, Etourderie und ein Air de suffisance, wodurch sich sein Spiel auszeichnen muß. Als Antiquitätenkrämer kömmt es nur darauf an, daß eine

emphatiſche Dikzion, bedeutende Pauſen, patheti-ſches Armaufheben, halbverſchloſne Augen, und ein gewiſſer Geiſt der Myſtik und Geheimnis-wiſſerei, wodurch ſolche Wundermänner ſich ein hohes Anſehn geben, ſeine Darſtellung begleiten. Den holländiſchen Kaufmann zu karakteriſiren, bedarf es nichts, als eines platten, breiten, gut-turalen Dialekts, als rauher, derber Alltagsſit-ten; und als Simon Pure darf er nur gera-dezu den Ton kopiren, den ihm die Schauſpieler, die die Quakerfamilie figuriren, angeben. Eine gezogene, gedehnte Andachtsdeklamazion, heilig gen Himmel aufgehobene Augen, in denen man nichts, als das Weiſſe ſieht, kreuzweis auf die Bruſt gelegte Hände, und in allen ſeinen Aeuſ-ſerungen Ausdruk von Tartüfferei, werden ihm dieſe Mummerei mit aller der Täuſchung ſpielen helfen, die nötig iſt, um dieſe gläubige Schaf-familie zu hintergehen. Als Harcourt ſelbſt, hat er nur dafür zu ſorgen, daß man den Bon-vivant in ihm erkennt, den Weltkenntnis und Erfahrung abgeſchliffen, und ihm die Jovialität zum Erbtheil hinterlaſſen haben, die ihm nötig iſt, um alle dieſe Intriguen gewandt, und ohne langes Stokken, glüklich durchzuführen.

Für den guten Schauspieler ist also diese Rolle eben keine Hexerei, für den gewöhnlichen aber eine desto gröſſere. Daher ich einen jedem, der ſie künftig übernimmt, freundſchaftlich rathe, ſeine Kräfte vorher wohl zu prüfen, wenn er nicht Miß Centlivre ungerechter Weiſe um ihren Kredit, und ſich um alle Reputazion bringen will.

Der vernünftige Narr iſt eins der neuern Produkte der franzöſiſchen Thalia, von einem Verfaſſer, der ſchon mehr ſolche artigen Kleinigkeiten geliefert hat, und eine gar nicht übel unterhaltende Plaiſanterie. Niedliche Misverſtändniſſe, die ſpleenetiſche Laune des Engländers, gefälliger Dialog, und eine Menge drolligter Einfälle werden es noch lange als eins der beſten Nachſpiele erhalten, die wir dem Pariſer Theater zu danken haben. Wenigſten erhält es ſich hier noch immer in gleichem Beifall, ſo unzähligemal es auch ſchon gegeben worden iſt.

XLIV.

Vom achtundzwanzigten April bis zum zwanzigten May Wiederholungen. Am achtundzwanzigten May das Kind der Liebe, Schauspiel in vier Aufzügen, von Herrn von Kozebue.

Man darf es wohl, als ausgemacht, annehmen, daß ohne Schröders Fähndrich, das Kind der Liebe schwerlich seine Existenz erhalten hätte. Die flüchtigste Vergleichung dieses Schauspiels mit jenem, wird die Aehnlichkeit des lezten mit dem ersten in Anlage, Fabel und Situazionen, auffallend bestätigen. Im Fähndrich hat der Baron Harwiz Karolinen die Ehe versprochen, vorher aber über ihre Tugend gesiegt, und sie denn verlassen; im Kind der Liebe ist Baron Wildhayn gegen Wilhelmine Rehfeld in gleicher Schuld. Im Fähndrich empfindet Harwiz über diese Treulosigkeit Gewissensbisse, die ihm die Freuden seines Lebens oft verbittern; im Kind der Liebe Baron Wildhayn desgleichen. Im Fähndrich hat sich Harwiz vergebliche Mühe gegeben, Karolinen wieder zu finden,

und

und ihr das angethane Unrecht zu vergüten; im Kind der Liebe ist das Wildhayns Fall. Im Fähndrich lebt Karoline ihrem Verführer näher, als er's ahndet; im Kind der Liebe lebt Wilhelmine dem Räuber ihrer Unschuld eben so nahe, ohne, daß er's vermuthet. Im Fähndrich hilft die betrogne Geliebte sich elend und kümmerlich durch, wird von Mangel und Krankheit aufgerieben; im Kind der Liebe geht es der armen Hintergangnen nicht besser. Im Fähndrich hängen Mutter und Sohn auf das zärtlichste aneinander, und der Sohn, wagt, seine Mutter zu retten, Leib und Leben; eben so weben im Kind der Liebe Sohn und Mutter in einander, und der erste opfert sein Leben für sie, wie dort. Im Fähndrich weiß die verlaßne Verführte, daß ihr Verführer lebt, und wo er lebt; ist aber zu stolz, von dieser Kenntnis Gebrauch zu machen, will lieber im Mangel umkommen, als ihn durch Vorwürfe an sein Unrecht erinnern, und sein Mitleid, für seine Liebe, erregen; im Kind der Liebe denkt und handelt Wilhelmine gerade so. Im Fähndrich weiß der Vaterlose Jüngling nicht, wem er sein Leben zu dan-

ken hat, und erfährt es erſt während der Handlung des Schauſpiels; juſt ſo ſtehen die Sachen im Kinde der Liebe. Im Fähndrich weiß Harwiz eben ſo wenig, daß Wilhelm ſein Sohn iſt, wie im Kinde der Liebe Wildhayn, daß es Friz iſt. Im Fähndrich iſt dieſe Entdekkung eine der erſchütterndſten und anziehendſten Situazionen, und ſo iſt ſie es auch im Kinde der Liebe. Im Fähndrich ſpricht endlich der Sohn für die Rechte ſeiner Mutter gegen den Vater, thut auf den Nahmen ſeines Kindes Verzicht, wenn ſeiner Mutter nicht wird, was er ihr verſprach, ſeine Gattin; und der Vater erfüllt ſeine Pflicht, erklärt die verlaßne Geliebte für ſeine Gemahlin, die Frucht ſeines Verbrechens für ſeinen Erben und Sohn; und auch hierin ähneln Situazion und Ausgang im Kinde der Liebe dem Schröderſchen Schauſpiele.

Die Anwendung, die Herr von Kozebue von dieſen Schröderſchen Erfindungen gemacht hat, iſt allerdings ſeine eigene. Er hat ſie benuzt, wie es ſich von einem Manne mit ſeinen Fähigkeiten erwarten ließ. Auch hat er zu dieſen originell benuzten fremden Erfindungen

manche

manche eigene hinzugethan, als Wildhayns wirkliche Witwerschaft, die im Fähndrich von Karolinen nur vorausgesezt wird; die Verwandlung der Pflegetochter in eine wirkliche; das feine Herzensverständnis zwischen Amalien und dem Pfarrer; die persönliche Erscheinung der betrogenen Geliebten, die um so mehr zu sehr schönen Situazionen Veranlassung giebt, da sich der Dichter nicht an die Einheit des Ortes band, sondern ungebunden einen neuen Vorhang auf- und niederrollen ließ, so oft er's bequem fand. Diese lezte hinzugethane Erfindung ist nun freilich eben nichts ausserordentliches, denn sie lag so natürlich in dem ganzen Gange der Fabel, daß Herr Schröder eben so gut darauf hätte verfallen können, wenn es ihm nicht um die Einheit des Orts zu thun gewesen wäre, wenn er nicht die Kunst verstanden hätte, auch ohne diese persönliche Erscheinung Karolinens, Interesse für sie zu erregen. Aber ausserordentlich oder nicht, diese Erfindung ward Gelegenheit zu einigen der vorzüglichsten Szenen dieses Schauspiels; und troz allen Aehnlichkeiten, die das Kind der Liebe mit dem Schröderschen Drama hat, bleibt es immer ein sehr schäzbares Pro-

dukt, und ist, nebst Menschenhaß und Reue, das beste, was Herr von Kozebue in diesem Fache hervorgebracht hat.

Wildhayn, Amalia, der Pfarrer und Friz Rehfeld sind vier schöne Karakterzeichnungen, und die Szenen, in denen sie sich entwikkeln, zum Theil ganz vortreflich. Besonders ist Amaliens Naivetät sehr reizend geschildert, und der Pfarrer gehört vielleicht zu den besten Darstellungen, die je von diesem Stande auf der Bühne sind gemacht worden. Seine Beschreibung der rauhen und glatten Seite des Ehestandes ist eben so schön als wahr, und eben so unterrichtend, als rührend. Friz interessirt durch seinen feurigen, edlen und thätigen Karakter allgemein, und die Szene, wo er das Gewissen des Vaters erschüttert, ragt an grosser theatralischer Wirkung, an Wahrheit und Originalität, über alle andern, selbst auch die anziehendsten Szenen dieses Drama's hervor. Eben so wenig fehlt es dem Karakter der Wilhelmine Rehfeld an tief wirkenden, sogar nicht an wahrhaft sublimen Zügen, ob er gleich, gegen die obigen viere gerechnet, von dem Dichter weniger durchgeführt worden. Mit der Perso-

nage

nage des Grafen von der Mulde bin ich am wenigsten zufrieden. Es ist ein zu alltäglicher, gewöhnlicher Kerl, dessen Possen gegen den feinern Ton des Stüks allzu greil abstechen. Auch hat er zu wenig in die Handlung desselben Einfluß, um nicht eine sehr entbehrliche Episode zu seyn.

Aus Privatnachrichten von Leipzig, und aus einem Komödienzettel des Dresdner Hoftheaters, ersch' ich, daß dies Schauspiel dort in einer andern Gestalt aufgeführt wird, als hier und in Berlin. Wie man mir schreibt, so ist jene Gestalt die eigentlich wahre, die ihm Herrn von Kozebue's Dichtung gegeben. Dort hat das Kind der Liebe fünf Akte, und Wilhelmine Rehfeld spielt in diesem hier und in Berlin weggestrichnem Akte die Hauptrolle. Sie erscheint darin als Bettlerin an der Landstrasse, die die Vorübergehenden um ein Almosen anspricht, von allen aber abgewiesen, und nur von einem Juden mit einer milden Gabe beschenkt wird. Hier sinkt sie dann ermattet nieder, und wird von den gutherzigen Bauern aufgenommen, in deren wohlthätigen Händen sie sich, nach der Berliner Veränderung, schon besin-

befindet, wenn ſie zum erſtenmal vor dem Zuſchauer auftritt.

Ich muß geſtehn, daß dieſe Einführung der Wilhelmine Rehfeld in die Handlung des Stüks, mir ganz und gar mißfällt. Es liegt eine Undelikateſſe darin, die mich von einem Schriftſteller, wie Herr von Kozebue, äuſſerſt befremdet. Eine ſieche, abgehärmte, ausgehungerte Bettlerin, in lumpigten Kleidern, einen Brodſak auf dem Rükken, eine ganze Reihe von Szenen hindurch, alle Vorübergehenden um Barmherzigkeit, und eine milde Gabe anſprechen ſehen, iſt ein widerwärtiger Anblik; und die dramatiſche Mahlerei ſoll eben ſo wenig, wie die Mahlerei mit Farben, durch den Sinn unſrer Augen widerſtehende Eindrükke auf unſre Geſchmaks- und Geruchsnerven hervorbringen. Abgerißne Kleider aber, eine von Hunger und Mangel ausgeſogne und ausgedörrte Geſtalt, erregen immer die Idee von Schmuz, und die Idee von Schmuz erwekt eine Menge ekelhafter Nebenvorſtellungen, die unſre Phantaſie in einem hohen Grade unangenehm beſchäftigen. Solche Auftritte gehören alſo ſchlechterdings nicht auf die Bühne, weil ſie den erſten Zwek der dramatiſchen

tischen Nachahmung, unser Interesse an sich zu ziehn, geradezu zerstören, unsre Aufmerksamkeit abwenden, und uns unwillig nach Stok und Hut greifen machen.

Ist diese Bettlerin nun vollends eine Person, wie Wilhelmine Rehfeld, der der Dichter den edelsten Karakter, die feinsten Gefühle, die erhabensten Gesinnungen gegeben hat, so entsteht aus dem Ekel, den ihr Anblik erregt, völlige Empörung unsrer Delikatesse. Die Wirkung, die die Herabsinkung eines solchen Weibes zu diesem entehrenden Zustande in uns entstehen macht, ist nicht Mitleid, es ist die Empfindung des bittersten Unmuts und Abscheus; und Unmut und Abscheu sind keine Gefühle, die unsre Theilnahme fesseln können. Aber es ist nicht blos Unmut und Abscheu, der unsre Theilnahme für diese ekle Situazion schwächt, es ist auch Mangel an Wahrheit, der uns von diesem Anblik zurükscheucht. Eine Wilhelmine Rehfeld wird sich eher, als die niedrigste Magd, zur Erwerbung ihres Unterhalts, verdingen, sich eher zu den gemeinsten Handarbeiten, um den geringsten Tagelohn, entschliessen, als dieses Handwerk ergreifen. Sie wird, von Krankheit, Elend und Not gedrängt,

dränge, allenfalls, an einem weniger besuchten Wege, geheim und verstohlen, einen solchen Versuch wagen, aber sich auf öffentlicher Heerstrasse den ganzen Tag hinstellen, und unzähligemal abgewiesen, diesen Versuch wiederhohlen: das reimt sich mit dem Karakter einer Person, die nachher solche grosse Gesinnungen äussert, die eine ganze Goldbörse ausschlägt, und dem Uiberbringer vor die Füsse wirft; die, entweder ihre verlohrne Ehre von ihrem Verführer glänzend wieder hergestellt, oder von keiner Unterstüzzung von ihm wissen will, auf keine Weise. Wahrlich! ein weibliches Geschöpf, das so fein denkt, empfindet und handelt, das die Würde seines Karakters so bestimmt und nachdrüklich behauptet, durch die dringendste Not nicht bewogen werden kann, sich seiner unwert zu zeigen, so sichtbar und ausgezeichnet sich über sein Schiksal erhebt: ein solches Geschöpf in eine Strassenbettlerin verwandelt sehen, ist die unnatürlichste und widersprechendste Erscheinung, die einem Menschenkenner und Beobachter aufstossen kann.

Zudem fällt durch diese Bettelszenen ein sehr verschlimmerndes Licht auf den Karakter des Baron Wildhayn. So unschuldig er auch, an

und

und für sich, an dieser gänzlichen Herabwürdigung seiner Geliebten seyn mag, so ist sein Leichtsinn und seine Pflichtvergessenheit doch immer die erste Ursach davon. Wilhelminens entehrende Lage empört uns also wider ihn; und, statt mit den Gewissensbissen, von denen er beunruhigt wird, mit der Reue, und den herzlichen Wünschen, die er äussert, sein Unrecht wieder gut zu machen, Mitleiden zu haben, fangen wir an, ihn zu verachten, an seiner Aufrichtigkeit zu zweifeln; weil wir unmöglich glauben können, daß, wenn es mit diesen vorgegebnen Gewissensbissen, mit dieser Reue und diesen Wünschen Ernst wäre, die arme Verlaßne jemals zu diesem elenden Zustande hätte herabsinken können. So herzlich auch der Ton ist, mit dem er seine Reue ausdrükt, so wahr auch der Kummer scheint, den er darüber empfindet, daß er Wilhelminens Aufenthalt noch immer nicht hat erforschen können; die tiefe Herabgesunkenheit der betteinden Entehrten zeugt wider ihn; wir sehn in ihm nur den Heuchler, der Gefühle vorgiebt, die er nie hatte, dem es nie wahrhaft darum zu thun war, der beleidigten Tugend Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Doch

Doch das ist das Uibel noch nicht ganz, das aus diesen Bettelauftritten für das Interesse an der Handlung erwächst. Auch Wildhayns Lobenswerter Entschluß, die verlaßne Geliebte für seine rechtmässige Gattin zu erklären, wird dadurch unwahrscheinlich. Eine Frau, die als Bettlerin auf der öffentlichen Landstrasse herumgezogen ist, jeden Vorübergehenden um einen Bissen Brod, um das kärglichste, niedrigste Almosen angesprochen hat, eine solche Frau von einem der ältesten, am Hof und in der Stadt angesehensten, der reichsten und begütertsten Edelleute, zum Range seiner Gemahlin erhoben sehn, schreit zu sehr gegen alle Konvenzionen, gegen jedes Dekorum, selbst gegen jede vernünftige Sitte dieses Standes, um es nur im geringsten wahrscheinlich finden zu können. Sey es immer seine Schuld, daß es dahin mit ihr gekommen: nach ihren Gesinnungen, ihren Ansprüchen, die sie macht, hätte sie eher jedes andere, als dies sie so gänzlich herabwürdigende Mittel zu ihrer Erhaltung wählen müssen. Bis zur Strassenbettlerin sich zu erniedrigen, das zeigt offenbar von zu wenig Achtung für sich selbst, als daß sie auf einen solchen Grad von Achtung bei

Wild-

Wildhayn Recht haben, als daß Wildhayn ihr diesen Grad von Achtung schuldig seyn könnte. Genug, wenn er sie so versorgt, daß sie anständig leben, und ihr erlittnes Elend vergessen kann. Mehr kann er unter diesen Umnicht thun. Würde er mehr thun, so handelte er gegen seinen Stand, seine Verhältnisse, ja sogar gegen seine in einer rechtmässigen Ehe erzeugte Tochter noch ungerechter, als er gegen Wilhelminen bisher gehandelt hat. Ja, was noch mehr ist, Wilhelmine würde durch diese Erhebung mehr verlieren, als gewinnen. In welcher Gesellschaft dürfte sie erscheinen, ohne, daß man sie und ihren Gemahl nicht die ehmalige Bettlerin würde empfinden lassen? Sie selbst, hat sie nur irgend Gefühl für ihre eigne und ihres Geliebten Ehre, muß auf diese Heyrat Verzicht thun; muß sich durch nichts bewegen lassen, eine Verbindung einzugehn, die so lermend gegen alles Herkommen streitet, wenn sie sich anders ihre eigenen, und die Vorwürfe der Welt ersparen will.

Was aber hauptsächlich diese Szenen tadelhaft macht, ist, daß sie auf die eigentliche Handlung dieses Schauspiels ganz und gar nichts

wirken, daß sie die Katastrophe desselben, auch nicht auf die entfernteste Weise, näher herbeiführen. Sie sind also noch obendrein überflüssig, so überflüssig, daß man ihr Daseyn in der Berliner und hiesigen Gestalt dieses Schauspiels auch nicht einmal von ferne ahndet.

Die Berliner Veränderungen sind daher so offenbar zum Vortheil des Kindes der Liebe, daß sie an dem Beifall, den es dort und hier gefunden hat, einen sehr wichtigen Antheil haben. Ich habe nicht das Recht, ihren Urheber zu nennen, und seine Bescheidenheit so wohl, als mein Gefühl von Delikatesse, verbieten mir, seinen Nahmen öffentlich bekannt zu machen. Aber das darf ich doch sagen, daß sie von einem Manne herrühren, den Deutschland zu seinen vortreflichsten Köpfen zählt; daß sie so fein und glüklich sind, wie sie sich von einem Schriftsteller erwarten liessen, der zu den ersten Kunstkennern unsres Vaterlandes gehört; dem ich bei einem Werke meiner dramatischen Muse, solche Verbesserungen mit dem herzlichsten Dank erkannt, und diesen Dank laut zu erkennen gegeben habe würde. Nie hätt' ich mein so Einsichtsvoll und Kennerhaft verbessertes Drama in

einer

einer andern Gestalt aufführen lassen, am wenigsten würd' ich es je anders, als so, zum Druk befördern.

Von der Vorstellung dieses Schauspiels ein andermal.

XLV.

Vom vierzehnten bis zum siebenundzwanzwanzigsten May Wiederholungen. Am siebenundzwanzigsten: Alderson, Trauerspiel in vier Aufzügen, von Brandes; dazu Ehrgeiz und Liebe, Lustspiel in zwei Aufzügen, von Schröder.

Ich habe Herrn Brandes Verdiensten, die er um die ersten, bessern Fortschritte der dramatischen Kunst in Deutschland hat, schon öfter Gerechtigkeit wiederfahren lassen, *) und übe diese Gerechtigkeit gegen diese seine Verdienste, noch immer mit Vergnügen aus. Sein Schein betrügt, sein Graf Olsbach, und sein ge-

*) In meinen dramaturgischen Fragmenten, bei Gelegenheit seiner Olivie und seiner Ariadne auf Naxos.

geadelter Kaufmann haben nicht nur auf unsern Bühnen allgemein gefallen, sondern sich auch lange darauf erhalten; und sie würden es vielleicht noch, wenn die Kunst, Stükke, wie die beiden ersten, zu spielen, unter unsern Schauspielern nicht so verlohren gegangen wäre, und Herr Brandes dem leztern durch seine sogenannten Verbesserungen nicht offenbar geschadet hätte. Die ältern Dramen dieses Dichters sind und bleiben mir daher die schäzbarsten. Sie zeichnen sich durch Erfindung, Karakteristik, Situazionen und Dialog vor allen spätern Produkten seiner theatralischen Muse aus. Zu diesen seinen ältern mir schäzbaren Schauspielen rechn' ich auch die Schwiegermütter, ein wahrhaft jovialer und komischer Produkt, das ich ungern von unsern Bühnen verschwunden sehe, überzeugt, daß es, gut gespielt, noch immer die Unterhaltung gewähren würde, die es sonst gewährte.

Unter den neuern Beiträgen, mit denen Herr Brandes das deutsche Theater beschenkt hat, sind die Trauerspiele, Alderson, *) unstreitig das

*) Alderson hat, wie bekannt, noch zwei Fortsezzungen.

das beste. Wenigsten haben sie für mich das meiste Interesse, die vorzüglichste Wahrheit in Anlegung der Karaktere und der Situazionen. Auch hat man sie von allen seinen neuern Beiträgen mit dem meisten Beifall aufgenommen.

Den Stof dazu dankt der Dichter einem Romane der Frau Riccoboni, Sara Salisbury. Von der Art, wie er diesen Roman benuzt und nicht benuzt hat, giebt er in der Vorrede zu dem vierten Bande seiner gesammelten Schriften selbst Nachricht, und erklärt sich zugleich über einige Vorwürfe, die ihm die Kunstrichter über seine Behandlung des Riccobonischen Stofs machen können. Mit einer Bescheidenheit, die ihm Ehre macht, bekennt er offenherzig alles, was ihm in seiner Darstellung Tadelnswürdig scheint, und, weit davon entfernt, dieses Tadelnswürdige zu rechtfertigen, bringt er nur einige Gründe an, die ihn über diese wohlerkannten und doch beibehaltnen Fehler entschuldigen sollen. Ich halt' es für meine Pflicht, diese Stellen hier auszuzeichnen, theils weil die Beispiele einer solchen Bescheidenheit und Offenherzigkeit unter unsern neuern Schriftstellern sehr selten sind, theils denen darin ent-

enthaltenen Entschuldigungen mehr Umlauf zu verschaffen.

"In dem Trauerspiele, Alderson, sagt er, wird zum öftern von einer Anlandung der Franzosen, von deren Annäherung gegen London und endlich von einem Treffen gesprochen. Dieser Umstand scheint die Fabel des Stüks in ältere Zeiten zurük zu sezzen. Dagegen haben Sitten und Sprache der darin handelnden Personen das Gepräge unsres Zeitalters. Dieser Unwahrscheinlichkeit hätt' ich abhelfen können, wenn ich entweder die ganze Handlung in ein Land versezt hätte, wo dergleichen blutige Auftritte nicht erst aus dem Alterthum hervorgesucht werden dürfen, — dann hätt' ich aber auch zugleich den ganzen Plan darnach formen, einige auffallende Karaktere ganz umformen, und manche interessante Züge, die nur den Britten eigen sind, aufopfern müssen — oder ich hätte auch Gebräuche, Sitten und Sprache im Geschmak und Tone des höhern Zeitalters charakterisiren müssen. Dann hätte das Ganze allerdings mehr Uibereinstimmung und Wahrheit erhalten, aber auch zugleich offenbar an Kraft und Wert verlohren. In jenem Fall bedarf es wohl keines Beweises, und

im

im leztern nur eines Fingerzeigt. Jedermann weiß, wie viel lebhafter die Leiden unsrer Zeitgenossen auf uns wirken, als solcher Personen, die man sich erst aus dem grauen Alterthum hervordenken muß. Ich glaubte also besser zu thun, die oben gerügte Unwahrscheinlichkeit, welche ohnedies nur für das kritische Auge des strengen Beurtheilers auffallend ist, zu gestatten, als dem Hauptinteresse des Stüks, durch eine zu pünktliche Regelmässigkeit, etwas zu verkümmern.„

"Der zweite Hauptvorwurf, fährt Herr Brandes fort, den ich mit Recht befürchten muß, betrift den Tod Charlottens. So mühsam er auch durch die ersten vier Akte vorbereitet ist, so stirbt sie doch am Ende nicht durch schnell tötende Mittel, sondern aus Gram, aus Kraftlosigkeit, das heißt in der Kunstrichtersprache: aus heiler Haut. Mich hier, nur mit einiger Ehre, herauszuwikkelen, fällt mir in der That schwer. Die Nachricht von Eduards Fall war Charlotten nicht unerwartet; die nähere Nachricht von der Art seines Todes konnte zwar ihr Ende befördern, nicht aber beschleunigen. — Das gute, tiefgebeugte, aller Hofnung

beraubte Geſchöpf aber, zum Uibermaß ſeines Unglüks, noch zum Selbſtmord erniedrigen, wäre grauſam geweſen; iſt auch überdies ein zu alltäglicher Nothbehelf unſrer Schreckſpielſchreiber. Es ermorden zu laſſen, dazu find' ich in dem ganzen Plane kein einziges Motiv, alſo iſt's wohl am beſten, ich gebe mich gutwillig gefangen, und bitte meine Leſer, das Hinſinken der Charlotte beim Schluſſe des Stüks, für eine dem Tode ähnliche Ohnmacht anzunehmen; wie ich denn auch dieſe Vorausſezzung, in den folgenden Theilen, um das Intereſſe einiger Szenen zu verſtärken, ſelbſt hineingedichtet habe. Nach dieſer wurde die äuſſerſt entkräftete Charlotte, gleich nach ihrem Wiedererwachen, von einem auszehrenden Fieber überfallen, das ſie, kurze Zeit darauf, mit ihrem Eduard auf ewig vereinte.„

Uiber die Einwebung der halbkomiſchen Rolle, Miß Hammon, in ſein Trauerſpiel, die einige Zuſchauer, (wahrſcheinlich ſeyn wollende Kunſtrichter!) für fehlerhaft erklärten, erinnert Herr Brandes: "Ich ſehe die Urſach nicht ein, warum ein bürgerliches Trauerſpiel, worin blos eine Familienbegebenheit vorgeſtellt wird, weil

es

es mit Jammern endigt, gerade auch mit Klagen beginnen müsse. Man kann deshalb Regeln vorschüzzen; aber bei aller schuldigen Achtung für den ehrwürdigen Vater, Aristoteles, glaub' ich doch, daß hier eine Ausnahme statt findet. Natur und Erfahrung sind in diesem Fall seine Gegner.„

"Ein Trauerspiel erhält ein weit lebhafteres Interesse, die Illusion wird weit mehr verstärkt und befördert, wenn gerade aus dem Mittelpunkt einer muntern Handlung das Motive zu einer traurigen Katastrophe entspringt. Nur muß der Dichter jeden schroffen, unnatürlichen Uibergang sorgfältig vermeiden, und die Fabel so ordnen, daß dieser Ausgang bald beim Anfange des Stüks befürchtet und erwartet wird. Verschiedene Beispiele unsrer berühmtesten Schauspieldichter, welche in dieser Manier geschrieben haben, und deren Stükke mit allgemeinem Beyfall aufgenommen worden sind, sprechen durch Beweise; sie haben gezeigt, daß halbkomische Karaktere, gehörig geordnet, und muntre Scherze, zur rechten Zeit angebracht, das Ohr keinesweges beleidigen, das Interesse des Trauerspiels

eher verstärken, als schwächen, und der Vorstellung Unterhaltung und Leben geben.„

"Mistriß Hammon hat bei allem komischen Anstrich ihres Karakters nichts Sittenbeleidigendes. Sie ist gutherzig, bei den Leiden ihrer Freundin zärtlich theilnehmend, und spricht die Sprache des Herzens und der Natur, ohne Verstellung. Auch ist sie in dem Stükke so gestellt, daß sie keine einzige ernsthafte Szene durch ihre komische Laune unterbricht. Nur in den beiden lezten Aufzügen, wo das Interesse lebhafter wächst, die Katastrophe sich zum Ende neigt, war ihre Gegenwart überflüssig, und aus dem Grunde hab' ich auch den Plan so geordnet, daß man diese sonst unzertrennliche Freundin der leidenden Charlotte in der Handlung nicht vermißte.„

"Um übrigens allem Misverstande, und der daher vielleicht entstehenden Mißhandlung dieses Karakters auf der Bühne vorzubeugen, würd' ich jeder Schauspielerin, welcher diese so interessante und glänzende Rolle zur Vorstellung anvertraut wird, anrathen, bevor sie solche memorir, alle drei Schauspiese, Alderson, mit Aufmerksamkeit durchzulesen, um daraus den ganzen Umriß des

Ka:

Karakters, den sie vorzustellen hat, zu übersehn. Ist sie dann keine Beifallejägerin, die sich durch das Komische in ihrer Rolle zu Plattitüden verleiten läßt, ist sie in der That Künstlerin, hat sie Geschmak und Delikatesse, so wird sie sehr leicht den Maaßstaab treffen, und ihr Spiel nach den verschiedenen Verhältnissen, worin sie gesezt wird, nüanciren; so wird ihre Rolle, der Absicht gemäß, ein munteres Lächeln, aber gewis kein schreiendes Gelächter erwekken; sie wird zuverlässig das Interesse des Stüks nicht stören, sondern vielmehr beleben; und selbst der strengste Kunstrichter wird ihr dann den verdienten Beifall nicht versagen können.„

Die Offenheit, mit der Herr Brandes, sich hier vor dem Richterstuhl der Kritik selbst anklagt, mit der er seine Fehler gegen dramatische Einheit, Sitte und Wahrscheinlichkeit, ohne allen Rükhalt, bekennt, nicht sie zu vertheidigen, sondern nur die Art ihrer Entstehung, und ihre Unvermeidlichkeit, nach seinem einmahl angelegten Plane, zu entwikeln sucht, beweißt sein Verlangen nach einer gegenseitigen Offenherzigkeit aus dem Munde der Kritik. Wer der Kritik selbst so auf die Spur hilft, selbst so auf die Ekken

und

und Unebenheiten seines Kunstprodukts hinzeigt, wahrlich, der scheut die freie Beurtheilung seines Werks nicht. Ihm ist es um Wahrheit zu thun, um gerade, unbestechliche Freimüthigkeit. Nicht sie, Zurükhaltung wird ihn kränken; nicht das dreiste Geständnis seiner Fehler, die höflende Schonung derselben wird ihn beleidigen. Nur der debütirende Schriftsteller macht auf Schonung Ansprüche, der gewordne will, daß man als Mann mit ihm rede. Lob erfreut ihn nur, wenn es Gründe hat, unbedingtes Weyrauch ekelt ihm an. Darum Wahrheit gegen Herrn Brandes, wie ich sie sehe, wie ich sie vor ihm, und dem Publikum, verantworten kann.

Das Trauerspiel, Alderson, wie ich schon oben erinnert habe, hat Schönheiten, die jedes Lobes würdig sind: eine Handlung, nicht ohne Interesse, Situazionen, nicht ohne Wirkung, manchen gutgezeichneten Karakter, einen leichten und ungekünstelten Dialog. Ohne Grauß- und Schrekaustritte erregt es unsre Aufmerksamkeit und Theilnahme, und ohne Sinnlose Tiraden, in denen Tollhäuslerphantasie mit der gesunden Vernunft davon läuft, rührt es

unser

unser Herz durch den simplen Ausdruk der Empfindung, den der Dichter seinen Personen in den Mund gelegt hat. Aber dem allen ungeachtet würde dies Trauerspiel, wie auch Herr Brandes selbst gesteht, an Uibereinstimmung und Wahrscheinlichkeit unendlich gewonnen haben, wenn die Fabel desselben in ältere Zeiten versezt worden wäre; und das nicht etwa blos der darin vorkommenden Landung der Franzosen, sondern hauptsächlich des Karakters des Aldersons wegen.

Alderson, wie er in dem Trauerspiele erscheint, ist für das Zeitalter, in dem er seine Rolle spielt, ein allzu schneidender, greller und empörender Karakter. Die Hartnäkkig- Halsstarrig- und Unerschütterlichkeit, mit der er die eitle, thörichte, ja kindische Grille, den Nahmen seiner Familie in seinem Schwiegersohn fort zu erhalten, bis zur Entsagung jedes Gefühls der Menschlichkeit, bis zur Aufopferung seines einzigen geliebten Kindes, durchsezt: verträgt sich weniger mit dem Geist eines feinen, kultivirten Zeitalters, als mit der Denkungsart jener rauhen und ungebildeten Jahrhunderte, wo dieser ausgeartete Familienstolz für Tugend galt, und die Erlöschung seines

Nah-

Nahmens für einen der größten Unglüksfälle gehalten wurde, der ein berühmtes Geschlecht treffen konnte. Die Härte, mit der dieser Alderson, blos einer albernen Grille wegen, gegen Personen verfährt, für deren Karakter, Verdienste und Tugenden er die größte Achtung hat; der Uibermut, mit dem er sie herabwürdigt, die verächtliche Behandlung, die er ihnen wiederfahren läßt, streiten ganz offenbar gegen die Kultur, die Stand und Erziehung einem Mann gegeben haben müssen, der in Zeiten lebt, wie sie der Dichter angiebt. Noch widersprechender diesen Zeiten, erscheint er in seinem Betragen gegen Charlotten. So kalt gegen jede Regung der Natur, so taub gegen die Stimme des Bluts, so tyrannisch unbeweglich, so eisern auf einer armseligen Grille beharrend, seine einzige geliebte Tochter verstoßen, aus seinem Herzen und seinem Hause verbannen, und ohne Rath und Beistand in die weite Welt jagen, ist eine Barbarei, zu der Kultur und Verfeinerung fast unmöglich herabsinken können. So unmenschlich können wir uns einen Vater nur äußerst unwahrscheinlich in einem Lebensalter, wie das unsrige, denken. Sanftere Zeiten geben sanftere

Sitten, und feinere Geistesbildung läßt so eine elende Grille nicht diese Oberhand über Herz und Verstand gewinnen.

In der That, so gut, in mancher andern Rücksicht, dieser Karakter auch gezeichnet ist, dieser Umstand bringt ihn um alle Wahrscheinlichkeit; und ich wollte wohl, Herr Brandes hätte die Grille, die die Ursach alles des tragischen Unheils ist, das jezt, und nachher noch in den Fortsezzungen dieser Begebenheiten geschieht, milder, menschlicher und wahrer eingeleitet. So wie er sie jezt in Thätigkeit gesezt hat, macht sie seinen Alderson zu einem Menschen, vor dem jeder, sich kreuzigend und segnend, vorübergeht. Nicht allein seine Härte, sein toller Eigensinn, seine empörende Tyrannei bringen uns gegen ihn auf, auch seine Geistesbeschränktheit, die Aermlichkeit seines Kopfs, die wir ihn hier und da entfalten sehen, machen ihn uns verächtlich. Einen Menschen, wie Burlington, den er von ganzer Seele verachtet, von dessen Kopf und Herzen er gleich schlechte Begriffe hat; den er des Besizzes seiner Tochter ganz unwürdig hält; dem er mit dem beissendsten Spotte begegnet, fast mit jeder Seite eine Pille zu verschlucken

giebt;

giebt; dem er's gerade in's Gesicht sagt, daß seines Vaters Verdienste seine einzige Empfehlung sind; den er, weil er ihn sonst nicht zu unterhalten weiß, von dem Kastellan, Jäger, und Stallmeister in der Rüstkammer, dem Tanzsaal, dem Hunder und Pferdestall herumführen läßt; den er selbst gegen seine Tochter persifliet, wegen seiner Feigheit öffentlich aushöhnt, und ohne Abschied aus seinen Schlosse verweiset; diesen verächtlichen, von ihm verspotteten und verwiesenen Menschen wählt er zu seinem Eidam, blos, weil er seine Grille erfüllen will; fodert, bei Verlust seiner Liebe, von der einzigen Tochter, daß sie diesem jämmerlichen Halbmann ihre Hand geben soll. Wahrlich, Alberson ist eben so verächtlich durch die Aermlichkeit seines Kopfs, als er es durch die Kleinlichkeit seines Herzens ist.

Noch vielleicht soll er das nach den Absichten des Dichters seyn; vielleicht soll eben diese Verächtlichkeit seines Karakters das Interesse für die unglückliche Charlotte und ihren Eduard erhöhen. Auch dann ist und bleibt er eine nicht zu rechtfertigende Karakterzeichnung. Gemählde

ist ein Mensch, der so seinen Kopf und sein Herz gleich brandmarkt, kein Anblik, der einem denkenden und empfindenden Wesen Unterhaltung gewähren kann; dann zerstört seine Widernatürlichkeit unsere Täuschung, mithin auch unser Interesse. Denn, laßt es seyn, daß die Leiden der durch ihn Hingeopferten auf eine Weise unser Mitleid zu erwekken, im Stande sind, so verdrängt doch der Gedanke an den unnatürlichen Urheber ihres Jammers unser Mitleiden wieder, weil wir an diese Unnatürlichkeit keinen Glauben haben können, weil wir eine solche Ausartung der menschlichen Natur für unmöglich halten. Dieser Unglaube aber an die Existenz des Urhebers ihrer Leiden, macht ihre Leiden selbst für uns unwahr. Wir erblikken in ihnen die Dichtung zu sichtbar, diese zu sichtbare Dichtung erkältet unsre Phantasie, und mit ihr die Empfindung, die durch ihre Einwirkung in uns erregt werden sollen. Ja, selbst, wenn wir die Existenz eines so ganz unnatürlichen Vaters für möglich halten könnten, sind die Gefühle, die das durch ihn bewirkte Unheil in uns hervorbringen, zu bitter, zu empörend, um ihnen lange in unserm Herzen Raum zu verstatten;

wir werden suchen, ihrer los zu werden, und davon gehn, um nur nicht länger Augenzeugen dieser so unmenschlich bewirkten Menschenquälereien zu seyn.

Alberson bleibt also in jeder Rükſicht ein verwerflicher, undramatischer Karakter, denn es fehlt ihm an Wahrheit, und mit ihr an der Wirkung, die die dramatische Darstellung auf uns thun soll. Diese Wahrheit aber würde ihm weniger fehlen, wenn das Stük einige Jahrhunderte früher spielte, aus den Gründen, die ich oben angab; und das ist es, worauf ich Herrn Brandes habe aufmerksam machen wollen.

Charlottens Tod aus heiler Haut hat der Dichter, wie aus der angeführten Stelle seiner Vorrede erhellt, schon selbst zur Gnüge geahndet. Auch ist er auf keine Weise zu rechtfertigen. Unglüksfälle, auf die wir durch lange Vorausbehandlungen, durch Ahndungen vorbereitet sind, können, wenn sie nun eintreffen, uns wohl erschüttern, aber gänzlich niederwerfen, können auf der Stelle, können sie uns nicht. Nicht einmahl plötzliche, unerwartete Schläge des Schicksals töten auf der Stelle, wenn nicht eine [illegible] andere Umstände die Kräfte des Leibes und des Geistes ab-

geschwächt

gespannt haben; wenn nicht etwa, durch andre Leiden- und Jammerauftritte abgemattet, das Leben nur noch an einem dünnen Faden hängt. Eine Ohnmacht, dem Tode ähnlich, ist es also alles, was die Unglückspost von Eduards Tode auf die dieser Todesnachricht schon lange entgegensehende Charlotte hervorbringen kann. Auch will Herr Brandes ihr Zusammenstürzen nur dafür angesehn wissen. Gut das; aber besser noch, wenn er das im Stükke selbst deutlicher zu verstehn gegeben hätte. Wer seine Vorrede nicht liest, die Fortsetzung seines Albersons nicht sieht, und die Ausrufungen, sie stirbt! keine Hofnung! keine Rettung! alles verlohren! Hin in jene bessre Welt, dort sehen wir uns wieder! bei Charlottens Hinsinken hört: glaubt sie immer wirklich gestorben; schüttelt seinen Kopf über die Unwahrscheinlichkeit dieses Todes, und geht eben deswegen, nur halb gerührt, von dieser sonst sehr rührenden Situazion, aus dem Schauspielhause.

Unglücklicherweise hat der Dichter auch seinen Stof zu fünf Akten ausgedehnt. Der vierte wenigstens enthält fast nichts als Lamentazionen, Jammer und Wehklagen, Mißhandlungen, Tod-

ſungen und Schwüre einer ewigen Treue. Die Handlung zieht und dehnt ſich, und ſteht, in eigentlichem Verſtande, ſtill. Zum größten Vortheile des Stüks ſind dahero dieſe beiden Akte auf dem hieſigen Theater in einen zuſammen geſchmolzen. Alles hat nun einen raſchern Gang, die Unglüksfälle rükken ſchneller, dringender auf Charlotten ein, und machen ſo ihren vermeintlichen Tod auch um ein groß Theil wahrſcheinlicher.

Hier iſt meine Kritik am Ende. Manches andere in dieſem Stükk hat meinen Beyfall. Es ſind Szenen und Züge darin, die Herrn Brandes nicht anders, als zur Ehre, gereichen können. Charlottens, Eduards und Kendale's Karaktere ſind gut und glüklich gezeichnet. Vor allen aber verdient Miſtriß Hartmann Lob. Sie iſt durchaus Wahrheit, und bleibt ſich vom Anfang bis zum Ende gleich. Auch ſticht das Humoriſtiſche, das der Dichter in dieſen Karakter gewebt hat, nicht zu grell gegen den Hauptton des Stüks ab. Und ſie wen ſie, und zu verdientem Geſchmak, ja noch etwas Anſtößiges haben hätte, gegen den hat ſie Herr Brandes mit den triftigſten Gründen vertheidigt.

dict. Ich möchte sie auf keinem Fall in seiner Darstellung vermissen. Ihr Daseyn hat mir bei der Vorstellung vorzüglich Vergnügen gewährt, wie denn alles Vergnügen gewährt, was geradezu aus der Natur genommen ist; vorausgesetzt, daß diese Natur der dramatischen Nachahmung so würdig befunden wird, wie die der Mistreß Hammon.

Ehrgeiz und Liebe gehört zu der Gattung des Lustspiels, die, zum Nachtheil der feinen Kunst der Darstellung, seit Jahren, fast gänzlich von unsern Bühnen verschwunden ist. Eine Handlung aus der gebildeteren Sphäre des gesellschaftlichen Lebens, Charaktere, deren Sitten und Betragen eine höhere Kultur verrathen, als die gewöhnliche Erziehung giebt, eine civilisirtere, abgeschliffenere Sprache, als wir in den alltäglichen Zirkeln des bürgerlichen Lebens zu hören pflegen, Aeußerungen, Witz und Laune, wie sie nur in dem Kreise der großen Welt Sitz und Stimme haben, machen den Inhalt dieses niedlichen und gefälligen kleinen Stücks aus. Es ist also auch nur eine Schicht Hautgout für solche Zungen, die Wagen, die blos an gemeinen

Hauskost gewöhnt sind, nie ganz behagen wird, besonders, da es unter unsern Schauspielern so wenig Köche giebt, die so eine Spezie gut zuzubereiten und genießbar zu machen, verstehen.

XLVI.

Am zweiten Juni: Hoffart und Armut, Lustspiel in vier Aufzügen, von Beil; dazu der Schulgelehrte, Posse in einem Aufzuge, aus dem Englischen der Miß Cowlei.

Herrn Beils Lustspiel, Hoffart und Armut, hat in der That manches, was ein komisches Stük unterhaltend macht: wahrhaft Lachen erregende Züge, mit vieler Laune und Originalität gezeichnete Karaktere, Szenen, die das Zwergfell eben nicht feyern lassen, und Einfälle, denen es weder an Wiz, noch an Neuheit fehlt. Aber dafür läßt sich auch wieder nicht leugnen, daß mancher Zug über die Gränze des Lächerlichen hinaus forzirt, und hier und da ein Karakter überladen ist; daß dieser und jener Auftritt sich schleppt, und Wiz und Einfall nicht selten in etwas Derbheit ausschweifen. Fehler, die nur durch abändern, mildern und verkürzen gut gemacht

macht werden können, und gut gemacht werden müssen, wenn das Stük nicht, mit allen seinen komischen Verdiensten, um seinen Zwek, zu ergözzen und zu belehren, kommen soll.

Der Gegenstand dieses Lustspiels: die Züchtigung hochadlicher Hoffart bei hochadlicher Armut, des sich sträubenden Ahnenstolzes gegen die zerfleischende Geissel des Mangels und des Hungers; des Glänzenwollens bei der bettelhaftesten Dürftigkeit, und des grossen Ton Behauptens bei der erbärmlichen Kleinlichkeit der häuslichen Verfassung: ist ein eben so fruchtbares, als reichhaltigen Unterricht gewährendes Thema für den komischen und satyrischen Dichter. Auch muß man Herrn Beil die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß er seinen ergiebigen Stof eben nicht vernachlässigt hat.

Das Gemählde hochadlicher Pauvertät und Impertinenz in der Darstellung der von Pechwitzischen Familie, ist mit ziemlich kräftigen, und zum Theil wahren Farben ausgeführt. Der Zähneklappende Hunger, der hier residirt, die hochäugige Dürftigkeit, die in allen Winkeln dieses Hauses, unter abgenagten Knochen, spärlichen Brosamen, und verschlißnen Lumpen ihren

Altar aufgeſchlagen hat; die vornehme Windbeutelei, die ihren Jammer mit Trödelprunk, und von Juden und Chriſten zuſammen gebettelten Flitterſtaat überkleidet, ſind eben ſo lächerlich, als Mitleidenswürdig, dem Auge des Zuſchauers von dem Dichter vorgeführt worden. Das alte Kammerherrngerippe, das unter ſeiner abgeſchabten Wildſchur, in der kalten Stube ſich faſt zu Tode friert; der hoch ſich brüſtende adliche Taugenichts, ſein Sohn, deſſen Magen, ſchon ſeit einiger Zeit, warme Suppe eben ſo fremd iſt, als ſeinem hochgebohrnen Gehirn, von der Wiege an, das koſtbare Vehikel des Denkens, das Gehirn; der ſich — um doch von auſſen zu glänzen — aus einer zerflikten und zerſtükkelten atlaßnen Levite ſeiner durchgegangnen Schweſter einen Frak machen läßt; der von Kummer und Elend ausgedörrte Invalide, Adam, ihr Bedienter, der in der Bitterkeit ſeines gnurrenden, und Nahrung fodernden Magens, den Ahnenſtolzen Hungerleidern derbe Sottiſen in's Geſicht ſagt: gewähren insgeſamt einen ſehr Baucherſchütternden Anblik. Sehr tolle Szenen veranlaßt auch das Heyratsprojekt dieſes aufgeblaſenen Betteladels, das durch die Verbin-

dung

dung mit einer reichen Bürgerfamilie, ihrem gänzlich ausgetroknetem Gaumen wieder zu warmen Mahlzeiten, ihren des Nachts an dem Fußboden gewöhnten Saft- und Marklosen Knochen zu weichen Betten, und ihrer durchlöcherten Garderobe wieder zu ganzen Kleidern verhelfen soll. Dahin gehört die luftige Ausfahrt dieses Hungertriumphirats, nach dem Landsiz des projektirten Brautvaters in dem morschen, zerbrechlichen Judenkabriolet, von einem Pferde gezogen, das man seiner zusammenge[illegible]en und hohläugigten Phisiognomie wege[illegible] einen Zweig des hohen von Pechwizi[illegible] Stammbaums halten sollte. Diese Au[illegible] und ihr Steckenbleiben im Morast; [illegible]heinung ihrer Deliquentenfiguren in dem Bürgerhause, dem sie ihr Hauskreuz so gern verbergen wollen, und ihr nach einer gut besezten Tafel schnappender Wiz; ihre adlichen Impertinenzen bei aller Armut ihrer Börsen und Magen, und das lächerliche Duell, in das sie sich verwikkeln: diese ganze Reihe treffender und bezeichnender Züge giebt diesem groteskkomischen, und lächerlich-weinerliche Jammergemälde einen hohen Grad von Lebhaftigkeit, und zischt die Thorheit, mit

den drei Buchstaben V. O. N. überall Parade zu machen, und bei dem nagendsten Hunger satt, bei der erbärmlichsten Nakkheit bedekt, und bei der traurigsten Armut reich scheinen zu wollen, mit dem verdienten Hohngelächter aus.

Sehr wohl paßt zu diesen Herren von Pechwiz die Dame von Klamm, mit ihrem, seiner Sittsamkeit wegen eben nicht berühmten Fräulein Töchterchen, die, ihre abgezehrten Ahnen mit dem Fette eines ehrlichen Schafs vom Lande rat fütternd, ebenfalls des lieben Magens wegen, eine bürgerliche Schwiegermamma zu werden, den heroischen Entschlus gefaßt hat. Es ist ein sehr ergözzender Anblik, diese vier adlichen Kompetenten auf die bürgerliche Rettung vom Hungertode, mit einander konversiren, einander neiden, hezzen, persifliren, und endlich, ausgesöhnt, in einander inkorporirt zu sehn. Die Demut und Geschmeidigkeit, zu der ihr Edelmanns- und Edeldamenair nach und nach herabsinkt, sind ein sehr glänzender und einleuchtender Beweis, wie wenig auch selbst die hochadlichste Impertinenz der allgewaltigen Beredsamkeit eines hohlen Magens widerstehn kann.

Der

Der alte Landrat, Fladen, sein Söhnchen, Alexander, und der saubre Hofmeister, Kuchen, sind ein neuer Zusaz zu dieser Gallerie komischer Karrikaturen. Fast zu fein für den Hauptton des Stüks hat der Dichter seinen Rittmeister, Lohrberg, und seine Leonore, die Tochter des Landrats, gebildet. Einige dieser Szenen haben einen wahrhaft tragischen Anstrich, der mit der herrschenden Manier dieses Schauspiels auffallend kontrastirt, und deswegen nicht die beste Wirkung thut. Auch tritt der Landrat hier und da aus seinem Karakter. Wir sehen ihn zuweilen in Empfindungen ausbrechen, die uns, nach den Zügen, aus denen Herr Beil seine eigentliche Karakteristik zusammengezogen hat, offenbar in ihm fremd scheinen müssen. Wenigsten sollte er sie anders äussern, um der Grundlage treu zu bleiben, auf der seine Personage einmahl gebaut ist.

Ueberhaupt sind die Farben in diesem Gemälde an verschiednen Stellen wohl etwas zu stark aufgetragen, und erhalten dadurch ein Zurükstossendes, das uns gegen die übrige Wahrheit desselben einnimmt. Auch verliert es dadurch einen Theil des Unterrichtenden und Belehrenden,

den, das es ſonſt hat. Jede zu weit getriebne Züchtigung der Thorheit, Unſchiklich- und Lächerlichkeit erbittert, und Erbitterung iſt nie der Beſſerung Mutter. Um uns in einem Gemälde zu erkennen, muß es auch Treue und Wahrheit haben. Hat es die nicht, ſo gehen wir von dem Anblik deſſelben eben ſo thörigt wieder weg, als wir davor hintraten. Das macht dann auch Aushub und Milderung in dieſem Stükke ſo notwendig. Beſonders bedarf der erſte Akt deſſelben, in dem Herrn Beils ſatyriſcher Genius wirklich allzu derb umgeſprungen iſt, und hochadlichen Bettelſtolz mit allzu harten Zügen zur Schau geſtellt hat. So haben es die Zuſchauer auch faſt überall gefunden. Hier iſt man dieſem Vorwurf durch eine gänzliche Tilgung alles deſſen, was die Delikateſſe unvermeidlich aufbringen muß, zuvorgekommen, und Armut und Hoffart iſt belacht worden, wie vielleicht an keinem andern Orte.

Gegen den Hofmeiſter, Kuchen, hab' ich mit Unrecht die Einwendung machen hören, daß ihn der Dichter zu pöbelhaft geſchildert habe. So pöbelhaft er ſcheinen mag, die Wahrheit ſeiner Zeichnung iſt leider! nicht abzuleugnen.

Der

Der Originale dazu giebt es überall genug; und so wie unsre meisten Hausväter und Hausmütter über die Bestimmung eines Hofmeisters denken, kann es auch wohl nicht anders seyn. In nichts geht man überall im lieben Vaterlande leichtsinniger zu Werke, als in der Wahl eines Führers seiner Kinder. Ein Leichtsinn, der einen der ehrwürdigsten Stände des bürgerlichen Lebens herabwürdigt, dem Staat tagtäglich eine unzählige Menge von Taugenichten, der menschlichen Gesellschaft lästigen Geschöpfen liefert, und durch sie von Sitten und Anstand das Oberste zu unten kehrt.

Sehr nüzlich ist es daher, wenn unsre dramatischen Dichter in solchen Beispielen, wie dieser Herr Kuchen, die nachtheiligen Folgen der Hofmeisterziehung, auf's Gerathewohl, recht anschauend darzustellen suchen; wenn sie unsern Hausvätern öfter solche Szenen vorführen, die sie vor jenem so unverzeihlichen Leichtsinn nachdrüklich warnen, und sie auffodern, bei der Wahl eines Privatlehrers ihrer Kinder vorsichtiger zu seyn, als sie gemeiniglich zu seyn pflegen. Es würde sogar ein sehr wohlthätiges Unternehmen seyn, wenn unsre bessern dramatischen Köpfe sich

damit

damit abgäben, dieſes Thema zu dem Gegenſtande eines ganz eigenen Schauſpiels zu machen, und darin die nachtheiligen Seiten der Privaterziehung, die ſie in den meiſten Fällen hat, faßlich und einleuchtend zu entwikkeln; Seiten, die alles Nachtheilige, was die öffentliche Erziehung haben kann, weit übertreffen.

„Der Stand, — man erlaube mir hier eine Stelle aus einem meiner ältern Werke abzuſchreiben! — Der Stand, auf dem meiſtens unſre Hofmeiſter ſtehen, der Geſichtspunkt, aus dem ſie faſt immer von Aeltern und Kindern angeſehn werden; die ſklaviſche Einengung, die entehrende Demütigung, die ſie ſich meiſtens müſſen gefallen laſſen, und der Lakaienſold, für den ſie faſt überall dienen müſſen, machen es beinahe unumgänglich notwendig, daß ſie werden, was ſie nur allzu oft ſind: Ignoranten und Schurken; ungezogne, gemeine und niederträchtige Menſchen, die wieder Ignoranten und Schurken erziehn, und ſo das Geſchlecht gemeiner, ungezogener und niederträchtiger Menſchen von Generazion zu Generazion fortpflanzen.„

„Denn welcher Mann von Geiſt und Talent, wird für die Wohlthat, die er durch Mittheilung

ſeines

ſeines Geiſtes und Talents ſeinen Zöglingen, und dem menſchlichen Geſchlecht überhaupt erzeigt, der Laikai eines gnädigen Herren, der Speichelleker einer Frau von werden, deren Jugend er menſchlichem Bilde ähnlich machen will? Welcher Mann, von Kenntnis und Wiſſenſchaft, wird ſich zu den Affenkünſten gebrauchen laſſen, zu denen unſre Hochadlichen, Hochgräflichen und Hochfürſtlichen Herrſchaften faſt überall ihre Hofmeiſter herabwürdigen? Welcher Mann, der ſich fühlt, und ſich ſeiner Würde bewuſt iſt, wird für eine Hand voll Thaler die erniedrigende Rolle übernehmen, den erſten beſten jungen Baren eines durch Zufall und gut Glük reich gewordnen Bürgerhauſes ſeiner Unzeſtaltheit zu entkleiden? von Leuten, die ſonſt keinen Menſchenwert kennen, als den, der durch klingende Münze, Obligazionen, Wechſel und Bankozettel erworben wird, ſich für die wohlthätigſte Handlung, die er ihren theuren Ehſtandesfrüchten erzeigen kann, wie ein Mietling behandeln laſſen, dem man ſeinen Lohn wie ein Almoſen, nicht als Verdienſt, zureicht? Wahrlich! es giebt keine entehrendere Art Frohndienſt, und keine gemeinere Art ſervum pecus, als dieſes Hofmeiſtergeſchlecht, und

nur

nur ein Schurk und Schafskopf kann sich bis dahin wegwerfen.„

"Es sind freilich nicht alle Hofmeister Schöpse und Schurken; aber jeder Schöps und Schurk ist ein gebohrner Hofmeister, Hofmeister nehmlich in dem Verstande, in dem fast überall Hofmeister Hofmeister sind.„

Es wäre also wohl der Mühe wert, diese Hofmeister und Aeltern öfter zu entlarven, sie bitter und höhnend auszuzischen, und mit leserlichen Buchstaben ihre Schande auf ihr Gesicht zu mahlen, damit entweder diese Aeltern, ihre Hofmeister als Pakesel und Hausknechte anzusehn, aufhören, oder ihre Kinder den Klauen von Unwesen entreissen, durch die von jeher Verderben über das Menschengeschlecht gekommen ist.„

"An Originalen zu solchen Hofmeisterschilderungen kann es, wie schon erinnert worden, dem gemeinsten Beobachter nicht fehlen. Uiberall giebt es solcher Kandidaten der heiligen Gottesgelahrheit, solcher Abee's und Abbaten, solcher herumwandernder Abentheurer, solcher einheimischen und ausländischen Leerköpfe. Ja, es ist von solchem, sonst zu jedem andern Geschäft verdorbenen Hofmeistergeschlecht in unsern alt- und

hoch-

hochadlichen, unsern auf grossem Fuß und Ton lebenden Bürgerhäusern überall so viel Vorrat, daß sein Nahme mit Fug und Recht Legio genannt werden könnte.

"Das Beste für das Heil des Menschengeschlechts wär' es freilich, wenn man diese Brut auf einmal einfinge, ihr einen Stein um den Hals bände, und sie in's Meer würfe, wo es am tiefsten ist. Da aber Justiz und Polizei zu einer solchen patriotischen Exekuzion uns leider! die Hände binden, so bleibt doch wenigsten noch das verdienstliche Werk für die Menschheit übrig, diese nichtswürdigen Hofmeister, diese Pflichtvergeßnen Aeltern, und zwar die leztern, troz ihrem Stammbaum, Ordensband und Federhut, troz ihren Geldkisten und Wechselpappieren, vom Kopf bis zum Fuß nach dem Leben gezeichnet, dem lauten Hohngezische des Volks Preis zu geben."

"Wenn je die Geissel der Satyre ein wohlthätiges Werkzeug in den Händen eines Mannes von Talent gewesen ist, so würde sie es zu diesem Behuf doppelt seyn, und dem Manne, der sie patriotisch ergrisse, den gerechten Dank seiner ganzen Nazion erwerben. Er würde durch seine

Darstellung die Götterthat des Herkules wiederhohlen, als er den Stall des Augias ausräumte und die Stymphaliden erwürgte. Er würde durch diesen Peitschenschwung seiner Satyre sein Volk von einer Landplage befreien, die in dem Herzen der menschlichen Gesellschaft ärgere Verwüstungen anrichtet, als die sieben Landplagen Aegyptens je anrichteten, und die gefährlichste Seuche vertreiben, die je den Körper des Staats angeeitert hat.„

"Und zu diesem Straf- und Züchtigungsamt, ihr vortreflichen dramatischen Dichter meines Vaterlandes, fodr' ich euch hiemit auf. Werdet dadurch die Retter und Seeligmacher des Menschengeschlechts, und verewigt euer Andenken bei der Nachwelt.„ *)

Der Schulgelehrte rührt von einer englischen Dame, Miß Cowlei, her. Er ist, als dramatische Kleinigkeit, nicht ohne Verdienst, obgleich sein Komisches sehr in's Possenhafte fällt. Ohne Lachen wird es den Zuschauer nicht leicht lassen,

*) Litterarische Fragmente, erster Band. Seite 286 bis 290.

lassen, wenn er anders für diese Gattung des Lächerlichen Sinn hat. Aber das ist nun eben selten der Fall. Nicht jedes Publikum kann über den Schulgelehrten lachen, denn nicht jedes fühlt den Wiz, der in der Pedanterei des Hauptheldens, Gradus, und in den Schaafsköpfischen Urtheilen und Verstümmlungen des unwissenden Heusiädts liegt. Beides Lächerliche sezt eine Menge von Kenntnissen bei den Zuschauern voraus, die die Zuschauer — die Red' ist hier von dem gröstem Theil — nicht überall haben. Hat man aber diese Kenntnisse nicht, so kann einem weder die Pedanterei des einen, noch die Verstümmlung der wissenschaftlichen Benennungen und die Verhunzung der griechischen und lateinischen Wörter des andern, lächerlich vorkommen. Der Schulgelehrte wird also eigentlich nur Waare für Universitäten, oder für Oerter seyn, wo die Beschäftigung mit der ältern und neuern Litteratur nicht blos als Nebensache, sondern als eine Art Beruf getrieben wird.

XLVII.

Vom dritten bis zum vierzehnten Juni Wiederhohlungen. Am vierzehnten Juni: Diego und Leonore, Trauerspiel in fünf Aufzügen, von Unzer.

Diego und Leonore ist eins von den Produkten unsrer schönen Litteratur, die schon auf meine Jugendphantasie einen sehr lebhaften Eindruk machten. Ich erinnre mich des angenehmen Sommerabends noch sehr wohl, an dem ich in einer der Waldungen meiner Heimat, unter einer schattigten Eiche gelagert, dies Trauerspiel in der Hand, von dem Zauber desselben hingerissen, die immer düsterer werdende Dämmerung des schwindenden Tages nicht bemerkte; wo mir's war, als säh' ich, nicht, als läs' ich die Welt, die der Genius des Dichters in meiner Phantasie entstehen hieß. Glut und Kälte wechselten auf meinen Wangen, Thränen des Wohlbehagens und des Schmerzes traten in meine Augen. Bald fühlt' ich meine Brust emporgehoben, bald ängstlich zusammengepreßt. Wie begeistert, ging ich oft aus der stillen Lektüre in laute Deklamazion über, riß mich aus meiner liegenden Stellung

lung empor, legte das Buch weg, ergrif es dann wieder, und hörte nicht eher auf zu lesen, bis das lezte schmelzende Ach des Jammers darin in meiner Seele wiedertönte. Die Sonne war schon lange untergegangen, als ich endlich aufstand, und der Stadt und dem Kloster zueilte, in dem ich zu den Wissenschaften angeführt wurde. Ein langer Kreuzgang führte zu meinem Zimmer. Der Mond fiel in einzelen Stralen durch die Gitter desselben auf die gothischen Wände, und machte hier ein in Stein gehauenes Kruzifix, dort ein altes Heiligenbild sichtbar, und mir war's, als sprächen sie auf mich herunter. So kam ich auf meine Zelle, und ohne Hunger und Durst legt' ich mich zu Bett, die ganze Nacht mit nichts, als den Leiden **Diego's** und **Leonorens** beschäftigt.

Dieser Eindruk war allerdings poetische Schwärmerei. Auch werden Schönheit und Wahrheit auf eine jugendliche, lebhafte und dichterische Phantasie nie anders, als so, wirken. Im Grunde aber war diese Schwärmerei doch schon wahres, wiewohl — was in der Natur der Schwärmerei liegt — nur noch dunkles Gefühl der Vortreflichkeit, die nachher, da sich zu

dieſem Gefühl auch Denken geſellte, mein Verſtand in dieſer dramatiſchen Darſtellung erkannte. Denn nun ward die Empfindung Raiſonnement, und je mehr ich beraiſonnirte, was ich bisher blos empfand, je heller ward auch in mir die Uiberzeugung von der Wahrheit, mit der der Dichter dargeſtellt hatte. So iſt es mit jeder Wahrheit. Denken führt zur lebendigen Erkenntnis derſelben immer weiter, als Gefühl. Gefühl iſt nur dunkles Ahnden der Wahrheit, Glaube, nicht Sehen; Erkenntnis durch den Verſtand aber Schauen, und durch dies Schauen Uiberzeugung, wenn ſie irgend möglich iſt.

Was alſo Diego und Leonore in meinen Jugendjahren blos meinem Gefühl war, das iſt es jezt meinem Verſtande noch weit mehr, eins der vorzüglichſten Produkte unſrer dramatiſchen Litteratur; eben ſo ſehr das Werk eines feinen Kopfs, als einer ſchönen dichteriſchen Imaginazion. Noch immer behauptet es, ſelbſt über manches unſrer neuern bewunderten Dramen, den Vorrang durch die originellen und hervorragenden Züge eines ächten Dichtergeiſtes, durch die eben ſo wahren, als das Herz treffenden und die Seele ſanft bewegenden Situazionen, durch

die

die glänzenden Spuren von tiefer Menschenkenntnis, und den gebildeten, der Natur der Empfindung stets getreuen Dialog.

Besonders macht die Zeichnung der Karaktere dem Dichter Ehre. Leonore, der Patriarch und Pater Timotheo sind sowohl für die Kunst des Schauspielers, als auch für die Kunst des Dramaturgen, ein äusserst interessantes Studium; und eine Entwiklung derselben, im Geist und Sinn des Darstellers, eben so unterhaltend, als lehrreich.

Leonore ist eine Schwärmerin, aber der Dichter hat ihre Schwärmerei aus so edlen, unsrer Achtung, unsrer Liebe, und unsers Mitleids so würdigen Ursachen hergeleitet, daß gerade diese Schwärmerei unsre Theilnahme an ihrem Schiksal nur um so mehr erhöht. Die menschlichschönen Züge von Herzenseinheit, ausserordentlicher Zartheit der Empfindung, lebhafter Empfänglichkeit für alles, was groß und gut ist, Religionswärme und heroischer Entschlossenheit, die er mit allen Eigenheiten der Weiblichkeit, in diesen schwärmerischen Karakter gewebt hat, erwerben seiner Heldin eben so sehr unsre Bewundrung, als unsre Anhänglichkeit.

Ihre Uiberſpannung iſt nicht das Reſultat einer unbändig erhizten und Zügellos ausſchweifenden Phantaſie, nicht die Wirkung eines zerrütteten und erſchlafften Nervenſyſtems; es iſt die Uiberſpannung einer ſchönen Seele, die mit Feuer umfaßt, was ſie liebt, ſich ganz hingiebt, wo ihr Herz intereſſirt wird. Angezogen durch Edelmut und Tugend von einem Gegenſtande, der ihr ganzes Weſen erfüllt, und doch wieder zurükgeſtoſſen von dieſem Gegenſtande durch höhere Gründe der Religion, ſtreiten Verſtand und Empfindung in ihr, ob Liebe, oder Entſagung ſiegen ſoll? In dieſen Streit miſcht ſich die Phantaſie, und Schwärmerei, die Tochter der Phantaſie, bemächtigt ſich zuerſt des Kopfs, dann des Herzens der Schwärmerin; wo denn wechſelsweis jener die Rolle von dieſem, und dieſes die Rolle von jenem bei ihr ſpielt. Glaube an die Unfehlbarkeit ihrer Kirche, und Liebe zu einem Kezzer ziehen ſie, der eine Himmel-, die andere Erdenwärts. Da nun Glaub' und Liebe Milchgeſchwiſter ſind, denn beide ſaugen ihre Nahrung am Buſen der Empfindung, ſo ſchmelzen ſie in Leonorens Herz und Kopf unvermerkt in eins zuſammen. Durch den Glauben des Irrdiſchen und Sünd-

lichen

lichen entkleidet, tritt die Liebe in Engelgestalt vor sie hin, und schiebt sich ihrer Phantasie, als ein Werkzeug zur Rettung einer verlohrnen Seele, vor. Was sie also vorher zurükstieß, zieht sie nun gerade an. Denn diese Kezzerliebe dünkt ihr Ruf des Himmels, einen Verirrten wieder in den Schooß der Kirche zurük zu führen, die, ihren Religionsbegriffen nach, ganz allein selig macht. Sie kämpft also auch nicht mehr gegen diese Liebe. Sie ist Sache des Glaubens geworden, Mittel zu einer That, auf die alle Engel und Heiligen, Beifall winkend, herabblikken. Aus diesem Gesichtspunkt ihre Liebe erblikkend, von diesem grossen Entschluß voll, ist nun auch ihre Leidenschaft unerschütterlich, und erhält sich aufrecht gegen alle Schwierigkeiten und Hindernisse, gegen Leiden, Bosheit und Verfolgung. Diese mit dem Strahlengewande der Religion bekleidete Liebe begeistert sie zu dem schönen Tode im Arm des Geliebten, zu dem Entschluß, mit dem Geliebten, den sie für diese Welt nicht erhalten kann, Arm in Arm die beßre Welt zu Welt zu betreten, für die sie ihn wiedergewinnen will. So stirbt sie den Martyrertod der Religion und Liebe mit dem Heldenmute einer

Heiligen, neigt ihr Haupt zum Grabe mit der Heiterkeit einer Verklärten, ein blutendes, aber schön mit Rosen bekränztes Opfer der Schwärmerei.

So tief durchdacht, so genau übereinstimmend in allen seinen einzelen Theilen, entwikkelte der Dichter Leonorens Karakter; immer mit der weiseſten Kenntnis deſſen, wodurch allein dramatiſches Intereſſe lebendig und dauernd erregt wird.

Sehr ſchön kontraſtirt mit dieſem Gemälde liebenswürdiger Schwärmerei der reine Vernunftkarakter des Patriarchen. Frei von jedem Vorurtheile ſeiner Kirche, iſt ſeine Religion Verſtandesüberzeugung, und durch ſie Licht und Leben für ſein Herz. Bekannt durch praktiſche Weltkenntnis mit Menſchen von verſchiedenen Nazionen und verſchiedenen Religionspartheyen, weiß er, daß alle Länder gute Menſchen tragen, daß dieſe guten Menſchen alle eine Religion haben, die Religion der Ausübung: ſo mannigfaltig ſie auch über die äuſſere Geſtalt derſelben denken mögen; weiß, wie Nathan der Weiſe, daß ein Menſch, nicht den andern mäkeln, der Knorr den Knuppen hübſch vertragen,

gen, und ein Wipfelchen sich nicht vermessen muß, daß es allein der Erde nicht entsprossen sey.

Er glaubt nicht, der Vernunft zum Spott,
Nur sein Gott sey der rechte Gott.

Zwar predigt er diese Weisheit aller Aufgeklärtedlen vom Anbegin, nicht auf den Dächern, denn es ist keine Weisheit für sein Volk und die Priester seiner Kirche. Aber er ergiebt sich ihr im Stillen, verbreitet durch die Anwendung derselben in seinem moralischen Leben, ihre mildern Gesinnungen der Menschenliebe und Toleranz unvermerkt mehr und mehr; erweitert, sie behutsam enthüllend, den Kreis der ihr lebenden Auserwählten im Vernunftorden, in den aufgenommen zu werden, es keines Rituals, keines Zeremonienprunks, sondern nur des Lichts und der Wahrheit bedarf. Hold, wie der Geist seiner Uiberzeugung, weißt er die Irrenden zurecht mit Sanftmut und Liebe; hat Geduld mit Schwachheiten, ehrt Menschenwürde, wo er sie findet, schüzt sie gegen Verfolgung, wo er kann, und stemmt sich gegen die Tyrannei eines blinden Eifers, wo er's vermag. Er stürmt nicht gegen andre Uiberzeugung, überredet nicht zu seinen Grundsäzzen, verdammt und richtet nicht, son-

dern

dern überläßt jeden der Wahrheit, die er geprüft und erkannt hat. Mit brüderlicher Herzlichkeit umarmt er die Menschen jeder Zone, jedes Glaubens, fest überzeugt, daß der sogenannte Kezzer, und der vermeinte Rechtgläubige zu einem Zwekke ihr Daseyn empfingen, glüklich zu seyn, es sei in dieser oder in andern Welten. Kurz, er ist ganz, was die Lehrer des Christenthums seyn sollten, aber nur selten sind; was sie nur selten seyn können, weil der Geist des Christenthums, das sie predigen, von dem Christenthum, das sein Stifter verkündigte, eben so fern ist, wie der Morgen vom Abend.

Ich behalt' es mir auf ein andermal vor, die schöne Dichtung dieses edlen Priesterkarakters, nach Unzers und Schröders Darstellung, für den Kunstliebhaber nnd Künstler anschaulicher zu entwikkeln.

In dem Pater Timotheo erscheint das Christliche Priesterthum in einer Gestalt, in der es leider! nur zu oft die Menschheit geschändet hat. Schreklich, aber höchstwahr ist die Schilderung dieses, unter dem Mantel der Religion, Wollust und Rache befriedigenden, und aus Wollust und Rache verkezzernden, verdammenden

und verfolgenden Dominikaners. Türkische Schadenfreude versteckt hinter dem Lächeln Tartüffischer Andächtelei, Religion auf den Lippen, und Blutdurst und Mord im Herzen, umschlingt er, kaltlächelnd, die Unschuld mit Nezzen des Verderbens; stört den Frieden einer glüklichen Familie, häuft Jammer auf Jammer, Weh auf Weh, und martert Jugend, Schönheit und Liebenswürdigkeit langsam zu dem blutigen Entschlus des Selbstmordes hin. Banditische Infamität hüllt er in Priestergewand, und Greuel der Hölle in Glaubenseifer. Man schaudert zusammen über diesen heiligen Schurken, und fühlt doch in jedem, selbst dem satanischsten Zuge dieses Karakters, das Gemälde ist treu; so denkt, so empfindet Priesterschurkerei. Da ist keine Niederträchtigkeit, der sie nicht fähig wäre, keine Schandthat, zu der sie nicht herabsinken könnte. So würdig des Strangs und des Rades dieser Dominikaner auch handelt, es ist der ächte Geist seines Ordens, der über ihm waltet, des Ordens, der, in einer Stunde teuflischer Begeisterung, das Mördergericht erfand, das so viel tausend unsrer Brüder, weil sie andern Uiberzeugungen huldigten, in Flammen aufodern ließ — zur

gröſſern Verherrlichung des Nahmens des Gottes der Liebe.

Die übrigen Figuren dieſes tragiſchen Gemäldes ſind zwar mit nicht minderer Wahrheit, aber doch, wie mich dünkt, nicht mit der Vollendung ausgeführt, deren ſich die drei obigen rühmen können. Auch ſind es, Diezo ausgenommen, nur Nebenfiguren, die unſer Auge weniger auf ſich ziehen ſollen, und alſo auch nur mit ſchwachen Pinſelſtrichen angegeben werden durften.

Sehr glüklich hat der Dichter in der neuen Ausgabe ſeines Trauerſpiels verſchiedenen Anſtöſſen abgeholfen, die die Kritik hie und da finden konnte. Das gilt vorzüglich von der Abänderung der Kataſtrophe, nach der Diego nun ſeinen Grundſäzzen treu bleibt, und als Proteſtant ſtirbt. Der Uibertritt dieſes ſonſt ſo feſten Bekenners des Proteſtantismus zu einem, ſeinen Grundſäzzen ganz entgegengeſezten Religionsbekenntnis, hatte wirklich etwas empörendes, und um ſo mehr, je weniger dieſer Uibertritt das Werk ſeiner Uiberzeugung war. Nichts, dünkt mich, ſtreitet ſo offenbar gegen unſre Empfindung, und die Natur unſrer Seele,

als, wider unsre beste Uiberzeugung zu handeln; als einer geprüften, lebendig bestätigten, und aus Gründen uns wichtigen Wahrheit, für einen deutlich von uns erkannten Irrthum, entsagen. Ist vollends diese Uiberzeugung das Resultat des Nachdenkens von unserm ganzen Leben, steht sie noch immer so hell, einleuchtend und unerschütterlich vor unserm Verstande, wie ehemals, hat sie für uns noch immer ihre alte Würde und Wichtigkeit: so ist, ihr gerade entgegen handeln, eine Art Unmöglichkeit. Uiberdem würdigt den männlichen Karakter auch wohl nichts mehr herab, als Verleugnung seiner Grundsäzze, Abweichung von Wahrheit und Erkenntnis; Loßsagung von der schäzbarsten Tochter des Himmels, der Freiheit in Sachen des Denkens und Glaubens. Am wenigsten beschließt ein Mann sein Leben mit einer solchen Loßsagung von der seinem Verstande und seinem Herzen gleich theuren Wahrheit; spricht am wenigsten in seinem Tode durch das Bekenntnis eines für ihn ausgemachten Irrthums, einer Uiberzeugung Hohn, die bisher zu den höchsten Gütern seines Lebens gehörte.

Es ist aber nicht etwa der Uebertritt des

Pro-

Protestanten Diego's von den Zeremonien seiner, zu den Zeremonien der römischen Kirche, nicht die Vertauschung dieser oder jener Kirchenmeinung — denn eine Fabel mehr oder weniger, giebt einer Religionssekte noch keinen Vorzug vor der andern — es ist der Abfall von dem Protestantismus im wahrem Sinne, der mir immer in dieser Katastrophe anstößig war. Dieser Protestantismus ist feyerliche Protestazion gegen alles, was Kirche und Theologie ihm, ohne alle weitre Prüfung, als ausgemachte Lehr- und Glaubenssäzze aufdringen wollen; ist feste Anerkennung des Rechts zur eignen Untersuchung dessen, was wir als unsre Meynung bekennen sollen, und unerschütterliche Aufrechterhaltung der Grundwahrheit gegen Kirchen- und theologische Wahrheit. In diesem Sinne ist Protestantismus eine so ehrwürdige Sache, daß unser Kopf und unser Herz sich gegen den auflehnen, den wir ihm entsagen sehn und hören. Wie Diego aber seine Grundsäzze äussert, scheint sein Protestantismus dieser Art zu seyn. Und so ist seine Beharrlichkeit auf demselben eine eben so glükliche, als weise Abänderung des vorigen Ausgangs dieses Trauerspiels.

Unter-

Uebrigens gereicht es dem Geschmak unsers Publicums eben nicht zur Ehre, wenn Diego und Leonore nur äußerst selten auf unsern Bühnen erscheinen darf; wenn es selbst bei dieser seltnen Erscheinung nur lau und gleichgültig aufgenommen wird. In der That sieht es mit jedem Tage trauriger um die Kunst des dramatischen Dichters aus, wenn man bemerkt, für was für eine Gattung von Schauspielen unsre Zuschauer eine herrschende Liebhaberei zeigen. Es ist nicht mehr die Kunst, die sie in einem Drama entzükt, es ist der Wirwarr, der in demselben herrscht. Eine einfache, menschliche Geschichte zieht sie nicht mehr an, sie wollen unaufhörlichen Wechsel von abentheuerlichen Begebenheiten und Vorfällen. Nicht Feinheit der Karakteristik, Ueberladung und Buntscheckigkeit reizen ihren Appetit. Nicht mehr weinen, heulen und schluchsen wollen sie, und nicht nur blos heulen und schluchsen, auch aufblattern zum wilden Xenomisten- und Dragonergelächter in dem nehmlichen Moment. Man darf ihnen die Tugend nicht mehr still, bescheiden und Anspruchslos; präzieus, hoch mit Schminke aufgelegt, mit Federbüschen und Schellenklingklang

behangen, laut sich zur Schau tragend, muß man sie ihnen schildern, wenn sie ihren Beifall haben soll. Das Laster in seiner natürlichen, verächtlichen Gestalt, und erschien' es ihren täglichen Erfahrungen noch so getreu, scheint ihnen ein dramatischer Greuel. Mit Zügen von Grösse und Liebenswürdigkeit, deren das Laster doch eigentlich gar nicht fähig ist, ausstaffirt, muß es vor ihnen auftreten. Dann schreit der ganze unverständige Haufe ein freudiges Ahi, und bildet sich auf diese Unverständigkeit, die er mit dem Nahmen Toleranz und Menschlichkeit herauspuzt, noch wer weiß, wie viel? ein. Räuber, die sich die Rächer der unterdrükten Menschheit nennen, Zügellose Empörer, die, die Fahne der Freiheit in der Hand, menschliche Sitte und Ordnung unterjochen, und bürgerliche Sicherheit und Ruhe zertrümmern; Ehebrecherinnen, die aus dem verächtlichsten Leichtsinn ihrer Pflicht untreu wurden, und nun mit großlassender Zerknirschung, mit erhabenscheinender Selbstverleugnung prunken; zu Fall gekommne Mädchen, die von Sentimentskram strozzen, und den Verlust ihrer Jungfrauschaft mit Empfindsamkeit und unerfahrner Unschuld bemäntelen, das sind die

Hel-

Helden und Heldinnen, die bei vielen Zuschauern interessiren. Ohne befeuernde Tugenden, und ohne glänzende Laster erhält kein Schauspiel von ihnen mehr Beifall.

Mit der Kunst des Schauspielers steht es um nichts besser. Die Rolle, nicht die Wahrheit seiner Darstellung, erwirbt ihm Beifall. Hat der Künstler oder die Künstlerin so einen Helden, so eine Heldin zu spielen, so werden sie beklatscht, bewundert, besungen, in Kupfer gestochen; und trageirten, raasten, und winselten sie auch noch so sehr dem Dichter querfeld ein! Sind die Farben in ihrer Rolle nur hübsch hoch aufgetragen, haben sie nur eine gefällige Figur, einen glücklichen Ton, eine gute Lunge zum Schreien: so ist nach Kunst gar keine Frage, und der so glücklich begabte Schauspieler, die so günstig ausgestattete Schauspielerin, sind die Garriks, Le Kain's, Oldfilds und Clairons ihrer Publikums. Studium, Raffinement, feine Entwiklung des Geistes des Dichters, reine Menschennatur, genau sich an die Gränze der Wahrheit anschmiegende Darstellung, sind Dinge, an die diese Zuschauer gar nicht denken, wovon auch nicht die fernste Idee in ihrem Gehirn

ersticket, sie zu loben, ihnen gar nicht einfällt; die, wenn sie wirklich ausgeübt werden, ihrem Stumpfsinn ganz unbemerkt bleiben.

Natürlich also auch, daß selbst die bessern Schauspieler für die eigentliche Kunst Lust und Liebe verlieren; daß sie, um im Brod und Ansehn bei diesen Zuschauern zu bleiben, lieber durch Rollen, als durch das, was sie zu Künstlern macht, glänzen mögen. Natürlich denn auch, daß — eins folgt aus dem andern — die feinern Dramen, die ohne diese, dem Haufen so ungenießbare Kunst, gar nicht gegeben werden werden können, immer mehr und mehr von unserm Theater verbannt werden; daß die Dichter im Geschmak dieser Zuschauer dichten, und die Schauspieler im Geschmak dieser Zuschauer spielen, und dichten und spielen müssen, wenn sie Nahrung und Kleider haben wollen. Natürlich denn endlich, daß, wenn diese Schauspielliebhaberei so fortgeht, das ganze Wesen unsrer Bühne in einigen Jahren zu einer Barbarei zurüksinken wird, in der es kaum war, als die so verächtlich gewordnen Burlesken und Haupt- und Staatsaktzionen unsres alten Theaters, noch die Lieblingsstükke des Schauluſtigen Publikums waren.

Es

Es sey ferne von mir, mich hierüber zu ereifern. Die gesunde Vernunft wird in unsern Zeiten so mannigfaltig zu Grabe geläutet, daß dieser theatralische Unsinn gerade nicht unser auffallendster ist. Also Friede mit ihm! Nur sollen die Zuschauer dieser Klasse nicht behaupten, daß sie Kunst kennen, schäzzen und unterstüzzen. Diese Behauptung wäre eben so lächerlich, als wenn Jemand die berühmten Abderiten für ein Geistreiches und Geschmakvolles Völklein erklären wollte.

XLVIII.

Uiber die Medea des Euripides, von Heinrich Blümner. Leipzig, bei Sommer. 1790.

Eine kleine, aber lesenswerte Schrift. Mit Vergnügen erkennt man darin einen forschenden, prüfenden und Sachkundigen Denker, mit Vergnügen sieht man seinen kritischen Untersuchungen zu. Die Veranlassung dazu gab folgende Stelle über Euripides in Herrn Hofrat Meiners Theorie der schönen Wissenschaften: "Die Medea des Euripides erfüllt alle Foderun-

gen der griechischen Kunstrichter. Dem ungeachtet ist, meinem Gefühle nach, nicht leicht ein unglücklicherer Stof zu einem Trauerspiele gewählt, und auf eine unglücklichere Art von einem sonst grossem Dichter bearbeitet worden, als die Fabel der Medea von Euripides ist. — In dem ganzen Trauerspiel ist keine interessante Person, nicht einmahl Medea.„ *) Gegen diese Vorwürfe sucht Herr Blumner den griechischen Dichter bescheiden zu retten. Er zeigt in einer Schritt vor Schritt entwikkelnden Zergliederung des Euripideischen Trauerspiels, daß der alte Tragiker weder seinen Stof so unglüklich behandelt, noch den Karakter seiner Medea so uninteressant geschildert habe, als Herr Meiners behauptet; und webt in diese Zergliederung Bemerkungen, Aufschlüsse und Rechtfertigungen ein, die eine genaue Bekanntschaft mit seinem Schriftsteller, und der Kunst, über die er ihn vertheidigt, verrathen. Zum grössern Triumph seiner guten Sache, vergleicht er verschiedne Szenen der griechischen Medea mit den Medeen des Seneka und Korneille, wo denn der Sieg entschieden auf Euripides Seite ist.

Ich

*) S. 120 und 121.

Ich erspar' es auf den künftigen Jahrgang meiner Schrift, diese kritische Untersuchung weiter zu entwickeln und mit meinen Zweifeln, und Anmerkungen zu begleiten. Für jezt begnüg' ich mich, nur einzelne Stellen anzuzeichnen, mit denen mir Herr Blümner vorzüglich Vergnügen gemacht hat. Dahin gehört die Vertheidigung des Prologs, mit dem Euripides seine Medea eröfnet. "Die Person, sagt er, welche zuerst auftritt, und die Situazion, in welche sie gesezt ist, können nicht schiklicher gewählt seyn, uns mit der Lage der Sachen bekannt zu machen. Es ist eine Person, die an Medeen innigern Antheil nehmen mußte, als irgend eine, weil sie von ihrer Geburt an bis jezt stets um sie gewesen war, aus dem fernen Vaterlande sie begleitet, und bis hier alles, was ihr wiederfuhr, Glük und Unglük mit ihr getheilt hatte — jezt ihre einzige Freundin, ihre Amme, oder nach dem Kostüm des neuern Theaters, ihre Vertraute. Die Theilnahme an ihrer geliebten Pflegetochter, die Erinnerung an ihr vormaliges Glük, der Gedanke an ihr jezziges Elend, an ihre Verstoßung von einem Manne, der ihr ewige Treue schwur, und sie nun so schänd-

schändlich verläßt, um sich mit einer reichern, königlichen zu vermählen, dem sie alles, was einem Mädchen theuer seyn kann, Wohlstand, Vaterland, Familie, Ehre aufopferte — der Anblick der Leidenden, die, ohne Speise zu nehmen, da liegt — den Blick stets zur Erde gerichtet, auf die Tröstungen der Freunde nicht hört, nur zuweilen über den unersetzlichen Verlust in Thränen ausbricht — dies alles verengt ihre Brust, sie ist zu schwach, es allein zu tragen, sie geht ins Freie, um Himmel und Erde Medeens Leiden zu klagen, d. h., um vor sich ihrem Herzen Luft zu machen, da Niemand da ist, dem sie es auszuschütten wagen dürfte; sie bricht in den Wunsch aus, daß die Argonauten nie nach Kolchis gekommen seyn möchten, was der Grund ihres jetzigen Uebels war; sie erwägt Medeens Lage genauer, schließt von äußeren Zeichen ihrer Traurigkeit, auf ihr inneres Gefühl, und fürchtet, daß sie, ihrem heftigen Karakter gemäß, wohl gar etwas verderbliches gegen sich, oder den König und die Neuvermählten unternehmen möchte.“

“Diese Einleitung ist vortreflich. Durch sie schimmert, wie durch einen Schleier, die tragische Katastrophe. Wir hören von unverdienten Lei-

den

den der Helden, vernehmen, daß sie keine Beleidigung vertragen könne, und mit dem Anfang des Stücks fängt auch unsere Furcht und unser Mitleid an. Wir erfahren nicht gewiß, was geschehen wird, denn es ist nur ein Mensch, der den Prolog hält, aber wir können es leicht errathen.„

"Man kann auch diesen Monolog, der nur durch die Stelle, an welcher er steht, zum Prolog wird, wegschneiden, und das Stük bleibt ganz. Alles, was darin erzählt wird, siehe man nach und nach in der Folge. Aber darauf kam es eben dem Dichter, der das höchste Tragische erreicht hat, an, das, was nach und nach geschehen wird, wie durch einen Flor, auf einmahl zu zeigen, ihm war eben daran gelegen, daß seinem Zuschauer kein Zug unbemerkt und weniger empfunden, entgänge, und darum bedient er sich des Prologs, als eines leisen Fingerzeigs, für seine Zuhörer auf das, worauf sie vorzüglich zu achten hätten.„

Schön! Aber wie? wenn dieser Prolog des **Euripides** gar keiner Vertheidigung bedürfte, wenn er gar kein Prolog wäre, wenn er nichts wäre, als der erste Monolog des Trauerspiels?

Auch scheint Herr Blümner selbst so etwas zu ahnden, wenn er sagt, daß blos die Stelle, an welcher er steht, ihn zum Prologe mache. So ist es wirklich. Man vergleiche nur andere Prologe dieses Dichters mit dem gegenwärtigen, wie unähnlich sind sie in ihrer ganzen Manier diesem hier? In jenen wird geradezu nichts als erzählt. Das geschah, das geschieht, das wird geschehn; siehe da ihren Ton, ihren Inhalt! Dieser hingegen ist dramatische Vorführung der Handlung, deren Entwiklung sich der Dichter vorgesezt hat, das heißt, sie wird nicht erzählt, sie geht eben izt vor. Die Amme beschreibt nicht, was Medeen droht, sie fühlt das Unglük ihrer Pflegetochter. Nicht dem Zuschauer, sich selbst entfaltet sie den Wehe und Jammerzustand ihrer Freundin. Ihr gepreßtes Herz will sie erleichtern, sich erholen von dem Leidensanblik, von dem sie nun schon so lange Augenzeugin gewesen ist. Nicht, um ihr Auditorium von Medeens vorhergegangenen Begebenheiten zu unterrichten, sondern aus tiefem Mitleiden gegen die entehrte Königin, gegen die beleidigte Gattin, wünscht sie, daß die Argonauten nie nach Kolchis gekommen seyn möchten.

ten. Mit dieser Zukunft ist alles das Elend über die Bedaurungswürdige gekommen, unter dem sie jezt blutet. Mit Seufzen erinnert sie sich daran, und bricht bei dieser Erinnerung in Thränen aus. Sie hat die Unglückliche gesäugt, und leidet nun mit ihr, als wäre sie selbst, was jene bengt. Umsonst hat sie sich dem Anblick dieser Schmerzensauftritte entzogen, diese Schmerzensauftritte verfolgen sie auch in's Freie. Sie stehn vor den Augen ihres Geistes, wenn gleich die Augen ihres Leibes sie nicht mehr sehen. Deswegen ist auch ihr Gefühl darüber so lebhaft, deswegen ihr Ach- und Wehgeschrei so Herzzerschneidend, und der Zuschauer sieht in ihrer Trauergestalt, hört in ihren Klagetönen die arme Verlassne selbst, wenn sie gleich noch nicht persönlich auftritt. Endlich sagt die Amme nicht bestimmt und deutlich voraus, was geschehn wird: sie ahndet es blos aus den Umständen, aus dem Karakter der Medea, fürchtet sie, und wünscht sie zu verhüten. Und das ist dann doch wohl wahrer Gang des dramatischen Monologs, kein Prolog, der dem Zuschauer den Inhalt des Stüks erzählt. Ich wollte mir daher auch sein Wegstreichen recht sehr verbitten,

denn

denn es raubte dem Trauerspiel eine grosse Feinheit, brächte den Zuschauer um die so interessante Furcht, die ihn, gleich vom Anfang, für die Heldin desselben zittern macht, und nachher die ganze Handlung hindurch, mit banger Erwartung für ihr Schikſal erfüllt. Und so wäre denn hier Monolog, was sonst bei Euripides Prolog ist. Die weitre, anschaulichere Ausführung hiervon künftig.

Eine andre mir liebe Stelle in dieser Schrift ist die, in der Herr Blümner den Karakter des Jasons gegen Herrn Meiners Vorwurf, daß man mit ihm nicht sympathisiren könne, vertheidigt. "War es denn aber auch die Absicht des Dichters, frägt er, daß wir mit ihm sympathisiren sollten? oder wollte er ihn vielmehr nichts weniger, als Schuldlos machen? Würde diese Sympathie nicht dem Mitleiden für Medeen Eintrag gethan haben? Er suchte die Hauptperson, Medea, so menschlich als möglich zu schildern; die sie umgebenden Menschen mußten mit ihr ungerecht verfahren, wenn sie so weit gehen sollte, wie wir sie am Ende kommen sehen. Je tiefer Jason fällt, desto höher steigt sie. Herr Meiners nennt ihn

den

den kälteſten, unnatürlichſten Ehemann, den je die Natur hervorgebracht hat; geſezt auch! Wenn ihn nun der Dichter gerade ſo und nicht anders ſeiner Hauptperſon gegen über brauchte? Aber der kälteſte und unnatürlichſte aller Ehemänner und Väter, welchen je die Zügelloſe Phantaſie eines Dichters geſchaffen hat, wie Herr Meiners hinzuſezt, iſt er durchaus nicht. Wo iſt in ſeinen Werken ein Beiſpiel zu finden, daß Euripides einen Karakter ſo durchaus über die Gränzen der Natur trieb, von dem, nach Ariſtoteles Zeugnis, Sophokles ſagte, daß er die Menſchen ſchildre, wie ſie wären, worin zwar, nach Hurds ſcharfſinniger Erklärung, ein leiſer Vorwurf lag, daß er ſeinen Blik zu ſehr auf das Einzele, auf wirklich exiſtirende Perſonen geheftet, Individuen darſtellte, was ihn aber zugleich auch vor jeder Verfälſchung und Uibertreibung ſicherte. Und fehlt dieſem Karakter wohl die innere Möglichkeit? Stellt die Geſchichte ſonſt keinen Mann auf, der ſeine Gemahlin verſtieß, weil ſie nicht mehr jung und ſchön war; keinen fürſtlichen Gatten, der, ſeines Vortheils wegen, das ehliche Band zerriß, und zugleich

gleich ihre gemeinschaftlichen Kinder verstieß? — — Freilich ist dieser Jason ein sehr schwacher Mensch. Sein eignes Ich ist ihm das Nächste. Leichtsinn, Undankbarkeit, Untreue, Brechung des heiligen, beschwornen ehlichen Bundes, bleibt immer sein Vorwurf. Und, wenn auch der unpartheiischste Zuschauer ihn davon nicht reinigen kann, wie viel strafbarer mußte er nicht Medeen, wie viel gerechter ihre Rache an ihm scheinen?„

Sehr richtig und wahr. Allerdings war es gar nicht Euripides Absicht, für seinen Jason, auf Kosten seiner Medea, Interesse zu erregen. Am wenigsten wollt' er uns mit diesem Jason, als Mensch, mit seinem Verfahren gegen Medea sympathisiren machen. Jason sollte in unsern Augen klein, schwach und undankbar erscheinen, um unser sympathetisches Gefühl von ihm ab, auf Medeen hinüber zu ziehn. Ihr hatte er unsre Furcht und unser Mitleid bestimmt. Jason mußte also neben Medeen verlieren, mußte so geschildert werden, daß Sympathie mit ihm ganz unmöglich war. Darin

hat

hat Herr Blümner unstreitig Recht. Auch in dem, was er gegen den Vorwurf der Unnatürlichkeit dieses Karakters erinnert, bin ich auf seiner Seite, und habe, wie ich ein andermal zeigen werde, noch manche Gründe mehr zur Unterstützung seiner Behauptung. Aber, insofern er diesen Karakter, als schöne poetische Darstellung, vertheidigen will, bin ich entgegengesezter Meynung. In diesem Betracht kann ich eben so wenig, als Herr Meiners, mit ihm sympathisiren. Denn als Werk der Darstellungskunst muß im Drama jeder Karakter, auch der verächtlichste sogar interessiren; so sollt' es auch dieser Jason. Wär' es gleich ganz gegen den Zwek des Dichters, uns mit seinem Jason so sympathisiren zu machen, daß wir sein Verfahren gegen Medea genehmigten, guthiessen, so ist es doch eben so zwekmäßig, daß wir mit ihm als dramatischmitwirkenden Karakter sympathisiren; das heißt, wir sollten,

wenn wir ihn handeln ſehen und ſprechen hören, wahrſcheinlich finden, daß er ſich ſo betragen haben könne, wie er ſich beträgt. Das möchte aber hier wohl nicht ganz der Fall ſeyn. In der That iſt die Art, wie ſich Jaſon nimmt, weder ſehr fein, noch das, was er zu ſeiner Entſchuldigung ſagt, ſehr triftig, um eine Medea zum Stillſchweigen und zur Ergebung in ihr Schikſal zu bringen, und ſein Ton gar nicht der, mit den man zu einer Medea ſprechen muß. Wann er, zum Beiſpiel, zur Beantwortung ihrer Vorwürfe des Undanks und der Treuloſigkeit, ihr es als einen Gewinn der Verbindung mit ihm anrechnet, daß ſie dadurch aus einer Barbarin eine Griechin geworden, Recht und Geſez kennen gelernt, und ihren Nahmen berühmt gemacht hat: ſo ſind das wahre Armſeligkeiten, die, anſtatt ihn in ihren Augen zu entſchuldigen, mehr, als jemahls, ihre Bitterkeit gegen ihn reizen müſſen. Eben ſo unſtatthaft zu ſeiner

Ab-

Absicht, sind seine Vorlesungen über die Schädlichkeit des Zorns und die Glückseligkeit des Ruhms. Was sollen diese Kollegia hier? Wie kann er glauben, durch diese Harangues eine beleidigte, und mit so vielem Rechte aufgebrachte Gattin zu besänftigen, zur Einwilligung in das Band der Treulosigkeit zu bewegen? Wahrlich! dieser Weg, ihre Rache einzuschläfern, ist der unschicklichste, den er wählen konnte. Eine Medea mußte überlistet werden. Um sie aber zu überlisten, mußte sein Benehmen weit feiner, die Wendung, deren er sich gegen sie bedienen wollte, weit künstlicher eingeleitet werden. Er mußte ihrem Herzen, und durch dieses ihrem Kopfe beizukommen suchen. Mit der Phisignomie eines harten Kampfs mußte er vor ihr erscheinen, seine Mienen mußten Schmerz, sein ganzes Betragen tiefe Herzensbeugtheit verrathen. Er mußte aussehn, als ob die Trennung von ihr, eine Last wäre, der er sich sträu-

bend und ängstlich unterzöge. Er mußte sich mit inniger Dankbarkeit ihrer Liebe und ihrer Aufopferungen für ihn erinnern; mußte scheinen durch Politik, Umstände, und die Aussicht auf das gröſſere Glük seiner Familie, zu diesem ihm so saurem Schritte gezwungen zu seyn; kurz, er mußte seine Treulosigkeit in die Hülle der Notgedrungenheit wikkeln; durch Schmeicheleien, durch Lobsprüche auf ihren Edelmut, mit dem sie schon ehemals so viel für ihn aufgeopfert, durch Versichrungen seiner nie verlöschenden Dankbarkeit, durch Betheurungen seiner fortdauernden Achtung ihr Herz bestürmen, wenn er, bei einer Medea mit seinen Entschuldigungen durchzukommen, sich einfallen lassen, sich nur irgend überreden können sollte, auf Medeen, seinen Absichten gemäß, gewirkt zu haben. Wie weit natürlicher in Jasons Lage, und gegen eine Person, wie Medea, diese Wendung zur Entschuldigung seiner Untreue gewe-

Univ. Bibl.

gewesen, und zu was für einer ungleich interessantern Szene sie Gelegenheit gegeben hätte, bedarf wohl keines weitern Beweises. Wem er aber noch nötig ist, dem versprech ich ihm im künftigen Jahre.

Unvergleichlich hat Herr Blümner die Menschlichkeit der Euripideischen Medea gegen Herrn Meiners Vorwürfe gerettet. Mit einer sehr lebhaften Darstellungsgabe verfolgt er sie von ihrer ersten Bekanntschaft mit Jason, bis zu dem gräßlichem Kindermord, durch alle Situazionen ihres Lebens, und zeigt durch diese Entfaltung ihrer ganzen Denk- und Handlungsart, wie treu unsrer Natur sie der griechische Dichter zu erhalten gewußt hat. Diese Stellen gehören zu den schönsten seiner Schrift, und mit Vergnügen werd' ich in meiner versprochnen grössern Anzeige derselben, diese schöne Zergliederung näher entwikkeln. Recht sehr freut es mich, daß Herr Blümner meine

Behauptung von den Medeen der Götter, nicht auch auf diese griechische gedeutet hat. In der That nahm ich sie so sehr von dieser Beschuldigung aus, daß ich noch eine Skizze zu einer Abhandlung unter meinen Papieren liegen habe, in der ich Euripides Medea, in Rükſicht auf die menſchliche Darſtellung dieſes Karakters, gleich neben der Götterſchen ſtellte, und die vom Seneka und Korneille mit aller der Strenge züchtigte, die die Abſcheulichkeit ihrer Darſtellung verdient.

Inhalt.

43.
Die Vormünder und der vernünftige Narr.

44.
Das Kind der Liebe.

45.
Alderson, und Eyrgeiz und Liebe.

46.
Hofluft und Armuth, und der Schulgelehrte.

47.
Diego und Leonore.

48.
Ueber die Medea des Euripides, von [illegible] Blümner. Leipzig, bei Sommer. 1790.

Von dieser Schrift erscheint alle Monate ein Heft. Drey solcher Hefte machen einen Band aus, und zu jedesmaligen 3ten Hefte kömmt ein in Kupfer gestochener Haupt-Titel und ein Kupfer in Octav-Format. Ersterm ziert eine passende Vignette, und Letzteres bezeichnet entweder eine theatralische Gruppe, oder eine Figur mit dem Kostume irgend eines Zeitalters; das auch illuminirt werden soll, wenn es die Umstände erfordern.

Der Preiß eines Jahrgangs von 12 Heften ist ℳ 4 — an Gold, den Louisd'or zu 5 ℳ — gerechnet. Diesen Betrag bezahlt jeder Interessent beim Empfang des ersten Heftes.

Alle löbliche Postämter und Buchhandlungen, oder wem es sonst noch gefällig seyn solte, die Distribution derselben zu übernehmen, erhalten die gewöhnliche Provision für ihre Bemühung, und wenden sich gefälligst

an die Kayserl. Reichs-Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition in Hamburg, welche die monathliche Versendung an alle resp. Post-Aemter in und ausser Deutschland übernommen;

— — Herzogl. Zeitungs-Expedition in Gotha. Auch an folgende Buchhandlungen;

nach Berlin, an Herren Haude und Spener;
— Frankfurt am Mayn, an Herrn Herrmann;
— Hamburg, an Herren Perthes;
— Leipzig, an Herrn Barth;
— Nürnberg, an Herren Felseker;
— Prag, an Herrn Gerle;
— Strasburg, an die academische Buchhandlung;
— Wien, an Herrn Graeb, oder

an die Verlagshandlung in Schwerin.

Dramaturgiſche Monate.

Vierter Band.

Drittes Stük.

XLIX.

Vom vierzehnten bis zum zweiundzwanzigten Juni Wiederhohlungen. Am zweiundzwanzigten: Verbrechen aus Ehrſucht, Schauſpiel in fünf Aufzügen, von Iffland.

Nach den Jägern hat unter Herrn Ifflands Schauſpielen wohl keins ſo tief und allgemein auf die Zuſchauer gewirkt, als Verbrechen aus Ehrſucht. Die Urſach davon iſt unſtreitig die große Wahrheit, die, wie in jenem, vor allen andern Dramen dieſes vortreflichen Dichters, vorzüglich, auch in dieſem Schauſpiele herrſcht. Plan, Situazionen, Karaktere und

Sprache ſind für Menſchen erfunden, entwikkelt und ausgeführt, denn Menſchen empfinden, reden und handeln darin. Angſt, Schrekken, Furcht und Freude ergreifen wechſelsweis unſer Herz, und, vom Anfang bis zum Ende, wird unſre Aufmerkſamkeit und Theilnahme in Raſtloſer Thätigkeit erhalten. Hier werden wir bis in das Innerſte unſrer Sele erſchüttert, dort zerſchmilzt unſer Herz in der ſanfteſten Sympathie. In der einen Szene durchbebt Angſt des Todes unſer ganzes Weſen, in der andern überfällt uns eine Wehmut, die unſre Augen mit leiſen Thränen erfüllt, und uns, ſelbſt in dem bitterſten Schmerz, eine Art Wolluſt empfinden läßt.

Wer ſollte auch, wenn er nicht ganz aufgehört hat, zu ſeyn, wofür er gilt, nicht gern in die Leiden und Freuden einer Famile weinen, die ſo durchaus zu der Welt gehört, in der wir leben? deren Schwäche und Gröſſe, deren Tugenden und Verirrungen durch die Menſchlichkeit, die ſie bezeichnet, uns in einem gleichen Grade zu ſich neigen, uns für ſie fürchten, abängſtigen und zittern machen? Wer, der auf den Nahmen, Menſch, Anſpruch macht, wird

nicht gern an Menschen ketten, wie diese? Hier ein edler, thätiger, nur allzuzärtlicher Hausvater, allzu nachgiebig gegen die Schwachheiten einer liebenswürdigen Frau, allzu weichherzig bei den Ausschweifungen eines von Eitelkeit und Ehrsucht verblendeten Sohns, und durch diese Nachgiebig- und Weichherzigkeit unglüklich; da das Unglük aber einmahl da ist, fest und duldend, Niemand anklagend, als sich selbst, und durch weise Maaßregeln dem gänzlichen Untergange seines Hauses entgegenarbeitend; niedergeworfen durch das Verbrechen eines bis zur Verzweiflung getriebenen Unglüklichen, und doch stark genug durch die väterliche Liebe, sich selbst der strafenden Gerechtigkeit zum Opfer darzustellen. Dort, eine eitle, von hohen Aussichten schwindelnde, zum Verderben ihres geliebten Sohnes nach falschem Glük strebende Mutter, gemartert von der peinlichen Selbstanklage, daß sie die Urheberin des zu Grabe gehenden Wohlstandes ihres Hauses, die erste Ursache des entehrenden Verbrechens ihres unglüklichen Lieblings, und durch misverstandne mütterliche Zärtlichkeit Zerstörerin des ganzen Glüks seines Lebens ist; mit diesem Gefühle

hinſinkend unter Nahmenloſen Seelenleiden, aber ohne Klagen für ihre Verirrungen büſſend, ganz Gattin und Mutter; entſchloſſen, ſich ganz allein unter der züchtigenden Hand der Vorſehung zu verbluten, ganz allein die Folgen ihrer Vergehungen zu tragen. Dann wieder eine ganz in ihren Aeltern und ihrem Bruder lebende Tochter und Schweſter, die durch theilnehmende Empfindung, durch Troſt und Rath den Jammer der Leidenden zu mildern bereit iſt, und ihr eigenes Glük dem Glük ihrer Familie nachſezt; mit reicher Empfänglichkeit für einfache häusliche Glükſeligkeit, unbemerkter, ſtiller Tugend huldigt, und die groſſen Pflichten der Ergebung, zu denen ihr Geſchlecht ſo vorzüglich berufen iſt, mit aller der Beſcheidenheit und Demuth ausübt, die uns ſo unwiderſtehlich zu dem Weibe hinziehn, und unwiderſprechlich der Verbindung mit ihm den höchſten Reiz geben. Neben ihr, als künftiger Gefährte ihres Lebens, der feurige, und doch ruhige **Ahlden**, ganz Lieb' und Gehorſam als Sohn, aber auch feſt, und unerſchütterlich, wenn dieſer Gehorſam ſeinen Pflichten, als Mann von Wort und Redlichkeit, im Wege ſteht; mit herzlicher Liebe dem edlen Mädchen

ergeben, aber, wie ein Mann, ohne Tändelei und schwärmerische Aufwallungen; ein arbeitsamer, unermüdet wirksamer Mann in seinem Amte für das Glük seiner Mitmenschen, ohne Anspruch, ohne Schimmer; überflüßig belohnt durch das Bewußtseyn, recht gethan zu haben. Und nun noch der wakkere, dreiste und freymütige Oberkommissair, das Herz immer auf der Zunge, ohne sich an Zeremoniell und Etiquette zu kehren; streng in seinen Grundsäzzen, aber ohne Menschenfeindlichkeit; hart gegen Vernachlässigung bürgerlicher Pflichten, wo Strenge heilsam ist, aber auch ganz Lieb' und Wohlwollen bei aufrichtiger Reue und dem lebendigen Vorsazze, wieder gut zu machen, was man verdorben hat; rauh, seiner Aussenseite nach, aber sanft und mild vom Herzen; offen für jede Freude, die man Schuldlos, und ohne Vorwurf, geniessen, und großmüthig selbst auf die Bequemlichkeit seines Alters Verzicht thuend, wenn er dadurch die Glükseligkeit seiner Kinder erhöhen kann. Wie wahr, und auf das genauste mit unserer Kenntnis der menschlichen Natur übereinstimmend, sind alle diese Karaktere geschildert, und wie nahe müssen eben deswegen ihre Schikksale, als Schikksale mit

uns verwandter Menschen, unserm mitempfinden Herzen liegen!

Unter allen aber ragt der Held dieses Schauspiels, Eduard Ruhberg, hervor. Er ist ganz, was ein junger Mensch von seiner Erziehung, seinem Temperament, seinen Leidenschaften und seinen Geistesfähigkeiten, unter seinen Umständen, in seinen Verbindungen seyn muß. Gebohren mit einer kühnen, Bilderreichen Phantasie, die sich selbst Welten und Verhältnisse schaft, begabt mit heissen, alles heftig umfassenden Gefühlen, feuriges, rasch hüpfendes Blut in seinen Adern, war schon seine Jugend ein Gewebe von romantischen, ausserweltlichen Ideen und Plänen. Von diesen überspannten Gefühlen und Ideen geleitet, empfand er die Anlagen in sich zu etwas ausserordentlichem stärker, als er sie seiner Geburt, seinem Vermögen, und dem ihm angewiesenen Kreise nach, hätte empfinden sollen. Er fing bald an, sich für ein vorzüglicheres Wesen zu halten, als andere Menschen. Alle diese andern schienen ihm nicht zu reichen an seine Geisteshöhe, seinen Reichthum von Empfindungen. Er entzog sich den Menschen, lebte blos diesen seinen bessern Gefühlen, weinte in

seiner

seiner Einsamkeit über Menschenarmut, das heißt, über Mangel an Menschen, ihm ähnlich, und ward ein empfindsamer Schwärmer! Doch dieses unthätig empfindelnde Leben ward bei den Kräften, die sich immer mehr in ihm entwikkelten, seinem zum Handeln gebildeten Geiste bald zur Last. Blosse Empfindungen wurden ihm nun eine zu magere Kost. Der Durst nach Wahrheit erwachte in ihm, er widmete sich den Wissenschaften mit der ihm eigenthümlichen heftigen Umfassung. Die Folgen davon waren Riesenschritte, die allgemeine Aufmerksamkeit erregten, ihm Bewunderung und Liebe erwarben. Nun sah er sich auf einmal als den ausserordentlichen Menschen erkannt, für den er sich schon lange selbst gehalten hatte. Streben nach einer höhern Sphäre, als ihm Geburt und Vermögen bestimmten, regte und bewegte nun sein ganzes Wesen, und Ehrgeiz ward seine erste und herrschendste Leidenschaft. Nur zu wohl ahndete der Vater die Gefahr seines Sohns, fühlte, wie nachtheilig bei einem so romantischen Kopfe diese Leidenschaft für seine eigne, und die Ruhe seiner Familie werden könnte. Aber zu weich, die süssen Träume des Jünglings zu stö-

ren, zu schwach, ihm in den Weg zu treten, und seinem sich zu hoch erhebenden Enthusiasmus die Flügel zu beschneiden, ließ er ihn seinen Gang fortgehen, ob er gleich bei jedem seiner Fortschritte auf diesem schlüpfrigen Pfade, zitterte. Die Mutter, aus adlichem Geblüt entsprossen, und dem Flitterschimmer ihres vorigen Standes leider! noch immer getreu, erkannte in diesem Talentvollen und bewunderten Sohne, nur den Mann, der durch seine empfehlenden körperlichen und geistigen Eigenschaften sich hinanfarbeiten, durch die Verbindung mit einem adlichen Hause sich über seinen Stand erheben, und den Glanz iheer verlohrnen Ahnen wieder herstellen könnte — und lenkte seinen Ehrgeiz auf das Ziel falscher Grösse. Anstatt nun nach einer höhern Sphäre zu streben, in der sein Geist und Herz über andere Menschen hervorragten, rang er nach dem Glanz, in den Zirkeln der Grossen gekannt zu seyn, mit Sternen und Ordensbändern in Verbindung zu stehen, unter begüterten und geadelteu Thoren zu figuriren, einen Stammbaum in seine Familie zu verpflanzen; und sein Ehrgeiz artete in Ehrsucht aus. Nun entschliefen alle edlern Kräfte in ihm. Sein

Leben ward vornehmer Müssiggang. Tag und Nacht beschäftigte ihn nichts, als die Idee, in keinem Aufwande, keiner Ausschweifung, keiner Thorheit dieser sogenannten grossen Welt der lezte zu seyn; und das Ende dieses Bestrebens ist — Aufopferung seiner Gesundheit, Moralität, Ruhe, und des Wohlstandes seiner Familie. Konnt' es auch bei einer solchen Erziehung, bei dieser Nachgiebigkeit von Seiten des Vaters, bei dieser Eitelkeit von Seiten der Mutter, anders kommen? Ungehindert, uneingeschränkt ging er seinen Gang fort. Niemand sezte seinen Träumen, seinen Begierden Ziel und Gränze. Nichts ward zu seiner Bildung gethan. Zwar wurden ihm die besten Grundsäzze eingeflößt, aber wie sollten die ihn gegen falsche Leitung, gegen süßlokkende Verführung aufrecht erhalten, bei dieser überwiegenden Herrschaft seiner Leidenschaften über die bessern Uiberzeugungen seines Kopfs und Herzens, die ihm die Kraft raubte, diese guten Grundsäzze anzuwenden? Der junge Mensch mußte also das Opfer einer Leidenschaft werden, die, wohl geleitet, weise gemildert, väterlichstark und wahrhaft mütterlich in bescheidne Gränzen gehalten, ihn zum nüzlichsten und wohlthätigsten

Weltbürger, zum Glük und Stolz seines Hauses hätte machen können.

Da steht er nun auf dem breiten Wege der Thorheit und Uippigkeit. Geblendet von Sinnlichkeit und Eitelkeitrausch, bemerkt er nicht, daß alle die bunten Gestalten, die vor ihm und um ihn hergaukeln, nichts als täuschende Schattenbilder einer magischen Laterne sind; sieht nicht die Schlangen unter den Blumen am Wege, die ihm so lieblich entgegen düften; hört nicht, daß es Syrenentriller sind, die seinen Geist im verderblichwollüstigen Schlaf einlullen. Gauner, Maulfreunde, und die Zeit tödtende Müssiggänger drängen sich um den unerfahrnen, von nichtiger Hoheit schwindelnden Jüngling; verleiten ihn zu einem Aufwande in Kleidung, Haushaltung und Lebensart, den er nicht bestreiten kann; und nekken ihn mit thörichten Hofnungen von Veredlung seines bürgerlichen Bluts, durch hochadliches. Ein reiches Fräulein läßt sich seine Aufwartungen gefallen, heuchelt ihm Achtung, Liebe; spiegelt ihm nähere Verbindungen vor, und der arme Betrogene fällt in die ihm gelegten Schlingen, ohn' es gewahr zu werden. Seine Hofnungen durchzusezzen, sieht er sich genötigt,

zu schimen, was er nicht ist, ein Mann von Vermögen. Alles an ihm ist Pracht, er glänzt von Gold und Juwelen, und macht der adelichen Geliebten Geschenke, wie sie zu seinem übrigen Luxus passen. Er spielt, anfangs aus Mode, dann aus Gewinnsucht, aus Not, um seine Prunk- und Ueppigkeitsrolle fortspielen zu können. Er ist unglüklich im Spiel, und Leben, auf anderer Leute Kosten, wird notwendiges Uibel. Er macht Schulden, und richtet sich, richtet sein väterliches Haus zu Grunde. Schuldner vom Spieltisch, Schuldner, die ihm Geld und Waaren borgten, stürmen auf ihn ein. Er ist in Gefahr, öffentlich beschimpft, von seinen vornehmen Freunden ausgelacht, um alle seine glänzenden Hofnungen betrogen zu werden. Er steht auf dem Punkt, durch diese unselige Katastrophe seines Pracht- und Glanzschauspiels, Vater, Mutter und Schwester ganz dem Verderben Preis zu geben, das er über sie gebracht hat. Und da ist Niemand, der ihn rettet, Niemand, der, ihn zu retten, Kraft und Willen hat. Nur ein Mittel ist übrig, diesem Schimpf, diesem Hohngelächter, dieser gänzlichen Zernichtung seiner Hofnungen und des Wohlstandes seiner Verwandten zu entgehn, die stürmen-

den

den Schuldner zu befriedigen. Er fährt zurük davor, aber er weiß kein anderes. Sein Vater iſt Rentmeiſter, hat öffentliche Gelder in Händen: von dieſem will er die Summe, die ihm Ehre, Hofnung und Glük wiedergeben kann, borgen, wie er's nennt. Dieſer gräßliche Entſchlus wird That, der Unglükliche — ſtiehlt fünftauſend Thaler.

Obgleich die Entwikluug dieſer ſchönen Iffländiſchen Darſtellung — wie ich ſehr wohl erkenne — nur Skizze iſt, auch nur ſeyn ſoll, weil ich ihre nähere Zergliederung, zum Beſten des Schauſpielers, auf ein andermal verſpare, ſo ſchmeichl' ich mir doch, meiner Pflicht, als Dramaturg, ſo viel Gnüge geleiſtet zu haben, daß die Wahrheit, mit der der Dichter den Karakter ſeines jungen Ruhbergs vorbereitet, angelegt und ausgezeichnet hat, mit der er ſeinen Ehrgeiz in Ehrſucht ausarten, und ihn zu dem gräßlichen Verbrechen des Kaſſendiebſtahls verirren läßt, dadurch in das gehörige Licht geſezt worden iſt. Ich ſchmeichle mir, deutlich gemacht zu haben, daß dieſer unglükliche Verbrecher aus den natürlichſten Gründen wird, was ihn der Dichter werden läßt. Und, wenn ich mir hier

nicht

nicht vergebens schmeichle, so hab' ich auch zugleich bewiesen, daß diese Karakterzeichnung eine der schönsten ist, die je das Talent dieses Dichters hervorgebracht hat.

Das Verbrechen, das Eduard begeht, mag also, an und für sich, immer eines der schwärzesten seyn, zu dem verblendete Leidenschaft hinabsinken kann, die Art, wie er dazu kömmt, ist so menschlich, daß er, selbst in dieser äussersten Verirrung seiner Ehrsucht, noch immer unsres Mitleids würdig bleibt; daß wir, der Umstände wegen, unter denen er so tief fällt, ihm unsre Verzeihung nicht vorenthalten können, und den edlen Oberkommissair segnen, der ihm zwar für sein Verbrechen harte Büssung auflegt, aber auch großmütig sich seiner erbarmt, ihn von der Schande rettet, und Gnade vor Recht ergehen läßt.

Gegen die menschliche Veranlassung dieser That ist also schwerlich etwas zu sagen; aber ob sich gegen die Raschheit der That nicht manches erinnern liesse, das ist eine andere Frage. So wahr und menschlich es ist, daß, gedrängt von allen Seiten, neues, größeres Unglük ahndend, die entsezliche Idee vom Diebstahl in Ruhbergs

Seele

Seele entstehn kann; so wahr ist es auch, daß die erste Entstehung dieser Idee einen Menschen von Ruhbergs Kopf und Herzen gewaltig empören, dafür zurükschaudern machen wird; daß mit seiner Ehrsucht, seinen Grundsäzzen, diese ihn empörende Idee nicht leicht in eben dem Augenblik bei ihm zur That werden kann, in dem sie entsteht; daß es bei ihm erst auf das äusserste gekommen, erst alle und jede Hofnung vernichtet, erst das Verderben unrettbar seinen Schlund vor ihm öffnen muß, ehe diese Idee zur That reifen, eh' er diesen gräßlichen Sieg über sein sich sträubendes Herz gewinnen, und die bebende Hand zu diesem gemeinen Verbrechen ausstrekken kann. Ist aber wohl in dem Augenblikke, da sich Ruhberg an der öffentlichen Kasse vergreift, alles so völlig verlohren, das gefürchtete Unglük so unwidersprechlich gewis, um die That so an die Idee zu knüpfen? Hat ihn das Fräulein schon so entschieden verworfen, oder ahndet er vielmehr nicht blos das grössere Unglük, hofft er nicht sogar gerade das Gegentheil von dem Fräulein? Ja, wenn Unglük und Verzweiflung in diesem Momente wirklich für ihn so unleugbar wahr wären, als sie es für uns sind: dann

müßte

müßte freilich, das Verbrechen denken, und das Verbrechen ausüben einerlei seyn, dann wäre schnelle That eben so wahr, als unvermeidlich. Der Dichter, scheint es mir, hätte daher in dieser Situazion seinen Ruhberg das Verbrechen blos denken, und die That bis zu dem Punkt, wo Unglük und Verwerfung fürchterliche Gewisheit werden, verschieben, oder sie ihn erst in der lezten entscheidenden Lage zugleich denken und vollführen lassen müssen.

Damit nehm' ich nun nicht etwa — wie es manchem scheinen dürfte — meine obige Behauptung von der Menschlichkeit der Ruhbergischen That wieder zurük, denn nicht die That, die Raschheit der That trift mein Einwurf. Nicht einmahl Wahrscheinlichkeit leugn' ich dieser Raschheit ganz ab, aber völlige, evidente Wahrheit kann ich ihr nicht zugestehn. Wahrheit aber geht im Drama der Wahrscheinlichkeit vor; soll auch eigentlich ganz allein der Vorwurf des dramatischen Dichters seyn; weil blosser Schein die Wirklichkeit nie erseżt, die im Schauspiel nur einzig und ganz unsre Theilnahme erregt, und lebendig erhält. Dazu kömmt, daß durch diese mindere, oder mehr motivirte Raschheit Ruh-

bergs

bergs menschliches Verbrechen noch unendlich an Menschlichkeit gewonnen haben, noch ungleich verzeihlicher, und der Verbrecher selbst noch weit mehr unsres Mitleids würdig geworden seyn würde.

Ich weiß nicht, ob auch andere Kunstrichter, die Verbrechen aus Ehrsucht beurtheilt haben, hier mit mir zusammen treffen, aber einzele Stimmen des Publikums sind auf meiner Seite. Manchen denkenden Zuschauer hab' ich hier mir gleich empfinden sehen; und der italienische Uibersezzer dieses vortreflichen Schauspiels, von dem mein Freund, der Professor Meyer, in dem Oktobermonat dieser Schrift Nachricht giebt, *) schließt sich durch die Veränderungen, die er bei der Verpflanzung desselben auf die Bühne seiner Nazion nötig fand, an diese Zuschauer und mich an. Gründlichkeit muß also diesem Einwurfe wohl eben nicht mangeln, der nähern Prüfung des Dichters dürfte er nicht ganz unwürdig seyn. Wenigsten beweißt er, daß ich nicht zu den faden Lobpreisern gehöre, die nichts, als kahle Bewunderung in Bereitschaft haben, ohne über das Wie? und Warum? dieser Be-

*) Seite 924.

Bewunderung nachzudenken, ohne mit dem Zweifel zu bwundern, mit dem man den Meiſter bewundern muß, wenn man gerecht, das heißt, ohne von ſeinem Nahmen beſtochen zu werden, über ihn urtheilen will.

Die Folgen dieſer raſchen unglüklichen That ſind mit eben ſo ächten, als lebendigen Farben geſchildert, und die Szenen, in denen ſie entwikkelt werden, mit einer wahren Meiſterhand gezeichnet. Beſonders ſezt der gleich darauf erfolgende Auftritt zwiſchen Rubberg und dem Sekretair Ahlden das Darſtellungstalent des Dichters in ein äuſſerſt vortheilhaftes Licht. Es iſt ein furchtbar groſſer Anblik, dieſen mit allen Martern des erwachten Gewiſſens kämpfenden Verbrecher zittern und zagen, und dieſen Kampf, dies Zittern und Zagen gewaltſam unterdrükken ſehen; die entſezliche Anſtrengung ſehen, die es ihn koſtet, den Anblik eines ehrlichen Mannes auszuhalten; die fruchtloſe Mühe, ſeinem ſcheuen Blikke Freimüthigkeit, ſeinem gepreßten, bebenden Tone, Feſtigkeit zu geben; die tödtende Angſt ſeines Herzens aus ſeinem bleichen, zerſtörten Geſicht weg zu tilgen; das Fieberhafte Zuſammbeben ſeines ganzen Weſens, als die

Rede vom Kassenangrif und der Schmachvollen Strafe ist, die darauf steht. Es ist ein blutig in die Empfindung schneidender Auftritt, den Schrei der Verzweiflung zu hören, mit dem er gegen dies Blutgesez aufstobt, und, empört von den Schreknissen der über seinem Haupte schwebenden Gefahr, obrigkeitliche Pflicht Blutgier, und ihre Gerechtigkeit morden heißt; mit dem er alle seine Kräfte zusammenrafft, als seine Heftigkeit ihn zu verrathen droht; die Foltern seiner Seele mit Kälte und Verhöhnung seiner selbst übertüncht; aber doch überwältigt, mit dem dumpfen Tone des sich gänzlich verlohren gebenden Unglüklichen in die Worte ausbricht: "Das ist meine fröhliche Hofnung, daß es nicht lange mehr so dauern kann;„ dann, durch und durch erschüttert, seines Freundes Hand ergreift, mit zitternder Stimme ruft: "geh hin und weine über mich!„ und wild zum Zimmer hinausstürzt.

Ohne Anstand kann man diesen Auftritt mit den besten ihm ähnlichen in unsern besten Schauspielen vergleichen, und er wird keinem zurükstehn dürfen. Alles darin entspricht dem Karakter, der Lage Ruhbergs; alles darin ist

Abdruk der Natur, Laut fürchterlicher Selbstanklage. Nur Ahldens allzu grosse Ruhe bei diesen ausserordentlichen Aufwallungen seines Freundes; sein ihn ganz verlassender Beobachtungsgeist, dem alles entgeht, die gefaltete Stirne, der scheue Blik, die bleiche Gesichtsfarbe, die starre Geistesabwesenheit, der zerrißne Gesprächston, der Akzent der Verzweiflung, da das Gespräch auf den Kassenangrif kömmt; dies gänzliche Nichtbemerken von Aufwallungen, Aeusserungen und Ausbrüchen, die jedem auffallen müssen, der sie sieht und hört, dürfte vielleicht einen Theil der Schönheit und Wahrheit dieser Szene mildern: wenn Ruhberg nicht darin unsre Aufmerksamkeit zu sehr fesselte.

Die Vorstellung dieses Schauspiels auf der hiesigen Bühne kann als ein Muster gelten, wie solche Stükke gespielt werden müssen. Selbst den Zuschauer in gewöhnlichem Sinn überrascht sie, dem Kenner gewährt sie ein wahres Kunstfest. Da ist ein Streben und Ringen, den Foderungen des Dichters Gnüge zu leisten, ein Wetteifer, uns die Szene des Theaters in wirkliche Begebenheit zu verwandeln; und die ganze Darstellung Ordnung, Leben, Feuer und Innigkeit,

ein Triumph wahrer Kunſtliebe und Ruhmbegier. Von ſolchen Künſtlern kann man es erwarten, daß ihnen die Erinnerungen eines Mannes, der ſich nicht erſt ſeit geſtern mit dem dem Studium ihrer Kunſt abgiebt, nie unwillkommen ſeyn werden, die er etwa hier und da noch gegen ihr Spiel auf dem Herzen hat. Auch denk' ich mich ihrer nach und nach zu entladen, und mache heut mit dem Schauſpieler den Anfang, deſſen Händen die Rolle des Helden dieſes Drama's anvertraut ward. Hier ſind meine Zweifel und Erinnerungen ohne allen Rükhalt.

Der junge Ruhberg iſt unſtreitig eine der vorzüglichſten Rollen des Herrn Klingmanns. Er macht vieles vortreflich, ſeinem Dichter, ſeinem Karakter, und ſeinen Situazionen angemeſſen; überraſcht den Kenner und Nichtkenner durch manchen ſchönen und wahren Zug, und hat Töne der Angſt, des Schmerzes und der Verzweiflung, die unmittelbar das Herz treffen. Sehr gern übernehm' ich daher die angenehme Mühe, ſein Spiel umſtändlicher zu prüfen, und dieſe Prüfung mit meinem Lobe und Tadel zu begleiten. Fiat!

Sein erstes Auftreten ist, was es sein soll. Man sieht auf seinem Gesichte alle Spuren einer durchwachten Nacht, eines von unordentlichen Leidenschaften umhergetriebenen Unglüklichen. Seine Übergänge aus dumpfer Fühllosigkeit in Wut, und von Wut in Weichheit, sind treu und richtig, und Geberd' und Ton veranschaulichen seine Lage. Auch in der darauf folgenden Szene mit der Schwester bleibt er, im Ganzen, der Stimmung dieses Auftritts ziemlich getreu. Nur vergißt er, dünkt mich, zu sehr das Bestreben, dieser Schwester anders zu scheinen, als er sich fühlt. Seine Geberd' und sein Ton behalten zu sehr den Ausdruk seines ersten Auftretens, was doch nicht seyn sollte, weil er verbergen will, was an seiner Seele nagt, was sein Herz zusammenpreßt; weil er noch wirklich Kraft und Hofnung in sich fühlt, das Unheil wieder gut zu machen, was er gestiftet hat. Zwar wird allerdings, troz diesem Bestreben, seinen Jammer zu übersirnissen, dieser Jammer sich, wider seinen Willen, in Blik und Dikzion verrathen: aber doch sollte das Bemühen, ihn verheelen zu wollen, sichtbarer seyn; besonders, da

der guten Louiſe ſeine entſtellten Züge auffallen, und ihre ſchweſterliche Theilnahme ängſtliche Beſorgnis darüber äuſſert. So ſehr ſein Unglük ſeine Empfindung verſtimmt hat, ſo iſt ſein Herz doch noch voll Liebe für Vater, Mutter und Schweſter; ſo drängt ihn doch dies Herz, dieſen Inniggeliebten gröſſere Leiden zu erſparen, ſie nicht das Schrekliche ahnden zu laſſen, was — wenn ſeine Hofnungen, ſein Ringen nach Wiedererſtattung fehlſchlagen, — ihm bevorſteht. Er wird alſo alle Kräfte aufbieten, ihren fürchtenden Kummer niederzuſchlagen, und durch eine ſo viel, wie möglich, ruhige Auſſenſeite die Hofnung beſſrer Zeiten auch in ihnen zu erwekken. So ſcheint mir auch, in eben dieſer Szene, der Ton des Schauſpielers nicht weich und ſchmelzend genug, wenn die zärtliche Louiſe, nach der Zurükgabe der Uhren, ihre kleine erſparte Geldſumme in ſeine Hand drükt. Dieſer ſchöne Zug ſchweſterlicher Liebe muß ſeine ganze Seele bewegen, ihn ſanft treffen und beſchämen; nicht mit Wildheit muß er das ſo rührend und innig dargebotne Geſchenk zurükſtoſſen; mit dem Ton des tiefſten Gefühls ſeiner Unwürdigkeit, mit dem

Tone

Tone der schmelzendsten Wehmut muß er es ausschlagen, sich von ihr wegwenden, und die ihm dargebotne Hand sanft von sich abwehren.

Indes, was hier dem Künstler nicht ganz gelingt, gelingt ihm desto besser, wenn er endlich annimmt, was Schwesterliebe ihm aufdringt, und die bisher verhaltne Empfindung seines Elendes in den durchdringendsten Tönen des Schmerzes herausstürmt.

Bei der Zusammenkunft mit der Mutter ist Herr Klingemann auf seiner Stelle. Hier sprechen Feuer und Enthusiasmus, und Feuer und Enthusiasmus mislingen ihm selten. Für Ausdruk dieser Art hat ihm die Natur alles gegeben, Lebhaftigkeit, Biegsamkeit des Sprachorgans, Fähigkeit, eine Reihe von Tönen leicht und ungezwungen zu durchlaufen. Eine glükliche Begeisterung reißt ihn dann fort, und giebt ihm die Akzente in den Mund, die sein Feuer und seine Innigkeit auch den Zuschauern mittheilen; er hört auf, deklamatorisch zu seyn, weil Gefühl ihn belebt, weil er für rasche, hintereinander fortströmende Affekte Empfänglichkeit hat. Denn überall, wo die Empfindung des Dichters einen lyrischen Flug nimmt, wo die Sprache der Empfindung

pfindung Poesie wird, da ist Herr Klingmann in seinem Elemente, da schwingt er sich mit auf, da wird er mit Dichter. Deswegen gehören auch die Szenen des dritten Akts, wo alles hohe Spannung, Aufruhr und Empörung, und der Affekt König ist, zu seinen vorzüglichsten in diesem Schauspiele. Das Gemälde, das er hier von Rudbergs Zustande liefert, hat so wahre und lebendige Züge, daß sie auf jedes Herz wirken müssen, ob sie gleich offenbar weniger das Resultat eines kalten Raisonnements, als einer eben izt ihn erwärmenden Begeistrung sind.

Weniger in seiner Sphäre aber ist der Künstler, wenn er den Zustand des abgespannten, niedergeschmetterten Sünders schildern, wenn er die Lautlosen Martern eines geängsteten Gewissens ausdrükken, das scheue, sich vor sich selbst verkriechende Geständnis des begangnen Lasters aussprechen soll. Für diese Darstellung ist sein Ton zu heftig, zu laut, seine Geberde zu wild. Wenn Rudberg, nach vollbrachter That, jede lebendige Seele von sich zu entfernen sucht, so ist die Ursach dieser Entfernung keine andere, als die Furcht, sich zu verrathen. Diese Furcht wird ihm bleiben, selbst, wenn er allein ist. Schüchtern

tern wird er umher blikken, ob kein Augenzeuge die Schrekken seines ihn verklagenden Herzens belauscht? — selbst die toten Wände um sich wird er als Verräther scheuen, und nur in leisen, abgerißnen, sinkenden Tönen sich bekennen, was er ist. Deswegen kann und wird er auch die Worte: "er hat die Kasse besto —„ die der Dichter so bedeutend und wahr unvollendet läßt, nicht stark und heftig herausstossen; mit halbverbißnem, dumpfem Tone werden sie seinen Lippen entfahren, und bebend und feig wieder zum Herzen zurükkriechen.

Glüklicher zieht sich Herr Klingmann aus den Schwierigkeiten, denen die Darstellung der ersten Hälfte des gleich darauf folgenden Auftritts mit Ahlden unterworfen ist. Hier sieht man sichtbares, wiewohl — was in der Natur der Sache liegt — vergebliches Bestreben, verbergen zu wollen, was ihn foltert; bemerkt Anstrengung aller seiner Kräfte, ruhig und unbefangen zu scheinen, quälende Furcht, daß er sich verrathen möchte. Und, wenn er nun vollends diesen gräslichen Kampf nicht länger auszudauern vermag, und, indem er in einem fremden Fall seine eigne Sache vertheidigt, furchtbar und

schreklich losbricht, so ist er ganz wieder, wo, wenn ich mich so ausdrükken darf, seine Talente einheimisch sind.

Eben das gilt von der Entdekkungsszene. Der ganze Auftritt ist Tumult; Schlag auf Schlag stürmen Schande, Jammer der Familie, Vorwürfe, verächtliche Behandlung seiner Mutter und seiner selbst auf ihn ein, wirken, eben izt, auf seine Phantasie, seine Empfindung, sezzen ihn ausser sich: und er ist, was er seyn soll.

Im lezten Akt brillirt er vorzüglich, wenn Baron Ritau mit dem hochadlichen Entlassungsschreiben, und dem niederträchtigem Geschenk von zwanzig Louisd'or alle seine Hofnungen niederschmettert; wenn er, der verlaßne, verachtete, verworfne, gebrandmarkte Dieb und Vatermörder, da steht, der Gränzelosesten Verzweiflung Preis gegeben, Rache kochend, und Selbstvernichtung sinnend. Hier unterstüzt ihn alles, was ihm Mutter Natur mit milden Händen verlieh, Gesichtsbildung, Sprachorgan, natürliches Gefühl.

Den Sinn der rührenden schönen, Szene mit dem Vater aber erreicht er bei weitem nicht in diesem Grade. Die Ursach ist die schon oben

an-

angegebne. Die Darſtellung wehmüthiger Reue, ſchmelzenden Schmerzes, gänzlich geſunkner Troſtloſigkeit, tiefer Schaam, und des Jammers, der für ſeine Unermeßlichkeit keinen Ausdruk hat, der kindlichen Liebe, die ſich nur in Thränen ergießt, liegt weniger in dem Kreiſe ſeiner Talente. Hier bemüht er ſich nur, auszudrükken, aber dieſe Mühe hat zu wenig Wärme, und eben deswegen nicht die volle Wahrheit, die ſie haben ſoll, um die ganze Schönheit dieſer Szene, dem Zwekke des Dichters gemäß, zu entwikkeln.

Herrn Klingmanns Liebe zur Kunſt, ſeine Achtung für die Kritik, ja ſelbſt ſein Zutrauen zu mir, ſind mir ſichere Beweiſe, er werde meine Freimüthigkeit über ſeinen jungen Ruhberg für das aufnehmen, was ſie iſt, für den lauterſten Willen, ihm nüzlich zu ſeyn; und ſo bin ich zum voraus überzeugt, daß er ſich durch dieſelbe nicht beleidigt, ſondern geehrt finden wird. Denn dem Schauſpieler, dem es mit ſeiner Kunſt wahrer Ernſt iſt, kann nur das Lob des Mannes willkommen ſeyn, der durch die Beobachtung ſeiner Fehler zeigt, daß er zu loben verſtehe; und

Lob

Lob kann den jungen Künstler wohl zu fernern Fortschritten in seiner Kunst aufmuntern, aber nur Tadel ihn derselben fähig machen.

L.

Vom vierundzwanzigsten Juni bis zum vierten Juli Wiederhohlungen. Am vierten Juli: Die Entführung, Lustspiel in drei Aufzügen, von Jünger.

Was alle bisher erschienenen Jüngerschen Werke auszeichnet, ein reichliches Maaß von Witz, treffende Satyre, glükliche Auffindung des Lächerlichen, und eine leichte, ungekünstelte Sprache, das alles zeichnet auch dies jüngste Kind seiner dramatischen Muse, die Entführung, aus. Der Witz, wenn ich so sagen darf, feyert hier sein hohes Fest, denn fast jeder Einfall ist ein Bonmot; und mit einer ausserordentlichen Rüstigkeit schwingt die Satyre ihre Geissel auf diese oder jene Thorheit der Welt und des Zeitalters, in der und dem die Handlung seines Lustspiels vorgeht. Mißverständnisse, Verwechslungen und Querstreiche gewähren eine Reihe lächerlicher Situazionen, und dem Dialoge, eben

so

so natürlich, als karakteristisch, hört es sich ungemein gut zu.

Die Szene des Stüks ist in Wien. Ein Herr von Sachau hat zwei Mädchen im Hause, das eine ist seine Tochter, das andere seine Nichte. Die Tochter, Henriette, ist in einen Herrn von Buchenhayn gebrennt, und girrt, wie ein Turteltäubchen; die Nichte, Wilhelmine, seufzt für Niemand, und schlägt Amorn und seiner ganzen Götterschaar ein Schnippgen. Zwischen Henrietten und Buchenhayn hat sich das Ding sehr ernsthaft zugetragen. Buchenhayn hat bei dem Vater um das Mädchen geworben, und den Korb bekommen. Das ist ein Unglük. Ihm wird das Haus verboten, das ist das zweite Unglük; und damit dem zärtlichen Paare ja keine Hofnung übrig bleibt, so kündigt Pappa an, er habe schon selbst für einen Schwiegersohn gesorgt: das ist das dritte Unglük. Dieser Schwiegersohn ist ein Liebhaber ohne Nahmen, ein Herr von unterwegs, den der Alte auf seinen Reisen aufgegabelt hat, den, ausser ihn, Niemand kennt, auch Niemand kennen soll, bis er ihn selbst produzirt, das ist das vierte Unglük. Dieser Herr aus der Fremde wird

stünd-

ſtündlich erwartet, und die Hochzeit ſoll ſogleich vor ſich gehn, das iſt das fünfte und ſchlimmſte Unglük. Mit dieſem fünffachen Unglükke ſchleppen die armen Verliebten ſich nun herum, und wiſſen nicht aus und nicht ein. Das Mädchen jammert, der Amoroſo denkt auf Deſperazionsſtreiche. Von dem alten Herrn iſt nichts zu hoffen, der beſteht auf ſeinem Plan. Da giebt's alſo kein anderes Mittel, als ihm ſein Plänchen zu verderben, und dem Liebhaber aus der Ferne ein Näschen zu drehen; ihm das Mädchen wegzuſchnappen, eh' er kömmt, und dann ihn und ſeinem vermeinten Schwiegerpappa ſo groſſe Augen machen zu laſſen, als ſie wollen. Er ſchreibt alſo ſeinem Herzensblättchen ein Billetdoux, und ſchlägt eine Entführung vor.

So ſtehn die Sachen, und das Stük hebt an. Jetchen Sachau theilt Minchen Sachau den erhaltnen Brief mit. Sie hat zwar im Herzen groſſe Luſt, durch dieſen Theaterſtreich den Knoten ihres tragikomiſchen Liebesdrama, auf gut Alexandriſch, mit eins zu zerhauen, aber das zärtliche Herzchen macht ſich doch allerlei Skrupel, ſo mit einem Liebhaber auf und davon zu gehn. So verliebt ſie auch

iſt,

ist, ihre Wohlgezogenheit, Sittsam- und Empfindsamkeit sträubt sich gegen diesen Geniekour, und der Gehorsam für den Vater hebt nicht minder den drohenden Finger gegen ihre Leidenschaft auf, und ruft ihr zu: "Henriette, laß dich den Widersacher nicht blenden, und bleib zu Haus! "Schon neigt sie dem warnenden Sittenprediger ihr niedliches Ohr zu. Aber der Zusaz, "und heyrathe den Herrn, der Himmel weiß, woher?„ verdirbt ihm den Kram; ihr niedliches Ohr dreht sich plözlich abwärts, ihr guter Wille macht ein rechtsumkehrtdich, und der Lehrmeister, Gehorsam, hat seine Ermahnung so gut, als in den Wind geredet. Minchen Sachau, ein muntres, launiges, mutwilliges Geschöpf, das Kopf und Herz auf dem rechten Flek hat, und die Dinge in der Welt nur von ihrer fröhlichsten Seite sieht, voll Mitleid gegen das verliebte Närrchen, und ärgerlich über den tollen Einfall ihres Onkels, sein einziges Kind blos nach seiner Kaprice verheyrathen zu wollen, und noch dazu mit einem Menschen, dessen Stand, Nahmen und Alter er nicht einmahl zu nennen, für gut findet, erbarmt sich ihrer Kusine, sucht ihre unterthänigen Zweifel nieder zu raisonniren

und

und wegzuwizzeln, sie zum Anschlage ihres Liebhabers zu bereden, und giebt ihr selbst Mittel und Wege zur Ausführung desselben an die Hand. Lusinchen wird nach und nach kirrer, wiewohl noch immer zwischen Wollen und Nichtwollen schwankend. Wenigsten soll Jetchen noch einmahl ihr Heil bei dem eigensinnigen Pappa versuchen, und der Gewinn oder Verlust dieses Versuchs soll entscheiden, was für sie zu thun ist?

Der alte Herr kömmt. Henriette hält, wie ein ehrliches Mädchen, ihr Wort, bietet allen ihren Wiz, alle ihre Schmeichelkunst auf, ihn anderes Sinnes zu machen, liest ihm sogar über seinen wunderlichen Einfall derb den Text, und läßt ihn zulezt noch obendrein den Anschlag zu einer Entführung nicht undeutlich merken. Aber an dem Vater und Onkel ist Hopfen und Malz verlohren. Nicht ein Jota geht von seinem Entschlus ab, er wird nur noch rappellöpfischer, droht und schimpft. Die Heyrat mit dem Manne von unterwegs soll und muß vor sich gehn, dabei bleibt's! und damit läßt er die schmachtende Schäferin, sein Töchterchen, samt dem losen Plappermäulchen, seinem Nichtgen, allein.

Henriette hängt ihren Kopf traurig zur Erde. Aber die Kuſine tritt ihren Grillen in den Weg und ſagt zu ihren verliebten Seufzern Baſta! Jezt kömt's auf Handeln, nicht auf O und Ach! an. Entweder ſie nimmt ihren unbekannten Popanz — was er doch wohl ſeyn muß, weil der Alte ſich nicht einmal getraut, ihn zu nennen — zum Mann, läßt den Herrn von Buchenhayn verſchmachten, und verſchmachtet, ihm zur Geſellſchaft, mit; oder ſie ſezt ſich mit ihm in einen hübſch zugemachten Wagen, fährt mit ihm auf's nächſte Dorf, wechſelt mit ihm Ringe, und wartet, als Frau Buchenhayn, ab, wie lange Papachen, was doch nicht ewig dauern kann, grollen wird? Das arme Jetchen! Da ſteht es nun zwiſchen Liebe und Gehorſam, und weiß nicht, welchen von beiden Gottheiten es gehorchen ſoll? Die Liebe lokt ſo freundlich, der Gehorſam warnt ſo ernſt; die reicht ihr ſo ſchmeichelnd die Hand, der zupft ſie ſo großväterlich bei'm Ermel; ſie will und will auch nicht, ſtrekt ihr Patſchgen aus und zieht es wieder zurük. Recht zur gelegnen Zeit kömmt der Schuzengel der Liebe, der Herr von Buchenhayn ſelbſt. Dem Gehorſam wird ein Bein

untergeſchlagen; da liegt er, und man läßt ihn liegen. Amor ſchwingt ſein Siegesfähnlein, klatſcht jauchzend in die kleinen Händchen, und alle Fehde zwiſchen Liebe und Gehorſam hat ein Ende.

Die Flucht wird nun verabredet. Abends um ſechs Uhr ſoll **Buchenhayn** ſein Mädchen an der Gartenthür, hinter dem Hauſe, finden. Den Schlüſſel hat **Minchen** dem Onkel wegſtipizt, und ſo ſcheiden ſie, Kuß um Kuß, bis auf Wiederſehn.

Unterdes iſt der Liebhaber aus der Ferne angekommen. Vor einer Stunde hat er den Poſtwagen verlaſſen, auf dem Wege, ſeine ihm beſtimmte Geliebte aufzuſuchen, die er eben ſo wenig kennt, als ſie ihn. Es iſt gar kein übler Mann, wiewohl ſchon neun und dreißig Jahr alt. Er hat ein wenig in der Welt herumgeſchwärmt, Land und Leute kennen gelernt, manches Liebesabentheuer beſtanden, aber ein fröhliches Herz, viel Menſchenkenntnis, und einen geſunden und gebildeten Verſtand zur Beute davon getragen; vielerlei in der Welt verſucht, und will nun auch, auf gut Glük, es einmahl mit dem Heyraten verſuchen. Er und der Herr von **Sachau**

haben sich in Pyrmont getroffen, einander lieb gewonnen, und sind so über eine Verbindung mit Henrietten Handels einig geworden. Nun ist er da, das Versprechen in That zu verwandeln, und gerade in der Gegend der Stadt, wo das Kleinod wohnt, das ihm zu Theil werden soll. Hier trift ihn Buchenhayn der eben von Henrietten heraus kömmt, um die Anstalten zu ihrer Entführung zu machen. Die beiden Nebenbuhler erblikken, erkennen sich, und stürzen einander in die Arme. Es sind ein paar alte Freunde, die sich schon lange kennen, und über diese unvermuthete Zusammenkunft eine ausserordentliche Freude haben. Wo kömmst du her? was machst du hier? Das sind ihre ersten Fragen. Die Antwort ist schlecht und recht. Rosenthal — der Nahme des verschriebenen Liebhabers — erzählt, daß er sich eine Frau in Wien kapern will, und wie, und auf welche Art; doch ohne den Nahmen des Vaters und seiner bestellten Braut zu nennen. Buchenhayn macht es grosses Behagen, in seinem Freunde noch den alten lustigen Bruder zu finden, und mit gleicher Offenheit erzählt er ihm sein Liebesabentheuer, ebenfalls, ohne des Nah-

mens ſeiner Geliebten zu gedenken. Dem komiſchen Oreſt- und Pyladespaar fällt es alſo auch nicht von fern' ein, ſich für die Liebhaber eines und deſſelben Mädchens zu halten. Vielmehr freuen ſie ſich ihrer guten Aſpekten, und wünſchen einander von Herzen Glük. Roſenthal, ein Freund von Roman- und Genieſtreichen, iſt, ſobald er von einer Entführung hört, ſogar bereit, ſeinem Freunde Beiſtand zu leiſten, und ſeinem Nebenbuhler ſeine eigene Geliebte entführen zu helfen. Um ſechs Uhr, meint er, ſoll die Entführung vor ſich gehn, den Spaaß will er mitmachen; wenn er ſeine Braut um ſieben Uhr zu ſehn bekömmt, ſo iſt es auch noch Zeit genug; und der andere muß, nolens, volens, ſeine Einwilligung dazu geben. Sie zerlachen ſich nun über dieſen tollen Einfall nach Herzensluſt, und Buchenhayn bemerkt, ſie wären ein paar närriſche Kerls, und recht dazu gemacht, von der Welt das Oberſte zu unten zu kehren; worauf Roſenthal ſehr drolligt antwortet: "ein allerliebſter Einfall! Auf der Seite kenn' ich ſie nun genug, ich möchte ſie wohl einmahl von der andern ſehn."

Der Verabredung gemäß, finden sich Buchenhayn und Rosenthal, — wiewohl, von der Post aufgehalten, etwas später, als um sechs Uhr, — richtig vor der Gartenthür ein. Der Liebhaber bedient sich Wilhelminens Schlüssel, öfnet den Garten, und geht hinein; der dienstfertige Freund bleibt draussen, und steht auf die Lauer. Jenen führt das Unglük in eine Seitenallee, wo er seine Geliebte verfehlt; diesem läuft die schmachtende Prinzessin, der die Zeit zu lang währt, glüklich in die Hände. Sie sieht freilich, daß sie nicht findet, was sie suchte, aber die Parole: Buchenhayn, überzeugt sie, daß demungeachtet der rechte Mann die Hand im Spiel hat, und vertraut sie sich dem Unbekannten ohne Anstand. Während nun der verschriebene Bräutigam und seine Braut, ohne sich zu kennen, unter Gottes freiem Himmel, im Finstern miteinander konversiren, und auf Buchenhayns Zurükkunft passen, kömmt Papa Sachau mit seinem Bedienten daher, und die beiden Abentheurer müssen sich hinter ein paar nahstehende Bäume zurükziehn. Der Alte vermißt den wegstipizten Gartenschlüssel, und brummt mit dem Bedienten. Er findet die

Gartenthür offen; nun geht der Lerm erſt recht loß. Zum Unglük hat Buchenhayn in ſeiner verliebten Entzükkung den Schlüſſel ſtekken laſſen. Der Alte zieht ihn ab, und geht hinein; der Bediente, dem Herrn nachgnurrend, ſchlägt die Thür hinter ſich zu, und Jerchens Amoroſo wird — eingeſperrt.

Roſenthal und ſeine ſchöne Helena treten wieder hervor, finden die Thür verſchloſſen, und hören nun von dem innen rufenden Buchenhayn den dummen Streich mit dem ſtekkengebliebnen Schlüſſel. Was jezt zu thun? Er muß ſuchen, durch das Vorderhaus fortzukommen. Unterdes ſoll Roſenthal Henrietten in ſein Wirthshaus führen, und da warten, bis er nachkömmt. Indem entſteht neuer Lerm in den Garten, der eingeſperrte Zeiſig muß ſich auf einen Nußbaum retiriren, und der romantiſche Helfershelfer führt die geraubte Schöne glüklich in ſein Abſteigequartier.

Sachau's ganzes Haus, Wilhelminen ausgenommen, ſpionirt im Garten herum, aber vergebens! Das Töchterchen iſt entwiſcht, und den Liebhaber ſucht Niemand auf den Bäumen. Jezt bricht der Sturm aus. Uiber die Nichte

geht

geht es her, sie muß um die Sache wissen, sie soll Rechenschaft geben. Minchen macht auch gar kein Geheimnis daraus, und bekennt frank und frei, daß sie zur Entführung gerathen und geholfen habe; hält aber den keifenden Onkel mit ihren Zänkereien, ihrem Wiz und ihren Schnurren so lange auf, daß er die Hauptsache, den Flüchtigen nachzusezzen, darüber vergißt. Auf einmal läßt sich der Herr von Rosenthal melden. Väterchen sinkt beinahe in Ohnmacht, als er diesen Nahmen nennen hört. Da soll er einen Schwiegersohn empfangen, dessen Braut eben mit einem andern davon gelaufen ist: die Haare möcht' er sich ausraufen. Auch kann er sich unmöglich vor ihm sehen lassen, bis Henriette wieder da ist. Die Nichte soll das Bewillkommungskompliment übernehmen, und ihm weiß machen, was sie will. Nur, daß er die Wahrheit nicht erfährt, oder sie muß das Bad ausbaden! Er zieht sich zurük, und Wilhelmine, nicht wenig in Verlegenheit, sieht sich genötigt, dem gepreßten Freier die Honeurs vom Hause zu machen.

Rosenthal, dem es auch nicht im Traume einfällt, daß er seine bestimmte Braut im Wirthe-

hauſe zurükgelaſſen, nimmt Wilhelminen für die Dame, die den Ehſtandsknoten mit ihm knüpfen ſoll. Ihr Wiz, ihre nie verſiegende Laune, ihr freies, unbefangnes Weſen bezaubert ihn; Freund Sachau hat ganz nach ſeinem Sinne für ihn gewählt, und ſo thut er ihr auf der Stelle die gallanteſte und feurigſte Liebeserklärung. Minchen geht es nicht beſſer, der Mann gefällt ihr, und ob ſie gleich ſeinen Irrthum merkt, ſo hat ſie doch gar nicht Luſt, ihn herans zu ziehn. Sie nekt ſich alſo ein Weilchen mit ihm herum, giebt aber unter dieſen Nekkereien manche Blöſſe, aus denen der feine Mädchen- und Weiberkenner ſich wenigſten keinen Korb prophezeiht. Das macht ihn kühn, er läßt alle Batterien ſpielen, und rükt ziemlich dreiſt und unerſchrokken auf die zu erobernde Feſtung los. Die Dame, um ſeinen Zudringlichkeiten den Paß etwas zu verrennen, bricht nun plözlich ab, klingelt, und läßt dem allzu kekken Liebeshelden von dem Bedienten ſein Zimmer anweiſen. Er muß abtrollen, und ſie bemerkt, daß ihr gar wunderlich zu Mute iſt.

Sobald die Luft wieder rein iſt, kömmt der geplagte Vater wieder zum Vorſchein. Min-

chen

chen sagt ihm aber von dem gehabten Besuche nicht mehr, als er zu wissen nötig hat, und geht, Anstalten zum Abendessen für den Bräutigam ohne Braut zu machen. Papachen weiß noch immer nicht, wo ihm der Kopf steht, und das Unglük führt ihm den Schwiegersohn über den Hals, vor dem er vorher, wie vor dem bösen Feind, gelaufen war. Einem armen Sünder gleich, über den der Stab gebrochen ist, steht er mit bleichem, ängstlichem Gesicht, windenden Händen und schlotternden Knien da, stottert, weiß kein Wort hervorzubringen, und hat alle Besinnungskraft verlohren. Jener, noch immer in der Meinung, er habe mit seiner Bestimmten gesprochen, bezeigt seine Bereitwilligkeit zu ihrem alten Vertrage. "Was Ihre "Tochter betrift, sezt er hinzu, so weiß ich schon, "was ich weiß;„ und erhöht durch diese Erklärung die arme Sünderverlegenheit des geplagten Hausvaters nicht wenig. Er glaubt sich schon verrathen, versichert, "daß es seine Schuld nicht "sey. Das Mädchen sey von ihm, wie sein "Auge im Kopf gehütet worden. Auch könn' "er gar nicht begreifen, wo sie auf einmahl so "viel Unverschämtheit hergenommen habe.„

Rosenthal stüzt, muhtmaßt aber doch nichts weniger als die Wahrheit, sondern glaubt vielmehr, der altväterische Graukopf mache dem guten Mädchen die Offenheit zum Verbrechen, mit der es ihn sogleich sehen lassen, was in ihm vorging. Er findet deswegen den Ausdruk, Unverschämtheit, etwas hart, und kann gar nicht begreifen, wie man über so etwas einen solchen Lerm schlagen kann. Das macht dem alten Herrn Mut. Er versichert, "freilich, entschuldigen lasse sich alles: Es sey allerdings nichts, "als eine jugendliche Uibereilung. Jugend habe "keine Tugend. Sie sey sonst immer ein gutes "Mädchen gewesen, könne auch, demungeachtet, "noch ein braves Weib werden, besonders, wenn "er sie anfangs ein wenig scharf halte.„ Während dieser seiner sehr übelangebrachten Vertheidigung, läßt sich sein Bedienter sehen; wie ein Bliz ergreift er diese erwünschte Gelegenheit, sich von dieser verdrießlichen Konversazion loszumachen, und — wo möglich — sein geraubtes Schäfchen wieder in seinen Schafstall zurük zu hohlen.

Rosenthal bleibt allein, nicht wenig verduzt über die sonderbaren Aeusserungen, zweideu-

tigen Winke, Anklagen und Vertheidigungen, die er hat hören müssen. Das Ding geht ihm im Kopf herum. Sollte das Mädchen wohl einen Liebeshandel gehabt haben? Zwar gehabt, das möchte hingehen, hat er doch auch gehabt! Aber, wenn sie noch hätte: dafür dankt er dann doch unterthänigst. Er muß sehen, daß er das hinter kömmt.

Und sieh da, das Mädchen läuft seiner Neugier gerade in die Arme. In seinen Gedanken überrascht es ihn, und sein Operazionsplan, zur Enthüllung der ihm so interessanten Mysterien, beginnt in dem nehmlichen Augenblik. Er bittet um die Erlaubnis, ein paar Kapittel aus der Leiden- und Freudengeschichte seiner bisherigen Existenz mittheilen zu dürfen, und ließt dann mit der jovialsten Originalität ein ganzes Sündenregister verschiedner Epochen seines Lebens ab. Nun soll auch Minchen beichten, aber Minchen hat nichts zu beichten. Ihre Unbefangenheit überzeugt ihn, daß sie die Wahrheit gesagt, und alle seine Zweifel schwinden. Er wird immer verliebter, und dringt auf ein Gegengeständnis. Aber ein bedeutender Blik, ein Knix, ein Husch auf und davon! ist alles, was

er erhält. Auch dafür dankt er, fest entschlossen, mit ihr das Ehstandsheil zu versuchen; lache über dem grämlichen Alten und seine Bedenklichkeiten, und kehrt nach seinem Gasthof zurük, zu sehen, was aus seiner schönen Entführten geworden ist?

Da giebt's üble Aspekten. Ein fremder Bedienter hat sich in Rosenthals Quartier nach der Dame Quästionis erkundigt. Aller Wahrscheinlichkeit nach, ist ihr Aufenthalt entdekt, und Pappa kömmt, sie abzuhohlen, eh sie sich's versieht. Jetchen zittert an Händen und Füßen, aber Rosenthal weiß Rath. Er schikt seinen Jacob nach einer Portechaise, des Vorsazes, sie zu Wilhelminen zu bringen. Der Bediente geht. Nun fällt ihm ein, daß das Aufsehn machen wird, er führt also seine Dame die Hintertreppe herunter, um auf der Strasse eine Sänfte zu nehmen. Kaum ist er fort, so kömmt, nach Wiener Sitte, die bestellte Portechaise auf's Zimmer. Die Träger, obgleich sie nichts zu tragen finden, fodern Bezahlung, und Jacob, weil er doch einmahl bezahlen muß, nimmt des Fräuleins Plaz in der Portechaise ein. In dem nemlichen Nu kömmt Jetchens Vater den

Trä-

Trägern entgegen, glaubt sein Töchterchen gefangen zu haben, und befiehlt ihnen, ihm nachzufolgen.

Buchenhayn, noch immer im Garten, steigt, weil alles ruhig in Hause wird, endlich von seinem Nußbaum herunter, schleicht lange herum, kömmt endlich an Wilhelminens Fenster, klopft an, und bittet um Einlaß. Die erschrikt nicht wenig, ihn noch da zu finden, und macht grosse Augen, als sie den Verlauf der Sache erfährt. Eben will sie ihn aus dem Hause schaffen, da kömmt Rosenthal mit seiner Portechaise. Buchenhayn muß in's Kabbinet, und Henriette thut einen lauten Schrei, als sie sich in ihres Vaters Hause sieht; Buchenhayn hört, was vorgeht, stürzt aus dem Kabbinet, und steht ganz verblüft über dies wunderbare Abentheuer. Nun gehn Rosenthal die Augen auf. Der Spaaß, seinem Nebenbuhler seine eigne Braut entführt zu haben, dünkt ihm ganz allerliebst; er weiß sich aber darüber zu trösten, und lacht sich fast ausser Athem, als nun auch der Alte mit seiner Portechaise angestochen kömmt, und, statt seiner Tochter, Monsieur Jacob daraus hervorkriechen sieht. Der ehrliche

liche Schlag vom Schwiegerpappa sperrt Nas' und Maul auf. Man lößt ihm endlich das Rätsel, und, er mag wollen oder nicht, er muß zu dem bösen Spiel eine gute Mine machen, Buchenhayn seine Tochter geben, seinen auserwählten Schwiegersohn aber seiner Nichte überlassen — und die Komödie ist am Ende.

Uiber Mangel an Unterhaltung kann wohl schwerlich ein Zuschauer in diesem Lustspiele klagen. So wenig es mit Handlung überladen ist, so geht es doch alles darinn einen raschen und lebhaften Gang. Die Situazionen sind, ohne unwahrscheinlich zu seyn, wahrhaft lächerlich, und die Karaktere, besonders Rosenthal und Wilhelmine, ungemein drolligt gezeichnet. An Wiz ist nun vollends so ein Uiberfluß, daß, wenn auch alles übrige minder interessant wäre, dieser allein dem Stükke aufhelfen müßte.

Die Kunstrichter behaupten, Jünгers Lustspiele sähen einander so ähnlich, seine Mädchen- und Altenrollen hätten fast immer eine Physiognomie. Angenommen, daß dem so ist, so trift dieser Vorwurf wohl schwerlich meinen Freund allein. Unsre besten dramatischen Dichter haben ihre Lieblingskaraktere, die in allen

ihren

ihren Schauspielen, nur anders nüanzirt, wiederkehren. So findet man in Jfflands Mündeln, Frauenstand und Herbsttag die Grundzüge von des jungen Ruhbergs Karakter wieder. Ludewig Brook, Hofrat Lestenfeld und Friz Selbert haben den nemlichen Drang nach Wirkung in einer höhern Sphäre; selbst seine Louisen und Marieen sehen einander gleich *).

Das nehmliche gilt von Herrn von Kozebue. Seine Gräfin Wintersee, seine Gurli, seine Cora, seine Amalia Wildenhayn haben so gut eine Aehnlichkeit in ihren Hauptzügen, als Jüngers naive Mädchen im Strich durch die Rechnung, dem ofnen Briefwechsel, dem Revers, dem Wechsel, und der Entführung; sind aber darum nicht weniger sehr anziehende und liebe Mädchen, auch durch gewisse Eigenthümlichkeiten immer merklich von einander unterschieden.

Das wär' es also eben nicht, was ich meinem Freunde zum Vorwurf machen möchte. Aber der

*) Im Verbrechen aus Ehrsucht, im Bewußtseyn, und Herbsttag.

der Inhalt seiner Lustspiele hat vielleicht zu sehr einen Leisten, von seinem, sonst so schäzbaren und beneidenswürdigem Talente zum Wizze macht er vielleicht einen zu schwelgerischen Gebrauch; der Dialog herrscht vielleicht zu sehr in seinen dramatischen Produkten. Daher kömmt es, daß man immer schon voraus ein lustiges Mädchen und einen betrogenen Alten in seinen Komödien wittert, daß Kammerjungfer und Bedienter hier und da zu sehr über ihre Sphäre schwazzen, mancher Einfall gegen den seinem Hauptton seines Werks zu grell und hart absticht, und der Dialog mitunter zu sehr ausgesponnen wird. Herr Jünger ist dem Theater, für das er schreibt, allzu getreu, das heißt, er dichtet zu sehr für seine Schauspieler, für die Rollen, die bei ihm am besten besezt werden können. Indes ist doch, was er sehr wohl weiß, für die Schauspieler schreiben, und für das Theater schreiben, nicht ganz ein und dasselbe Ding.

Diese Bemerkung mag als eine allgemeine Kritik über seine Lustspiele gelten. Wer der Sache gewachsen ist, kann die Anwendung davon auch auf die Entführung machen; deren Vorstellung mir übrigens so viel Vergnügen gewährt

währt hat, daß ich die Abende derselben zu den fröhlichsten meines Lebens im Schauspiel rechne. Auch gehört die Entführung unter den neuern Vorstellungen des hiesigen Theaters, zu den Lieblingsstükken des Hamburger Publikums. Noch immer lacht und klatscht es darin, wie bei der ersten Aufführung; ein Beweis, daß dieser Beifall seine guten Gründe hat, und ich vereinige meinen Wunsch mit dem Wunsche der hiesigen Zuschauer, daß Herr Jünger uns bald mit einem neuen Produkt seiner jovialen Muse beschenken möge!

Mit der Aufführung selbst würde er, wenn er sie sehen sollte, alle Ursach haben, zufrieden zu seyn. Besonders werden die Rollen seines Rosenthals und seiner Wilhelmine, von Herrn und Madam Schröder mit einem wahren Reichthum von Laune, Leichtigkeit und Lebhaftigkeit ausgeführt. Die nähere künftige Entwikelung desselben wird ihn davon überzeugen. Es ist ein grosses Vergnügen, für und über Schauspieler zu schreiben, denen, wie Lessing sagt, das Gute nicht blos gelingt, sondern die es machen.

LI.

Am vierundzwanzigten Juli: **Bewußtseyn**, Schauspiel in fünf Aufzügen, von **Iffland.**

Bewußtseyn ist, wie bekannt, eine Fortsezzung des Schauspiels: **Verbrechen aus Ehrsucht.** Kayser **Joseph** — Friede sei mit seiner Asche, er wollte und that viel Gutes! — und einige Kunstrichter gaben die Veranlassung dazu. Der Kayser äusserte bei der Vorstellung von **Verbrechen aus Ehrsucht** auf seinem Hoftheater: "ich würde nicht so gelinde mit dem **Ruhberg** umgehen, als der Verfasser;„ und die Kunstrichter merkten ebenfalls an: **Ruhberg** komme für ein so schweres Verbrechen viel zu glüklich durch. Eigentlich kömmt der junge **Ruhberg** wohl weder zu glüklich, noch zu gelinde durch, wenn man die Befreiung von Schand' und Tod, nicht für Glük, und die nicht öffentliche Züchtigung seines Verbrechens, nicht für Gelindigkeit erklären will. Denn einmahl vermindern oder vergrössern Veranlassungen und Umstände offenbar jedes Verbrechen. Wer, gedrängt von Leidenschaft, hingerissen

gerissen von Verzweiflung, eine blutige That ausübt, darf doch gelinderes Urtheil von der Gerechtigkeit fodern, als der vorsäzliche, Plansmässige Thäter. In diesem Falle aber ist Ruhberg doch ohn' allen Streit. Dann kömmt auch Ruhberg wahrlich nicht ohne schwere Züchtigung weg. Der Oberkommissair läßt ihn strenge büssen. Der Untergang seiner Familie, Schand' und Tod stehen unvermeidlich vor ihm da, und auch nicht der verlohrenste Schein von Rettung richtet seine niedergesunkne Seele auf. Selbst, als er, gegen alle seine Hofnung, vom gänzlichen Untergang, Schand' und Tod gerettet wird, kann man in eigentlichem Sinne sagen, daß er glüklich durchkömmt? Kann man einen Menschen von Ruhbergs Karakter, Denkart und Gesinnungen, glüklich preisen, den sein Verbrechen, ausgeübt in einer unglüklichen Stunde der Leidenschaft, für immer auf seiner glänzenden Bahn zur Ehre und zum Ansehn aufhält? den das Bewußtsein seiner That auf jeden seiner Schritte verfolgt, immer ihn umschwebt, und jeden Trieb zum neuen Emporstreben im ersten Keim erstikt? Für den philosophischen Beobachter, für den billigen, menschlichen Rich-

ter leidet Ruhberg also gewiß hinlänglich; und mehr, als die strengste Gerechtigkeit ihn hätte leiden lassen können, wenn sie ihm ewiges Gefängnis oder Tod durch die Hand des Henkers zuerkannt hätte.

Indeß hat der grösste Theil der Zuschauer eine andere Gerechtigkeit. Er will Strafe auf der Stelle, Züchtigung und Vergeltung in dem nehmlichen Augenblik. Wo die nicht erfolgt, da scheint ihm der Verbrecher ungestraft; und aus dieser Quelle rührt auch unstreitig der Tadel jener Kunstrichter her.

Doch vielleicht hätte dieser Tadel allein Herrn Iffland nicht zur Fortsezzung seines Schauspiels bestimmt. Aber Kayser Josephs Ausspruch entschied. "Dieses Urtheil des Gesezgebers, sagt er, des Freundes der Menschheit, dessen Weisheit Schwächen und Laster abzuwägen weiß, ließ mich besorgen, mein Stük sey Zweklos oder gar schädlich. Ich dachte mir die Wirkung meines Schauspiels, besonders in den Kayserlichen Staaten. Sie muß dort besonders schädlich seyn. Wie oft hören wir nicht von Verbrechen, die das sanfte Herz des Monarchen im Schmerz brechen machen mußten; wo das

Er-

Erbarmen durch Weib und Kind für den Gefallnen sprach: wo Volk und Nazion Erbarmen seufzte; wo sicher das ganze Gefühl des guten Menschen in dem Monarchen Erbarmen rief! Aber Herrscherverantwortung hieß den Stab brechen; und öffentliche, heisse Schmach tötet die Seele ab; langsame, grausende Pein ruft in's Leben zurük, um in lebenslanger Verzweiflung zu thierischer Arbeit eingeschmiedet zu athmen, bis, am schrossen Ufer sterbend, die Leiche des Abgeschiednen den lebenden Sünder vergiftet. Schreklicher, dreifacher Tod! Schauder überläuft uns, Thränen rinnen die Wange herab, der Blik sieht trübe auf die schwere Hand des Richters hin! Gleichwohl — was können wir uns sagen? Uiber jede That schwebt ihr Richtblei; wer darf es verrüken? Die That ihm näher, oder von ihm zurükschieben? Joseph ist mild, ist Menschenfreund. Selbstregierung verbürgt seine Menschenkunde. Tief muß, durch bittre Erfahrung, die Menschheit in seinem Blik gesunken seyn, da ihre unheilbare Gebrechen dies Kennzeichen der Majestät — Milde und Trauer in seinem Herzen verschlossen haben. Dann ist es gefährlich, daß ich Mitleid erregt habe, wo

alle Schrekken des Gesezzes Schauder erregen sollten. Ich muß dies Unrecht gut machen, so viel ich es vermag.„

Sehr wohl hat Herr Iffland in dieser schönen Stelle den hart scheinenden Ausspruch des milden Josephs, und zugleich sein strenges Verfahren gegen Verbrecher dieser Art gerechtfertigt. Man muß unter Josephs Regierung in den Kayserlichen Staaten gelebt haben, Zeuge gewesen seyn von den fast täglichen Beispielen der Veruntreuung der öffentlichen Kassen, der Verrätherei und des Betrugs, um selbst in dieser seiner blutigen Ausübung der Gerechtigkeit seine angebohrne Menschlichkeit nicht zu verkennen. Wer nicht selbst gesehn hat, wie weit dort der Luxus alle Gränzen überschreitet, wie weit es dort Uippigkeit und Verschwendung treiben, die reichsten, angesehensten und glänzendsten Familien zu Grunde richten, und Verbrechen dieser Art unausbleiblich nach sich ziehn: der kann auch nicht billig über dieses verewigten Monarchen Strafgerechtigkeit richten. Solchen Ausartungen eines sogenannten Wohllebens kann fast nicht anders, als nur durch die äusserste Strenge Einhalt gethan werden, und die gesezgebende

gebende und strafende Macht kann, unter solchen Umständen, fast nicht mehr auf die Verschiedenheit der Bewegungsgründe des Verbrechens Rükſicht nehmen, da dieſe Verbrechen leider! zu ausgebreitet und folglich auch zu verderblich in ihren Folgen ſind.

Aber, ob, was in dieſem Falle die zu ſtrenge Gerechtigkeit des Monarchen rechtfertigen muß, auch Herrn Iffands allzu furchtbare Züchtigung des armen Rudbergs in dieſem Schauſpiele rechtfertigen kann? das iſt eine andere Frage. Sollte dieſer unglükliche Jüngling, in Rükſicht auf andere Staaten, wo die Moralität nicht ſo tief geſunken iſt, wo Verbrechen dieſer Art ſeltner ſind, wo alſo die Gerechtigkeit auch nicht ſo ſtreng richten darf, nicht zu hart, zu blutig für eine That büſſen, die der Dichter in ſeinem erſten Schauſpiele ſelbſt ſo menſchlich, ſo verzeihlich eingeleitet hat? Sollte der menſchlichfühlende Zuſchauer, wenn er in dieſem Bewußtſeyn den Martern dieſes armen Verirrten zuſieht, nicht mit Recht dem Dichter zurufen können, du richteſt zu grauſam, du richteſt noch Schauervoller, als des gütigen Joſephs notgedrungne Gerechtigkeit?

Ich erinnere mich bei dieser Gelegenheit eines Rezensenten in einem unsrer vorzüglichsten kritischen Journale. Sein Urtheil über diesen Umstand stimmt mit dem meinen so genau zusammen, und alles, was er über Bewußtseyn überhaupt, als besonders über diesen Punkt erinnert, ist so sehr in meine Seele gedacht und geschrieben, daß ich ihn füglich, an meiner Stelle, das Wort führen lassen darf.

"Die Situazion dieses armen Verirrten in diesem Schauspiel, sagt er, empört die ganze Menschlichkeit, wenn man Lage, Umstände und Bewegungsgründe, unter denen er fehlte, bedenkt. Was hat er gethan, um so furchtbar gräßlich von allen fröhlichen Aussichten eines edlen und thätigen Lebens zurükgeschleudert zu werden? Daß das beständige, martende Bewußtseyn seiner unglüklichen That ihn zu keinem fröhlichen Genuß der Hochschäzzung und Liebe, die ihm die edelsten Menschen widmen, kommen läßt? Leidet er nicht schon genug, umgeben von Bösewichtern, die auf seinen Fall, auf die Enthüllung seines Geheimnisses lauren, und ihn in der ewigen Furcht, seine That möchte offenbar werden, ein trauriges, Qualvolles Leben hinschlep-

schleppen lassen? Leidet er nicht schon genug, wenn diese Elenden den Verdacht der gräßlichsten Verrätherei gegen seinen Freund, seinen Wohlthäter und Gönner, auf sein Schuldloses Herz wälzen, und ihm ihr Zutrauen, ihre Freundschaft, ihre Schäzzung rauben? Muß er auch selbst dann, wenn er seine Seele von diesem schrecklichen Verdacht ganz rein gewaschen hat, wieder geliebt, geschäzt und bedauert wird, muß er auch dann noch, um dieser einzigen raschen That willen, elend bleiben, und elender werden, als jemals?„

"Und was hat denn Sophie, diese edle, reine Seele, gethan, um auf die ganze Zeit ihres Lebens elend zu werden, um in Jammer und Verzweiflung, getrennt von dem Liebling ihrer Seele, hinzuwelken?„

"Und mit diesem schaudernden Gefühle, für sich alles auf Erden verlohren, und auch die, die ihm über alles theuer ist, unglücklich gemacht zu haben, muß der arme Unglückliche fort, ohne alle Hofnung, je mit ihr glücklich zu werden, ohne alle Aussicht, sie glücklich zu wissen. Das ist zu schrecklich, zu bitter, so lehrreich und warnend es auch von einer Seite ist.„

Ja wohl schreklich und bitter. Ich sehe einen Menschen mit langsamen Qualen zum Tode hinmartern, ein Glied nach dem andern an ihm absterben, ihn lebendig verwesen. — Schrekklicher, dreifacher Tod! ruf ich, wie Herr Iffland über die Opfer der Strafgerechtigkeit Josephs. Das ist noch schreklicher, als "in Lebenslanger Verzweiflung, zu thierischer Arbeit eingeschmiedet, zu athmen, bis am schroffen Ufer sterbend, die Leiche des Abgeschiednen den lebenden Sünder vergiftet." Jenes ist nur physisches, dieses moralisches Absterben aus der menschlichen Gesellschaft, deren sich der reuige, gebesserte und geänderte Jüngling durch so manche schöne Tugend, durch die edelste Thätig- und Wirksamkeit wieder so würdig gemacht hat. Vielleicht ist auch eben deswegen Ruhbergs Beispiel nicht einmal so warnend und lehrreich, als der angeführte Kunstrichter glaubt. Wenn Strafe so die Gränzen überschreitet, wie hier: wenn eine einzige Handlung, ausgeübt in der Stunde der Verzweiflung, das ganze Lebensglük eines sonst edlen Jünglings zerstört, so hört auch die Warnung auf, zu der diese Strafe uns dienen soll. Wir sehen nur die Ungerechtigkeit des

Rich-

Richters, und schaudern vor seiner Tyrannei zurük; der Verbrecher scheint uns minder strafbar, blos seine Unterdrükung ist uns sichtbar, und seine That schwindet aus unsern Augen.

Das ist wenigsten gewis, Ruhbergs gräßliches Schiksal veranlaßt ganz allein die Nichtbefriedigung, mit der die Zuschauer, troz allen den grossen Schönheiten, die es hat, aus diesem Schauspiele gehn. Es ist ein herbes, peinliches Gefühl, das wir mit nach Haus nehmen, und wir sehnen uns schwerlich wieder, Augenzeugen der Todesleiden zu seyn, von denen dieser geängstete, gequälte, und mählich und mählich gemordete Martyrer der Ehrsucht, hier herum getrieben wird.

Ich lasse meinen Gewährsmann wieder das Wort nehmen: "Was sonst Plan, Karaktere, Situazionen und Dialog dieses Schauspiels betrift, fährt er fort, so zeigt sich der Verfasser darin überall seiner würdig. Nirgends Uiberspannung, sondern überall treue Darstellung. Selbst die Böswichter in diesem Stük, Bezanetti, Meyer und Rebel, so verächtlich sie sind, bleiben gleichwohl der Menschheit getreu. Die schlaue Manier, mit der sie einander

ander beizukommen wissen, um sich zu einem Zwek zu verbinden: verräth den scharfsinnigen Menschenbeobachter und Menschenkenner. Alle drei sind die neidischten, boshaftesten und niederträchtigsten Kreaturen, und doch sind diese Eigenschaften bei jedem, nach Nazionalkarakter, Erziehung und Temperament völlig verschieden ausgemahlt.„

"Die edlen Karaktere sind nicht minder mannigfaltig und vortreflich. Besonders ist Gräfin Louise ein ungemein anziehendes Gemälde weiblicher Liebenswürdigkeit. Rührend ist ihre süsse Schwärmerey, sanft bewegend das volle Gefühl ihres zärtlichen Herzens, erhaben die Aufopferung ihrer Leidenschaft, und heroisch ihr Lächeln, indes ihr Herz unheilbar blutet.„

"Ein kühner und neuer Gedanke des Herrn Iffland ist es, daß er gerade einen der interessantesten Karaktere dieses Schauspiels, die edle und sanfte Sophie, nur in der lezten Szene auftreten läßt. Demungeachtet ist sie jeder fühlenden Seele durch alles, was von ihr gesagt wird, und durch die Situazion, in die sie der Dichter gesezt hat, interessant. Und bei ihrer einzigen Erscheinung trift sie mit ihrem

Sprach-

Sprachlosen Schmerz, mit ihrem stummen Jammer tief das Herz. Sähen wir sie öfter, so würde ihr Unglük zu bitter und schwer auf unsre Seele fallen, aber so ist der Eindruk, den sie auf uns macht, milder. Wir weinen zwar auch über sie aus vollem Herzen, aber unser Gefühl empört sich doch nicht so heftig.„

So weit der Kunstrichter. Ich unterschreibe sein Urtheil, denn es ist beinahe wörtlich das meinige. Was ich noch hinzuzusezzen habe, betrift hauptsächlich den Grafen Meldenstein, dessen Erscheinung offenbar nicht in den Plan dieses Stüks gehört. Er ist eigentlich nur da, Lachen zu erregen. Zur Fortrükkung der Handlung thut er nichts, gar nichts. Dieser Zwek allein aber scheint mir eines Iffands unwürdig. Besonders, da er diesen Zwek schwerlich erreichen dürfte.

Eine so fade Narrheit, als diese gräfliche, wirkt mehr auf unsre Verachtung, als auf unser Zwergfell; und dadurch, daß er mit in das Komplott gegen den unglüklichen Ruhberg zu treten scheint, erstikt er vollends unsre Lachlust. Narrheit, zu der sich Schurkerei gesellt, kann keinem ehrlichen Manne nur ein Lächeln, viel-

weniger

weniger Lachen abgewinnen. Schurkerei
pöret, und Empörung ist ganz gegen die N
des Lachens. Hat nun gar Schurkerei so v
Kraft und Selbstständigkeit, als diese gr
Meldensteinsche; sieht Sünderphysiogn
so nüchtern, entnervt und Geistlos aus,
diese Hochadliche; produzirt sie sich so kried
und doch so Ahnenprunkend, spricht sie so sü
und doch so bettelstolz: so ist Lachen noch w
ger das Resultat, das sie hervorbringt, sie v
Ekel, und Ekel lacht nie.

Und warum muß denn im Schauspiel sch
terdings immer gelacht werden? warum
denn belehrender Ernst gar nicht mehr allein
der Bühne herrschen? Warum wollen denn s
unsre besten dramatischen Köpfe den Zwitte
schmak unsrer Publikums an diesem teufl
Mischdrama aufrecht erhalten, und, um ihr
befriedigen, die Harmonie ihrer Kunstwerke so
leigend zerstören? Würde, diesem Aftergesch
entgegen arbeiten, und die eigentliche, wa
Kunst wieder auf den Thron sezzen, nicht
ihrer Talente weit würdigerer Zwek seyn? I
sollt' es denken.

LII.

Am achtzehnten August: König Lear, Trauerspiel in fünf Aufzügen, nach Shakespeare, von Schröder.

So viel ich auch schon über dieses Meisterstük der Shakespeareschen Muse gesagt habe, so muß ich doch noch einmahl darauf zurükkommen, um ein eben so grosses Meisterwerk, Schröders Darstellung der Rolle des Lears zu entwikkeln. So schwer es nun auch ist, von einem solchen Werke der Kunst ohne Ausbrüche von schwärmerischer Bewunderung, ohne begeisterte Wärme, ohne eine Art lyrischen Ausdruks zu reden, so will ich doch versuchen, es so kalt und ruhig zu thun, als ein so verführerisches Thema es immer nur zuläßt; theils, um die Bescheidenheit des Künstlers zu schonen, theils, um die Wahrheit meiner Nachentwiklung desto einleuchtender zu bestätigen. Ich will also blos andeuten, was ich sah, blos wiedererzählen, was ich beobachtete; und es so dem Leser überlassen, die Entzükkungen zu verlautbaren, in die dieser Reichthum von Genie, Studium, Darstellungs- und Durchschauungskraft ihn versezzen muß. Jezt zur Erfüllung meines Versprechens.

Das

Das Trauerspiel Lear beginnt, wie bekannt, in der deutschen Bearbeitung nicht, wie im Originale. Die Theilung des Reichs ist schon geschehn, Kordelia und Kent sind schon verbannt. Die Leiden des alten Königs fangen also auch gleich mit seinem ersten Auftritt an. Was für einen höhern Grad von Wahrscheinlichkeit dadurch das boshafte Betragen von Gonerill und Regan gewonnen hat, hab' ich bereits gezeigt. *) Bei Shakespeare tritt es gleich nach der Reichsvertheilung ein, und die Klagen der Töchter über die Ausschweifungen des königlichen Hofstaates folgen ihr gleich auf den Fuß. Hier ist nach dieser Abtretung der Krone schon eine Zeit verflossen, und dadurch erhalten Gonerills und Regans Beschwerden von uns mehr Glauben, und mildern eben deswegen ihre harten Begegnungen. Alles, was nun erfolgt, ist mehr vorbereitet, geschieht weniger übereilt. Der Vater hat in diesem neuen Verhältnis mit seinen Töchtern nun schon eine Zeitlang gelebt, hat die Abnahme der Ehrfurcht gegen sich und seine Leute beobachtet, und also den

*) Dramaturgische Monate, erster Band. S. 157.

den ersten Saamen seiner Unzufriedenheit mit ihnen sammeln können. Er trägt die Kränkungen seines Ansehns, die Ausbrüche ihrer Undankbarkeit schon eine Zeitlang mit sich herum. Aber schwach und gut, wie er ist, traut er seinen Augen und Ohren nicht; kann diese Töchter noch immer nicht für so ausgeartet und Pflichtvergessen halten, bis ihr Betragen ihn völlig überzeugt, daß sein Argwohn leider! nur allzu gegründet ist; wo sein so lange verhaltner Unwille dann ohne alle Gränzen fürchterlich ausbricht. Dies zur Einleitung, Schröder beginnt.

Lear kömmt mit seinem Gefolge von der Jagd, im Anstande, Blik, Gang und Ton König. Sein Gang ist rüstig, sein Blik lebhaft, sein Ton fest. Aber der alte Mann ist doch sichtbar. Es ist Greisesrüstigkeit, Greisesfeuer, Greisesfestheit. Die frische Luft, die Bewegung, die Jagdlustbarkeit haben seine Nerven gespannt, sein Blut lebhafter in Umlauf gebracht, seine Glieder gestärkt; und so fühlt er eine Art neues Lebens, neuer Kraft in sich. Indes ist dieses neue Leben, diese neue Kraft nichts, als eine Wirkung der jezzigen Anspannung seiner Nerven. Das sieht man an der Hastigkeit, mit der

er alles begehrt, fodert und befiehlt; hört es an dem nicht immer feſt bleibenden, hier und da ſinkenden und ermattenden Tone ſeiner Stimme, der dem raſch in ihm flieſſenden Blute nicht nachkann; der nur dann voll und ſtürmend daſs hinſtrömt, wenn dieſe Nerven wieder geſpannt und ungewöhnlich gereizt werden.

Hiervon die nähere Auseinanderſezzung. Lears erſte Worte ſind Befehle. Man ſoll daſs Mittagswahl bereit halten. Luft und Bewegung haben ihn hungrig gemacht; und er will dies Bedürfnis auf der Stelle befriedigen. Da iſt der König. Seinen Begierden ſoll die Erfüllung, ſeinen Winken die That unverzüglich nachtreten. Wie er wünſcht, ſo ſpricht er auch, raſch und ſchnell hintereinander fort. Der verbannte und vermummte Kent tritt vor, und bietet ihm ſeine Dienſte an. Die fremde Kleidung und die fremden Töne, die er geborgt hat, machen ihn unkenntlich. Seine Art und Weiſe gefallen dem Könige, er nimmt ſeine Dienſte an. Die Leute, denen er die Anſtalten zum Eſſen aufgetragen, kommen nicht zurük. Er wird ungeduldig und giebt neue Befehle. Niemand im Pallaſt läſst ſich ſehen, daſs fällt ihm auf; auch

ſein

sein Narr nicht, er schikt nach ihm. Endlich erscheint einer von der Herzogin Leuten, er frägt nach seiner Tochter. Der, seinen, von Gonerill erhaltnen Befehlen, nur allzu gehorsam, zieht sich ohne Antwort zurük. Wild fahrt der beleidigte König über diese Impertinenz auf, befiehlt, ihn zurük zu rufen. Alles, was er sieht und hört, ähnelt einem Komplott. Heftig bricht er aus:

"Ich glaube, die ganze Welt liegt im Schlaf."
Als er nun gar vernimmt, daß der Elende nicht zurükkommen will, der sein Ansehn so empfindlich kränkte, so wallt sein Blut noch heisser auf. Aber die Bemerkung von der allgemeinen Abnahme der Ehrfurcht und Hochachtung gegen ihn im Pallaste der Herzogin, durch ähnliche Beobachtungen seiner Ritter bestätigt, schlägt seinen Zorn nieder, verwandelt ihn in drükkende, pressende Empfindung, die sich mit einem halbverhaltnen Seufzer in der Frage äussert:

"Ha! meynst du das?"

Diese Empfindung stimmt ihn ganz herab. Sich zu zerstreuen, will er seinen Narren sprechen. Er erkundigt sich von neuem nach ihm. Schon seit zwei Tagen hat er ihn nicht gesehn. Man

ſagt ihm, ſeit der Abreiſe der jüngſten Prinzeſſin ſey er ganz melancholiſch geworden. Das erinnert ihn an eine That, die er zu bereuen anfängt. Er ahndet das Unrecht, das er Kordelien gethan, ſchließt aus dem jezigen Betragen der in Liebesverſicherungen ſo Wortreichen Goneril!, daß er vielleicht gerade die von ſeinen Töchtern verſtoſſen hat, die ihn am aufrichtigſten liebt. Dieſe Ahndung liegt bang auf ihm. Er mag es nicht denken, daß ſie Wahrheit iſt, ſucht, ſie von ſich zu entfernen. Mit einer abwehrenden Bewegung des Arms, und mit dem Ausdruk des ſich, wider ſeinen Willen, ſeines Herzens bemächtigenden Gefühls, daß er ſich übereilt hat, ruft er:

„Nichts mehr hiervon! Ich hab' es wohl bemerkt.„

Erſt will er Goneril! ſprechen. Noch kann er ſie dieſes Grades von Undankbarkeit nicht fähig halten. Er giebt Befehl, ſie herbei zu rufen. Der elende Kerl aus dem Gefolge der Herzogin kömmt endlich mit Kent zurük und wiederhohlt ſein freches Betragen; verſagt dem armen gekränkten Manne den bei der Verſchenkung ſeiner Krone ausbedungnen Titel des Kö-

nigs;

nigs; giebt ihm durch die Benennung, der Herzogin Vater, zu verstehen, daß er hier nur die zweite Rolle spiele, daß sein Ansehn, sein Wille und seine Befehle, dem Ansehn, dem Willen und den Befehlen der Herzogin, seiner Tochter, nachstehen müssen.

"Der Herzogin Vater? des Herzogs Schurke,
du elender nichtswürdiger Bube!"

ist des beleidigten Königs Antwort, ausgesprochen mit allen Aufwallungen seiner gereizten Eitelkeit. Kent, in seinem Herrn mit beleidigt, züchtigt den Unverschämten, und Lears Zorn ist vorüber. Er dankt seinem treuen Diener und wendet sich zu dem Narren, der in diesem Augenblik eintritt.

Dieser verwaltet nun sein Lustigmacheramt, aber auf eine Art, die, statt seine königlichen Gönner aufzuheitern, sein Nachdenken nur noch fester an seine Lage fesselt. Es sind ernste, herbe Wahrheiten, die er unter der Maske des Spaaßes zu hören bekömmt. Er fühlt sie tief, und steht mit gesenktem, sinnendem Blik da; hält duldend und schweigend seinen Rükken der Geissel dar, mit der dieser Moralist in der Schellenkappe seine Thorheiten züchtigt. Nur wenig

Worte wirft er als Antwort hin, und mit einem Tone, dem man es anhört, daß der Sinn jener Stachelreden tief in seinem Herzen liegt.

Gerad' in dieser Stimmung tritt Goneril vor ihn hin, nicht, wie er hofte und wünschte, mit freundlichem, gefälligem Blikke, nicht mit dem Tone der Ergebenheit und des Gehorsams, nicht, als eine liebende, dankbare Tochter.

Ihr Blik ist finster und verdrießlich, ihr Ton hart und gebieterisch, nicht die Tochter, die Herzogin spricht zu ihm. Vorwürfe, Anklagen, Zurechtweisungen und Strafreden strömt sie über den guten alten Mann aus, droht und schreibt ihm vor. Mit stummer Betäubung hört er dies alles an, seine Augen ruhen auf Goneril, wie die Augen eines Träumenden, der sich nicht überreden kann, daß es Wahrheit ist, was um ihn vorgeht. Was sein Herz auch schon geahndet hat, was für Auftritte die Spöttereyen des Narren ihn auch erwarten liessen, dies überflügelt seine Ahndungen und Erwartungen. Seine erste Empfindung ist Wehmut. Mit gebeugtem Vaterherzen sieht er der Undankbaren in die Augen, die gesunknen Hände ineinander gefaltet. Es wird ihm schwer, seine Kränkung in Worte

zu

zu kleiden, und mit einem Tone, in dem mehr die verwundete Vaterliebe, als Bitterkeit sichtbar ist, frägt er:

„Bist du meine Tochter?„

Und da Goneril — wenig getroffen von dieser rührenden Frage — fortfährt, sein väterliches Ansehn zu kränken, der Narr obendrein durch seinen bittern Spott seine Empfindlichkeit reizt, so wird diese Wehmut heftige Aufwallung. Diese Aeusserungen gegen einen König und Vater von einer Tochter, der er das Leben gab, die durch ihn alles ward, was sie ist, sezzen ihn in ein erschütterndes Erstaunen. Dieses Erstaunen bemächtigt sich so sehr seines ganzen Wesens, daß er sich selbst nicht mehr kennt, daß er zweifelt, ob er noch ist, der er sonst war; daß er zu träumen, oder um seinen Verstand gekommen zu seyn, glaubt. Mit befremdendem Blik sieht er sich selbst, sieht er die Umstehenden an, fährt mit der Hand nach der Stirn und betastet sich. Seine Bewegungen und der Laut seiner Stimme karakterisiren den Menschen, der sich selbst, und was um ihn vorgeht, nicht begreift. Wie seine Ideen, drangen sich seine Worte:

"Kennt mich hier Jemand? Ha, dies ist nicht Lear! Hat Lear diesen Gang? Spricht er so? Entweder ist sein Gehirn geschwächt, sein Verstand in Todesschlaf gesunken. — Ha! wach ich? — Es kann nicht seyn. Wer kann mir hier sagen, wer ich bin?„

Es ist unmöglich, daß er der ist, der er zu seyn glaubt. Entweder irrt er sich in sich selbst, oder in der Person, die mit ihm sprach. Seine Tochter ist sie nicht. Es ist eine Fremde, die sich ihm in diesem Karakter unterschiebt. Starr sieht er sie an, und mit dem Ausdruk eines Menschen, der seinen eigenen Sinnen nicht traut, frägt er sie:

"Euren Nahmen, schönes Frauenzimmer.„

Goneril, statt mit seiner Schwäche Nachsicht zu haben, und das, was wahres in ihren Reden enthalten ist, zu einer gelegnern Zeit zu versparen, oder es wenigsten in einem mildern Tone zu sagen, fährt fort, ihn zurecht zu weisen, ihm vorzuschreiben, sein Ansehn zu beschränken. Sie klagt sein Gefolge als ein unordentliches, freches und ausschweifendes Volk an, das ihre Leute verführt, und ihr fürstliches Schlos in eine liederliche Schenke verwandelt. Sie dringt

daher

daher auf die Verminderung seiner hundert Ritter in funfzig, und droht, wenn er nicht in Guten einwilligt, Gewalt zu brauchen. Diese harte, unkindliche Erklärung schüttelt ihn ganz aus seiner Betäubung empor, sein Erstaunen wird stechende Empfindung, lodert in Zorn und Unwillen auf. Der Zorn stemmt seine Arme gen Himmel, der Unwille kehrt sein Gesicht von diesem unkindlichen Geschöpfe ab; jener sprudelt, begleitet von einer Geberde des Abscheus, in Worten der Entehrung von seinen Lippen, und macht ihn den Nahmen, Vater, verleugnen; dieser treibt und drängt ihn von der Seite eines die Stimme der Natur so laut höhnenden Kindes fort:

„Himmel und Erde! Sattelt meine Pferde; ruft meine Leute zusammen. Ausgearteter Bastard! Ich will dich nicht beunruhigen.„ Goneriils Gemahl, der Herzog von Albanien, kömmt. — Ihm wendet er sein Gesicht zu, frägt ihn, ob es auch sein Wille ist? Aber, ohne seine Antwort abzuwarten, giebt er neue Befehle, seine Pferde bereit zu halten. Es läßt ihn nicht mehr hier. Alles an ihm ist Streben: weg, weg von ihr! Die Tochter ist

aus seinen Augen verschwunden, er sieht in ihr nichts, als ein gräßlich aus den Grausen der Menschheit gewichnes Scheusal, das seine würgenden Klauen nach dem Leben ausstrekt, von dem es sein Leben empfing. Furchtbar ergreift ihn dieser schaudervolle Anblik. Er beißt die Zähne zusammen, und halbverbißne Töne schildern die blutenden Schmerzen, unter denen sein Vaterherz sich windet:

"O Undank, du marmorherziger Teufel, und wenn du dich in einem Kinde zeigst, scheußlicher, als ein Meerungeheuer!„

Er ist ausser sich. Umsonst sind Albaniens Bemühungen, ihn zu beruhigen, er hört ihn nicht. Allzu sehr haben die ihm wiederfahrnen Beleidigungen auf seinen alten, schwachen Kopf gewirkt. Sein Gehirn glüht, seine Nerven sind in Spannung, sein Blut strömt gewaltsam zu seinem Herzen. Gänzlich seiner unmächtig, herrschen blos seine Empfindungen, seine gereizten Leidenschaften; reissen ihn wild mit sich fort, und verrükken seine natürliche Bildung aus ihrer gewohnten Lage.

Kordelia steht wieder vor seiner zerrütteten Phantasie, und die Reue über ihre zu rasche

Ver-

Verbannung fällt mit Schlangenzahn sein Herz an. Bitter flucht er seiner Thorheit, gegen sich selbst läßt er seine Wut aus. Seine Muskeln schwellen, seine Augen blizzen, seine von innerlichem Ingrimm geballten Hände fahren züchtigend nach seinem rükwerts gebeugten, bebenden Haupt, und gebrochen, nur halb artikulirt, kreischt er auf:

"O Lear, Lear, Lear! Schlag an diese Pforte, daß sie deine Thorheit hinein, und deine Vernunft hinaus ließ!„

Diese lezte gewaltsame Behandlung seiner selbst, hat vollends sein Blut in die äusserste Gährung gebracht. Kochend und siedend steigt es in sein Gehirn, und treibt seine Empfindungen und Leidenschaften nun ganz über die Gränze der Natur. Er bricht in den gräßlichen und empörenden Fluch aus: "Höre mich, Natur!„ u. s. w.

So gräßlich und empörend nun auch dieser Fluch ist, so wird er doch dadurch Natur, so wirkt er doch dadurch, troz dem Schauder, den wir dabei empfinden, auf unser Herz, daß der Künstler ihn mit alle dem Ausdruk der empörten und ausser sich gesezten Menschheit ausspricht, der es allein wahrscheinlich machen kann, daß

unsre

unsre Natur dieser Ausartung fähig ist; daß der Künstler, mit den geflügelsten Tönen des Ausser-sichseyns alle diese fürchterlichen Verwünschungen ausstößt, und mit endlich erschöpfter Stimme in Thränen ausbrechend, Athemlos da steht. Ich will versuchen, ob ich von dieser Diktion eine Vorstellung in der Seele des Lesers erregen kann.

Sprudelnde, überfliessende Tiefgekränktheit karakterisirt die ersten Ausbrüche dieser fürchterlich feyerlichen Anrufung der Natur.

"Höre mich, Natur! Theure Göttin, höre einen Vater! Hemme deinen Vorsaz, wenn du dies Geschöpf fruchtbar machen willst! Banne Unfruchtbarkeit in ihren Schooß, und laß nie aus ihrem entarteten Leibe einen Säugling entspringen, der sie ehre.„

Dieses Sprudeln wird Schäumen, knirschendes, kreischendes Rachgeschrei.

"Muß sie aber gebähren, so erschaff' ihr Kind aus Galle, und laß es leben, sie, ohne Rast, mit unnatürlicher Bosheit zu peinigen. Laß es ihre Mutterschmerzen mit Hohngelächter, alle ihre Wohlthaten mit Verachtung erwiedern —„

Hier

Hier sinkt die in den Tönen der äussersten Wut erschöpfte Stimme, sie bricht; die Wut ergießt sich in Thränen, und mit halbstammelndem Laute setzt er hinzu:

„Damit sie es fühle, wie weit schärfer, als ein Schlangenbiß es ist, ein undankbares Kind zu haben.“

Ich bitte den jungen Künstler, diese Beschreibung nicht miszuverstehen, dieses Sprudeln, Schäumen, Knirschen und Kreischen nicht in die Geberde und den Ton eines Unglüklichen im Irrhause zu travestiren. Nicht jedes Ausserssichgesetztseyn ist geradezu Tollheit. Man kann wüthen für Leidenschaft, ohne gerade die Kette zu verdienen, und weinen für Zorn, ohne gerade, wie ein Rasender, zu heulen. Zu diesen Greueln der Nachahmung verirrt die Kunst eines Schröders nie. Seine Darstellung ist treu, ohne Empörung, und selbst der höchste Affekt wird bei ihm nie Klopfechtergrimasse, nie gichterische Verzükkung eines sterbenden Gladiators.

Die höchste Wut weint, besonders bei Weibern und Kindern; aus dem natürlichen Grunde, Ihre Nerven sind zu schwach, um eine solche Spannung lange auszuhalten. Sie erschlaffen, und

und Erſchlaffung der Nerven iſt immer die Mutter der Thränen. Bei Lear, am Geiſte ein Kind, und an Jahren ein Greiß, ſind alſo Thränen eine unausbleibliche Folge dieſer gewaltſamen Spannung ſeiner Empfindungen. Unaufhaltſam erleichtert die beſtürmte und bedrängte Natur ſich in dieſen Ergieſſungen des bis zur höchſten Höhe getriebnen Schmerzes. Aber, wenn ſie ſich nun ſo erleichtert, und durch dieſe Erleichterung neue Kräfte geſammelt hat, ſo reizen eben dieſe Thränen die erſchlafften Nerven zur deſto ſtärkeren Thätigkeit; die Spannung kehrt wieder, ſie werden ein brennendes Feuer, das die ganze Empfindlichkeit aufregt, und in bittere, verzehrende Galle ausartet. So iſt es auch in der Schröderſchen Darſtellung. Glühende Schaam über ſeine Unmännlichkeit färbt ſeine Wangen. Sein Unwille kehrt ſich wieder gegen ſich ſelbſt. Ausreiſſen möcht' er ſich die unmännlichen Augen, die über dieſe Ausartung der kindlichen Natur weinen können. Hohe Bitterkeit tönt daher aus den brechenden Akzenten ſeines vor Unmut beinahe berſtenden Herzens:

"Ihr alten, unmännlichen Augen, weint ihr jemahls

jemahls über dieſen Vorfall, ſo will ich mit dem Waſſer, das ihr verliert, Leim anfeuchten!„

Und, indem die Urſach dieſer Entehrung wieder in ſeine Phantaſie zurükkehrt, geht auch ſein Unwille wieder auf die undankbare Tochter über, die ihn ſo tief herabſinken ließ. Weg ſucht er ihr Bild aus ſeiner Seele zu drängen, und eilt fort aus der vergifteten Atmosphäre, in der dieſe Abart der weiblichen Natur athmet.

Er will ſich Regans kindlicher Pflege anvertrauen. Kent wird mit Briefen zu ihr abgeſchikt. So bald ſeine Leute fertig ſind, eilt er ihm nach. Der Sturm in ſeiner Seele iſt nun vorüber, Stille folgt ihm. Aber es iſt die fürchterliche Stille nach einem Erdbeben, wo der Gerettete über den Trümmern der Zerſtörung ſteht, und, wohin er ſieht, nichts als Ruin und Vernichtung erblikt. Ganz in das Gefühl der Undankbarkeit ſeiner Tochter verſunken, der er Krone und Zepter abtrat, nagende Reue in ſeinem Herzen, daß er ſein liebſtes Kind, Kordelien, verſtieß, weil ſie nicht heuchein konnte, tritt er, von dem Narren begleitet, noch einmahl in dem Pallaſte auf, wo ſeine ſanfte Natur, aus

ihrem

ihrem Gleise tretend, zur Tygerwut anschwoll
Ganz verlohren in seinen Gedanken, bemerkt e
kaum, was sein Begleiter, ihn zu zerstreuen
ihm vorplaudert, und beantwortet doch, Lieb' un
Güte im Ton, alle Possen, die er hervorbringt
Pressendes Seelenleiden liegt auf seinen abge
spannten Gesichtszügen verbreitet, der gebeugt
Dulder ist in jeder Miene sichtbar; und wen
der Satyriker in buntem Wams mit irgend eine
schneidenden Wahrheit sein Herz trift, so bezeug
ein tief aus der Brust steigendes O! wie schwe
sein Unrecht gegen Kordelien, und sein
blinde Leichtgläublgkeit gegen Goncrill sein
Seele belastet.

"Ich that meiner Kordelia Unrecht!„
jammert er mit dem weichen Akzent der Neue,
und mit zerrissenem Vatergefühl sich des kind
lichen Undanks wieder erinnernd, seufzt er bitter
wehmütig:

"Ich will meine Natur vergessen. Ein so
gütiger Vater!

Und nach einer Pause:

"Mir das mit Gewalt wieder zu nehmen!„

Mit überströmender Bitterkeit, die nahe an
Thränen gränzt, sezt er hinzu:

"Du

„Du Ungeheuer von Undankbarkeit!„

Sein angegrifnes Gehirn brennt, er hält mit zitternder Hand die Stirn. Die Bitterkeit wird zu einer langsam herabrinnenden Thräne. Aengstlich faltet er die zusammengekrämpften Hände; seine Augen sind voll unaussprechlichen Ausdruks blutig peinigenden Schmerzes, und mit schwankender, stammelnder Zunge haucht er das Jammergebet von seinem bebenden Munde:

„O laß mich nicht wahnwizzig werden, nicht wahnwizzig, gütiger Himmel! Erhalte mich bei gelaßnem Mut; wahnwizzig wär' ich nicht gern!„

Ergreift dann, als er hört, daß die Pferde zur Abreise bereit sind, die Hand des Narren und geht.

Goneril benachrichtigt Regan von allem, was vorgefallen ist; diese, dem Besuche des Königs auszuweichen, reißt schleunig zu dem Grafen Gloster ab. Kent muß ihr folgen. Ein Streit mit Gonerills Haushofmeister, zu dem der Eifer für seinen Herrn ihn hinreißt, bringt ihn auf Befehl des Herzogs von Kornwall, Regans Gemahl, in den Stok. Unterdes kömmt Lear, von seiner Tochter Abreise be-

reits unterrichtet, gleichfalls in Glosters Burg an. Das erste, was ihm hier aufstößt, ist sein treuer Diener im Stok. Diese Beleidigung von seinem Schwiegersohne prophezeit ihm nichts Gutes. Hoch schwillt sein Herz auf; aber noch unterdrükt er seinen Unmut, läßt durch Gloster seine Ankunft melden, und verlangt, Regan und den Herzog zu sprechen. Sie wollen ihn nicht sprechen, wenden Krankheit und Ermüdung vor. Nun kann er sich nicht länger halten, er besteht auf seinem Willen. Der gute Gloster, einen schlimmen Auftritt ahndend, erinnert ihn an Kornwalls feurige Gemüthsart. Das bringt ihn vollends auf. Der ausgelassenste Zorn sprudelt und sprüht von seinen Lippen:

„Rache, Pest, Tod, Verderben! Feurig, feurige Gemüthsart? — Der König will Kornwall sprechen, der Vater will seine Tochter sprechen; befiehlt ihnen, zu gehorchen; hast du das ihnen gesagt? Mein Blut und Leben! Feurig? der feurige Herzog? Sag dem feurigen Herzog — ich — „

Seine erschöpfte Natur hält indes diese Heftigkeit nicht lange aus. Die Weichheit seines

Karakters tritt wieder ein. Vielleicht sind sie wirklich krank. "Krankheit verabsäumt immer alle Pflichten, an die unsre Gesundheit gebunden ist; wir sind nicht mehr wir selbst, wenn die unterliegende Natur der Seele mit dem Körper zu leiden befiehlt. Er will Geduld haben, will nicht die Laune eines Kranken dem Gesunden zur Last legen." Aber Kents schimpflicher Zustand entwafnet seine Toleranz wieder. Dies Verfahren überzeugt ihn, daß ihre plözliche Entfernung vom Hause nur ein böser Kunstgrif ist. Er will Rechenschaft. Sie sollen kommen, den Augenblik. Er wird wieder ganz König, der gebietende, despotisch wollende König, zürnend, Tod und Verderben in seinen Händen:

"Heiß sie kommen und mich anhören, oder ich will vor ihrer Kammerthür die Trommel schlagen, bis sie ruft: schlaft euch zu Tode!"

Kornwall und Regan kommen endlich und heucheln freundliches Willkommen. Sein leicht getäuschtes Vaterherz nimmt diese Heucheley für Wahrheit. Sanft gerührt tritt er zu der bessern Tochter hin, nimmt liebend und Gütevoll ihre Hand, beklagt sich mit der schmelzendsten Wehmut über Gouerills Grausamkeit, hofft

bei ihr Entschädigung. Und, als Regan ihrer Schwester Betragen nicht nur entschuldigt, es sogar gutheißt, ihm räth zu ihr zurükzukehren, sie um Verzeihung zu bitten: so ist auch da noch seine Stimmung weich und sanft; so ist er auch da noch, nur der bittende schmeichelnde Vater, der Kränkung und Dehmütigung von sich abzuwenden sucht:

"Ich sie um Verzeihung bitten? Bedenkst du, wie übel sich das schikken würde? Liebste Tochter, müßt ich sagen, vergieb mir; ich bekenne, daß ich alt bin; Alter hat wenig Bedürfnisse; auf meinen Knieen bitt' ich, laß mir Kleider, Betten und Nahrung zukommen!"

Nur über Goneril drükt seine Gekränktheit sich in Tönen des Zorns aus. Regan schilt er nicht. „Ihr wird er nie fluchen. Sie kennt die Pflichten der Natur besser, das Band der Kindschaft, die Gesezze der Dankbarkeit. Sie hat noch nicht vergessen, daß er ihr die Hälfte seines Königreichs schenkte." Von ihrer Liebe hoft er alles. Diese Hofnung mildert den Sturm seiner Seele immer mehr und mehr, er wird ganz Liebe, Duldung und Ergebung.

Selbst

Selbſt Gonerills unerwartete Erſcheinung, und die freundliche Aufnahme, die ſie von Regan erhält, reizt ſein Blut nicht mehr zu heftigen Aufwallungen. Ein rührendes Gebet an die Götter, ſich ſeiner anzunehmen, ein wehmütiges Erſtaunen, daß Regan ſie bei der Hand nehmen kann, ein tiefer Seufzer über ſein allzu feſtes Herz, das dieſen Anblik, ohne zu brechen, auszuhalten vermag, iſt alles, wodurch er ſeine Leiden laut werden läßt. Nur gegen die Zurükkehr zu Gonerill erklärt er ſich mit einiger Heftigkeit, aber ohne Zorn, ohne Sturm, nur lebhaft ſich ſträubend. Sogar Gonerills fortgeſezte Härte bringt ihn nicht auf. Bittend wendet er ſich an ſie, fleht ſie an, ihn nur nicht zum Wahnſinn zu treiben. Er will ſie gern nicht länger beunruhigen, nicht mehr mit ihr zuſammen kommen. Ungeachtet ihrer Grauſamkeit, nennt er ſie ſein Fleiſch, ſein Blut, ſeine Tochter; und mit peinigendem Vaterſchmerz einen Schaden in ſeinem Fleiſche, den er, wider ſeinen Willen, ſein nennen muß; eine Peſtbeule in ſeinem vergifteten Blute. Doch will er ihr nicht fluchen, ſie nicht verklagen bei dem alles Richtenden. Sie ſoll ſich beſſern, er will Ge-

duld haben, mit ſeinen hundert Rittern bei Regan bleiben. Und als auch dieſe ihn abweiſt, ihn erſt ſpäter hinaus, und dann nur mit fünfundzwanzig Rittern aufnehmen will, ſo ſind auch da nur Bitten alle ſeine Waffen gegen dieſe neue Empörung wider Pflicht und Natur. Seine Augen ſtehen voll Waſſer, ſeine Bruſt will ſpringen für Wehmut, beinahe der Sprache unfähig, ſteht er, völlig entwafnet, gebeugt, nnd Mutlos vor ihnen. Mit der Geberde und dem Ton eines Sterbenden redet er ſie an:

"Ich gab Euch alles! — Machte Euch zu meinen Beſchüzzerinnen, meinen Verpflegerinnen, mit dem einzigen Vorbehalt dieſes Gefolgs. (Mit ſtärker blutendem Herzen Regan zugekehrt.) Warum ſoll ich denn nur mit fünfundzwanzig zu dir kommen? Haſt du das geſagt, Regan?

Heruntergebracht, mürbe und weich nun, wie er durch dieſe gehäufte, ſich immer erneuenden Dehmütigungen und Kränkungen ſeines Königs und Vateranſehns iſt, muß ſelbſt die verabſcheute Goneril jezt wieder in ſeinen Augen gewinnen. Je tiefer Regan durch ihre lezte Erklärung bei ihm ſinkt, deſto höher ſteigt ihre Schweſter wieder.

der. So sehr er sich vorher gegen die Rükkehr zu ihr sträubte, lieber alles Obdach verschwören, gegen die Luft kämpfen, und ein Geselle des Wolfs und der Eule werden, so sehr er vorher lieber an dem Thron des feurigen Franzosen, der seine Kordelia, ohne Mitgift nahm, knien, und, wie ein armer Schildknapp, um eine Ritterzehrung bitten wollte: jezt will er ihr gern folgen. Sie gesteht ihm doch funfzig Ritter zu, noch einmahl so viel, als Regan, und liebt ihn also auch noch einmahl so viel.

Armer, unglüklicher Vater! Je mehr du dich demüthigst, desto höher schwillt der Frevel deiner entmenschten Töchter an. Ein vernichteter, bejammernswürdiger Bettler, stehst du vor ihnen, und unerhört schikken sie dich fort; sie versagen dir alles, auch nicht einen einzigen von deinen Leuten wollen sie dir lassen. Höhnend fragen sie dich, wozu du, neben den ihrigen, nur noch eines einzigen bedarfst?

So ist er nun um alles gekommen, herabgesunken zu einem armseligen, hülfsbedürftigen Bettler, der von den Almosen derer leben muß, die er reich machte. Das ist zu viel! Diese Verleugnung aller Pflichten des Gehorsams, der

Kindschaft und der Dankbarkeit richtet seine niedergeworfne Mannheit plözlich wieder auf. Noch einmahl wallt sie zu einer Flamme empor, wie der Strahl einer schon erlöschenden Feuersbrunst. Er hat geduldet, was er konnte, nachgegeben, so viel er vermochte. Aber länger hält der Faden seiner Geduld nicht, er ist zerrissen. Und doch hat er Geduld so nötig. — All sein Zorn ist zu ohnmächtig gegen die verderbliche Natur dieser Krokodille im Weiberrok. Nur von den Göttern darf er Kräfte und Waffen gegen ihre Bosheit erwarten. An sie wendet er sich, mit hochemporgehobnen, ausgebreiteten Armen, mit erschütterndem, durchdringendem, Himmel und Erde bewegendem Klag- und Jammergeschrei:

"Ihr seht mich hier, ihr Götter, einen armen alten Mann, vom Gram so niedergebeugt, wie vom Alter; in beider Absicht elend! Wann ihr es seyd, die dieser Töchter Herzen gegen ihren Vater empören: o so treibt euer grausames Spiel nicht so weit, daß ich es zahm, wie ein Thor, erdulde. Entzündet mich mit edlem Unwillen, laßt nicht weibische Waffen, Wassertropfen, meine männlichen Wangen beflekken!"

Und,

Und, indem er so in gebrochenen Tönen der Angst gegen diese Beflekkung seiner männlichen Wangen, gegen Thränen schreit, stürzen sie in brennenden Tropfen aus seinen Augen den grauen Bart herunter.

Aber mit Gewalt preßt er diese Ausbrüche seiner unmännlichen Schwäche zurük, spannt alle seine Fiebern zur Verleugnung der Vaternatur an. Bliz und Donner begeistern seine Wut. Sein Schmerz hat nun die Höhe erreicht, die unausbleiblich mit Wahnsinn enden muß. Schon steht er an der äussersten Gränze desselben, und so ist alles an ihm Schrankenlose Austretung aus dem Gleise seiner angebohrnen Natur.

„Nein, ihr unnatürlichen Unholde, ich will mich dergestalt an euch rächen, daß alle Welt — Ich will solche Dinge thun — was es seyn wird, weiß ich selbst noch nicht — aber die ganze Erde soll sich davor entsezzen! Ihr denkt, ich werde weinen? Nein, ich werde nicht weinen, ob ich gleich Ursach zum Weinen habe —„

Hier erstirbt seine Stimme, vom überwältigenden Gefühl seines Elendes, hingerissen. Kaum

noch vernehmbar, beben die folgenden Worte von seinen flehenden Lippen:

"Aber, ehe soll dies Herz in tausend Stükken brechen, eh' ich weinen werde."

Seine Hände drängen sich ineinander, er faltet sie wider seine Stirn, und stößt nun die lezten Jammertöne eines vollen Sichbewußtseyns seines Unglüks aus:

"O ihr Götter! ich werde wahnsinnig werden."

Dann stürzt er zum Pallast hinaus, hin, wo die zürnende Natur, gleich dem Aufruhr in seiner Seele, Verderben und Untergang droht.

Da steht er nun, eine wilde, unwirthbare Hayde seine Wohnung, der von verderbenden Dünsten schwangere Himmel sein Obdach, umheult vom Sturm, umrauscht vom prasselnd niederströmenden Regen, umhallt vom rollenden Donner, umleuchtet vom zerschmetternden Blizstrahl. Willkommen ist ihm dieser wilde Streit der gegeneinander kämpfenden Elemente. Er sieht sie als Werkzeuge der Rache erzürnter Götter an, und Rache glüht, tobt und wütet in ihm. Er sodert das Verderben auf, herzufahren über die verderbte Welt, denn seit jener Herabgesunken-

kenheit der moralischen Natur in seinen Töchtern, scheint ihm das ganze Erdenrund ein Sammelplaz unnatürlicher Laster, und das ganze Menschengeschlecht ein Gegenstand des Abscheus. "Überschwemmen sollen die Wolkenbrüche mit "verheerenden Wasserfluten die entartete Erde, "zerschlagen der Donner die dikke Ründung der "Welt, die ganze Form der Natur zerbrechen, "und auf einmahl alle die ursprünglichen Keime "zernichten, aus denen der undankbare Mensch "entspringt."

Ausgestossen von menschlichen Wesen, die seinem Herzen am nächsten lagen, entsagt er nun allen Ansprüchen auf menschliches Erbarmen und und Mitleid. Warum sollten die zürnenden Elemente seiner schonen? "Weder Regen noch Wind, "weder Donner noch Feuer sind seine Töchter. "Ihnen gab er keine Königreiche, nannte sie nie "Kinder, sie sind ihm keinen Gehorsam schuldig. "Speien also soll das Feuer, und seinen grauen "Bart sengen, strömen der Regen und sein weisses "Haupt erkälten. Ein armer, entkräfteter, verachteter alter Mann, giebt er sich gern ihrer "Wut Preis." Was er von seinen Töchtern gelitten hat, macht ihn unempfindlich gegen alles

andere

andere noch so lastende Ungemach. Nun er das überstanden hat, fühlt er sich stark genug, unter den Ruinen des zerstörenden Aufruhrs der Natur hinzusinken, und zu sterben.

So wie die erzürnte Natur ausser ihm, so ist die Natur in ihm Gährung und Tumult. Er tritt mit den zürnenden Elementen in Verbindung, wie sie zerstörend gegen einander kämpfen, so ringen auch in ihm Zorn, Haß und Rache. Aber diesen Wettkampf mit ihnen auszuhalten, vermag er nicht. Jeder gewaltsamen Anspannung seiner Empfindungen folgt immer Kraftlosigkeit; sein Zorn sinkt immer zur Weichheit, sein Haß zur Wehmut, seine Rache zum Mitleid herab. Bald giebt er sich der Vernichtung völlig Preis, bald zürnt er mit Donner, Regen und Sturm, daß sie sich so Erbarmungslos mit seinen grausamen Töchtern verbinden. Jezt ist es dumpfe Vergessenheit seines Elendes, und seiner selbst, was aus ihm spricht, dann wieder dämmerndes Bewußtseyn seines Jammers. Betäubung und Zusichselbstkommen, Unempfindlichkeit und Gefühl, wechseln miteinander in seiner Seele ab. In einem Augenblik hat er nur nur ein Herz für fremdes Unglük, in dem andern sieht er

nichts

nichts als sein eigenes. Wenn seine Begleiter, Kent und der Narr, sich mitleidig an ihm schmiegen, und ihn in eine nahgelegne Hütte ziehn wollen, so hört er sie mit rührender Dankbarkeit an, aber immer bleibt er, und läßt das Ungewitter um sich toben. Was sein Innerstes zerreißt, wirkt stärker auf ihn, als Sturm und Wetter von aussen her. Die Erinnerung an seine Töchter kömmt nicht aus seiner Seele, ihr Undank ist der herrschende Gedanke, der immer wiederkehrt, ihn nie verläßt. So oft der mit seiner ganzen Lebhaftigkeit vor ihn hintritt, stirbt auch seine Ermannung, seine Standhaftigkeit, seine Geduld. Welcher ergießt sich dann sein Schmerz. Selbst seine Aufwallungen von Zorn und Bitterkeit haben dann nur den Ausdruk des sanft verhallenden Jammers:

"Kindlicher Undank! Ist es nicht, als wenn dieser Mund diese Hand zernagen wollte, weil sie ihm Speise gereicht hat? — Aber ich will sie auch empfindlich strafen. Nein, nein, ich will nicht weinen. — In einer solchen Nacht mir die Thüren zu verschliessen. Stürme nur weiter, ich will es leiden! In einer solchen Nacht, wie diese. O Regan,

Goneril! euren alten guten Vater, deſ-
sen ehrliches Herz euch alles ab!„

Friſcher bluten dann die Wunden ſeines von dieſen Geiern zerfleiſchten Vaterbuſens. Mit Nahmenloſen Leiden krümmt er ſich unter den ſtechenden Schmerzen derſelben. Seine entahmete Mannheit zittert, darunter zu erliegen. Er dränget dieſe nagende Erinnerung von ſich weg, mit Tönen, die ſeine traurige Ahndung nur allzuſehr beſtätigen.

„O hier auf dieſem Wege liegt Wahnwiz;
ich muß ihm ausweichen.„

Der nakte Tom ſtürzt aus der alten zerfallnen Hütte hervor, in der Kent und der Narr ein Obdach für den unglüklichen Mann ſuchen. Mit durchdringendem Blik weilen ſeine Augen auf die elende, zerlumpte Geſtalt. Voll von dem einzigen und erſten Gedanken ſeines brennenden Gehirns, der kindlichen Undankbarkeit, erkennt er in dieſem Elenden einen Gefährten ſeines Unglüks, und hingeriſſen von der Sympathie, die den Elenden an den Elenden kettet, geht er auf ihn zu, und frägt ihn mit einem Akzent, der der erſchütterndſte Wiederhall ſeines eignen Jammers iſt:

„Gabſt

„Gabst du etwa deinen Töchtern alles, und bist nun so weit gekommen? — Wie? haben seine Töchter ihn so weit gebracht? — Konntest du nichts für dich behalten? Gabst du ihnen alles?„

Diese Vermuthung, bald in Uiberzeugung verwandelt, erfüllt ihn mit so überwallender Bitterkeit, daß er sich und seine eignen Töchter vergißt, nur für diesen fremden Jammer Gefühl hat. Zürnend und hochgereizt, stürmt er in die Verwünschung aus:

„Nun, alle rächenden Plagen menschlicher Uibelthaten fallen auf deine Töchter hinab!„

Furchtbarer, peinlicher, erschütternder, als je, wüthet jetzt das Gefühl kindlichen Undanks in seinem Herzen und Hirne. Aller Jammer des Lebens scheint ihm jetzt nur aus einer Quelle zu fließen, und jeder Unglückliche, der ihm aufstößt, ein gekränkter, gemißhandelter, verstoßner Vater. Er sieht einen halbnackten, halbwahnsinnigen, von Frost und Wetter zusammenschandernden Bettler, was kann er ihm, der, verbannt von seinen Töchtern, in einer kalten, stürmischen Nacht, selbst von Nässe und Kälte zittert, anders scheinen, als ein Geselle seines Elendes? Je mehr

er

er ihn anſieht, je mehr dieſer Jammervolle Anblik ſein ohnedem ſchon gebrochnes Herz bricht, jemehr überzeugt er ſich, daß nur kindlicher Undank den Menſchen ſo weit herunterbringen kann. Je feſter nun dieſe Uiberzeugung in ihm wird, deſto mehr bemächtigt ſie ſich auch ſeiner ganzen Denk- und Empfindungskraft, ſpannt alle ſeine Nerven fürchterlich an, und empört ſie zu dem gräßlichen Unfall, den er ſo lange ſchon ahndete, zum Wahnſinn. Zwar ſucht Kent ihn von dieſer, ſeinen armen Verſtand zu ſehr angreifenden Idee, durch die Bemerkung zurük zu ziehn, daß dieſer wahnſinnige Bettler keine Töchter hat. Verlohrne Mühe! Er gebietet ihm, zu ſchweigen. "Nichts, ſagt er, ſchreklich überzeugt, konnte die Natur zu einer ſolchen Niedrigkeit herunterbringen, als undankbare Töchter."

Edgars angenommener Wahnſinn bringt ſeine Uiberzeugung vollends zur Reife. Seiner Erfahrung nach, kann nur Kindes Undank die Werkzeuge des Denkens ſo zerrütten. Er fühlt, auch er wird werden, was dieſer Unglükliche iſt. Starr ſieht er ihn an, und je mehr ſein ſtierer Blik an ihm hängt, je mehr Aehnlichkeit mit ſeinem Schikſal, ſeinen Leiden und ſeinem Zuſtand

ſtand entdekt er an ihm. Er will ihm ganz ähnlich werden. In ihm ſieht er den Menſchen in ſeiner wahren Geſtalt, er will nichts beſſers ſeyn. Nakkend, wie er in die Welt kam, will er, was er noch vom Leben übrig hat, in derſelben vollenden. Der ihm noch gebliebne Uiberreſt von Vernunft, tritt nun völlig aus ſeiner Bahn. Seine Hände ſtreben, zu zernichten, was ihn über dieſen wahren, nakten Menſchen erhebt.

"Weg, weg du erborgter Plunder! Komm, knöpfe mich auf."

Er reißt ſeine Kleider ab. Ganz iſt ſein Verſtand nun hin, und nur die totale Naktheit fehlt ihm, um durchaus zu ſeyn, was der verbannte Edgar ſcheint.

Aber auch in dieſer Jammervollen Abweſenheit ſeiner Vernunft, bleibt die erſte Urſach derſelben immer die fixe Idee ſeines zerſtörten Gehirns. Regans und Gonerills Geſtalten umſchweben ihn. Bald ſieht er ſie, als kleine Hunde, ſich entgegen bellen, und ſtiert mit erlöſchender Sehkraft vor ſich hin, bald ruft er Fluch über ſie aus; bis endlich die ermattete Natur dieſe Spannung nicht länger zu ertragen

vermag, und ſeine betäubten Sinne zum ſtarren Schlaf einwiegt.

Ich habe hier nichts thun können, als den Ideengang des groſſen Darſtellers dieſer Rolle, im Geiſte ſeines Dichters, entwikeln. Durchaus die Geberde und den Ton beſchreiben, wodurch er dies alles verſinnlichte, iſt mir wenigſten unmöglich. So lebendig es vor meiner Seele ſteht, was er darſtellte, ſo fühl' ich mich doch unfähig, es dem Leſer deutlicher zu machen, als ich es gethan habe. Auch laſſen ſich die feinen, raſchen und Geiſtvollen Uibergänge ſeiner Geberde und ſeiner Dikzion ſchwerlich durch die Feder veranſchaulichen. Eher wollt' ich es für den jungen Künſtler durch mündlichen Unterricht, durch Deklamazion, durch Nachahmung deſſen, was ich beobachtete. Denn, ſo oft ich dieſe Rolle noch ſahe, trug meine Phantaſie immer ein treues Bild davon nach Haus; nicht der kleinſte Zug derſelben entwiſchte ihr. Während der Vorſtellung zwar vergaß ich faſt jedesmal den Schauſpieler, empfand mich nur immer als theilnehmenden Menſchen, und der Kunſtbeobachter hörte in mir auf. Erſt, wenn ich, Shakeſpeare in der Hand, rekapitulirte, was ich geſehn und gehört

hatte,

hatte, kam die Kunst des Darstellers bei mir in Anschlag: erst da studirt' ich den Künstler, und das Resultat dieses Studiums war eine Bewunderung, die mir noch kein Schauspieler in einem so hohen Grade einzuflössen vermochte. — Daß ich aber beraisonnirte, was mich zu einer solchen Bewunderung hinriß, daß diese Bewunderung Uiberzeugung, und Resultat einer genauen und tiefforschenden Prüfung war, das muß dem Kenner meine Zergliederung beweisen. Wem sie es nicht beweißt, nun, für den ist diese Zergliederung auch nicht, und Schröders Spiel würde es wahrscheinlicherweise eben so wenig seyn. Nicht jeder, der diesen Künstler fühlt, versteht ihn darum. Entwiklungen seines Spiels aber sind nicht für den bloßen Fühler, sondern für den Verstehen. Diesem wird daher, was ich bis jezt über seinen Lear sagte, verständlich genug seyn, wenn gleich dies Gesagte die Schröderſche Darstellung nicht so völlig veranschaulicht, als Selbstsehen es würde.

Ich komme zu den Szenen des Wahnwizzes. Auch in der Entwiklung dieses Theils der Schröderſchen Darstellung erwarte man von mir nichts, als Entfaltung seines Raisonnements, als

Andeutung der hervorſpringendſten Pinſelſtriche dieſes ſchauerlichrührenden, und bitterwehmütig auf unſre Empfindung wirkenden Gemäldes. Mehr kann ich nicht verſprechen, und faſt zweifl' ich, daß ſich hier mehr thun läßt. Darſtellungen dieſer Art können durch Worte nur ſehr wenig verſinnlicht werden, und ſelbſt die möglichſt verſinnlichſte Beſchreibung derſelben, bleibt noch immer weit hinter der Sache ſelbſt zurük. Darum auch keinen Verſuch, das Unmögliche möglich machen zu wollen. Die dramaturgiſche Kunſt hat ſo gut ihre Gränzen, wie jede andere; und über ſie hinausſchreiten, iſt Ignorantenpfuſcherei, deren ich mich nicht ſchuldig machen will. Ich fahre fort.

Lears unglüklichſte Stunde hat nun geſchlagen. Seines Verſtandes völlig beraubt, ſchwankt er auf dem Felde herum, gleich erſchöpft am Leib' und am Geiſte. Seine Geſichtsbildung iſt zerriſſen, Schlafheit und Seelenabweſenheit in jedem Zuge ſichtbar. Seine Augen haben nur einen Ausdruk, den Ausdruk dumpfer Fühlloſigkeit. Sein Leib hängt vorwärts, ſeine Arme ſind ohne Kraft, und ſein Gang entnervt und unſicher. Seine verworrene Phantaſie ſchwärmt

in den entlegenſten und entgegengeſezteſten Regionen herum; ſpringt von einer Vorſtellung auf die andere, wechſelt alle Augenblik, und taucht ihren Pinſel in die bunteſten Farben. Aber immer ſind ſeine verlohrne Königswürde und die Mißhandlungen ſeiner Tochter die regſamſten Vorſtellungen dieſer wahnwizzigſchwelgeriſchen Phantaſie. Noch immer leben und weben ſie darin mit ihrer ehmahligen Lebhaftigkeit, und ſo oft er auf ſie zurükkömmt, ſcheint auch eine Art Sichbewußtſeyn in ihm wiederzukehren. Seine Sprache geht dann aus ihrer dumpfen Fühlloſigkeit in einen Laut über, der eine ferne Nüanze von Empfindung hat. Er ſpricht weicher, ſanfter, rührender. Aber wohl gemerkt, es iſt nur eine Art Sichbewußtſeyn, nicht wirkliches, nur eine Nüanze von Empfindung, nicht Empfindung im eigentlichen Sinn. Immer karakteriſirt ſie noch eine gewiſſe Dumpf- und Abgeſtorbenheit. Nie wird ſeine Sichbeſonnenheit völliges Erwachen; es iſt eine Gattung Nachtwandlerthätigkeit, die immer Schlaf bleibt, ob er gleich, wie ein Wachender, zu handeln ſcheint. Durchkreuzen aber andere, auſſer den Gränzen ſeines Unglüks liegende Vorſtel-

lungen sein Gehirn, so verräth Ton und Geberde völlige Abwesenheit. — Alles, was er dann sagt und thut, hat die Physiognomie kalter Stumpfheit. Starrheit und verzerrtes Lächeln blikken dann aus seinen unverrükt auf einen Flek hingerichteten Augen, aus seinen abgespannten Gesichtsmuskeln. So ist es in der folgenden Rede, wo eine Idee die andere jagt, ein Bild das andere verdrängt, wo seine irre Vernunft die entferntesten Dinge paart, und die äussersten Enden menschlicher Ideenfolgen zusammenknüpft:

"Nein, sie können mir des Münzens wegen nichts thun; ich bin der König selbst. — In diesem Betracht ist die Kunst über die Natur. — Hier habt ihr euer Handgeld. — Der Kerl trägt seinen Bogen, wie ein Krähenverscheucher. — Spannt mir eine Elle. — Seht, seht, eine Maus! — Still, still! hier ist mein eiserner Handschuh; ich will ihn gegen einen Riesen versuchen. — Bringt die braunen Helleparden herauf! O schön geflogen, Vogel! Im Schwarzen! im Schwarzen. Heyda! wie heißt das Wort? — "

Abgeänderter und wechselnder aber sind Ton und Geberde in der nun folgenden Wiedererinnerung an Regan und Gonerill. Anfangs zwar ist auch hier noch, den stärker strikten Blik, und das schneidendere Lächeln um den Mund herum, abgerechnet, die vorige Dumpf- und Schlafheit in seinen Gesichtszügen und dem Laut seiner Stimme Karakteristik seines Wahnwizzes, wenn er beginnt:

"Ha! Gonerill! Regan! — Mit einem grauen Barte! Sie schmeichelten mir, wie Schooßhunde, und sagten mir, ich hätte graues Haar in meinem Barte, ehe noch das schwarze da war. Ja und Nein zu allem zu sagen, was ich sagte! Ja und Nein zugleich — (mit einem leisen Kopfschütteln.) Unächte Münze!

Aber bald ändert sich Stimme und Geberdausdruk. Die erste wird weicher, der andere besonnener; er scheint aus seiner Dumpfheit zu erwachen:

"Als der Regen mich naß, und der Wind mich schaudern machte, als der Donner auf meinen Befehl nicht schweigen wollte, da fand ich sie, da spürt' ich sie aus!"

Nein, fährt er härter, feſter, haſtiger, dieſe Vorſtellung mit Kopfſchütteln und wegweiſender Hand von ſich ſtoſſend, fort:

"Nein, nein, ſie ſind nicht Leute, die ihr Wort halten; ſie ſagten mir, ich ſey alles; das iſt eine Lüge; ich bin nicht Fieberveſt."

Der blinde **Gloſter** mit **Edgar** in dieſer Szene gegenwärtig, erkennt den unglüklichen Mann an ſeiner Stimme. Iſts nicht der König? frägt er ſeinen Sohn. Dieſes Wort wekt in dem **wahnwizzigen Lear** die Königeidee wieder, und erfüllt **ihn ganz**. Daher der gröſſere Zuſammenhang in ſeiner nächſten Rede. Wie er den König denkt, denkt er auch ſein Königliches Anſehn; und wie er ſein Anſehn denkt, ſeine Gewalt über Leben und Tod. Seine ſchwärmende Phantaſie führt ſich einen des Ehebruchs bezüchtigen Verbrecher vor, den er richten ſoll, er ſchenkt ihm das Leben. Warum ſollt er der Zeugung nicht freien Lauf laſſen? Was haben ehlicherzeugte Kinder vor Baſtarden voraus? Unnatürlicher, als jene, treten ſie alle Pflichten des Bluts unter die Füße, das weiß er, das hat er erfahren. Siehe da, ſeine Töchter wieder! Aufſteigt ihr Bild vor ihm und mit ihm die

Idee zur Rache. Krieg heischt er gegen sie. — Zu diesen Krieg braucht er Soldaten. Mag die Wollust also verschweifen, so viel sie will, sie giebt ihm Krieger gegen die ausgeartete Brut, die ihn verstieß, und Elend und Jammer an den kleinen Rest seines Lebens kettete. — Diese traurige Vermischung von Vernunft und Wahnsinn, von Bewußtseyn und Abwesenheit, äussert sich in seiner bald zusammenhängenden, bald abgerißnen Diktion. Hier ist die Stelle:

"Ja jeder Zoll ein König. Wenn ich starr blikke, seht, wie das bebt, was mir unterworfen ist! Ich schenke diesem Manne das Leben. — Was war sein Verbrechen? Ehebruch? — Du sollst nicht sterben! — Nein; der Zaunkönig thut es, und die kleine vergoldete Fliege buhlt unter meinen Augen. Laßt der Zeugung freien Lauf; denn Glosters unehlich erzeugter Sohn war zärtlicher gegen seinen Vater, als meine ehlich erzeugten Töchter. Nur zur Uippigkeit, alles durcheinander! dann ich brauche Soldaten."

So rasch und aufeinander gedrängt diese Ideen durch seinen Kopf laufen, so springend und ge-

flügelt sie vor ihm vorüber hüpfen, so rasch und springend gehn sie auch über seine Lippen, nicht mit der Besonnenheit eines seines Verstandes mächtigen Mannes, aber mit Spuren davon.

Diese Ideen von König und Königsgewalt, von Richteramt über Leben und Tod, von Rache und Krieg gegen seine undankbaren Töchter, drängen sich allen andern Ideen seiner abentheuerlich herumschweifenden Phantasie vor. Auch nach dem entferntesten Absprunge kehrt sie zu diesen Vorstellungen wieder zurük. Ein Ritter, aus Frankreich von Kordelien zur Rettung des unglüklichen Königs abgesendet, kömmt nach England. Er sieht alle die Greuel bestätigt, von denen das Gerüchte zu seiner Königin kam, sucht den verstossenen, herumirrenden Vater auf, findet ihn, und bemüht sich, seinen gesunknen Geist durch Versicherungen von Kordeliens kindlicher Ergebenheit aufzurichten. Aber, nur mit Gonerill und Regan beschäftigt, achtet der nicht auf des Ritters Rede. Gefecht und Krieg, heimlichen Uiberfall brütend, faßt er des Abgesandten Hut, befühlt ihn prüfend mit sinnendem Auge, und mit einer Dehnung der Muskeln, die wie ein Lächeln aussieht:

"Die

„Die Figur dieſes Huts iſt ſehr gut. Das wär' eine herrliche Kriegsliſt, wenn man einen ganzen Trupp Pferde mit Filz beſchuhte. Ich will die Probe davon machen; und wenn ich dann meine Schwiegerſöhne und Töchter heimlich überfallen habe, — dann ſchlagt todt, todt, todt!„

Erhizt von dieſem Bilde, tönt ſeine Stimme, wie Feldgeſchrei. Aber die Arme, die dieſe Handlung ausdrükken wollen, ſinken entſtrikt und entnervt herab; er vermag nicht, ſie aufzuheben. Kraftlos fällt er den Rittern in die Arme, und wird ohnmächtig von ihnen abgeführt.

Man bringt ihn nach Dower. Hierher iſt ihm die zärtliche Kordelia zur Hülfe geeilt. Mit der kindlichſten Sorgfalt iſt ſie um ihn beſchäftigt, den biedern Kent, der ſeine wahre Geſtalt wieder angenommen hat, und einen Arzt an ihrer Seite. Bleich und entſtellt liegt der gemarterte König und Vater vor ihr in einem betäubenden Schlummer, die Folge der gewaltſamen Anſpannung ſeiner Gehirnfiebern. Kordeliens Leben einhauchender Kuß erwekt ihn. Matt ſchlägt er ſeine Augen auf. Der plözliche

Uiber-

Uibergang aus seinem vorigen traurigen, tumultuarischen Zustand in diesen heiterern, ruhigern, wirkt auf seine noch immer kranke Phantasie zu stark, als daß er dessen sogleich mächtig seyn sollte. Er kann nicht begreifen, nicht fassen. Schon glaubt' er in den Armen des Todes entschlummert zu seyn, und nun auf einmahl helles Tageslicht, um sich glänzende, freundliche Gestalten, mit Lieb' und Theilnahme auf ihn sehend. Aeusserst befremdet blikt er umher. Mit prüfenden Augen untersucht er sich selbst, betastet sich, und hält alles für Blendwerk, das ihn zu neuen Leiden wekt. Kordelia scheint ihm ein seliger Geist, lange weilen seine Augen auf ihr; dann schüttelt er den Kopf, faltet die erschlafften Hände, und nach einem langen Athemhohlen beginnt er endlich mit schwankender, zitternder Stimme:

"Ihr thut nicht wohl, daß ihr mich aus meinem Grabe nehmt."

Wehmütiger Kordeliens zärtlichem Blikke begegnend, fährt er fort:

"Du bist ein seliger Geist; ich aber bin an ein feuriges Rad gebunden, welches meine eigenen Thränen, gleich geschmolznem Blei, erhizt."

Ver-

Vergebens neigt die edle Tochter, ihre Arme ausbreitend, sich zu ihm herab, nennt ihn mit süssem Liebeshauch, Vater: er erkennt sie nicht. Noch immer ist seine Besinnungskraft weit, weit weg. Alle seine Gebärden bezeichnen das. Es ist ihm, als träum' er, als sey nichts wirklich, was um ihn vorgeht. Zwar empfindet er eine Art von Wohlseyn, aber sein so oft getäuschtes Herz traut dieser Empfindung nicht. Er fürchtet, zu erwachen aus diesem seligen Traum, und zittert davor. Diese Furcht verscheucht bald jene kleinen Anwandlungen von Wohlseyn. Und doch ist diese Ungewisheit, ob er wacht oder träumt? ihm peinlicher, als das Erwachen selbst seyn kann. Mit schwachen, entathmeten Tönen drükt er das Weh dieser Angstvollen Ungewisheit aus:

"Wo bin ich gewesen? Wo bin ich? Helles Tageslicht? Man macht mir greuliche Blendwerke. Ich würde für Mitleiden sterben, wenn ich einen andern in diesem Zustande sähe. Ich weiß nicht, was ich sagen soll. — Ich möchte nicht dafür schwören, daß dies meine Hände sind. Laßt sehen; ich fühle diesen Nadelstich. Ich

möchte

möchte wohl gewis wiſſen, was ich eigentlich bin.„

Mit aufgehabnen Händen, ſich zum Knieen vom Stuhl aufraffend, ſchwankt er Kordelien zu, mit dem ganzen Ausdruk der Sehnſucht nach Aufklärung dieſes ihn ſo ſchwer drükkenden Räthſels, in ſeinem Geſicht. **Kordelia**, äuſſerſt erſchüttert, hält ihn zurük, bittet um ſeinen Seegen. Ihr in Thränen gebrochner Ton bewegt ſanft ſeine Empfindung. Aber, der arme, unglükliche Mann traut noch immer ſeinen Sinnen nicht, obgleich, nach und nach, mehr Beſonnenheit in ihm aufdämmert. Ach! er hat zu viel gelitten durch Vorſpieglung kindlicher Sorgfalt. Wie könnt' er trauen? Sein Zuſtand ſelbſt vermehrt ſeine Zweifel. Nur zu gut fühlt er, daß es mit ſeinem Kopfe nicht iſt, wie es ſeyn ſollte. Und doch glaubt er ſich dann und wann ſeiner bewußt. Schmerzlich liegt dieſes Schwanken zwiſchen Seyn und Nichtſeyn auf ſeiner Seele. Mit einer das Innerſte unſres Herzens bewegenden Phyſiognomie des Jammers, wendet er ſich zu Kordelien, und leiſ' und ſanft ſchüttet er ſeine zweifelnde Seele vor ihr aus:

„O spotte meiner nicht! Ich bin ein thörichter, kindiſcher Greiß; achtzig Jahr und drüber; und, aufrichtig zu reden, ich fürchte, ich bin nicht recht bei Verſtande. Mich dünkt, ich ſollte euch, und dieſen Mann kennen. Und doch bin ich zweifelhaft. Denn ich weiß gar nicht, was das für ein Ort iſt; und, ſo viel ich mich beſinne, kenn' ich auch dieſe Kleider nicht; weiß auch nicht, wo ich dieſe Nacht Herberge genommen habe.„

Kordelia beugt ſich mit dem höchſten Ausdruk des Mitleids über ihn hin. Sein Blik faßt ſie ſtärker, ſein Herz ahndet, wer die holde, theilnehmende Seele iſt, die ſich ſo Liebevoll um ihn beſchäftigt. Die Natur klopft ſtärker, vernehmlicher in ſeiner Bruſt. Seine Arme breiten ſich aus, er umfaßt ſie, und mit dem ſchmelzenden Laute der ſiegenden Sympathie bricht er aus:

„Lacht nicht über mich, denn ſo wahr ich lebe, ich denke, dieſe Lady hier, ſey mein Kind, Kordelia.„

Das Liebevolle Geſchöpf ſtürzt zu ſeinen Füſſen. Ihre zitternden Arme umfaſſen ſeine Knie, ihre Lippen berühren ſeine herabhängenden Hände,

ihre

Thränen ſtrömen unaufhaltſam über ihn hin. Er fühlt das Feuer ihrer Umarmung, ihres Kuſſes, ihrer Thränen; fühlt, ſein Traum iſt Wahrheit, und vermag eine Weile nicht zu reden. Endlich wird ſeine Empfindung zur Sprache:

"Sind deine Augen naß? Ja, wahrlich!„

Jezt erinnert er ſich an ſeine Härte gegen ſie. Die verſtoſſene, verjagte Tochter iſt ſein rettender Engel, ſie, die ſich ſo ſehr über ihn zu beklagen hat, eilt ihm mit Troſt und Hülfe entgegen; weint Thränen der Liebe und des Mitleids auf ſeine dürre Hand. Das hat er nicht um ſie verdient. Grauſamkeit von ihr wäre Gerechtigkeit. Daher ſcheinen ihm auch ihre Thränen Vorwürfe. Er kann ſie nicht aushalten, und entzieht ſich ihren Umarmungen. Von ihren Händen will er gern den Tod empfangen, er wäre nichts als gerechter Lohn ſeiner Grauſamkeit gegen ſie.

"O ich bitte dich, weine nicht. Meine Grauſamkeit iſt ja Urſach deiner Thränen. Oder weinſt du aus Mitleid über meinen Zuſtand? — Nein, du kannſt nicht. Gieb mir Gift; ich will's trinken, dich ſegnen und ſterben. Ich weiß, du liebſt mich nicht,

kannſt

kannſt mich nicht lieben. Deine Schweſtern haben, wie ich mich erinnere, mir übel begegnet. Du haſt Urſach, ſie nicht.“ Durch dieſes wieder in ihm wachgewordne Gefühl der Vaternatur, wird er ſich ſeiner immer lebhafter bewußt, vermißt ſeinen Narren, erkennt ſeines alten Freundes, Kents, Züge wieder. Kent, in ſeiner Freude über des alten Mannes Wiederbeſonnenheit allzu voreilig, ſagt ihm, daß er und der treue Diener, Kajus, eine und eben dieſelbe Perſon ſind, und führt dadurch ſeine lange noch nicht wieder hergeſtellte kranke Phantaſie zu den traurigen Ideen ſeines vorigen Zuſtandes zurük. Sein Verſtand, noch viel zu ſchwach, vermag nicht, Kent und Kajus mit eins zu denken. Er ſieht ſie nur als abgeſonderte Perſonen, und da er den leztern nicht mehr ſieht, ſo wird ſeine Phantaſie von der Gegenwart ab, in die Vergangenheit hinüber gezogen, und ſo weicht ſeine Beſonnenheit auch wieder nach und nach. Der Arzt räth daher, ihn mit der Erinnerung an das Vergangne zu verſchonen, und ihm zu ſeiner völligen Erhohlung Zeit zu gönnen. Dieſer Rath wird befolgt. Man bringt ihn in ein anderes Zimmer.

Frankreichs Heere greifen nun die Heere von Albanien und Kornwall für die Rechte des alten Königs an. Aber, sie werden geschlagen, und Lear und Kordelia gefangen genommen. Der boshafte Edmund hat sogar einen Befehl zu ihrer Hinrichtung ausgestellt. Erschlagen im Zweikampf von Edgar, bekennt er es, mit dem Tode ringend.

Nicht ahndend, was ihm bevorsteht, hält der arme Gefangene seine gebeugte, unglükliche Tochter in seinen Armen, lächelnd dem Unglük, das ihn Rastlos verfolgt. Er drükt Kordelien, die zärtlichste der Töchter, an sein Herz, und hat nun weiter keinen Wunsch. Niemand, als sie, soll ihn den Rest seiner Jahre durch dies Leben begleiten. Herzlicher zieht er sie an seine Brust:

"Wir wollen immer hier bleiben. Das ist ja ein Gefängnis. Wir beide allein wollen singen, wie Vögel im Käficht. Wenn du mich um meinen Seegen bittest, will ich niederknieen, und dich um deine Vergebung bung bitten. So wollen wir leben, beten und singen, und uns alte Märchen erzählen, und von den geheimsten Dingen so zuver-

sichtlich reden, als ob wir Gottes Kundschafter wären.„

Sein durch diesen lezten Schlag von neuem nieder geworfner Verstand springt aber bald von diesen ruhigern Vorstellungen zu Gonerills und Regans Mishandlungen über. Bald sieht er sie vor das Gericht gestellt und verurtheilt, bald klagt er sie selbst an und spricht als Richter über sie. Kordelia, nicht vermögend, diese Verirrungen länger auszuhalten, wirft sich an seinen Hals und nennt ihn Vater. Er kömmt zu sich, hält die liebende Tochter fest in seinen Armen, ganz im süssem Vatergefühl ausströmend:

„Kordelia, meine Kordelia, hab' ich dich nun?„

Begeistert und hoch empor gehoben von den Ergiessungen ihrer kindlichen Liebe, ist Ton und Geberde bei ihm hoher Ausdruk väterliches Wonnegefühls:

„Wer uns trennen will, muß uns mit Feuer auseinander scheuchen.„

Die gedungnen Mörder dringen ein, Kordelien zu erdrosseln. Mehr erschrokken über ihres Vaters, als ihre eigne Gefahr, sinkt sie in Ohn-

macht. Wüthend entreißt er einem der Mörder das Schwert, und verwundet den, der der ohnmächtigen Tochter am nächsten steht. Albanien, Edgar und Kent zur Hülfe herbei eilend, verjagen die Mörder. Kent wirft sich Lear zu Füssen. - Aber er, Kordelien für tot haltend, stößt ihn zurük. Verzweiflung blikt aus seinen Augen, bebt aus seinen Gesichtszügen, raaßt aus den kreischenden Tönen seines zitternden Mundes:

"Verderben über Euch alle, Verräther, Mörder! **Kordelia, Kordelia**, bleib noch ein wenig!„

Mit erstikkender, fast erlöschender Stimme, wüthet sein Schmerz weiter!

"Sie ist dahin, auf immer dahin!„

Seine Hände wühlen in seinen grauen Haaren, mit erschütterndem Jammergeschrei erfüllt er die schauerlichen Wände seines Kerkers:

"Heult, heult, heult, heult! — O! ihr seyd Menschen von Stein, hätt' ich eure Zungen und Augen, ich wollte sie brauchen, daß des Himmels Gewölbe krachen sollten. — O! sie ist auf ewig dahin.„

Umsonst ist Kents Versicherung, daß sie lebt. Er stürzt über sie hin, lauscht nach ihrem Athem, und da er, in der Wut seiner Verzweiflung, auch nicht einen Hauch eines zurükgebliebenen Lebens bemerkt, nicht die kleinste Spur davon, sinkt er, selbst Athemlos, neben sie. Mit schon im Tode stokkender Stimme ruft er sein leztes Wehe:

„O du wirst nimmer wieder kommen, nimmer, nimmer, nimmermehr! O! O!„

Seine Freunde sind beschäftigt, ihm Luft zu verschaffen, sie knöpfen ihn auf. Er dankt ihnen; drängt sich dann näher an den vermeinten Leichnam, mit halb krampfhafter Bewegung auf sie hindeutend, die Bläſſe der Verwesung schon auf seinem Gesicht, Tod in den erlöschenden Augen, mit sterbenden, brechenden Tönen:

„Seht Ihr das? seht hierher, hierher auf ihre Lippen! Seht da! da!„

Er erstarrt dann mit berstendem Herzen zum Tode, und haucht seine leidende Seele an dem kalten Busen seines Lieblings aus.

So stellt Schröder seinen Lear dar. Sein Lob kann ich mir ersparen. Auch wüßte ich, voll von dieser Darstellung, wie ich bin,

wahrlich nicht, wie ich es beginnen ſollte; und, wie Leſſings Prinz ſo ſchön ſagt, man lobt den Künſtler nur dann erſt recht, wenn man über ſein Werk ſein Lob vergißt.

LIII.

Erklärungen über verſchiedene Wünſche, Anfragen und Gerüchte, die dramaturgiſchen Monate und ihren Verfaſſer betreffend.

In verſchiedenen mir ſehr ſchäzbaren Zuſchriften wird die Fortſezzung meiner dramaturgiſchen Monate gewünſcht. Der eine Theil dieſer Korreſpondenten, Schriftſteller und Künſtler, will ſie in der nehmlichen, der andere, Kunſtliebhaber, will ſie in einer veränderten Geſtalt. Die erſten ſagen: wir üben die Kunſt, Sie können uns alſo nicht genug damit beſchäftigen, darum bitten wir: Kritik der Schauſpiele, und Entwiklung wichtiger Karaktere, wie ſonſt. Die leztern erklären: wir folgen Ihnen zwar gern in Ihren Unterſuchungen, aber wir möchten mehr Abwechslung. Geben Sie uns Anekdoten, Biographieen, Epigramme. Und warum immer vom Theater? Sezzen Sie Ihre litterariſchen Fragmente fort, da giebt es Aufſäzze aus mehrern Fächern der Litteratur. Kleine Romane, Szenen aus ungedrukten Schauſpielen, Beurtheilungen wichtiger

Bücher

Bücher aus dem Fache der schönen Wissenschaften, wie in Ihren Anstellungen, Satyren in abwechselnden Formen: das wäre unsere Sache, und Sie sollten sehen, wie die Gäste an Ihrer litterarischen Tafel sich mehren würden.

Meine Antwort hierauf ist: ich werde meine Schrift fortsezzen. Diese Wünsche und Auffoderungen, bestätigt von öffentlichen Zeugnissen des Beifalls, sind mir zu schmeichelhaft, als daß ich nicht dankbar dagegen seyn sollte. Meine Hand also — ich fahre fort, und zugleich die Versicherung: mein Bestreben wird dahin gehen, Dichter, Künstler und Kunstliebhaber zugleich zu befriedigen. Die ersten sollen, wie bisher, Kritik der auf der hiesigen Bühne vorgestellten Schauspiele, doch nur der neusten und ausgezeichnetsten, und Entwiklung ihrer vorzüglichsten Karaktere; die lezten, Anekdoten, Biographieen, kleine Romane, Szenen aus ungedrukten Dramen, Rezensionen und satyrische Aufsäzze haben.

Dies für's erste. Von der nähern Einrichtung dieser Schrift mehr in einer besondern Ankündigung, die sowohl die Zeit, als die Art ihrer Herausgabe bestimmen wird.

Auf das gütige Anerbieten verschiedner ungenannter Korrespondenten, mir von den Bühnen ihres Aufenthalts unpartheiische und zuverlässige Nachrichten zu geben, erwiedr' ich, daß ich davon mit dankbarem Herzen Gebrauch machen werde, wenn sie mir erlauben wollen, nur so viel davon zu nuzzen, als

in meinen Plan taugt, und ich verantworten kann; wenn ihr Tadel nicht zu scharf, und ihr Lob nicht zu ausschweifend seyn; wenn es ihnen belieben wird, diese Nachrichten so einzurichten, daß die Kunst dabei gewinnt. Besonders würde eine, ohne zu beleidigen, authentische Geschichte des Geschmaks ihrer Publikums, mir sehr willkommen seyn. Durch die Erfüllung dieser Wünsche werden sie mich um so mehr verbinden, da das, was ich von ihnen zu lesen, bereits das Vergnügen gehabt habe, sie als fleißige und Sachkundige Beobachter ihrer Schauspieler und Zuschauer karakterisirt, so daß ihre Nachrichten, auf die gewünschte Art eingerichtet, meiner Schrift nicht anders, als zur Zierde gereichen können.

Die Anfrage, ob ich historische Berichte von gesellschaftlichen Bühnen gern aufnehmen würde? entscheid' ich, unter ähnlichen Bedingen, mit Ja. Wenn diese Nachrichten Beiträge zur Geschichte des Geschmaks und der Kunst sind, wenn sie die Darstellungstalente der vorzüglichsten Mitglieder solcher Bühnen entwikkeln, so werd' ich es als einen Beweis der Lieb' und Achtung aufnehmen, wenn man mich damit beehrt. Denn ich bin überzeugt, daß eine sich in der theatralischen Nachahmung übende Gesellschaft von geistig und körperlich erzogenen Personen, die wahre und eigentliche Kunst, und den Geschmak daran, mehr befördert, als eine grosse Anzahl der Herren und Damen, die Mers davon machen. Sie wissen nichts von Theaterdeklamazion und Theateranstand, nichts

nichts von den vielfältigen Unarten, die auf den eigentlichen Bühnen so oft der Menschennatur und Menschensitte gerad' ins Angesicht höhnen, und eins der schönsten Kunsttalente zum Seiltänzerfirlefanz herabwürdigen. Sie sprechen und geberden sich, wie Menschen, die Gott erschaffen hat, nicht wie Wesen, die ihm seine herrlichen Schöpfungen nachpfuschen; und so läuft der Dichter bei ihnen weit seltner Gefahr, sich und sein Werk, statt dargestellt, travestirt zu sehen.

Was die Uibungen junger Dichter für solche Bühnen betrift, so würde, anstatt, blos die Nahmen ihrer Versuche anzuführen, eine kritische Entwiklung des Plans, und eine Herausheburg der vorzüglichsten Szenen derselben, das Interesse dieser Nachrichten sehr erhöhen. Ich bitte also auch darum. Jedoch muß ich mir immer die Erlaubnis vorbehalten, nur dann Gebrauch davon zu machen, wenn sie mir wirklich Interesse für das Publikum zu haben scheinen.

Endlich muß ich noch ein paar Worte über verschiedene Gerüchte an den Mann bringen, die allzu sehr für meine schriftstellerische Fruchtbarkeit sorgen. Seit ich das Amt eines Dramaturgen hier übernommen habe, darf fast kein Aufsaz über das hiesige Theater in irgend einem Journal oder Kalender erscheinen, von dem ich nicht zum Verfasser gemacht werde. Ich bin überzeugt, daß diese Bereitwilligkeit, meiner Feder überall zu thun zu geben, gar aus keinen bösen und feindseligen Gesinnungen gegen

mich, sondern vielmehr aus einer gar zu guten Meynung von mir herrührt, die die Urheber dieser Gerüchte überredet, daß ich das Vergnügen, über die Hamburger Bühne zu schreiben, sonst keinem Menschen gönnen mag, als mir. Aber doch betheur' ich hiermit, daß man mir allzu viel Ehre erzeigt. Noch hab ich weder im Journal der Moden, noch in den Annalen des Theaters, noch im Theater-Kalender auch nur eine einzige Zeile eingesandt, die die hiesigen Schauspieler beträfe. Und man kann es für eine ausgemachte Wahrheit annehmen, daß auch künftig keine einzige Nachricht von diesem Theater, sie stehe, wo sie wolle, und überhaupt kein Aufsaz, der im Publikum erscheint, was auch sein Inhalt seyn möge, von mir herrührt, die oder den ich nicht durch meines Nahmens Unterschrift für meine Nachricht, mein Urtheil und mein Werk erkenne. Ich habe Mut, alles frei und öffentlich zu sagen, wovon ich mich überzeugt halte, und werde von mir anerkannte Wahrheiten nie durch Schleifwege unter das Publikum bringen. Wovon ich glaube, daß es gut und nüzlich sey, gesagt zu werden, dafür werd' ich allemahl mit meinem Nahmen bürgen. Ich bitte also die Urheber dieser Gerüchte deh- und wehmütig, mir künftig lieber weniger gut zu seyn, als durch diese allzu günstige Meynung von mir, mir Kinder aufzudringen, an deren Erzeugung ich, bei allem, was wahr und schön ist! so unschuldig bin, als ein eben erst gebohrner Säugling. Hamburg, im Dezember, 1790.

Inhalt.

49.

Verbrechen aus Ehrsucht, Schauspiel in fünf Aufzügen, von Iffland.

50.

Die Entführung, Lustspiel in drei Aufzügen, von Jünger.

51.

Bewußtseyn, Schauspiel in fünf Aufzügen, von Iffland.

52.

Schröders Lear.

53.

Erklärungen über verschiedne Wünsche, Anfragen und Gerüchte, die dramaturgischen Monate und ihren Verfasser betreffend.